

Jasmin Köhler

# Das Kannibalische

Eine liminale Alteritätsfigur um 1920

Königshausen & Neumann  
Studien zur Kulturpoetik, Band 30

Jasmin Köhler

—

Das Kannibalische

STUDIEN ZUR KULTURPOETIK

herausgegeben von  
Torsten Hahn, Annette Keck, Nicolas Pethes

BAND 30

Jasmin Köhler

# Das Kannibalische

Eine liminale Alteritätsfigur um 1920

Königshausen & Neumann



Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution 4.0 Lizenz (BY). Diese Lizenz erlaubt unter Voraussetzung der Namensnennung des Urhebers die Bearbeitung, Vervielfältigung und Verbreitung des Materials in jedem Format oder Medium für beliebige Zwecke, auch kommerziell. <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>

Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

Die Veröffentlichung wurde gefördert aus dem Open-Access-Publikationsfonds der Humboldt-Universität zu Berlin.

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

D 11 (Zugl.: Berlin, Humboldt-Universität zu Berlin, Sprach- und literaturwissenschaftliche Fakultät, Institut für deutsche Literatur, Dissertation, 2024, u. d. T.: *Das Kannibalische. Eine Figur des Wissens vom Eigenen und Anderen um 1920.*)

1. Auflage 2025  
Erschienen 2025 im Verlag Königshausen & Neumann GmbH  
© Jasmin Köhler

Verlag Königshausen & Neumann GmbH  
Leistenstraße 7, D-97082 Würzburg, Germany  
[info@koenigshausen-neumann.de](mailto:info@koenigshausen-neumann.de)

Umschlag: skh-softics / coverart  
Druck: docupoint, Magdeburg, Germany

<https://doi.org/10.36202/9783826090820>  
Print-ISBN 978-3-8260-9081-3  
PDF-ISBN 978-3-8260-9082-0

[www.koenigshausen-neumann.de](http://www.koenigshausen-neumann.de)



# Inhalt

I Einleitung	11
1 Was ist und seit wann gibt es Kannibalismus?	12
1.1 Die Vielgestalt des Kannibalischen	12
1.2 Anthropophagie, Sprache, Fiktion	15
1.3 Kannibalismus und Kolonialismus	17
1.4 Das Kannibalische als das „Andere“ europäischer Zivilisation	21
2 Dynamiken des Kannibalischen um 1920	23
2.1 Der 10. Januar 1920 und „Weimar Colonialism“	23
2.2 Kannibalisches in Kolonialrevisionismus und Rheinlandkampagne	29
2.3 Die Konjunktur des Kannibalischen als kulturreflexive Figur	36
2.4 Konturierung des Forschungsvorhabens	39
3 Das Kannibalische als liminale Alteritätsfigur um 1920	43
3.1 Was bedeutet „liminale Alteritätsfigur“?	43
3.2 Zum Aufbau dieser Arbeit	45
II Lektüren	49
1 Kannibalische Ursprungs- und Endzeitfiktionen	51
1.1 Sigmund Freuds <i>Totem und Tabu</i> (1912/13)	53
1.1.1 „[...] für den kannibalen Wilden selbstverständlich“	53
1.1.2 Das Primitivismus-Paradigma	57
1.1.3 Den Ursprung erzählen	62
1.2 Kannibalische Weltkriegsdiskurse: Dark Continents within Europe	68
1.2.1 Kannibalische Potenzialität bei Freud	68
1.2.2 Kannibalische Kriegsrhetorik	72
1.2.3 Sigmund Freuds <i>Zeitgemäßes über Krieg und Tod</i> (1915)	76
1.2.4 Alfred Döblins <i>Der dreißigjährige Krieg</i> (1919)	80
1.3 Wilhelm Lamszus' <i>Das Menschenschlachthaus</i> (1912)	82
1.3.1 „Bilder vom kommenden Krieg“	82
1.3.2 Vom Schlachtfeld zum Schlachthaus	85
1.3.3 Prophetisches Sprechen vom „Großen Khan“	90
1.4 Schlussbemerkung	93
2 Hunger und Aufruhr. Die kannibalische Masse	97
2.1 Das Kannibalische im Massen- und Revolutionsdiskurs	100
2.1.1 Berichte von der Französischen Revolution	100
2.1.2 (Anti)revolutionäre Massenerliteratur um 1920	103
2.2 Das Jahrzehnt der Ernährungskrisendiskurse	108

2.2.1	Hans Spieß: „[...] ists Fleisch“?	108
2.2.2	Starvation Anxieties, Pollution Anxieties	113
2.2.3	„The meat we dont' eat“: Hunger und Hungeranthropophagie	117
2.2.4	Berichte von der Hungersnot in Sowjetrußland 1921/22	121
2.3	Kannibalische Massendiagnostik	124
2.3.1	Helenefriderike Stelzners <i>Psychopathologisches in der Revolution</i> (1919)	124
2.3.2	Ausgezehrte Massen	128
2.3.3	Reizhunger und Suggestibilität der Massen	131
2.3.4	Gerücht und Gericht	134
2.4	Schlussbemerkung	136
3	Kannibalismus vor Gericht	
	Theodor Lessings <i>Haarmann. Die Geschichte eines Werwolfs</i> (1925)	139
3.1	Den Kannibalen zum Sprechen bringen	143
3.1.1	Kannibalische Presse	143
3.1.2	Verdacht ohne Beweise, Geschwätzigkeit ohne Geständnis	145
3.1.3	Nichtfeststellbarkeiten des Inflationsmilieus	149
3.2	Lessings kannibalische Kulturkritik	154
3.2.1	Gerüchte und Volksmythen	154
3.2.2	Die Physiognomie des Werwolfs	156
3.2.3	Die Rede vom kannibalischen „Trieb“	159
3.2.4	Das „Haarmann-System“	161
3.3	Haarmann als Figur der Entdifferenzierung	166
3.3.1	Kannibalismus im Lustmorddiskurs	166
3.3.2	Homosexualität, Femität, Monstrosität	169
3.3.3	Paranoid Horror: Fleischzirkulation in Hannover	177
3.4	Schlussbemerkung	180
4	Kannibalismus zur Schau stellen	
	Franz Kafkas <i>[Menschenfresser]-Fragment</i> (1924)	185
4.1	Ungleiche Schausteller: Hungerkünstler und Menschenfresser	188
4.1.1	Hungerschau, Völkerschau, Kannibal:innenschau	188
4.1.2	Auftritt und Bezeichnung des Menschenfressers bei Kafka	195
4.2	Schaulust und Verdacht	198
4.2.1	Julius Stinde <i>Bei den Menschenfressern</i> im Panoptikum	198
4.2.2	James Cooks kannibalische Augenzeugenschaft	202
4.2.3	Aporien des Negativbeweises im <i>Hungerkünstler</i>	205
4.2.4	Gegenstandsloser Verdacht	210
4.3	Die Auffaltung der Menschenfresserfigur	211
4.3.1	Käfig / Bühne: Hungerkünstler, Menschenfresser, Rotpeter	211
4.3.2	Das rote Haar des Menschenfressers	214
4.4	Schlussbemerkung	218

5	Der Kannibale als Abenteuerheld	
	Artur Heyes <i>Hatako, der Kannibale</i> (1921/22)	221
5.1	„Von anderen Menschen weißt du nichts, als daß du sie essen kannst.“	224
5.1.1	Spectacle of the Other	224
5.1.2	Hatakos Bildungsweg zwischen Aufklärung und Abenteuer	227
5.1.3	Rassistische Festschreibung des Kannibalischen	230
5.2	Der Energiehaushalt des Kannibalen	235
5.2.1	Der Kannibale als Sportler	235
5.2.2	Hungern und Fressen	239
5.2.3	Rückfälle in den Hungerkannibalismus	241
5.3	Kannibalisches Bodybuilding. Eine Kompensationsfigur	244
5.3.1	Zur Kriegsverletzung	244
5.3.2	Pornografische Ausstellung von Rachekannibalismus	246
5.3.3	Der Askarikörper zwischen Fetisch und Funktion	251
5.3.4	Hatakos Regenerationsfähigkeit	254
5.4	Schlussbemerkung	258
6	Kannibalische Kritik	
	Linke Poots <i>Kannibalisches</i> (1919)	261
6.1	Die Speiseordnung der Nachkriegszeit	265
6.1.1	„[Z]um Entsetzen aller Hammel essenden Leser“	265
6.1.2	Die Märzkämpfe in Berlin-Lichtenberg 1919	268
6.1.3	Unfreiwillige Ohrenzeugenschaft	271
6.2	Linke Poot sieht Kleists <i>Penthesilea</i>	273
6.2.1	Küsse, Bisse, Worte. Zum kannibalischen Liebesdiskurs	273
6.2.2	Tragödienkritik nach dem Weltkrieg	278
6.2.3	Schlachtordnung und Schlachtopfer	282
6.3	Anthropophagie und Anthropemie	285
6.3.1	„Zum Kotzen“. Linke Poots Vomitio	285
6.3.2	Der Text als Krypta	289
6.4	Schlussbemerkung	292
7	Kannibalische Ökonomien	297
7.1	Hungriger Kapitalismus. Berta Lasks <i>Der Obermenschenfresser Weltkapitalismus und die Internationale Arbeiterhilfe</i> (1924)	301
7.1.1	„Ich verschlinge Hunderte zu einem Frühstück“	301
7.1.2	Kannibalische Kapitalismuskritik	306
7.1.3	Fresser und Oberfresser: Nimmersatte Inflationsfiguren	310
7.1.4	Internationalismus bei Lask	313
7.2	Hungrige Maschinen. Die Fleischfabriken Chicagos	316
7.2.1	Hermann Keyserlings <i>Reisetagebuch eines Philosophen</i> (1919)	316
7.2.2	„Chikago! [...] Die Hölle mit der offenen Klappe“	321
7.2.3	Die Disassembly Line	326



7.3	Hungrige Kriegstechnologie. Alfred Döblins <i>Berge Meere und Giganten</i> (1924)	331
7.3.1	Kriege und Massenbewegungen der Zukunft	331
7.3.2	„Il faut être Cannibale!“ Döblins Poetik der Einverleibung	336
7.3.3	Die Laboranlage	342
7.3.4	Biotechnologien der Wucherung	346
7.3.5	Kannibalische Stoffwechselarbeit	350
7.3.6	Das Ende der Gattungsordnung	352
7.4	Schlussbemerkung	357
III Fazit		361
Literaturverzeichnis		373
Quellen		373
Forschung		390
Personenindex		423
Dank		429

# Das Kannibalische



# I Einleitung

Essen ist wohl die direkteste Form der Weltaneignung. Menschen sind offene biologische Systeme: Unsere Nahrung ist ein Fremdkörper, der die Schranke zwischen dem Äußeren und dem Inneren unseres Organismus überschreitet, den wir verdauen und uns so zu eigen machen. Was die Grenze in das Systeminnere passieren kann, unterliegt biochemischen Gesetzen; was sie passieren darf, sozialen Regeln. Nahrung ist ein liminales Objekt: Sie steht tatsächlich, ganz stofflich, an der Schwelle (lat. „limen“) zwischen dem Anderen und dem Eigenen. Als ein Vorgang der Grenzüberschreitung ist die Aufnahme von Nahrung eine sowohl lust- als auch angstbesetzte Tätigkeit, die von zahlreichen kultur-, zeit- und situationsabhängigen Konventionen reguliert wird. Diese bestimmen, was wir als genießbar oder ungenießbar empfinden, was wir als Nahrungsmittel wahrnehmen, was und wie viel wir wann und wie mit wem essen.

Als *Fait social* weist also jede Mahlzeit über ihre biologische Notwendigkeit hinaus. Sie integriert den Einzelnen mit seinem individuellen Hunger und Appetit in eine alimentäre Gemeinschaft. Die „ungeheure sozialisierende Kraft“ des gemeinsamen Essens und Trinkens, so beschreibt es Georg Simmel im Jahr 1910, verwandelt „selbst dem Araber den eben noch todfeindlichen Fremden in einen Freund“.<sup>1</sup> Das gesellschaftskonstituierende Potential der gemeinsamen Mahlzeit hat – dies scheint in der Bemerkung Simmels halb unfreiwillig auf – eine Kehrseite: Alimentäre Fragen verweisen nicht nur auf stofflicher, sondern auch auf kultureller Ebene auf das Fremde, das Andere: Freundschaft mit dem „todfeindlichen Fremden“ zu schließen, ist für Simmel „selbst“ einer Figur möglich, die ihm so gesellschaftsfremd erscheint wie „de[r] Araber“. Essen ist eine politische Angelegenheit. So ist nicht nur der einzelne Organismus, sondern auch der Sozialkörper, was er isst: In ihrer Küche kann eine Gesellschaft ein Selbstbild ihrer kulturellen Identität präsentieren, ihren Entwicklungsstand und ihren Geschmack, ihren Reichtum und ihre Raffinesse.

Dass die falsche Küche und die falsche – die unreine, verbotene, wider-natürliche – Nahrung den:die Andere:n und den:die Feind:in kennzeichnet, zieht sich als roter Faden durch die Geschichte der politischen Rede. Die unter unzivilisierten Wilden praktizierte Menschenfresserei als Topos des europäischen Kolonialismus ist hier gewiss das eindrucklichste Beispiel. So ist es wenig erstaunlich und auch der literaturwissenschaftlichen Forschung längst bekannt, dass die Anthropophagie in den „großen Werken der Weltliteratur“ „gar nicht so randständig“ ist, wie es ihre „extreme Gräßlichkeit“ zunächst vielleicht vermuten lassen könnte.<sup>2</sup> Meine Arbeit interessiert sich für diese

---

1 Simmel [1910], S. 141.

2 Fulda (2001a), S. 7.

Texte über falsches Essen. Sie untersucht die polemischen und kulturellen Diskurse um jene Speise, die dem Menschen wie keine andere untersagt ist: das menschliche Fleisch. Im Zentrum dieser Studie steht die Figur des Kannibalischen und ihre Funktion bei der Aushandlung von Eigenem und Anderem in der Literatur.

Als im Jahr 1920 mit Inkrafttreten des Versailler Vertrags Deutschlands postkoloniale Zeit anbricht, ballt sich um dieses Jahr ein neu artikuliertes Interesse am Kannibalischen. Dieser nicht zufälligen Koinzidenz wird meine Arbeit nachgehen. Das Kannibalische und die Kannibal:innen werden sich als ausgesprochen vielseitig erweisen: als Figuren paranoiden Horrors, als rassistische Schreckgestalten oder als Witzfiguren, als menschenfressende Maschinen, Inflationsmonstren, posthumane Hybridwesen, Bot:innen der Apokalypse, Sportler:innen, Verbrecher:innen oder Kritiker:innen. Stets funktioniert dabei der:die Kannibal:in bzw. das Kannibalische als ästhetische und zugleich politische Figur. Das Kannibalische ist eine liminale Wissensfigur: des Wissens vom Innen und Außen, vom Selbst und Anderen, von Kultur und Barbarei, von Identifikation und Abstoßung. Und es ist immer zugleich eine Figur, die in ihrer Missachtung von Körpergrenzen genau diese binären Dichotomien angreift, anfrisst und prozessiert.

## 1 Was ist und seit wann gibt es Kannibalismus?

„Kannibalismus“, „Anthropophagie“, „Menschenfresserei“: Wenn Menschen Menschen essen, ist der sichere Boden der Zivilisation verlassen. Die Anthropophagie ist eine seit der Antike tradierte Alteritätsfantasie europäischer Gesellschaften.<sup>3</sup> Sie markiert einen Extrempunkt der Zivilisationsferne. In zeitlicher, räumlicher und sozialer Hinsicht ist der:die Kannibal:in stets der:die Andere:<sup>4</sup> Kannibalische Praktiken unterstellt man den Urmenschen tief in der Vergangenheit, den Wilden in fremden, entlegenen Gebieten der Erde und den sozial Abweichenden: Verbrecher:innen und psychisch Kranken.

### 1.1 Die Vielgestalt des Kannibalischen

Will man sich in der Kannibalismusforschung erste Orientierung verschaffen, so wird schnell klar, dass hier eine große Vielfalt an Disziplinen und Perspektiven beteiligt ist: die Philosophie, die Anthropologie, die Ethnologie, die Postco-

---

3 „Alterität“ leitet sich ab von lat. „alter“ = „der eine, der andere von zweien“.

4 Das „Andere“ verstehe ich als Produkt eines fortlaufenden Othering-Prozesses. Zur Produktion des Anderen vgl. z.B. Edward Saids *Orientalism* (1978) und Gayatri Spivaks *The Rani of Sirmur* (1985).

lonial Studies, die Psychologie, die Psychiatrie, das Strafrecht, die Geschichts-, Kultur-, Medien- und Literaturwissenschaften. Von „der“ Kannibalismusforschung lässt sich also nur schwerlich sprechen, zu stark divergieren die Auffassungen des Gegenstandes und die Zugriffe auf ihn. Hinzukommt, dass alles Wissen vom Kannibalischen einen starken Zeitindex trägt, der hier – Kannibalismus ist eine polemische Figur und die Kannibalismuszuschreibung voll politischer Sprengkraft – besonders schwer wiegt.

Möchte man dennoch etwas Ordnung in die anthropophagen Vorstellungswelten bringen und zugleich das Auge für die Vielgestalt des Kannibalischen schärfen, so könnte man sich zu Beginn bewusst machen, dass der „Tatbestand“ des Kannibalismus unterschiedlich eng gefasst werden kann: Sicherlich spricht man von Anthropophagie (altgriech. „anthrōpos“ = „Mensch“, „phagein“ = „essen/fressen“), wenn menschliches Fleisch verzehrt wird. Nicht weniger anthropophag ist gewiss auch der Verzehr von Haut, Knochen und Organen, doch schon das Trinken von Blut ist eher als eine (motivgeschichtlich traditionsreiche) Sonderform einzustufen. Und was ist mit den Mythen um Seelenfresser:innen? Was mit dem Trinken von Muttermilch, oralen Sexualpraktiken oder dem Abknabbern der eigenen Fingernägel?

Kannibalismus ist also gar nicht so einfach zu definieren. Weitergehende Differenzierungen lassen sich anhand des Objektes des Verzehrs treffen: Die Pädophagie (das Verzehren von Kindern) ist etwas anderes als die Androphagie (das Verzehren von Männern); oder auch anhand der Beziehung zum Objekt des Verzehrs: Die Patrophagie (das Verzehren des Vaters) bezeichnet etwas anderes als die Autophagie (der Selbstverzehr). Die literarische Tradition kennt so hochspezialisierte Varianten des Kannibalischen wie das thyesteische Mahl, bei dem einem Herrscher aus Rache die eigenen Söhne vorgesetzt werden; namensgebend war hier Thyestes, jener unglückliche König aus der griechischen Mythologie, dem in den Tragödien Euripides' und Senecas genau dies widerfuhr. In ethnologischen und anthropologischen Fachdebatten operiert man wiederum mit ganz anderen Kategorien, etwa der Unterscheidung von Exo- und Endokannibalismus: Ersteres bezeichnet typischerweise den (aggressiven) Verzehr im Kampf getöteter Feind:innen, zweiteres den (zärtlichen) Verzehr verstorbener Angehöriger, beispielsweise in Form der Totenasche.<sup>5</sup> Angesichts der Selbstverständlichkeit, mit der Kannibalismus oft mit einem geringen Kulturalisierungsgrad assoziiert wird, kann auch der kulinarische Modus niemals nebensächlich sein: Mit der Omophagie, dem rohen Verschlingen von Menschenfleisch, sind andere Vorstellungswelten verknüpft als mit einem kannibalischen Mahl, das nach den Regeln höchster Kochkunst aufwendig zubereitet wurde. Einen Sonderstatus nimmt bei all dem die Hungeranthropophagie ein; notge-

---

5 Vgl. z.B. Lévi-Strauss [1955], S. 382; Lévi-Strauss [1993], S. 156.

drungener, unfreiwilliger oder auch unwissentlicher Kannibalismus ist offenbar anders zu bewerten.<sup>6</sup>

Das Kannibalische zerfällt also in eine Unzahl von Spezial- und Sonderfällen, oder, anders perspektiviert: Der Diskurs um das Kannibalische hat eine Unzahl an Spezial- und Sonderfällen hervorgebracht. Ob päd-, omo- oder autophag, profan,<sup>7</sup> rituell, sublimiert oder symbolisch, medizinisch<sup>8</sup> oder sexuell motiviert,<sup>9</sup> der Verzehr von Menschen durch Menschen lässt sich in ganz unterschiedliche Kontexte setzen und nach ganz unterschiedlichen Kriterien in den Blick nehmen. Wir begegnen der Anthropophagie wohl kaum jemals lebhaftig und doch kennen wir so viele ihrer Formen und pflegen beständigen Umgang mit ihr: in Imaginationen des Rohen, Wilden und Barbarischen, in der Science-Fiction und im Kino, in religiösen Erzählungen, Mythen, Göttersagen und Witzen; sie ist uns vertraut aus den Grimm'schen Kindermärchen und metaphorisch omnipräsent in unserer Sprache, besonders in der Sprache der Liebe.

Dabei zeigen die Textquellen vor allem eines, nämlich dass eine logische Unterteilung der Anthropophagie in distinkte Kategorien zum Scheitern verurteilt ist. Nicht selten vermengen die schilderungsfreudigen Quellen, hier Amerigo Vespuccis *Mundus Novus* (1504), etliche der eben genannten Dimensionen in unlogischer und doch ansprechender Weise:

„Sie schlachten ihre Gefangenen ab, und die Sieger verspeisen die Besiegten; denn Menschenfleisch ist bei ihnen eine ganz gewöhnliche Nahrung. Man kann das um so eher glauben, als ich gesehen habe, wie ein Mann seine Kinder und seine Frau auffraß. Ich kannte einen Mann,

---

6 Hungerkannibalismus gehört zur Topik der Naturkatastrophe und der politischen Ausnahme-situation. Man denke auch an in Kannibalismus mündende Verkehrskatastrophen wie den Flugzeugabsturz einer uruguayischen Rugbymannschaft in den Anden 1972 und Unglücke der Seefahrt, z.B. Théodore Géricaults Gemälde *Le Radeau de la Méduse* (1819).

7 D.h. Menschenfleisch wird schlicht zu Ernährungszwecken als ganz normales Lebensmittel konsumiert; vgl. z.B. Röckelein (1996), S. 17–18. Die Grenze zwischen profanem, „rein alimentären“ Kannibalismus und Hungerkannibalismus ist unscharf; vgl. z.B. Lévi-Strauss [1955], S. 382: „Zunächst müssen wir dabei [bei der Anthropophagie] von den rein alimentären Formen absehen, d. h. solchen, wo sich der Genuß von Menschenfleisch durch das Fehlen anderer tierischer Nahrung erklärt [...]. Vor dem Hunger ist keine Gesellschaft moralisch geschützt; die Not kann den Menschen dazu treiben, schlechthin alles zu essen“.

8 Z.B. wurden in der (post)paracelsischen Medizin kleine Dosen gemahlener Menschenmumie bis in das 18. Jahrhundert hinein als Heilmittel verabreicht; vgl. Pape (2001), S. 317–319. Mit Lévi-Strauss' *Siamo tutti cannibali* kann man auch in der heutigen Medizin z.B. die Organtransplantation als kannibalische Einverleibung eines anderen Menschen ansehen; vgl. Lévi-Strauss [1993], S. 157.

9 Etwa wird die Anthropophagie in Richard von Krafft-Ebings Katalog sexueller Perver-sionen angeführt; vgl. Krafft-Ebing [1886/1912], S. 79–82.

von dem man allgemein annahm, er habe dreihundert Menschen aufgefressen. Einmal war ich siebenundzwanzig Tage in einer Stadt, wo Menschenfleisch an den Häusern hing genauso wie bei und das Fleisch beim Metzger ausgestellt ist. Sie waren erstaunt, daß wir unsere Feinde nicht aufessen und ihr Fleisch als Nahrungsmittel schätzen; denn es sei, wie sie sagten, sehr gut.“<sup>10</sup>

## 1.2 Anthropophagie, Sprache, Fiktion

Angesichts dieser ungemeinen diskursiven Produktivität des Kannibalischen überrascht vielleicht der alte Topos vom unversöhnlichen Gegensatz von Anthropophagie und Sprache.<sup>11</sup> Mit der Anthropophagie einerseits und der Sprache andererseits sind zwei grundsätzlich unterschiedliche Möglichkeiten benannt, mit dem Gegenüber in ein Austauschverhältnis zu treten: annihilierende Inkorporation hier, sinnstiftende Kommunikation dort. Nicht zufällig erkennt man die Barbar:innen an ihrem unartikulierten Stammeln (altgriech. „bárbaros“ = „Stammler“, „Stotterer“). Ort dieses Konflikts von Anthropophagie und Sprache, den man auch als Konkurrenz von Bauch und Kopf akzentuieren könnte,<sup>12</sup> ist der Mund. Als Fress- und Sprechorgan ist er beides (wenn auch selten beides zugleich): einverleibende „Pforte für den physiologischen Stoffwechsel“ und mitteilende „orale Sprechöffnung des Gehirns“.<sup>13</sup>

In seiner Konkurrenz zur sprachlichen Verständigung erscheint der Kannibalismus als eine Figur des Unfriedens – und auch in akademischen Debatten hat er sich als ein ebenso streitbares wie umstrittenes Sujet erwiesen: Obgleich es unter Historiker:innen Konsens ist, dass es im Lauf der menschlichen Geschichte immer wieder zu Hungerkannibalismus kam, und auch für die jüngste Zeit einzelne kannibalische Handlungen zweifelsfrei dokumentiert worden sind (man denke etwa an die Performance Kunst<sup>14</sup>

---

10 Zit. n. der dt. Übersetzung in Kiening (2006), S. 120.

11 Vgl. z.B. Mattenklott (1997); Fulda (2001a), S. 14–17.

12 Vgl. Fulda (2001a), S. 15.

13 Mattenklott (1997), S. 471. Auch Hegel beschreibt „die doppelte Funktion“ des Mundes „einmal die unmittelbare Verwandlung der Speise in Gebilde des lebendigen animalischen Organismus zu beginnen und andererseits, im Gegensatz gegen diese Verinnerlichung des Äußerlichen, die in der Stimme geschehende Objektivierung der Subjektivität zu vollenden“; Hegel [1830], S. 117. Gilles Deleuze und Félix Guattari erkennen „eine gewisse Disjunktion zwischen essen und sprechen“; Deleuze / Guattari [1975], S. 29. Maud Ellmann spricht in *The Hunger Artists* (1993) von einer „eternal rivalry“ zwischen „words and food“; Ellmann (1993), S. 46.

14 Vgl. z.B. Theresa Schuberts Performance *mEat me* (2020): Die Künstlerin ließ sich ihren Oberschenkel biopsieren und das entnommene Gewebe in einem Labor zu einem Stück In-vitro-Fleisch züchten, welches sie am 06.02.2020 auf der Bühne der *Galerija Kapelica* in Ljubljana als Burger Patty zubereitete, selbst verzehrte und mit dem Publikum teilte.



oder an einschlägige Kriminalfälle<sup>15</sup>), bleibt die Frage nach der Existenz von Kannibal:innen und nach dem Realitätsgehalt entsprechender Erzählungen eine heikle: Die Kontroversen über die Stichhaltigkeit von Berichten oder „Beweisen“ habitualisierter kannibalischer Praktiken in nicht-europäischen Gesellschaften sind nicht abschließend beigelegt – wobei so drastische Beispiele europäischer Evidenzproduktion wie das Experiment, das James Cook 1773 vor der Küste Neuseelands an dort ansässigen Menschen durchführen ließ, bis heute guter Grund sind, kannibalischen Beweisführungen mit Skepsis zu begegnen.<sup>16</sup>

Eine postkoloniale Wende in dieser Diskussion vollzog sich bereits 1979 mit William Arens' Studie *The Man-Eating Myth*, die die Kannibalismuszuschreibung als eine strategische Self-fulfilling Prophecy von Europäer:innen zu dekonstruieren versucht. Im Anschluss wurde die Ubiquität des Kannibalismusvorwurfs im Koloniale Diskurs oft mit dem psychoanalytischen Konzept der Projektion erklärt: „Die koloniale Unternehmung, sich das Fremde anzueignen, wird auf einer wortwörtlichen Ebene auf die Bewohner dieses Landes projiziert.“<sup>17</sup> Der eigentliche Kannibale ist in dieser Betrachtungsweise nicht der:die koloniale Andere, sondern das sich die Welt einverleibende Projekt des europäischen Kolonialismus.

Entgegen der vorherrschenden Lesart behauptet Arens' *Man-Eating Myth* gar nicht, dass Kannibalismus per se Projektion oder Fiktion ist:

„[T]he idea of the cannibalistic nature of others is a myth in the sense of, first, having an independent existence bearing no relationship to historical reality, and second, containing and transmitting significant cultural messages for those who maintain it.“<sup>18</sup>

- 
- 15 Vgl. z.B. Armin Meiwes' viereinhalbstündiges Tatvideo aus dem Jahr 2001. Bei den Gerichtsprozessen gegen Meiwes, der auch als „Kannibale von Rotenburg“ bekannt ist, wurde diese Selbstdokumentation der Handlungen herangezogen.
- 16 „That the New Zealanders are Canibals can now no longer be doubted“; schrieb James Cook am 23.11.1773 in sein Reisetagebuch, nachdem er einigen Neuseeländer:innen an Bord der Resolution Teile eines Menschenkopfs als Speise vorsetzen ließ, nur um den Verzehr mit eigenen Augen beobachten zu können; Cook [1777], S. 294. Vgl. Obeyesekere (2005), S. 30–36; Moser (2005), S. 35–55; Stockhammer (2021), S. 116–125.
- 17 Hein (2016), S. 60, im Anschluss an Arens und Melanie Klein. Pointiert auch Hein (2014), S. 89. Zur Projektion vgl. auch Jurt (2002), S. 45, 49. Auch Susanne Zantops *Colonial Fantasies* führt im Index das Stichwort „Cannibalism [...] as metaphor for colonial relations [...]“ an; Zantop (1997), S. 287.
- 18 Arens (1979), S. 182. In der Nachfolge von Arens argumentiert z.B. Gananath Obeyesekere *Cannibal Talk* (2005), besonders deutlich S. 251–254 (= „Cannibalism and the Paranoid Imagination“), aber z.B. auch der deutsche Ethnologe Frank Erwin in seinem Aufsatz „*Sie fressen Menschen, wie ihr scheußliches Aussehen beweist ...*“ (1987), z.B. S. 218, 220. Eine gute, kritische Diskussion von Arens' Thesen und der Fiktionalitätsdebatte leistet z.B. Moser (2005), S. 23–35.

Dennoch ist die im Diskurs um Menschenfresserei schon seit dessen Anfängen im Raum stehende These von einer genuinen Fiktionalität des Kannibalischen nicht uninteressant, verweist sie das Kannibalische doch in den Zuständigkeitsbereich der Literaturwissenschaft: Die mindestens „suspendierte[] Realitätsreferenz“<sup>19</sup> aller Menschenfresserei macht sie zu einem für eine literaturwissenschaftliche Untersuchung so geeigneten Gegenstand. Es gibt „kaum ein Thema, das schon seit der Antike so stark zwischen Wahrheit und gut erzählter Lüge zu pendeln scheint“.<sup>20</sup> In dieser literaturwissenschaftlichen Arbeit kann und soll es jedenfalls nicht um faktischen Kannibalismus gehen, sondern immer „nur“ um die Rede vom Kannibalismus, um das Wissen um den Kannibalismus, um Figuren des Kannibalischen und ihre politischen, ästhetischen und poetologischen Implikationen.

### 1.3 Kannibalismus und Kolonialismus

Starten wir also noch einmal von vorne mit einer kurzen Begriffsklärung: „Anthropophagie“ bezeichnet den Verzehr von Menschen, „Kannibalismus“ hingegen den Verzehr von Artgenoss:innen. Für den Menschen (und nur für ihn) lassen sich die beiden Begriffe synonym verwenden, darüber sollte aber nicht vergessen werden, dass gut zwei Jahrtausende zwischen ihnen liegen: Wie erwähnt ist die „Anthropophagie“ ein Begriff aus dem Altgriechischen („ánthrōpos“ = „Mensch“, „phagein“ = „essen/fressen“) und bereits im antiken Griechenland funktionierte die Anthropophagie als politische Alteritätsfantasie, etwa wenn circa 425 v. Chr. Herodot in seinen *Historien* das wilde Volk der „Androphagen“ schildert: menschenfressende, gesetzlose Nomad:innen, die am Rand der bekannten Welt umherstreifen. Es handelt sich, mit Stephen Greenblatt gesprochen, um „the first great Western representation of otherness“.<sup>21</sup>

„Hinter diesem unbewohnten Land wohnen die Androphagen (‚Menschenfresser‘), ein Stamm, der ganz eigen und in keiner Weise skythisch ist. Das Gebiet über diesen ist nun wirklich unbewohnt, und es gibt keinen Stamm von Menschen mehr, soweit wir wissen.“<sup>22</sup>

---

19 Fulda (2001a), S. 17.

20 Bastert / Herz (2022), S. 116. Entsprechend erschien Basterts und Herz' Aufsatz *Gold und Kannibalen. Über Echokammern der „Neuen Welt“ in deutschsprachigen Reiseberichten des 16. Jahrhunderts* in einem Sammelband mit dem Titel *„Fake News“ in Literatur und Medien*.

21 Greenblatt (1991), S. 122.

22 Herodot (2019), IV, S. 332. Und später: „Die Androphagen (‚Menschenfresser‘) haben von allen Menschen die rohsten Sitten, wobei sie weder Recht einhalten noch irgendein Gesetz anwenden. Sie sind Nomaden und tragen Kleidung, die der skythischen ähnlich ist, (haben) ihre eine eigene Sprache und essen als Einzige von diesen Leuten Men-

Die „Kannibalen“ hingegen sind wesentlich jüngeren Ursprungs: Die Entstehung des Begriffs lässt sich bemerkenswert genau auf das Jahr 1492 datieren, das Jahr der Entdeckung Amerikas. Der koloniale Kontext steckt damit im Kannibalismusbegriff selbst. Erstmals gebildet wurde er in den Schiffstagebüchern von Christoph Kolumbus, wo sich bei der Bezeichnung der Bewohner:innen der Karibik ein folgenreicher Fehler einschlich. Wie der spanische Neologismus „caníbales“, erstmals überliefert im Bordbucheintrag vom 23. November 1492, genau zustande kam, wird sich wohl nicht mehr zweifelsfrei rekonstruieren lassen.<sup>23</sup> Es könnte sich um einen Schreibfehler auf Papier gehandelt haben („n“ statt „r“), um die fehlerhafte Übernahme eines indigenen Begriffs oder um ein akustisches Missverständnis; die Beschreibungen in der Forschung divergieren.<sup>24</sup> In den neuen Begriff hat sich eine spezifische Erwartungshaltung europäischer Kolonisor:innen eingeschrieben, rechnete man doch damit, in der karibischen Inselwelt auf menschenfresserische Volksstämme zu treffen. Das Bordtagebuch berichtet immer wieder über die den „Caniba“ bzw. „Caníbales“ nachgesagte Menschenfresserei, allerdings oft gefolgt von einem Hinweis auf die Ungläubigkeit Kolumbus’:

„Die Indianer waren hocheifrig, in unserer Gesellschaft sein zu können, und überreichten uns etliche Pfeile der Bewohner von Canibato, also der Kannibalen. [...] Zwei von ihnen wiesen auf gewisse Körperstellen, wo einige Fleischteile fehlten, und gaben zu verstehen, daß die

---

schen“; Herodot (2019), IV, S. 371. Zu Herodot vgl. z.B. Te Heesen (2008), S. 31–34. Zum Anthropophagiediskurs im antiken Griechenland empfiehlt sich Gronau, M. (2015).

- 23 Kolumbus’ Bordtagebuch seiner Ersten Reise 1492/93 ist bekanntlich nicht im Original erhalten; üblicherweise greift man auf die Kopie von Bartolomé de las Casas zurück. Hier lautet besagte Stelle vom 23.11.1492: „El viento era Lesnordeste y razonable para ir al Sur, sino que era poco, y sobre este cabo encabalga otra tierra o cabo que va también al Leste, a quien aquellos indios que llevaba llamaban Bohio, la cual decían que era muy grande y que había en ella gente que tenía un ojo en la frente, y otros que se llamaban caníbales, a quien mostraban tener gran miedo“; Colón (1985), S. 128. In einer der verbreitetsten deutschen Übersetzungen: „Jenseits des zuerst gesichteten Vorgebirges zeigte sich nun weiteres, noch östlicheres Land, das die an Bord befindlichen Indianer ‚Bohío‘ nannten. Sie berichteten, daß dieses Land sehr groß sei und dort Menschen lebten, die ein Auge mitten in der Stirn hätten, und andere, die sie als Kannibalen bezeichneten, und vor denen sie scheinbar große Angst hatten“; Kolumbus (1981), S. 116.
- 24 Hulme (1986), S. 63; Schülting (1997), S. 89; Lebek (2001), S. 54, machen auf den Punkt aufmerksam, dass der früheste Beleg, also jener Bordbucheintrag von Kolumbus, „nicht etwa eine indianische Wortgestalt [bietet], sondern bereits die auf indianischer Grundlage entwickelte hispanisierte Form *Caníbales* mit der spanischen Pluralendung auf *-es*“; Lebek (2001), S. 54. Ob solch eine „indianische Grundlage“ existierte und einen entsprechenden Bedeutungsinhalt gehabt haben mag, lässt sich nicht nachvollziehen. Schülting (1997), S. 88, vermutet ein zugrunde liegendes Wort mit verschiedenen „dialektale[n] Varianten“; Mergenthaler (2005), S. 3, spricht von einem akustischen Missverständnis: „falsch gehört“; Te Heesen (2008), S. 19, 48, nimmt einen „Schreibfehler“ an.

Kannibalen sie ihnen abgebissen und verzehrt hätten – allein ich glaubte kein Wort davon.“<sup>25</sup>

Die neue Bezeichnung für wilde Menschenfresser:innen fiel auf fruchtbaren Boden und wurde umgehend in die verschiedenen europäischen Sprachen aufgenommen: „It was adopted into the bosom of the European family of languages with a speed and readiness which suggests that there had always been an empty place kept warm for it.“<sup>26</sup> Überzeugend war der Begriff nicht zuletzt aufgrund seines reichen akustischen Echoraumes: In den neuerschaffenen „Caniba“ bzw. „Caníbales“ hören wir nicht nur die „cariba“, die Kariben, sondern auch das lateinische „carne“ für Fleisch. Außerdem – plausibel zumindest im Wissenshorizont Kolumbus', der sich bekanntlich auf dem Seeweg nach Asien wählte –, klingt der Herrschertitel gefürchteter zentralasiatischer Reiternomad:innen an: Die menschenfressenden „Caniba“ können, so wurde vermerkt, nichts anderes sein als „la gente del Gran Can“, das Volk „des Großen Khan“.<sup>27</sup> Präsent ist auch das lateinische „canis“ für Hund, mit dem mythologische Vorstellungen von menschenfressenden Kynophalen (Hundsköpfigen) wachgerufen werden.<sup>28</sup> Der genuin neuzeitliche Begriff „Kannibalismus“ birgt also überaus diverse, auch sehr alte Vorstellungswelten, die mit ihm Eingang in das politische Denken der Moderne gefunden haben.

Als kulturelle reflexive Figur gewann das Kannibalische im Denken der Aufklärung weiter an Bedeutung. Der europäischen Expansion im Zeitalter des Kolonialismus hat das universalisierte aufklärerische Paradigma der Entwicklung – der Entwicklung jedes:r Einzelnen und der Entwicklung der „Menschheit“

- 
- 25 Kolumbus (1981), S. 168, Eintrag vom 17.12.1492. Im spanischen Text: „Envió a pescar los marineros con redes. Holgáronse mucho con los cristianos los indios, y trujéronles ciertas flechas de los de los Caniba o de los canibales [...]. Mostráronles dos hombres que les faltaban algunos pedazos de carne de su cuerpo e hiciéronles entender que los caníbales los habían comido a bocados; el Almirante no lo creyó“; Colón (1985), S. 153.
- 26 Hulme (1986), S. 19. Bereits 1494 wurden in einem lateinischen Text des italienischen Humanisten Peter Matyr die anthropophagen Praktiken der „Caniballes“ beschrieben; vgl. Menninger (1996), S. 118–119. Im deutschen Sprachraum bürgerte sich die Bezeichnung „Kannibale“ um 1500 ein.
- 27 Colón (1985), S. 146, Herv. getilgt J.K.; Kolumbus (1981), S. 154. Ganzes Zitat: „Deshalb wiederhole ich noch einmal, daß Caniba nichts anderes sein kann als jener Volkstamm des Großen Khan, dessen Herrschaftsbereich fast bis hierher reichen muß“; Kolumbus (1981), S. 154, Eintrag vom 11.12.1492. Zum „Großen Khan“ und Kannibalismus vgl. Gießauf (2009), insb. S. 167–169; Pöhl (2015), S. 33–34. Die weibliche Form von Khan ist übrigens Khatun; diese begegnet in Kolumbus' Bordbuch nicht.
- 28 Vgl. Kolumbus (1981), S. 92–93, Eintrag vom 04.11.1492: „Noch weiter entfernt treffen man Männer an, die nur einäugig seien, und solche, die eine Hundeschnauze hätten, welche sich von Menschenfleisch nährten und jeden Menschen, dessen sie habhaft würden, sofort enthaupteten, um sein Blut zu trinken und ihn zu entmannen.“ Vgl. Colón (1985), S. 116. Zu hundsköpfigen Kannibal:innen vgl. z.B. Jurt (2002), S. 45–49; Kiening (2006), S. 112–114; Pöhl (2015), S. 23–24, 33–34.

als Gesamtheit – als eine, wenn nicht die zentrale Legitimationsfigur gedient. Die egalitäre und emanzipative Idee von der prinzipiellen Entwicklungsfähigkeit aller Menschen zeigt hier ihre Kehrseite: Mit der geschichtsphilosophischen Grundannahme, dass sich die Menschheit fortschreitend in Stufen oder Stadien der Zivilisierung vervollkommne, wird der:die Andere zum Erziehungsobjekt und die Entdeckungsreise zur Zivilisierungsmission.<sup>29</sup> In dieser Allianz von Erforschung, Erziehung und Unterwerfung ist das europäische Projekt der Aufklärung mit dem des Kolonialismus verbunden. Der Kannibalismus der Anderen ist dabei eine wichtige Bezugsgröße:

„Die Zivilisation ist es, welche dem Menschen die Einheit des Menschengeschlechts bewußt gemacht und ihm seine Verwandtschaft mit Geschöpfen, deren Sprache und Sitten ihm fremd sind, sozusagen offenbart hat. Die Wilden kennen einzig ihre Familie. [...] Sie kennen die Pflichten gegen Familie und Verwandte, nicht aber die Menschlichkeit, welche die Überzeugung eines gemeinsamen, alle uns gleichartigen Geschöpfe umfassenden Bandes voraussetzt. Kein Mitleidsgefühl hält sie ab, die Frauen und Kinder eines feindlichen Stammes zu morden. Die letzteren sind es dann auch vorzugsweise, die bei den Mahlzeiten verzehrt werden, womit der Ausgang eines Gefechts oder eines entfernten Kriegszuges gefeiert wird.“<sup>30</sup>

Dieser Auszug aus Alexander von Humboldts Expeditionsbericht vom Oberlauf des Orinoco im heutigen Venezuela beschreibt in einer für die Spätaufklärung idealtypischen Weise (Exo)kannibalismus als die ursprüngliche Aggression derer, die das friedensstiftende Band der Zivilisation noch nicht kennen. Die humanistische Idee des „Menschengeschlechts“ als Einheit gleichartiger Geschöpfe stellt für Humboldt das entscheidende Argument gegen Kannibalismus dar: Der:die Gleichartige kann nicht ebenso verzehrt werden wie ein tierisches oder pflanzliches Lebewesen. Anders formuliert: Kannibalismus ebnet Gattungsunterschiede in unzulässiger Weise ein. Der:die Kannibal:in verkennt nichts weniger als sein:ihr eigenes Menschsein.

Sind in dem eben zitierten Gedankengang Humboldts europäische Zivilisation und kannibalische Alterität klar voneinander geschieden, so finden sich in seinem Werk auch ambivalente<sup>31</sup> und gegenläufige, überraschende Notizen wie die folgende:

---

29 Vgl. z.B. Jürgen Osterhammels Aufsatz „*The Great Work of Uplifting Mankind*“. *Zivilisierungsmission und Moderne* (2005), S. 363–376, 408–413.

30 Humboldt [1814–1825], S. 52. Das Zitat stammt aus einem längeren Abschnitt der *Relation historique* mit dem Titel „Über Anthropophagie“; Humboldt [1814–1825], S. 51–63.

31 Humboldts Werk enthält sehr unterschiedliche Bemerkungen zum Kannibalismus. So beschäftigte ihn u.a. die Frage, wie nahe die Anthropophagie dem europäischen Sub-

„Es ist gewiß, daß unter allen Wilden des Continents (die) Cariben (den) größten Abscheu vor Menschenfleisch haben [...]. Gewiß daß zur Zeit der Velzer und im Doradosuchen [...] die Span(ier) aus Hunger oft die Indianischen Lastenträger aßen.“<sup>32</sup>

#### 1.4 Das Kannibalische als das „Andere“ europäischer Zivilisation

Die Forschung hat herausgearbeitet, wie sehr die Frage nach dem Zivilisierungsgrad fremder Gesellschaften die zunehmend global argumentierende europäische Aufklärung dazu zwang, ihren Zivilisationsbegriff als Mittel der Inklusion und Exklusion zu reflektieren<sup>33</sup> und wie in diesem Zusammenhang der Kannibalismusverdacht nicht nur dazu diente, das Andere der Zivilisation zu markieren und Gewalt und Versklavung zu rechtfertigen, sondern – nicht zuletzt bei der Ausübung dieser Gewalt – auf die Kolonialherr:innen und -mächte selbst zurückfiel:

„[C]annibalism functions as a limit term, but one that leads almost immediately to self-critique.“<sup>34</sup>

Dies geschieht zum Beispiel bereits in Michel de Montaignes *Essay Des Cannibales* (1580), in dem indigener Kannibalismus gegen raffinierte französische Foltertechniken aufgewogen wird.<sup>35</sup> Mit Montaigne ist darüber hinaus nicht nur die Figur des Edlen Wilden, sondern sogar die des Edlen Kannibalen als Möglichkeit entworfen. Kannibalismus provoziert Gedankenspiele, die die Gewalttätigkeit verschiedener kultureller Ordnungen zueinander in Beziehung setzen:

„Man verabscheue [...] die Grausamkeiten der wilden Anthropophagen – das heißt Menschenfresser – nicht allzusehr, denn unter uns gibt es weit mehr noch zu verachtende und schlimmere Elemente dieser Spezies. Wie oben gezeigt wurde, fallen diese nicht nur über die mit ihnen verfeindeten Völker her. Sie haben vielmehr gewütet im Blut ihrer Angehörigen, Nach-

---

jekt steht, was sich z.B. an seiner *Nächtlichen Scene am Orinoco* untersuchen lässt; vgl. Humboldt [1807], S. 112, und die beigefügte Skizze; vgl. Buhanan (2014), S. 492–494.

32 Humboldt [o.D.], S. 346.

33 Vgl. z.B. Zantop (1997), S. 15–16, 204–206; Kraft (2014), S. 164.

34 Buhanan (2014), S. 484.

35 Vgl. Montaigne [1580b], S. 237. Ebenfalls dieser kulturvergleichenden Tradition zuzuordnen ist die Kannibalismusreflexion in Jean de Lérys *Histoire d'un voyage fait en la terre du Brésil* (1578); vgl. Kiening (2006), S. 142, unter Zitation Lérys: „Kaum hat Léry die äußerste Grausamkeit der ‚Wilden‘ vorgeführt, erinnert er an das, ‚was hierzulande bei uns geschieht‘: Wucher, Ausbeutung und Greuel, begangen aus konfessioneller Eiferei.“

barn, Landsleute. Daher braucht man nicht allzuweit oder sogar bis nach Amerika zu gehen, um solche abscheulichen Greueltaten zu sehen.“<sup>36</sup>

Auch der deutsche Naturforscher Georg Forster stellt angesichts des Cook'schen Kannibalismusexperiments vor Neuseeland in seinem genreprägenden Reisebericht *Reise um die Welt* (1777) derartige vergleichende Überlegungen an:

„Wir selbst sind zwar nicht mehr Cannibalen, gleichwohl [...] gibt es ja leyder Beyspiele genug, daß Leute von civilisirten Nationen, die, gleich verschiedenen unserer Matrosen, den bloßen Gedanken von Menschenfleisch-Essen nicht ertragen und gleichwohl Barbareyen begehen können, die selbst unter Cannibalen nicht erhört sind!“<sup>37</sup>

Der „limit term“ Kannibalismus zwingt moderne europäische Autor:innen zu kultureller Selbstreflexion<sup>38</sup> – eine Dynamik, die sich viel besser verstehen lässt, wenn man nicht den „limit term“, den Grenzbegriff Kannibalismus, sondern die liminale Figur des Kannibalischen in den Blick nimmt.<sup>39</sup> Das Kannibalische ist nicht nur eine Alteritätsfigur, die das Andere als solches markiert und eine Grenze errichtet, an der sich Eigenes und Anderes scheiden, sondern auch eine Schwellenfigur, die Eigenes und Anderes zueinander in Beziehung setzt. Anders als die scharf gezogene Grenzlinie sind liminale Zonen Schwellenräume, „die selbst eine gewisse Ausdehnung haben“,<sup>40</sup> und „[i]m Unterschied zum starren Begriff der Grenze geht es der Liminalität um das Widerspiel von Grenze und Überschreitung.“<sup>41</sup>

Die Literaturwissenschaftlerin Maggie Kilgour hat den destabilisierenden Effekt des Kannibalischen so formuliert:

„As the modern Western ego is founded upon faith in production, progress, and individual autonomy, the cannibal inversely represents

---

36 Léry [1578], S. 275.

37 Forster [1777], S. 444, 448.

38 Vgl. erneut Buhanan (2014), S. 484. Buhanan spricht auch von einem „limit-image“; Buhanan (2014), S. 482, 484.

39 Das Liminale lässt sich der Wortbedeutung nach sowohl zeitlich als auch räumlich fassen: „The OED [Oxford English Dictionary] defines ‚liminal‘ (from the Latin word ‚limen‘ for ‚threshold‘) in two ways: first, as ‚relating to a transitional or initial stage of a process,‘ and, second, as ‚occupying a position at, or on both sides of, a boundary or threshold“; Brandt (2017), S. 11.

40 Honold (2023), S. 49.

41 Geisenhanslüke / Mein (2008), S. 8, unter Verweis auf die Unterscheidung von Grenze und Schwelle u.a. in Walter Benjamins im *Passagen*-Werk. Vgl. auch Foucaults *Préface à la transgression* (1963), insb. S. 324–326.

consumption, regress, and the annihilation of discrete identity. While serving thus as a mirror to the European subject, the cannibal threatened to swallow it, both literally, and also through representing the danger of ‚going native‘, which would cause the civilised man return to an original state of barbarism.<sup>42</sup>

Diese Idee eines drohenden Rückfalls in einen barbarischen Urzustand, die von dem:r alles verschlingenden Kannibal:in so gut verkörpert wird, gilt es weiter zu hinterfragen. Festhalten möchte ich vorerst, dass mit der Vorstellung einer zivilisatorischen Entwicklung weg vom Kannibalismus – „Wir selbst sind zwar *nicht mehr* Cannibalen“<sup>43</sup> – eine ganz bestimmte Beunruhigung mit eingehandelt ist: Ist die Anthropophagie in einem von unentwickelten Völkern repräsentierten früheren Stadium der Menschheit zu verorten, so kann sie auch dem:der entwickelten Europäer:in niemals vollkommen äußerlich sein. Als „Kinderkrankheit des Menschengeschlechts“, wie es 1874 der deutsche Ethnograf Richard Andree formuliert,<sup>44</sup> bleibt sie tief im Inneren des:der ihr Entwachsenen, Genesenen latent: Das Kannibalische wird dem zivilisierten Europa im Freud’schen Sinne unheimlich.

## 2 Dynamiken des Kannibalischen um 1920

Die Zeit um 1920 stellt im deutschsprachigen Kannibalismuskurs eine besonders dynamische Phase dar. Dies ist insofern wenig erstaunlich, als es sich generell um eine turbulente, oft als „krisenhaft“ und chaotisch charakterisierte Zeit des politischen Systemwechsels, des unmittelbaren Nachkriegs, der Revolution, der Inflation und vielfältiger sozialer Verschiebungen, etwa in den Geschlechterverhältnissen handelt. Besondere Aufmerksamkeit möchte ich zunächst darauf lenken, dass sich mit dem Jahr 1920 das offizielle Ende des deutschen Kolonialreichs verbindet – was für die im kolonialen Kontext formierte Alteritätsfigur des Kannibalischen nicht folgenlos bleibt.

### 2.1 Der 10. Januar 1920 und „Weimar Colonialism“

Global betrachtet erreichte die Verbreitung kolonialer Verhältnisse mit der territorialen Neuordnung nach dem Ersten Weltkrieg ihr historisches Maximum,<sup>45</sup> Deutschland jedoch war aus dem Kreis der Kolonialstaaten ausgeschieden. Ob-

---

42 Kilgour (1998), S. 243.

43 Forster [1777], S. 448, Herv. J.K.

44 Andree (1874), S. 76.

45 Vgl. Jansen / Osterhammel (2021), S. 30.



wohl der Zerfall des deutschen Kolonialreichs de facto bereits in der Frühphase des Weltkriegs begonnen hatte, endet es erst am 10. Januar 1920 mit Inkrafttreten des Friedensvertrags von Versailles: „Deutschland verzichtet zugunsten der alliierten und assoziierten Hauptmächte auf alle seine Rechte und Ansprüche bezüglich seiner überseeischen Besitzungen.“<sup>46</sup> In diesem Sinne ist die Weimarer Republik ein nach- oder postkolonialer Staat,<sup>47</sup> „a postcolonial state in a still-colonial world“.<sup>48</sup>

Der 10. Januar 1920 ist freilich nicht das „Enddatum“ des deutschen Kolonialismus, sondern er markiert einen, allerdings einen wichtigen Einschnitt innerhalb der langen deutschen Kolonialgeschichte. So existierten nicht nur einerseits Kolonialfantasien und -bestrebungen lange bevor das deutsche Kaiserreich 1884 seine ersten sogenannten „Schutzgebiete“ erwarb,<sup>49</sup> sie wirken auch andererseits weit über das Jahr 1920 hinaus.<sup>50</sup> Kolonial inspirierte Kunst- und Kulturproduktion kommt nach dem Ersten Weltkrieg weder zum Erliegen noch aus der Mode, ganz im Gegenteil bringt sie es mit dem Verlust der Kolonialgebiete zu neuer Blüte: „Die Kolonialliteratur profitiert eher von der Vertreibung aus dem realen Territorium und der [...] Verlagerung in die medialisierte Phantasie“.<sup>51</sup> Eine schier unüberblickbare Menge kultureller Praktiken und Artefakte – Memorabilia, Gemälde, Plastiken, Manifeste, Werbung, Romane, Zeitschriften, Lexika, Kinofilme, Schaustellungen, Tanz, Musik und vieles mehr – bezeugen dieses ungebrochene, jetzt auch nostalgisch gefärbte Interesse der Weimarer Republik am Exotischen. Kolonialismus ist „nicht allein ein Effekt politischer und militärischer Macht, er ist ein Effekt und eine

---

46 Friedensvertrag von Versailles, unterzeichnet am 28. Juni 1919, Teil IV („Deutsche Rechte und Interessen außerhalb Deutschlands“), Abschnitt I („Deutsche Kolonien“), Artikel 119.

47 Das Präfix „post-“ in „postcolonial“ bzw. „postkolonial“ trägt doppelte Bedeutung: „Postkolonial“ kann „nachkolonial“ im zeitlichen Sinne meinen oder sich auf die postkoloniale Theoriebildung beziehen. Aus der Perspektive postkolonialer Theorie impliziert wiederum die Verwendung der Begriffe „nachkolonial“ und „postkolonial“ im zeitlichen Sinne keinen Zustand, in dem der Kolonialismus in all seinen Dimensionen beendet oder beseitigt wäre. Vgl. z.B. Stuart Halls Aufsatz *When was „The Post-Colonial“?* (1996), insb. S. 242, 247.

48 Klotz (2005), S. 145.

49 Vgl. Susanne Zantops *Colonial Fantasies. Conquest, Family and Nation in Pre-colonial Germany, 1770–1870* (1997) sowie z.B. Conrad, S. (2008), S. 17–19; Koller (2017), S. 399, die darauf hinweisen, dass deutsche Akteur:innen wie z.B. die Welsersche Handelsgesellschaft in Venezuela bereits ab dem 16. Jahrhundert konkrete Siedlungs- und Plantagenprojekte umsetzten.

50 Die Forschung nennt zwar insb. das Jahr 1918 häufig als Zäsur, betont aber zugleich die Kontinuitäten deutscher Kolonialkultur und untersucht diese in vielen unterschiedlichen Bereichen; vgl. z.B. den Christoph Cornelissen und Dirk van Laak herausgegebene Band *Weimar und die Welt. Globale Verflechtungen der ersten deutschen Republik* (2020).

51 Struck (2010), S. 48.

Form von Wissen und von Techniken der Repräsentation“.<sup>52</sup> Im *Weimar Colonialism*, so der Titel eines von Elaine Martin und Florian Krobb herausgegebenen Bandes,<sup>53</sup> findet der Kolonialismus wilhelminischer Prägung seine Fortsetzung, reagiert aber zugleich auf den unfreiwilligen Verlust der Territorien, transformiert sich in und mit der neuen Populärkultur und korrespondiert mit den jeweils aktuellen innen- und außenpolitischen Problemen der ersten deutschen Republik.

In der Kannibalismus-Forschung gerät die Weimarer Republik zwar durchaus in den Blick, bildet aber keinen klassischen eigenen Schwerpunkt wie etwa die Frühe Neuzeit.<sup>54</sup> Fokussiert man die Entwicklung menschenfresserischer Figuren zu Beginn der Weimarer Republik, so ist zunächst zu konstatieren, dass grundsätzlich auch hier kolonial generiertes und geformtes Wissen fortbesteht. Wie die Monografien Wolfgang Strucks und Volker Mergenthalers zeigen können, stellt die Existenz wilder kannibalischer Stämme an den Rändern der zivilisierten Welt um 1920 sowohl eine „kollektive Phantasie“ als auch „vielfach abgesichertes Wissen“ dar<sup>55</sup> – Wissen, das allerdings genau dieser Absicherung bedarf und permanent neu beglaubigt werden muss. „Daß es in den deutschen Schutzgebieten Kannibalen gab, gehört zu den unbezweifelten und als gesichert geltenden Wissensbeständen der Zeit“, so Struck.<sup>56</sup> Mergenthaler gelangt zur selben Einschätzung, verdeutlicht aber zudem unter der Überschrift „Untrügliche Anzeichen“ und „glaubwürdige Beobachter“ die Instabilität dieses Wissens, die sich gerade in den eifrigen Beweisführungen verrät.<sup>57</sup> Als solch eine doppelte Bewegung der steten „ängstlichen“ Wiederholung von bereits Gewusstem und Bekanntem beschrieb bereits Homi Bhabha in *The Other Question* (1992) die Konstruktion des Anderen:

„[T]he stereotype, which is its [the colonial discourse’s] major discursive strategy, is a form of knowledge and identification that vacillates between what is always ‚in place‘, already known, and something that must be anxiously repeated“.<sup>58</sup>

---

52 Struck (2010), S. 32. Vgl. auch Koller (2020), S. 108–113 (= „Dimensionen des Weimarer Blicks nach Afrika“).

53 Vgl. Krobb / Martin (2014).

54 Vgl. z.B. Sabine Schülting: *Wilde Frauen, fremde Welten. Kolonisierungsgeschichten aus Amerika* (1997), S. 87–109 (= „Körper-Lektüren: Nacktheit, Kannibalismus und Sexualität“), 109–142 (= „Körper-Theater: der Zu-Griff der Fremden auf den Reisenden“); Annerose Menninger: *Die Macht der Augenzeugen. Neue Welt und Kannibalen-Mythos, 1492–1600* (1995); Christian Kiening: *Das wilde Subjekt. Kleine Poetik der Neuen Welt* (2006), S. 111–162 (= „Kannibalische Logik“).

55 Struck (2010), S. 141.

56 Struck (2010), S. 141. Zum selben Schluss gelangt Mergenthaler (2005), S. 108–109.

57 Vgl. Mergenthaler (2005), S. 97–108.

58 Bhabha [1992], S. 66.

In diesen Zusammenhang gehören weiterhin nicht nur konkrete Kannibalismuszuschreibungen an ganz bestimmte Menschengruppen in politischen Reden, lehrreichen Reiseberichten oder Koloniallexika, sondern auch völlig unspezifische<sup>59</sup> und zugleich im Bhabha'schen Sinne stereotype Vorstellungen von „den“ kannibalischen Wilden, etwa in Redewendungen oder Karikaturen.

Fiktion und Wissenschaft, Genre- und Fachliteratur greifen bei der Konstruktion des:r Kannibal:in ineinander. Bereits an den Titeln etlicher Schriften aus den 1910er und -20er Jahren, die von den kannibalischen Sitten der kolonialen Anderen berichten, kann man diese Allianz ablesen.<sup>60</sup> Häufig wird die fachwissenschaftliche Expertise nach den Regeln der Reiseliteratur mit eigenen Erlebnissen und Beobachtungen in den deutschen Kolonialgebieten verknüpft und immer gilt auch hier, dass „das Fiktive [...] unterschiedslos Dichtung und Reflexion, Erzählung und Wissen [durchzieht]“.<sup>61</sup> Zudem verdeutlichen diese Titel die Fortführung des kolonialen Kannibalismuskurses über die Jahresmarken von 1914, 1918 und 1920 hinweg – zumal etliche der vor 1914 erschienenen Schriften nach 1918 wieder neu aufgelegt wurden, teils in aktualisierten Versionen.<sup>62</sup>

Expliziten Anspruch auf die Repräsentation gesicherten und allgemeingültigen Wissens erhebt das *Deutsche Koloniallexikon*. Herausgegeben wurde es von Heinrich Schnee, der bis 1919 Deutsch-Ostafrika als letzter Gouverneur verwaltet hatte – eine Konstellation, aus der die Verbindung der Weimarer Kolonialkultur mit real ausgeübter Kolonialherrschaft erneut deutlich hervortritt. In der Ausgabe von 1920 liefert Georg Thilenius, bereits seit 1904 und noch

---

59 Etwa so unspezifisch wie 1926 in einem Silbenrätsel der *Fliegenden Blätter* das gesuchte Synonym zu „wilder Volksstamm“ „Kannibalen“ lautet; *Fliegende Blätter*, 163/81 (1926), Nr. 4184, S. 178; *Fliegende Blätter*, 163/81 (1926), Nr. 4185, S. 190.

60 Vgl. z.B. Hans Vogel: *Eine Forschungsreise im Bismarck-Archipel. Mit einer Einführung von Prof. Dr. G. Thilenius, Direktor des Hamburgischen Museums für Völkerkunde* (1911), hier kommt der Verfasser zu dem Schluss: „Man kann wohl behaupten, daß es auf der ganzen Admiralitäts-Gruppe keine Landschaft, kein Dorf gibt, wo nicht dem Kannibalismus gehuldigt wird“; Vogel (1911), S. 91. Vgl. auch Felix Speiser: *Südsee, Urwald und Kannibalen. Reise-Eindrücke aus den neuen Hebriden* (1913), Otfried von Hanstein: *Im Lande der Menschenfresser. Reise-Erzählung von den Inseln Neu-Pommern und Bougainville (Bismarckarchipel)* (1913), Elisabeth Krämer-Bannow: *Bei kunst sinnigen Kannibalen der Südsee. Wanderungen auf Neu-Mecklenburg 1908–1909, mit wissenschaftlichen Anmerkungen von Prof. Dr. Augustin Krämer* (1916), Friedrich Bürger: *Unter den Kannibalen der Südsee. Studienreise durch die Melanesische Inselwelt* (1923).

61 Vogl (1999), S. 14.

62 So erschien etwa Speisers *Südsee, Urwald und Kannibalen. Reise-Eindrücke aus den neuen Hebriden* zuerst 1913, dann 1917 in der Reihe *Schweizer Jugendbücher* in einer angepassten Version als *Bei den Kannibalen*, dann 1924 in leicht überarbeiteter zweiter Auflage als *Südsee, Urwald, Kannibalen. Reise in den Neuen Hebriden und Santa Cruz-Inseln*.

bis 1935 Direktor des Hamburgischen Museums für Völkerkunde,<sup>63</sup> unter dem Stichwort „Androphagen“ folgende Definition:

„*Androphagen*, Anthropophagen, Kannibalen, Menschen, die Menschenfleisch genießen. Abgesehen von Fällen besonderer Hungersnot, wurde und wird Menschenfleisch in Zentralafrika und Ozeanien als Leckerbissen genossen, wobei den Häuptlingen und angesehenen Männern besondere Teile zustehn; vielfach werden auch die zur Nahrung bestimmten Opfer, besonders Kriegsgefangene, gemästet.“<sup>64</sup>

So wohl autorisiert der Artikel durch Autor und Platzierung auch ist, so wenig systematisch fällt doch bereits der erste erläuternde Satz aus, der mit einer nicht kontextualisierten Ausnahme einsteigt, dann zwei für den zeitgenössischen Kannibalismuskurs einschlägige Weltregionen nennt, mit den „Häuptlingen“ und „Leckerbissen“ ein abenteuerliches Bild verirrter Esslust zeichnet und sich zuletzt mit dem Motiv des Mästens von Gefangenen im sicheren Fahrwasser der frühesten „wahrhaftigen“ Berichte über indigene Menschenfresserei wie Hans Stadens *Warhafter Historia* (1557) bewegt.<sup>65</sup> Für einen Lexikoneintrag aus der Feder eines habilitierten Mediziners ist dies eine recht lässige Zusammenfassung des offenbar ohnehin weithin Bekannten.

Um 1920 ist außerdem, dies hier als letzter Punkt, ein Medium in der Organisation kolonialer Fantasien wohl kaum zu überschätzen: das Kino. In dem in der frühen Weimarer Republik außerordentlich beliebten Genre des requisitenreichen exotischen Abenteuerfilms wird koloniales Wissen wachgehalten und, so formuliert es schon damals eine Pressestimme, „phantastisches, koloniales Sehen“ zelebriert und eingeübt.<sup>66</sup> Auch hier zeigen sich sowohl die Kontinuitäten deutscher Kolonialkultur als auch die Verflechtung von Kultur-

---

63 Zu Thilenius vgl. Laukötter (2007), insb. S. 50–55, 79–85, 125–135.

64 Thilenius (1920), S. 50–51.

65 In diesem nicht nur im deutschsprachigen Raum ausgesprochen wirkmächtigen Text berichtet der deutsche Landsknecht Hans Staden – in protoethnologischer Manier und mit explizit herausgestelltem Anspruch auf Wahrhaftigkeit und eigene Augenzeugenschaft – von seiner Gefangenschaft bei den Tupinambá in Brasilien und u.a. dem Mästen der zum Verzehr bestimmten Gefangenen; vgl. Staden [1557], S. 251. Dass Gefangene „wie die Schweine am Trog [...] gemästet“ werden, beschreibt auch Léry [1578], S. 262.

66 So der *Film-Kurier* vom 27.06.1919 zur Gründung der Übersee-Film GmbH, zit. n. Nagl (2009), S. 230. Freilich handelt es sich nicht bei allen an der Weimarer Exotismus-Welle partizipierenden Filme um „Kolonialfilme“ im engsten Sinne: Als solche werden jene offen kolonialagitorischen Filme bestimmt, die zudem in deutschen Kolonien spielen. In den Jahren 1917/18 produzierte die Deutsche Kolonial-Film GmbH einige dieser Filme, danach wird das Genre erst 1926 mit Conrad Wienes *Ich hatt' einen Kameraden* wieder aufgenommen; vgl. Nagl (2009), S. 226; Struck (2010), S. 54. Weniger trennscharf operiert z.B. Oksiloff, die das Phänomen der „Colonialist and Adventure Films of the 1910s and 1920s“ beschreibt; vgl. Oksiloff (2001), S. 71–95.

produktion und fortdauernder kolonialer Ausbeutung: John Hagenbeck etwa besaß seit den 1890er Jahren Plantagen in Ceylon, trat aber zwischen 1919 und 1923 hauptsächlich als Produzent von „Raubtier-Sensationsspielfilme[n]“ hervor.<sup>67</sup> Zugleich betätigte er sich als Reiseschriftsteller, als Großwildjäger und Tierhändler und belieferte die Zoos und Völkerschauen der Hagenbeck-Familie noch bis mindestens 1924 mit lebenden, auch menschlichen Exponaten.<sup>68</sup>

Ein weiterer Hamburger, Hans Schomburgk, realisierte 1921 mit seiner zwei Jahre zuvor gegründeten Übersee-Film Gesellschaft den Langspielfilm *Eine Weiße unter Kannibalen*. In diesem strandet eine weiße Deutsche an irgendwo der afrikanischen Küste, wird von einem dort ansässigen „N[\*\*\*]dorf der Kannibalen“<sup>69</sup> aufgenommen und, so das Programmheft, als heiliges „höheres Wesen“ verehrt.<sup>70</sup> Tatsächlich zeigt der Film gar keine kannibalischen Handlungen: Ohne Weiteres werden die „Eingeborenen eines kriegerischen Stammes“ als „Kannibalen“ betitelt.<sup>71</sup> Der dahingehende erleichterte Ausruf eines: Rezensent:in für den *Film-Kurier* mag zwar absurd wirken – „Gottseidank: diese Kannibalen fressen keine Menschen!“<sup>72</sup> –, er macht aber auf einen wichtigen Punkt aufmerksam: Kannibal:in-Sein funktioniert im Weimarer Kino auch ohne Menschenfleischverzehr, es genügt, zu den „Eingeborenen“ des afrikanischen Kontinents zu gehören. Jenseits seiner eigentlichen alimentären Definition, jenseits auch eines sorgsam kartografierenden oder ethnologischen Blicks hat sich das Kannibalische als diffuse, aber allgemein verständliche rassistische Kategorie, als Stereotyp im Sinne Bhabhas und Halls verselbstständigt.<sup>73</sup>

---

67 N.N.: Der Herr der Bestien, in: *Film-Kurier*, 20.08.1921, zit. n. Schöning (1997), S. 117.

68 1924 schiffte John Hagenbeck eine Gruppe aus Ceylon ein, „bestehend aus 20 eingeborenen Männern und Frauen, Arbeitselefanten, Zebus, Eseln und Zebras“; es war „die erste indische [Schau], die seit ungefähr 14 Jahren wieder nach Deutschland kommt“, so der *Film-Kurier*, 31.05.1924, zit. n. Schöning (1997), S. 121. Zu den von Carl Hagenbeck veranstalteten Völkerschauen vgl. z.B. Poignant (2004), S. 115–116; Mergenthaler (2005), S. 19–43; Thode-Arora (2022). Siehe II/5. Zur Kontinuität der Völkerschau vgl. auch das umfangreiche Verzeichnis in Brändle (2023). Ein Blick in dieses und ähnliche Verzeichnisse zeigt, dass die Frequenz von Völkerschauen im deutschsprachigen Raum um das Kriegsende herum einen Tiefpunkt erreichte, in den 1920er Jahren aber durchaus weiter gepflegt wurde, wenn auch längst nicht in dem Maße wie zu den Hochzeiten dieser Praxis im späten 19. Jahrhundert.

69 Wiener Programmheft „Eine Weiße unter Kannibalen“, Schriftgutarchiv / Stiftung Deutsche Kinemathek, zit. n. Nagl (2009), S. 299.

70 Premierenprogramm „Eine Weiße unter Kannibalen“, Schriftgutarchiv des Bundesarchiv-Filmarchiv Berlin, zit. n. Nagl (2009), S. 299.

71 Premierenprogramm „Eine Weiße unter Kannibalen“, Schriftgutarchiv des Bundesarchiv-Filmarchiv Berlin, zit. n. Nagl (2009), S. 299.

72 N.N.: „Eine Weiße unter Kannibalen“, in: *Film-Kurier*, 03.11.1921, zit. n. Nagl (2009), S. 306.

73 Zum Stereotyp vgl. Bhabha [1992]; Hall (1997). Stuart Halls Aufsatz *The Spectacle of The „Other“* ist besonders gut darin, nicht nur offen negative rassistische Stereotypisierung-

## 2.2 Kannibalisches in Kolonialrevisionismus und Rheinlandkampagne

Als Alteritätsfigur ist das Kannibalische um 1920 an konkreten, stark zeitspezifischen politischen Streitfragen beteiligt, wobei der Kannibalismusvorwurf dem frühen 20. Jahrhundert entsprechend eng mit rassistischen Argumenten verwoben ist, was besonders deutlich in jenen zwei Diskursen zu Tage tritt, die ich nun kurz skizzieren möchte: Kolonialrevisionismus und Rheinlandkampagne.

Die Position, dass die Abgabe der deutschen Kolonien rückgängig zu machen sei, wurde in der Weimarer Republik mit Vehemenz und Beharrlichkeit quer durch die politischen Lager vertreten.<sup>74</sup> In den am 29. Mai 1919 vorgelegten amtlichen *Gegenvorschlägen der deutschen Regierung zu den Friedensbedingungen* wird die „Wiederherausgabe“ des deutschen Kolonialbesitzes gefordert<sup>75</sup> und dies ungeachtet der jüngsten kriegerischen Eskalation zwischen europäischen Staaten in geradezu klassischer Form begründet:

„Als ein großes Kulturvolk hat das deutsche Volk das Recht und die Pflicht, an der wissenschaftlichen Erforschung der Welt und an der Erziehung unentwickelter Rassen als einer gemeinsamen Aufgabe der zivilisierten Menschheit mitzuarbeiten.“<sup>76</sup>

Kolonialrevanchistisches Ressentiment erregte in der Weimarer Republik insbesondere der von den Alliierten in einer Mantelnote des Versailler Vertrags vorgebrachte Grund für die Übernahme der deutschen Kolonialgebiete:

---

gen in kulturellen Repräsentationen des Anderen zu erfassen. Dies wird sich hinsichtlich der Figur des Kannibalischen um 1920 als hilfreich erweisen.

- 74 Unter den etablierten Parteien lehnte allein die Kommunistische Partei den Kolonialismus prinzipiell ab; vgl. Rogowski (2003), S. 244; vgl. auch Laak (2007). Exemplarisch etwa für die Sozialdemokratie ist die Position von Marie Juchacz: Sie spricht die „Kolonialgreuel“ an, sieht diese aber „im Schwinden begriffen“, und artikuliert einen deutschen Anspruch auf Kolonien, weil „ein Siebzigmillionenvolk mit starker industrieller Entwicklung Kolonien braucht, in denen nach den Gesetzen politischer Klugheit, menschlicher Gerechtigkeit und Humanität gewirtschaftet werde. [...] Als Glieder des deutschen Volkes, als Mütter der kommenden deutschen Generation dürfen die deutschen Frauen nicht gleichgültig bleiben, wenn ein wesentliches Gebiet menschlicher Arbeit und menschlichen Glückes, wie es die Kolonisation darstellt, uns abgesperrt werden soll. Es handelt sich hier um Leben und Zukunft unseres Volkes, unserer Kinder“; Juchacz (1919), S. 60. Trotz dieser weitgehenden Einigkeit über die politischen Lager hinweg blieb der Kolonialrevisionismus anderen außenpolitischen Interessen der Weimarer Republik untergeordnet; vgl. Conrad, S. (2008), S. 117.
- 75 N.N.: Die Gegenvorschläge der deutschen Regierung zu den Friedensbedingungen (1919), S. 48.
- 76 N.N.: Die Gegenvorschläge der deutschen Regierung zu den Friedensbedingungen (1919), S. 46.

„Deutschlands Versagen auf dem Gebiete der kolonialen Zivilisation“.<sup>77</sup> „Es ist eine Beleidigung sondergleichen, die man dem deutschen Volke antut, wenn man ihm die Fähigkeit zur Kolonisation abstreitet“, so beispielsweise der Zentrumspolitiker Matthias Erzberger bei einer Rede in Berlin im Frühjahr 1919.<sup>78</sup> Erzberger setzte sich dennoch für die Unterzeichnung des Friedensvertrags ein und wurde – dies wirft ein Schlaglicht auf die politischen Verhältnisse um 1920 – im August 1921 von rechten Attentätern ermordet.

Der kolonialrevanchistische Diskurs bemüht eine latent kannibalische Metaphorik, um die Gier der anderen europäischen Kolonialstaaten zu brandmarken, und er führt den Diskurs um die kannibalische Unzivilisiertheit des kolonialen Anderen weiter. Objekt des revanchistischen Ressentiments ist nicht nur der verordnete Friede, sondern auch jene habgierigen Staaten, die, selbst „mit Kolonien übersättigt“, Deutschland „zum Torso“ gemacht<sup>79</sup> und seiner „natürlichen und traditionellen Einnahmequellen“ beraubt hätten.<sup>80</sup> Besonders Frankreich habe, so etwa der Schriftsteller Fritz Bilde, „in seiner Unerbittlichkeit den Diebstahl der deutschen Kolonien auf das eifrigste betrieben“.<sup>81</sup> Bilde spricht hier in der Herausgeberfiktion seines Romans *Die schwarze Welle* (1925), in der einer schwarzen Autorfigur Aussagen untergeschoben werden, die die anhaltende Kolonialisierungsbedürftigkeit Afrikas glaubhaft machen sollen.<sup>82</sup> Zahlreiche kolonialrevisionistische bzw. -revanchistische Schriften

---

77 Wilhelm Solf, der als Staatssekretär dem Reichskolonialamt vorgestanden hatte, zitiert bei einem Vortrag vor der Deutschen Kolonialgesellschaft in Hamburg ausgiebig aus dieser Note: „Meine Damen und Herren, es wird eine Zeit kommen, in der die Mächte der Entente sich des Wortlauts und Inhalts dieser Mantelnote schämen werden. Es steht darin folgendes: ‚Die alliierten und assoziierten Mächte haben sich davon überzeugen können, daß die eingeborenen Bevölkerungen der deutschen Kolonien starken Widerspruch dagegen erheben, daß sie wieder unter Deutschlands Oberherrschaft gestellt werden [...]. Es genügt, auf die deutschen amtlichen und privaten Zeugnisse vor dem Kriege und auf die im Reichstag erhobenen Anklagen Bezug zu nehmen, um ein Bild von den kolonialen Verwaltungsmethoden Deutschlands, von den grausamen Unterdrückungen, den willkürlichen Zwangseintreibungen und den verschiedenen Formen der Zwangsarbeit zu erhalten, die weite Strecken in Ostafrika und Kamerun entvölkert haben, ganz zu schweigen von dem aller Welt bekannten tragischen Schicksal der Hereros in Südwestafrika. Deutschlands Versagen auf dem Gebiete der kolonialen Zivilisation ist zu deutlich zutage getreten [...]“; Solf (1924), S. 10–11. Die Deutschland spätestens seit dem Völkermord an den Herero und Nama attestierte Unfähigkeit zu „guter“ Kolonisation versuchten deutsche Politiker:innen auf nationaler wie internationaler Bühne zurückzuweisen. „Unsere Leistungen haben bewiesen, daß wir mindestens ebenso würdig sind, Eingeborenenvölker zu kolonialisieren, wie alle anderen Nationen“; Schnee [1919], S. 84.

78 Erzberger [1919], S. 81.

79 Wohltmann [1919], S. 123.

80 Solf (1924), S. 3.

81 Bilde (1925), S. vii.

82 Im „Vorwort des Herausgebers“ gibt Bilde vor, in seinem Roman *Die Schwarze Welle. Ein N[\*\*\*]roman von Afim Assanga, bearbeitet und herausgegeben von Fritz Oswald*



verweisen darauf, dass sich bis zum Erscheinen der Kolonialherr:innen „die Wilden“ „in ewigen Stammeskämpfen befehdet und zerfleischt h[ä]tten“,<sup>83</sup> daher weiterhin deutscher Erziehung und Führung bedürftigen und selbst nach dieser verlangten.<sup>84</sup> Im Kreis der Revisionist:innen gilt die deutsche Zivilisierungsmission als unvollendet; sie soll in einer unbestimmten Zukunft, in der Deutschland wieder über größere außenpolitische Macht verfügt, fortgesetzt werden. So schließt etwa Hermann Detzners Expeditionsschrift *Vier Jahre unter Kannibalen. Von 1914 bis zum Waffenstillstand unter deutscher Flagge im unerforschten Inneren von Neuguinea* (1920) mit den Worten:

„Und über den uns umschließenden Ring unserer Feinde, der uns einzuengen trachtet, hinaus wollen wir den Ruf der Schwarzen und Farbigen: ‚Kommt wieder!‘ mit dem entschlossenen Versprechen beantworten: ‚Wir kommen wieder!‘“<sup>85</sup>

Derartige Phantasmen eines „Ruf[s]“ nach den deutschen Kolonialherr:innen konnten sich unter anderem auf den Kolonialmythos von den „treuen Askari“ stützen: Dieser verklärte die in deutschen Kolonialtruppen eingesetzten afrikanischen Kämpfer zu einer soldatischen und deutschpatriotischen Version des Edlen Wilden.<sup>86</sup> Wie in den frühen 1920er Jahren „afrikanische“ Wildheit in einem Spannungsfeld zwischen Askari und Kannibale verhandelt wird, lässt sich besonders gut an der einschlägigen Genreliteratur nachvollziehen, etwa an Artur Heyes Jugend- und Abenteuerroman *Hatako, der Kannibale* (1921/22), der im Zentrum des fünften Kapitels dieser Arbeit steht.

Neben dem Kolonialrevanchismus sind es die Debatten um die Besetzung des Rheinlandes durch französische Truppen ab 1918/19, in denen koloniales Wissen aktualisiert wird. Der Kannibalismusvorwurf gewinnt hier eine Überspanntheit, die eigentlich nur mit der des zeitgleichen antirevolutionären Diskurses vergleichbar ist.

---

*Bilse* (1925) „Afim-assangas schriftstellerische[n] Versuch“ zu einem Roman verarbeitet zu haben: „Die Aufgabe des Herausgebers war es, den Entwurf aus einem primitiven, mit teils schwer, teils gar nicht entzifferbaren Worten durchsetzten Französisch ins Deutsche zu übertragen und weiterhin Szenen, Schilderungen und sonstiges zu einer ‚Handlung‘ aufzureihen“; *Bilse* (1925), S. v–vi. Vgl. Rogowski (2016), S. 124–127.

83 So Arthur Dix in der Schrift *Was Deutschland an seinen Kolonien verlor* (1926), S. 17–18.

84 Mit der Imagination eines solchen Verlangens nach deutscher Herrschaft arbeiten auch etliche der im Nationalsozialismus publizierten kolonialrevanchistischen Titel, z.B. Senta Dinglireiters *Wann kommen die Deutschen endlich wieder? Eine Reise durch unsere Kolonien in Afrika* (1935) und Ida Schuffenhauers *Komm wieder Bwana* [„Herr“, J.K.]. *Ein deutsches Schicksal* (1940). Vgl. Krobb (2021), S. 348–349.

85 Detzner [1920], S. 338.

86 Zum Askari-Mythos vgl. Sandra Maß' Monografie *Weißer Helden, schwarze Krieger. Zur Geschichte kolonialer Männlichkeit in Deutschland 1918–1964* (2006), insb. S. 28–71, 158–169, 224–242; Pesek (2010), S. 131–153.



Unter den französischen Besatzungstruppen im Rheinland befand sich ein erheblicher Anteil afrikanischer Soldaten.<sup>87</sup> Nationalistische Akteur:innen wie die 1920 gegründete Rheinische Frauenliga<sup>88</sup> sahen jetzt Deutschland in der Rolle des Opfers und des nicht nur kolonial amputierten, sondern selbst kolonialisierten Staates:

„While much of the propaganda drew on existing tropes like the centuries-old topos of feral black sexuality, as well as turn-of-the-century genetic and eugenic discourse on the repercussions of miscegenation, the campaign also marked a significant departure in terms of discursive strategy. [...] [Q]uasi pornographic discourse now converged with discourses on German victimhood, German nationhood, German womanhood, *reverse colonialism* and racial martyrdom within the framework of a highly-charged, apocalyptic narrative.“<sup>89</sup>

In einer sexualisierten und rassistischen Hetzkampagne gegen die afrikanischen französischen Soldaten wurde diesen nicht nur die „gemeinste Vergewaltigung weißer Frauen“,<sup>90</sup> sondern auch kannibalische Exzesse unterstellt. Stets steht dabei die kulturelle Demütigung der gesamten Nation und die „Reinheit“ des deutschen „Volkskörpers“ auf dem Spiel:<sup>91</sup> „[E]ine Kulturnation [wird] durch

---

87 „Die Französische Rheinarmee bestand insgesamt aus drei Armeekorps mit jeweils zwei Divisionen, von denen drei Divisionen vorwiegend oder ganz aus Kolonialsoldaten bestanden, innerhalb derer im August 1920 etwa fünfzehn Kolonialregimenter organisiert waren“; Maß (2006), S. 76. Die Besatzungsstärke der Franzosen betrug „bis Januar 1920 200.000 Soldaten, nach dem Inkrafttreten des Versailler Vertrages wurden die Truppen auf insgesamt 85.000 Soldaten reduziert. Diesen Zahlen entsprechend läßt sich der Anteil der Kolonialsoldaten an der französischen Besatzungsarmee im Jahr 1920 auf ca. 30 % festlegen“; Maß (2006), S. 80. Geringer sind die Zahlen in El-Tayeb (2001), S. 158–159.

88 Die Rheinische Frauenliga entstand übrigens nicht, wie der Name suggeriert, aus einer Eigeninitiative von Frauenverbänden aus dem Rheinland, sondern wurde von der deutschen Regierung initiiert; vgl. Maß (2006), S. 89–90.

89 Martin (2014), S. 68, Herv. J.K. Zur Umkehrung des Kolonialismusvorwurfs in zeitgenössischen Aussagen vgl. auch Maß (2006), S. 130; Laak (2007), S. 95–96. Etwa sprach Käthe Schirmacher 1921 auf dem Anti-Sklaverei Kongress in Rom über „die unerträgliche, empörende Sklaverei weißer, christlicher Deutscher“; zit. n. Maß (2006), S. 130. Der Historiker Gerhard Ritter klagte 1919 in seiner Korrespondenz, Deutschland würde zu einer „brutal ausgebeuteten Kolonie herabgestuft“; zit. n. Laak (2007), S. 95.

90 Schneyer (1925), S. 184.

91 Zur Idee des „Volkskörpers“, die sich im 19. Jahrhundert festigte und dabei im Zuge der Naturalisierung, der „Vernaturwissenschaftlichung“ des bevölkerungspolitischen Denkens zunehmend mit rassistischen Kategorien operierte, vgl. z.B. Planert (2000), insb. S. 546–548, 561–564, Letzteres zu u.a. antisemitischen „Fremd“- und „Volkskörper“-Diskursen um 1900. Zur Anwendung von Organismus-Metaphern auf soziale Gebilde vgl. auch Lüdemann (2004), z.B. S. 136–145 zur „Leib“- und „Blut“-Semantik von „Gemeinschaft“ in Ferdinand Tönnies’ *Gemeinschaft und Gesellschaft* (1887). Vgl. auch

tief unter ihr stehende Völkerschaften bedrängt und vergewaltigt.<sup>92</sup> Romane wie Rudolf Maveges *Die Schwarze Schande* (1921) malen ins Kannibalische gesteigerte Vergewaltigungsszenen aus und im *Rheinischen Beobachter* stehen *Die Kannibalen an Rhein und Ruhr* (1923): „Gelbe, braune und schwarze Truppen, noch gestern Vertreter kannibalischer Rassen, im Lande der größten Denker Europas und zwar lediglich zum Zwecke der Beschimpfung!“<sup>93</sup> Berichte von Opfern mit Bisspuren an diversen Körperstellen werden kolportiert:

„Es sind bei Aerzten ohnmächtige Mädchen eingeliefert worden, deren Adern beinahe blutleer waren. Die Schwarzen, besonders die Marokkaner, beißen in ihrer Wut ihren Opfern die Schlagader am Halse an und saugen gierig von dem Blut; es sind eben die reinen Bestien.“<sup>94</sup>

Die Texte von Lilli Jannasch sind zumindest ein Beispiel dafür, dass nicht nur den erhobenen Anschuldigungen, sondern auch den zugrundeliegenden Narrativen dieser Kampagne unmittelbar sehr klar widersprochen wurde.<sup>95</sup> Auch gibt es zu dem Text-, Bild- und Filmmaterial aus diesem Kontext mittlerweile reichlich postkolonial geschulte Forschung.<sup>96</sup> Diese betont, dass es gerade dort, wo in derart zugespitzter Form wie im obigen Zitat eine bedrohliche Alterität beschworen wird,

---

Föllmer (2001), insb. S. 43, 66–67. Zur Idee der rassistischen „Reinheit“ des Volkskörpers vgl. Fatima El-Tayeb *Schwarze Deutsche. Der Diskurs um „Rasse“ und nationale Identität 1890–1933* (2001) sowie Eva Blomes Arbeiten zur „Ästhetik der ‚Rassenreinheit‘“ in der Weimarer Republik; vgl. Blome (2011), S. 273–321. Bei all dem sollte man nicht vergessen, dass rassistische Weltanschauungen um 1920 nicht unisono vertreten, ja teils sogar bereits dekonstruiert wurden, vgl. Musil [1923b], S. 1366: „Die Rassen-,Theorien‘ die in praktischen und populärwissenschaftlichen Gebilden der Gegenwart eine so große und verhängnisvolle Rolle spielen, werden von den Wissenschaften in deren Gebiet [...] abgelehnt. [...] Da also diese Begriffe Rasse und Kultur, Volk und Nation [...] augenfällig auf etwas Reales hinweisen, ebenso augenscheinlich nichts Faßbares oder gar Einfaches bezeichnen, kann man von ihnen vernünftigerweise keinen anderen Gebrauch machen, als daß man in ihnen Fragen und nicht Antworten sieht, nicht Substrate der Erscheinungen, sondern komplizierte Erscheinungen selbst“.

- 92 So die Rheinische Frauenliga in ihrem Pamphlet *Notschrei deutscher Frauen* (1923), S. 1.
- 93 Nitti (1923), S. 335.
- 94 Saar (1921), S. 48. Von „Bißwunden“ sprechen auch etliche andere einschlägige Texte; vgl. El-Tayeb (2001), S. 161; Maß (2006), S. 174, 176. Dass die schwarzen Soldaten „kaum dem Zustande der Kannibalen entwichen“ seien, bemerkt auch Stehle in seiner *Rheinland-Tragödie*; Stehle (1922), S. 2.
- 95 In *Schwarze Schmach und schwarz-weiß-rote Schande* (1921) schreibt Jannasch: „Hinsichtlich der gewalttätigen Sexualität der Schwarzen möchte ich unseren Militaristen und Nationalisten noch folgendes zu bedenken geben. Ist es nicht zur Zeit unserer kolonialen Herrlichkeit in Afrika ‚Sitte‘ gewesen, die N[\*\*\*]innen als Freiwild für deutsche Männer zu betrachten?“; Jannasch (1921), S. 10. Zu Jannasch vgl. auch Kuhlman (2011), S. 104–106.
- 96 Konkret zu diesem Zitat vgl. Martin (2014), S. 81. Allgemeiner vgl. z.B. El-Tayeb (2001), S. 142–202; Koller (2001), insb. S. 201–341, 368–375; Koller (2020), S. 113–121; Maß

auch um Grenzregionen der eigenen Identität geht. Blickt man in diesem stark sexualisierten Material gezielt auf die Verhandlung von Männlichkeit, so wird deutlich, dass hier eine kannibalische Potentialität im deutschen Normalkörper mitverhandelt wird. Es ist ein zentraler Befund der Historikerin Eva Bischoff in ihrer Studie *Kannibale-Werden* (2011),<sup>97</sup> dass in den Rheinlanddebatten auch deutscher Männlichkeit eine latent bedrohliche Triebhaftigkeit unterstellt wird, wobei sich allerdings zivilisierte Männlichkeit gegenüber unzivilisierter Männlichkeit durch die Regulierung ihres kannibalischen Impulses auszeichnen könne: Entworfen wird eben keine „klar abgrenzbare sexualisierte kannibalische Alterität und eine weiße, bürgerliche, heterosexuelle Männlichkeit, sondern vielmehr ein Kontinuum der männlichen (Ab)Normalität“, eine Skala der Intensität bzw. Kontrolle eines kannibalischen „Triebes“, mit dem eigene und andere Männlichkeit gleichermaßen ausgestattet sind.<sup>98</sup> Es ist die Annahme eines solchen kannibalischen Triebes als anthropologischer Konstante, die als historische dekonstruiert werden muss.<sup>99</sup>

Für die Zeit um 1920 ist der Bisswunden an deutschen Frauenköpfern hinterlassende schwarze französische Rheinlandsoldat eine paradigmatische Figur xenophob geformter Alterität. Er ist eine Figur des Anderen und zugleich eine Figur, die den eigenen Raum besetzt hat. In seiner Studie *Monsters and Mad Scientists* (1989) zum Horrorfilm vornehmlich der 1970er- und -80er Jahre hat Andrew Tudor eine nützliche Differenzierung eingeführt, die ich im Laufe dieser Arbeit öfter heranziehen werden, um derartige Innen-Außen-Probleme scharf zu stellen.<sup>100</sup> Tudor unterscheidet Secure Horror und Paranoid Horror: Während beim Secure Horror eine äußere Bedrohung eine stabile eigene Identität bedroht und es nur darauf ankommt, sich mit den rechten Mitteln zu Wehr zu setzen, sind die Verhältnisse des Paranoid Horrors uneindeutiger. Hier

---

(2006), S. 71–120; Nagl (2009), S. 154–220; Bischoff (2011), S. 219–235; Kuhlman (2011); Rogowski (2016).

97 Eva Bischoffs *Kannibale-Werden. Eine postkoloniale Geschichte deutscher Männlichkeit um 1900* (2011) untersucht das Kannibalische zwischen Kolonie und Metropole, von der Produktion des „wildem Kannibalen“ in deutschen Überseegebieten bis zu den Resonanzen dieser Figur im kriminologischen Wissen über Sexualstraftäter:innen in der Weimarer Republik. Vgl. auch Bischoffs Aufsätze *The Cannibal Within. White Men and the Embodiment of Evolutionary Time* (2009) und *Anachronistische Körper. Konstruktionen von Männlichkeit und Alterität zwischen kolonialem Rassismus* (2018).

98 Bischoff (2011), S. 16. „In diesem Sinne hieß Mann-Werden, seine Triebe zu kontrollieren, sich zu beobachten und zu zügeln, gleichzeitig aber auch Kannibale-Werden, begehren, reißen und fressen zu wollen“; Bischoff (2011), S. 16. In einer ähnlichen Argumentation betont auch Sandra Maß, dass der „Askari-Kult“ der Weimarer Republik sich nicht nur kolonialpropagandistisch erklären lässt; „[e]s handelte sich dabei ebenso um die Selbstkonstruktion der Autoren als weiße koloniale Männer, die sich über die Abgrenzung von und Inkorporierung der Askari herstellte“; Maß (2006), S. 168.

99 Vgl. die Einleitung von Jan Howe und Kai Wiegandt zu dem von ihnen herausgegebenen Band *Trieb. Poetiken und Politiken einer modernen Letztbegründung* (2014).

100 Vgl. Tudor (1989), insb. S. 213–224.

hat ein „internal ‚proximate‘ threat“ den sozialen Nahraum erreicht, wohnt im Inneren der eigenen Ordnung oder „lauert [...] in uns selbst“.<sup>101</sup>

„Boundaries can be clearly drawn in relation to an external threat. Internal threats, precisely because they are internal, often blur the distinction between known and unknown, allowing the one to conceal the disturbing co-presence of the other.“<sup>102</sup>

Im Fall der Rheinlandkampagne ist der Horror insofern noch Secure oder „sicher“, als hier ein rassistischer Blick den „Fremdkörper“ im „Volkskörper“ problemlos identifizieren kann. Paranoid ist der Horror aber ebenfalls, da hier einer Situation des „reverse colonialism“ der eigene Raum infiltriert wurde,<sup>103</sup> also in einer skandalösen Umkehrung der kolonialen Situation vermeintliche Kannibalen auf deutsches Territorium vorgedrungen sind und mit ihrer Anwesenheit die biologische „Reinheit“ des deutschen Volkskörpers gefährden, kommen in den besetzten Gebieten doch bald Kinder zur Welt, die zeitgenössisch als „Rheinlandbastarde“ bezeichnet und damit als monströse schwarzdeutsche Hybridwesen ausgewiesen werden.<sup>104</sup> Diese Diskurse zeigen nicht nur, dass der biopolitische Blick auf den deutschen Volkskörper selbst immer schon ein paranoischer gewesen ist, sie bedeuten vor allem auch eine historisch wichtige Dynamisierung rassistischer Diskurse um 1920. Was, wie Dirk van Laak schreibt, vielerorts in der Welt und auch an den deutschen kolonialen Grenzen in Übersee längst Alltag war – „gemischte“ Kinder – wird nun in Deutschland konkret und für alle sichtbar: „Mit dem Ersten Weltkrieg geriet die in den Kolonien herausgebildete rassische Ordnung [...] in eine Krise“.<sup>105</sup> Zugleich verbanden sich in der Rheinlandkampagne kolonialrassistische Diskurse mit antisemitischen, was an einschlägigen Figuren deutlich wird – hier insbesondere an der der Infiltration und der der Vergiftung<sup>106</sup> – und in den Quellen klar als mehrfaches Bedrohungsszenario (in dem aber alles mit allem

---

101 Tudor (1989), S. 217; Moser (2006), S. 57, der ebenfalls an Tudor anschließt.

102 Tudor (1989), S. 214.

103 Martin (2014), S. 68.

104 Vgl. Blome (2010), insb. S. 126–129, sowie Blomes Monografie *Reinheit und Vermischung* (2011), hier insb. S. 41–44, sowie El-Tayeb's *Schwarze Deutsche* (2001), insb. S. 167–178, und Tina Campts *Other Germans. Black Germans and the Politics of Race, Gender, and Memory in the Third Reich* (2004), insb. S. 31–62 (= „Resonant Echoes: The Rhineland Campaign and Converging Specters of Racial Mixture“).

105 Laak (2007), S. 96, u. vgl. S. 103. Vgl. auch die Artikel zu „Mischehen“ und „Mischlingen“ im *Deutschen Koloniallexikon* (1920), Bd. 2; vgl. Laukötter (2007), S. 129–138.

106 Vgl. Filmtitel der Rheinlandkampagne: *Der Bastard* (1919), *Ein Tropfen schwarzes Blut* (1919), *Halbblut* (1919), *Vergiftetes Blut* (1921), usw.; vgl. Krobb / Martin (2014), S. 26. Hier ist man mit Tudors am Horrorfilm entwickelter Terminologie genau richtig.

zusammenhängt) formuliert wird.<sup>107</sup> Solche Bezüge zwischen kolonialen, rassistischen, antisemitischen, aber auch antirevolutionären, kriminologischen und psychopathologischen Diskursen werden im Verlauf dieser Arbeit immer wieder begegnen, denn die Alteritätsfigur des Kannibalischen ist hier um 1920 an vielen Stellen beteiligt.

### 2.3 Die Konjunktur des Kannibalischen als kulturelle Reflexive Figur

Die Diskussion kolonialrassistischer kannibalischer Figuren ist an dieser Stelle nicht beendet. Nun möchte ich aber zunächst jene Kannibalismuskurse anschneiden, die nicht als „sichere“ Fortführung, Verschärfung oder Aktualisierung des kolonialrassistischen Kannibalismusvorwurfs zu erfassen sind. Insbesondere von literaturwissenschaftlicher Seite wurde bemerkt, dass es in der Weimarer Republik einen Trend gibt, das Kannibalische als kulturelle Reflexive und in diesem Sinne „selbstkritische“ Figur zu funktionalisieren. Dieser Abschnitt wird schlaglichtartig andeuten, was um 1920 in der kannibalischen Kulturelle Reflexion in Bewegung gerät, wobei bereits die Umriss meines Untersuchungsvorhabens erkennbar werden sollen, das dann in den folgenden Abschnitten geschärft wird.

Nach mehr als vier Jahren Krieg auf dem europäischen Kontinent tritt für viele deutschsprachige Autor:innen die vermeintliche Menschenfresserei der Anderen hinter die eigene Barbarei, den eigenen „Zivilisationsbruch“ zurück.<sup>108</sup> Jean de Lérys Formulierung, dass man „nicht allzuweit oder sogar bis nach Amerika zu gehen“ brauche, sondern es „unter uns“ menschenfresserische „Elemente“ gäbe, die „im Blut ihrer Angehörigen, Nachbarn und Landsleute [gewütet haben]“,<sup>109</sup> wird vielleicht nie zutreffender erschienen sein als nach dem Zusammenbruch der europäischen Friedensordnung. Die Figur des Kannibalischen ist prädestiniert, eine unzulässige Gewalt unter Gleichen zu bezeichnen, und diese ist – anders als die koloniale Gewaltausübung anderswo, die in ihrem Selbstverständnis eben per definitionem keine unter Gleichen ist – mit dem zivilisierten Selbstbild nur schwer zu vereinbaren. Hier bietet sich die Figur des Kannibalischen an, den Vorwurf der Inhumanität und Unzivilisiertheit in besonders effektvoller Weise umzukehren und gegen das kriegerische Europa oder das militaristische Deutschland oder auch ganz allgemein gegen

---

107 Typisch etwa in Alfred Rosenbergs *Der Mythos des 20. Jahrhunderts* (1930), wo die Rheinlandbesetzung dahingehend diskutiert wird, dass Frankreich kaum mehr als europäischer Staat zu betrachten sei, sondern „vielmehr als ein Ausläufer Afrikas, geführt von den Juden“; zit. n. Laak (2007), S. 96.

108 „Rückblickend war mit dem Fanal vom August 1914 jene Kette von Zivilisationsbrüchen und Erschütterungen eingeleitet, welche die erste Hälfte des Jahrhunderts mit Diktaturen und Vernichtungskriegen überzog“, so Honold (2015), S. 15.

109 Léry [1578], S. 275. Siehe I/1.4.

die herrschende Gesellschafts- oder Wirtschaftsordnung zu wenden. „Die bürgerliche Klassenherrschaft, das ist der wahre Schuldige des Weltkrieges [...]. Das internationale Kapital – das ist der unersättliche Baal, dem Millionen auf Millionen dampfender Menschenopfer in den blutigen Rachen geworfen werden“, heißt es etwa in kannibalischer Agitationsrhetorik in der Eingangspassage von Rosa Luxemburgs *Was will der Spartakusbund?* (1918), dem Gründungsdokument der KPD.<sup>110</sup> „Nur die Weltrevolution des Proletariats [...] kann der gegenseitigen Zerfleischung der Völker ein Ende machen.“<sup>111</sup>

Um 1920 verstärken sich kulturreflexive kannibalische Diskurse, die mit zentralen Modernisierungserfahrungen zusammenhängen, etwa wenn der technisierte Krieg das bereits aus Zeiten der Industrialisierung bekannte Schreckbild menschenfressender Maschinen aktualisiert oder wenn, dies nun im Gegensatz zu Luxemburg, im antirevolutionären Diskurs die „Massen“-Ereignisse Weltkrieg und Revolution bereits existierende Vorstellungen von der hemmungslos kannibalisch agierenden Menschenmenge perpetuieren.<sup>112</sup> So ist Dirk Schumann auch mit Blick auf die komplexen Traditionslinien menschenfresserischer Figuren zuzustimmen, wenn er schreibt, dass die Weimarer Republik „nicht nur Vorgeschichte des Nationalsozialismus [war], sie war auch Nachgeschichte, Nachgeschichte nicht nur von Krieg und Revolution, sondern auch dessen, was man als Umwälzungen der ‚Moderne‘ bezeichnen kann.“<sup>113</sup>

In kleinerem Maßstab betrifft ein solches Sich-Ineinander-Schieben von „Vor-“ und „Nachgeschichte“ auch den Untersuchungszeitraum dieser Arbeit, die eng gesteckte Zeit weniger Jahre um 1920, die als Nachkriegszeit oder als Frühphase der Weimarer Republik eben nicht ganz richtig beschrieben wäre. Ich verstehe „um 1920“ als liminale Schwellenzeit: Der Übergang von der Monarchie zur Republik, von der Kriegs- zu Nachkriegsordnung und nicht zuletzt vom kolonialen zum postkolonialen Staat wurde hier erst noch vollzogen. Aus Sicht der Liminalitätsforschung kann „um 1920“ geradezu als Musterfall einer Zeit des „Dazwischen“ gelten.

Dass, wie Daniel Fulda in mehreren Aufsätzen herausgearbeitet hat,<sup>114</sup> „das Anthropophagiemotiv eben damals eine kulturanalytische Funktion neu-

---

110 Luxemburg (1918), S. 1.

111 Luxemburg (1918), S. 1.

112 Zur Figur der kannibalischen Menschenmenge seit der Französischen Revolution vgl. Gamper (2002); Gamper (2007), S. 143–169.

113 Schumann (2017), S. 104, Herv. getilgt J.K. Vgl. auch Schumanns Aufsatz *Gewalterfahrungen und ihre nicht zwangsläufigen Folgen* (2004).

114 Vgl. Fuldas Aufsatz „*Versteckter Appetit nach Menschenfleisch*“. *Faszination und Funktion kannibalistischer Figuren bei Thomas Mann und in der Literatur der Weimarer Republik*, der neben Texten von Thomas Mann auch solche von Oskar Loerke, Ernst Barlach, Gerhart Hauptmann, Ernst Jünger, Walter Benjamin, Hans Henny Jahn, Artur Heye und Theodor Lessing diskutiert. Vgl. auch Fuldas Einleitung in dem von ihm und Walter Pape herausgegebenen Band *Das Andere Essen. Kannibalismus als Motiv*

er Qualität“ gewinnt und die „literarische Kannibalistik“ nach dem Ersten Weltkrieg in quantitativer wie qualitativer Hinsicht „einen historischen Höhepunkt“ erreicht,<sup>115</sup> lässt sich damit in Verbindung bringen, dass sich „in anthropophagisch aufgeladenen Bildern“, so Yvonne Al-Taie und Marta Famula, „traumaindizierte Erlebnisse“ und „konfliktbeladene Konstellationen des politischen und gesellschaftlichen Umbruchs und des wachsenden marktökonomischen Drucks“ artikulieren können.<sup>116</sup> Dabei ist mit den Arbeiten Eva Bischoffs zu betonen, dass Aussagen, die auf ein möglichst drastisches und einleuchtendes Vor-Augen-Stellen etwa von Unrecht und Grausamkeit zielen und dafür auf den Vergleich „Wie die Wilden“ bzw. „Wie die Kannibalen“ vertrauen, Wissen um das koloniale Andere und dessen Grausamkeit und Gesetzlosigkeit mobilisieren.<sup>117</sup> Darüber hinaus zeugen etliche literarische Texte durchaus auch von einer Faszination für die wilde, vitale, rücksichtslose Menschenfresserei. Das „Motiv“ scheint „in seinem extremen Charakter“ der Zeit zu entsprechen.<sup>118</sup> Vielleicht ist es ihre fast fantastische Drastik, die die Figur des Kannibalischen um 1920 so geeignet macht, inkommensurable Gewalt- und „Krisen“-Erfahrungen doch irgendwie zur Sprache und in den Text zu bringen – wobei das Deutungsmuster der „Krise“, mit in das Feld des zu Untersuchenden gehört,<sup>119</sup>

---

*und Metapher in der Literatur* (2001) sowie seine Aufsätze zu Hungeranthropophagie und europäischem Kannibalismuskurs; Fulda (1996); zu Menschenfresser:innen in der historischen Epik um 1900; Fulda (1999a); zu Alfred Döblins „kannibalistischer Anthropologie“; Fulda (1999b); und zuletzt zum *Kannibalismusmotiv als Vehikel europäischer Selbstkritik, besonders bei Ernst Jünger* (2017). Aus den Literaturwissenschaften ist damit Daniel Fulda derjenige, der das Kannibalische in der deutschsprachigen Literatur um 1920 bislang am eingehendsten untersucht hat.

- 115 Fulda (2001b), S. 262, Herv. getilgt J.K. Fulda spricht meist von der Literatur der (frühen) Weimarer Republik und registriert den „auffällige[n] Rückgang der Motivfrequenz seit Mitte der zwanziger Jahre“; Fulda (2001b), S. 300.
- 116 Al-Taie / Famula (2020), S. 6.
- 117 Vgl. Bischoff (2011), S. 16, 165–194 (= „Wie die Wilden. Aberglaube, Degeneration und Kannibalismus“), hier insb. S. 168, 189. Bischoff zeigt, wie sich insbesondere die psychiatrische und kriminologische Fachliteratur diese Analogie zunutze machte.
- 118 Fulda (2001b), S. 263.
- 119 Notorisch ist das Deutungsmuster der Krise bereits hinsichtlich der Periodisierung der Weimarer Republik. Immer noch prägend, obwohl längst vielfach hinterfragt, ist Detlev Peukerts Charakterisierung der Weimarer Republik als *Krisenjahre der klassischen Moderne* (1987) und seine Dreiteilung der Weimarer Republik in „Weichenstellungen 1918–1923“, „[t]rüberische Stabilisierung 1924–1929“, häufig als Goldene Zwanziger bezeichnet, und „totale Krise 1930–1933“; Peukert (1987), S. 5–6. Zur Kritik vgl. z.B. den von Moritz Föllmer und Rüdiger Graf herausgegebenen Band *Die „Krise“ der Weimarer Republik. Zur Kritik eines Deutungsmusters* (2005) und Föllmers Aufsatz *Which Crisis? Which Modernity? New Perspectives on Weimar Germany* (2012).



und auch mit Begriffen wie „Fantastik“, „Drastik“ und „Gewalt“ nur weitere ästhetische Fragen aufgeworfen sind.<sup>120</sup>

#### 2.4 Konturierung des Forschungsvorhabens

Es liegt noch keine wissenschaftliche Monografie zum Kannibalischen um 1920 vor.<sup>121</sup> In den literatur- und kulturwissenschaftlichen Sammelbänden zur Anthropophagie erscheint diese insgesamt als typisches „von der Antike bis zur Gegenwart“-Thema.<sup>122</sup> Zugleich ist der Forschung die Häufung des „Kannibalismusmotivs“ in der Literatur der Weimarer Republik durchaus bekannt.<sup>123</sup> Daniel Fulda hat sogar den Versuch unternommen, „eine Epochensignatur des literarisch-kulturkritischen Anthropophagiediskurses“ der frühen Weimarer

---

120 Zur Fantastik des Kannibalischen vgl. Brittnacher / May (2013); zur Drastik vgl. Linck (2016); zur Codierung von Gewalt vgl. Wolf, B. (2011).

121 Allerdings gibt es einige Studien, deren Untersuchungszeiträume die Zeit um 1920 umfassen bzw. berühren, z.B. Volker Mergenthaler: *Völkerschau – Kannibalismus – Fremdenlegion. Zur Ästhetik der Transgression (1897–1936)* (2005); Eva Bischoff: *Kannibale-Werden. Eine postkoloniale Geschichte deutscher Männlichkeit um 1900* (2011). Die geringe Anzahl an Monografien, die sich zumindest in grober Nähe zum Zeitraum um 1920 bewegen und für die Kannibalisches zentral genug ist, um in den Titel aufgenommen zu werden, überrascht angesichts der sehr starken Beforschung des Zeitraums von circa 1880 bis 1933 in den Literatur-, Kultur- und Geschichtswissenschaften und der nun schon länger anhaltenden Konjunktur der Integration postkolonialer Ansätze in diesen Disziplinen.

122 Vgl. Hedwig Röckelein (Hg.): *Kannibalismus und europäische Kultur* (1996); Annette Keck / Inka Kording / Anja Prochaska (Hg.): *Verschlungene Grenzen. Anthropophagie in Literatur und Kulturwissenschaften* (1999); Daniel Fulda / Walter Pape (Hg.): *Das Andere Essen. Kannibalismus als Motiv und Metapher in der Literatur* (2001); Sebastian Fink / Friedrich Pöhl (Hg.): *Kannibalismus, eine anthropologische Konstante?* (2015); Sebastian Fink / Friedrich Pöhl / Robert Rebitsch (Hg.): *Die Konstruktion des Kannibalen zwischen Fiktion und Realität* (2017); Yvonne Al-Taie / Marta Famula (Hg.): *Unverfügbares Verinnerlichen. Figuren der Einverleibung zwischen Eucharistie und Anthropophagie* (2020).

123 So hat bereits 1994 Wolfgang Schraml *Relativismus und Anthropologie. Studien zum Werk Robert Musil und zur Literatur der 20er Jahre* das Phänomen des „Weimarer“ Kannibalismus anhand zahlreicher Beispiele beschrieben; vgl. Schraml (1994), S. 357–370 (= „Der ‚Weimarer‘ Kannibalismus“). Kannibalismus ist ein „Schlüsselmotiv der Literatur der zwanziger Jahre“ und ein „Indikator, der die allgemeine psychische und ideologische Verunsicherung anzeigt, die durch die kriegsbedingte kollektive ‚Regression‘ erzeugt worden war“, so Schraml (1994), S. 436, 457. Dieses in der (älteren) Forschung ebenso wie in den Quellen der Zeit notorische Erklärungsmuster gilt es unbedingt zu vermeiden. Explanans und Explanandum wurden hier vertauscht. Beim Begriff der „Regression“ handelt es sich um einen erklärungsbedürftigen Begriff, der, tritt er in Verbindung mit dem Kannibalischen auf, hinsichtlich seiner im Primitivismusdiskurs liegenden Annahmen zu dekonstruieren ist.



Republik herauszuarbeiten.<sup>124</sup> Diese liegt für ihn – und damit ist zweifelsfrei ein wichtiger Diskursstrang benannt – in einer vitalistischen Rehabilitation des Wilden und Kannibalischen, einer „Apologie von ‚Naturtrieben‘“ im Sinne einer wie auch immer verstandenen „radikal[en]“ Kulturkritik.<sup>125</sup> Von einer „Aufhebung xenophober Grenzziehungen“ würde ich dabei aber gerade mit Blick auf jede Texte, die einen solchen „kannibalistischen Vitalismus“ pflegen,<sup>126</sup> nicht sprechen. Transgressive – oder besser: liminale – Momente des Kannibalischen geraten in der Forschung aber jedenfalls immer wieder in den Blick, nicht nur bei Fulda,<sup>127</sup> sondern auch in Christian Mosers *Kannibalische Katharsis* (2005), einer kleinen, kursorischen Studie, die „westlichen Kannibalismus“ als ein Verfahren von Aneignung und Abstoßung versteht,<sup>128</sup> oder in Claudia Heins *Die Essbarkeit der Welt* (2016), wo „der Kannibale“ sehr überzeugend als eine Figur projizierter konkretisierter Grenzüberschreitung erfasst wird.<sup>129</sup>

---

124 Fulda (2001b), S. 262.

125 Fulda (2001b), S. 294, 297. Vgl. Fulda (2001a), S. 21. Zwar ist sich Fulda bewusst, dass die von ihm untersuchten Texte „interpretatorisch [nicht] auf eine Linie zu bringen“ sind, schreibt zum Schluss aber doch Lessings *Haarmann*-Studie „Summencharakter“ sowie einen „linken Vitalismus“ zu; Fulda (2001b), S. 262, 296, 299. Auch „der *Opfergedanke*“ ist für Fulda „in der literarischen Kannibalistik der Weimarer Zeit weit verbreitet“; Fulda (2001b), S. 297. „Anthropophagische Metaphern und Motive wurden [...] als ein Zentrum der kulturellen Ordnung diskutiert“, in diesem Zentrum „überschnitten sich Fragen nach Individuum und Gesellschaft, Mensch und Gott, Natur, Körper und Geist, nach Tragödie, Opfer und Tod, Schuld und Erlösung“; Fulda (2001b), S. 262. Deutlich wird: Die eine Tendenz gibt es in der kannibalischen Literatur der Weimarer Republik sicherlich nicht.

126 Fulda (2001b), S. 299, 294. Ähnlich bereits in der Einleitung: Viele literarische Texte haben „die herkömmliche Verteufelung des Kannibalen längst aufgesprengt, indem sie das xenophobe Potential des Motivs nicht nutzen oder – grundsätzlicher – die Relativität jeder kulturellen Ordnung in Szene setzen oder sich sogar mit den ‚Menschenfressern‘ gegen die eigene Gesellschaft verbünden – womöglich aufgrund eines generellen *Unbehagens in der Kultur*“; Fulda (2001a), S. 12.

127 „In ihm [dem Anthropophagiemotiv] versinnbildlicht sich das *Interesse an den äußersten Grenzen* – der Zivilisation, der Humanität, der ästhetischen Konvention [...] – und es bietet wie wenig andere die Möglichkeit, deren Überschreitung durchzuspielen.“ Damit lassen sich an ihm „weltanschauliche wie ästhetische Transgressionsängste oder auch -wünsche [...] analysieren“; Fulda (2001b), S. 263.

128 Moser (2005), S. 21. Moser untersucht *Literarische und filmische Inszenierungen der Anthropophagie von James Cook bis Bret Easton Ellis*. Der Untertitel verweist bereits auf das Kursorische der Lektüren, die am Zeitraum um 1920 nicht das geringste Interesse zeigen, hier aber dennoch vielfach produktiv gemacht werden konnten, u.a. weil Moser, ebenso wie Mergenthaler (2005), insb. S. 133–147, auch kannibalische Konsumtions- und Lektürepraxen in die Überlegungen miteinbezieht; vgl. z.B. Moser (2005), S. 21, 108–110.

129 Vgl. Hein (2016), S. 63. Es handelt sich um eine komparatistische Untersuchung zur *Einverleibung als Figur der Weltbegegnung bei Italo Calvino, Marianne Wiggins und Juan José Saer*, die einfürend eine vorzügliche kleine Philosophiegeschichte der Einverleibung bietet; Hein (2016), S. 9–66. Hein begreift Einverleibung als „absolute Metapher“ im Sinne von Hans Blumenbergs *Paradigmen zu einer Metaphorologie* (1960) und den

Ich verwende, dies sei an dieser Stelle eingeschaltet, den Anthropophagie- und den Kannibalismusbegriff überall dort synonym, wo dies inhaltlich zulässig ist. Im Titel dieser Arbeit steht ganz bewusst das Kannibalische, nicht das Anthropophage. Wie oben entwickelt, richtet sich mein Untersuchungsinteresse auf eine kolonial geformte Alteritätsfigur, die mit dem Begriff des Kannibalismus genauer benannt ist als mit dem der Anthropophagie. Es ist das Kannibalische, das mit dem Verlust des Kolonialmachtstatus in der Schwellenzeit um 1920 eine besondere Dynamisierung erfährt.

Ein Beispiel: Die für die Figur des Kannibalischen so zentrale Relationierung von Wildheit und Zivilisation formuliert ein am 31. Dezember 1924 im sozialdemokratischen *Vorwärts* erschienener Artikel so apodiktisch wie idealtypisch:

„Es wäre [...] ein Irrtum zu glauben, daß sich das Menschenfressen auf die Wilden beschränkt. Es erstreckt sich auch auf die zivilisierte Menschheit.“<sup>130</sup>

Unter dem Titel *Kannibalen* versucht der/die namentlich nicht genannte Autor:in einige jüngste Kriminalfälle einzuordnen: Die Serienmörder Carl Großmann, verhaftet im August 1921 in Berlin, Fritz Haarmann, verhaftet im Juni 1924 in Hannover, und Karl Denke, verhaftet im Dezember 1924 in Münsterberg, wurden alle verdächtigt, das Fleisch ihrer Opfer verzehrt zu haben:

„[D]er Fall Denke [...] wird neben denen von Großmann und Haarmann zu den schauerlichsten der Kriminalgeschichte gehören. Etwas muß mit der Menschheit nicht stimmen, die solche Ungeheuer aus sich heraus gebären kann. Konnte sie nicht aber auch den Krieg gebären und schwärmt nicht ein Teil der Menschheit auch heute noch von neuen Kriegen? Gebären denn nicht Bürgerkrieg und Revolution auch heute noch immer wieder neues Menschenschlachten?“<sup>131</sup>

In dieser unheilvollen rhetorischen Frage, die den Artikel beschließt, scheint das koloniale Wissen um das kannibalische Andere entfernter als es ist, denn der Text beginnt mit einer recht kundigen, koloniallexikonhaften Bestimmung des „Kannibalentum[s]“, die eine historische Begriffsklärung umfasst, auf einschlägige Forschung verweist<sup>132</sup> und das Kannibalische damit zunächst als

---

„Topos des Kannibalen“ als „eine konkrete und spezielle Ausformung des Einverleibungsdenkens“; Hein (2016), S. 20, 24.

130 N.N.: Kannibalen, in: Vorwärts, Morgenausgabe, 31.12.1924, S. 7.

131 N.N.: Kannibalen, in: Vorwärts, Morgenausgabe, 31.12.1924, S. 7.

132 Und zwar auf die oben bereits zitierte Studie zur *Verbreitung der Anthropophagie* des recht populären deutschen Ethnografen Richard Andree, der für das Kannibalische

fernab von Europa existente Praktik etabliert. Der Artikel bewegt sich vor einem ganz ähnlichen Wissenshorizont wie der oben zitierte Eintrag von Georg Thilenius im *Deutschen Koloniallexikon* von 1920, verfährt aber sorgfältiger:

„Der Menschenfresser von Münsterberg [Karl Denke, J.K.] gibt Veranlassung zu einer Betrachtung über das Kannibalentum. Das Wort selbst stammt als Bezeichnung für das Menschenfressen von dem Wort ‚Kari-bal‘. So nannte man *die Bewohner der karibischen Inseln*; der spanische Entdecker hatte sich aber verhöhrt und das ‚r‘ mit einem ‚n‘ vertauscht. Kannibalen gibt es unter den Wilden in fast alles Erdteilen noch heute, und erst vor kurzem bekam man einen sehr lehrreichen Kannibalenfilm zu sehen. [...] Während in manchen Gegenden, wie auf den Karyben, auf den Antillen und in Mexiko und Mikronesien – hier selbst vor ihrer Entdeckung – das Kannibalentum bereits verschwunden ist, dauert es dagegen in anderen Orten hartnäckig an“.<sup>133</sup>

Um 1920 ist der Diskurs um das Kannibalische bereits dabei, sich selbst aufzuarbeiten. Dass hier die Geschichte kannibalischen Wissens mitreflektiert wird, ändert nichts daran, dass sich der Artikel in einer kannibalischen Gegenwart wiederfindet, er das Kannibalische also nicht den Geschichtsbüchern überlassen kann. Im Gegenteil: Zu einem der besagten „anderen Orte[]“ persistierender kannibalischer Sitten ist dem Artikel am Ende die Weimarer Republik selbst geworden. Nicht nur „auf die zivilisierte Menschheit“, sondern auch auf die Zukunft – es handelt sich nicht umsonst um einen zur Jahreswende abgedruckten Text – droht das Kannibalische in den letzten Sätzen auszugreifen mit dem „[G]ebären“ von „neuen Kriegen“ und „immer wieder neue[m] Menschenschlachten“. Das Szenario, das ziemlich genau der von Maggie Kilgour beschriebenen „danger of ‚going native““ entspricht,<sup>134</sup> schiebt Zeitliches und Räumliches, eigene und andere Orte sowie hartnäckig Anhaltendes und zukünftig Drohendes ineinander. Dabei gilt es trotz der Plakativität des Textes die Unbestimmtheit wahrzunehmen, die er zum Ausdruck bringt: Wirklich sicher ist hier nur, dass „[e]twas [...] nicht stimm[t]“. Was Maggie Kilgour um das Jahr 2000 herum veranschlagte, als in Forschung und Kulturproduktion gerade eine kleine Konjunktur des Kannibalischen zu beobachten war, gilt vielleicht in Teilen bereits für die Zeit um 1920: „If in the past the cannibal was used to construct differences, today it is invoked in order to deconstruct them.“<sup>135</sup>

---

die griffige Formel „Kinderkrankheit des Menschengeschlechts“ gefunden hat; Andree (1874), S. 76.

133 N.N.: Kannibalen, in: Vorwärts, Morgenausgabe, 31.12.1924, S. 7.

134 Kilgour (1998), S. 243.

135 Kilgour (2001), S. viii.

Die letzten Abschnitte resümierend will ich also vorerst kurz festhalten, was im Lauf dieser Arbeit noch vielfach am Detail zu zeigen sein wird: Es lässt sich erstens eine Konjunktur des Kannibalischen in der Schwellenzeit um 1920 beobachten, die zweitens mit der thematischen Ausdehnung, einer gesteigerten Mobilität und einem gesteigerten Selbstreflexiv-Werden der Figur einhergeht, wobei wiederum allerdings drittens kannibalische Figuren auch jenseits des kolonialen Diskurses ohne diesen um 1920 kaum zu verstehen sind.

### 3 Das Kannibalische als liminale Alteritätsfigur um 1920

In sieben thematisch organisierten Kapiteln wird diese Arbeit untersuchen, welche Rolle das Kannibalische um 1920 in der Literatur spielt und wie das Kannibalische um 1920 als liminale Alteritätsfigur funktioniert. Das kolonial generierte Wissen um das Kannibalische wird in der Literatur um 1920 zum Material und zum Gegenstand; es wird produktiv. Wie konfiguriert dabei die Figur des Kannibalischen Eigenes und Anderes? In welcher Beziehung steht der um 1920 so dynamische Kannibalismuskurs mit der Funktionsweise des Kannibalischen als liminaler Alteritätsfigur, die ein in Bewegung geratenes Verhältnis von Eigenem und Anderem, von Außen und Innen, von Identifikation und Abstoßung erfasst?

#### 3.1 Was bedeutet „liminale Alteritätsfigur“?

Das Kannibalische funktioniert auch im Selbstbezug als Alteritätsfigur. Es markiert im oben entwickelten Sinne das „Andere“ europäischer Zivilisiertheit. Das Kannibalische als Figur zu begreifen, trägt der Beweglichkeit dieser Produktion von Alterität Rechnung. Dabei lässt sich der Begriff der Figur in unterschiedlicher Weise scharf stellen: Kannibalisches können wir in Texten in Gestalt der literarischen Figuren, also des literarischen Personals antreffen, noch häufiger aber begegnet das Kannibalische als Stilfigur, als Metapher. Das Kannibalische lässt sich aber auch, und das ist hier von besonderer Bedeutung, plastisch und performativ verstehen,<sup>136</sup> als Figur im Sinne der auszuführenden Bewegung eines Körpers, als Choreografie des Verschlingens, des Zerbei-

---

<sup>136</sup> „Figur‘ weist auf eine plastische Form. Die etymologische Verbindung zu *ingere*, *figulus*, *fictor* und *effigies* drückt eine Aktivität und weniger ein Ergebnis aus. [...] Seit der Antike schließt der *figura*-Begriff sowohl die visuelle Idee einer *Gestalt* ein als auch die Plastizität eben dieser Gestalt – jene ‚performative Dimension, die die Figur selbst als eine Szene von Verwandlung erscheinen läßt.‘; Allerkamp (2005), S. 13, zuletzt unter Zitation von Brandstetter / Peters (2002), S. 8. Vgl. auch Hein (2016), S. 16.

ßen, Aussaugens, Inkorporierens oder Verstoffwechslens.<sup>137</sup> Unter den rhetorischen Figuren ist das Kannibalische dem schwer systematisierbaren Gebiet der „Denkfiguren“ zuzuordnen<sup>138</sup> und als „Wissensfigur“ haben sich in ihm die beteiligten Diskursformationen in anschaulicher, wissensorganisierender und erkenntnisleitender Weise verdichtet.<sup>139</sup> In letzterem Sinne ist jede kannibalische Figur eine „Kon-Figuration“ kannibalischen Wissens.<sup>140</sup>

Besondere Aufmerksamkeit verdient eine der Kannibalismusfigur innewohnende Paradoxie, die genau im Zentrum meines Forschungsinteresses liegt. Wie in dieser Einleitung vielfach gezeigt wurde, handelt sich bei „Kannibalismus“ um einen polemischen Begriff, der, mit Spivak gesprochen, „epistemische Gewalt“ ausübt: Die epistemische Gewalt besteht darin, durch Otherring eine sehr reale Differenz einzuführen.<sup>141</sup> Indem er das Andere durch dessen Markierung als solches überhaupt erst einführt, errichtet „Kannibalismus“ eine Grenze zwischen zivilisierter Identität und kannibalischer Alterität: Er wirkt also identitätsstiftend, grenzziehend, differenzsetzend. Als transgressive Figur aber, die in radikaler und wortwörtlicher Weise Körpergrenzen nicht respektiert – es wird gebissen und herausgebissen, zerkaut, geschluckt, zersetzt –, wirkt Kannibalismus genau andersherum: grenzverletzend und differenzauflösend, stoffvermischend. Man könnte sagen: Das Kannibalische bringt die Grenze ins Spiel, um sie zugleich aufzulösen. Damit ist das Kannibalische ist eine liminale Figur, eine Schwellenfigur, die Eigenes und Anderes in Beziehung setzt (siehe I/1.4).

In der Dehnung und Destabilisierung der Grenze besteht das besondere politische Potential des Kannibalischen, auf das auch von philosophischer Sei-

---

137 Damit ist das Kannibalische auch für Stoffwechsel-Poetologien interessant, wie sie in dem von Vanessa Höving und Peter Risthaus herausgegebenen Band *Ars metabolica. Stoffwechsel und Digestion als literarische und kulturelle Prozesse* (2023) untersucht werden.

138 Zur „Denkfigur“ als wissensgeschichtlicher Kategorie vgl. Müller-Tamm (2014). Denkfiguren ließen sich „auch mit Begriffen wie ‚Motiv‘, ‚Topos‘ oder ‚Idee‘ im Sinne der Ideengeschichte umschreiben“; Torra-Mattenkloft (2016), S. 57.

139 Vgl. Müller-Tamm (2014), S. 104. Zu den „Figuren des Wissens“ vgl. auch Cahn (1989), S. 292: „Die Prägnanz der kognitiven Figuren, die einen Diskurs des Wissens steuern, kann für die rhetorischen nur selten reklamiert werden. Rhetorische Figuren sind abstrakt und ohne Evidenzcharakter, während jene aus der Wissenschaftsgeschichte sich oft dem Rang eines Paradigmas annähern.“

140 Brandstetter / Peters (2002), S. 10.

141 Vgl. Spivak (1988), S. 280–281: „The clearest available example of [...] epistemic violence is the remotely orchestrated, far-flung, and heterogeneous project to constitute the colonial subject as Other. This project is also the asymmetrical obliteration of the trace of that Other in its precarious Subject-ivity.“ Vgl. auch Spivak (1985), S. 250. „If the project of Imperialism is violently to put together the episteme that will ‚mean‘ (for others) and ‚know‘ (for the self) the colonial subject as history’s nearly-selved other, the example of these deletions indicate explicitly what is always implicit: that meaning/knowledge intersects power“; Spivak (1985), S. 255.

te bereits hingewiesen wurde<sup>142</sup> und das das Kannibalische mit anderen, ihm ähnlichen Figuren teilt, etwa dem Nomadischen.<sup>143</sup> Indem sie den politischen Raum sowohl strukturieren als auch durchkreuzen, stimulieren Figuren wie Nomad:innen oder Kannibal:innen Fantasien von Deterritorialisierung und Grenzauflösung.<sup>144</sup> So ließe sich Liminalität mit Clemens Ruther als „Parallelaktion zur Begrifflichkeit der Hybridität“ nach Bhabha verstehen,<sup>145</sup> wobei ich allerdings in meiner Untersuchung kannibalischer Figuren das Moment der Transgression oder Vermischung nicht immer schon als gesetzt ansehen will, obgleich es im alimentären Akt des Kannibalismus so überaus körperlich angelegt ist. Ich bleibe in meinem Verständnis des Kannibalischen beim Begriff des Liminalen, um das „Zwischen“ zu betonen und den unweigerlichen Grenz- und damit Ordnungsbezug dieser Alteritätsfigur präsent zu halten.<sup>146</sup>

Diese Arbeit basiert auf einem breiten und in Gattung, Ästhetik und politischer Stoßrichtung sehr heterogenen Primärtextkorpus. Umso wichtiger ist es, jeden Text in den Eigenarten seiner literarischen Funktionsweise und jede kannibalische Figur als jeweils ganz eigene „Kon-Figuration“ kannibalischen Wissens zu untersuchen. Dabei ist diese Arbeit in ihrer dekonstruktiven Textarbeit und dem starken Fokus auf textuelle Körperlichkeiten nicht zuletzt den Gender Studies verpflichtet. Die Arbeit leistet einen Beitrag zu wissenspoetologischen Ansätzen im Sinne eines „Wissens der Literatur“,<sup>147</sup> zur Wissens- und Diskursgeschichte des Kannibalismus, zur postkolonialen Germanistik und zur Liminalitätsforschung.

### 3.2 Zum Aufbau dieser Arbeit

Für die vorliegende Untersuchung wurde eine große Anzahl um 1920 entstandener deutschsprachiger Texte gesichtet, die Eigenes und Anderes über die Figur des Kannibalischen zueinander in Beziehung setzen. Dabei wurden sich als fiktional ausweisende Texte gemeinsam mit solchen betrachtet, die dies nicht tun. Die untersuchten Texte verteilen sich unregelmäßig auf sieben Kapitel: Die

---

142 Vgl. Viveiros de Castro [2009/15], insb. S. 16–21; Strasser (2021), S. 52–54, unter dem Stichpunkt „Utopia“.

143 Auch das Nomadische ist eine politische Figur, die qua definitionem jede Lokalisierung unterwandert; vgl. Deleuze / Guattari [1980], S. 481–585, sowie in kritischem Anschluss an Deleuze und Guattari Braidotti (2011), insb. S. 22, 25–27; Bischoff (2011), S. 41–44. Auch die Liminalitätsforschung bezieht sich gern auf diesen Abschnitt der *Milles plateaux*; vgl. z.B. Brandt (2017), S. 15–16.

144 Zum transgressiven Potential barbarischer Figuren vgl. Boletsi / Moser (2015), insb. S. 18–20.

145 Ruthner (2019), S. 34.

146 Vgl. Foucault [1963], S. 325; Geisenhanslüke / Mein (2008), S. 8.

147 Vgl. Rancière [1992], insb. S. 26–27; Vogl (1999), S. 13–15.

Kapitel II/1, II/2 und II/7 basieren jeweils auf einem breiten Textkorpus, während die Kapitel II/3, II/4, II/5 und II/6 einen einzelnen Text zentral setzen, der gleichwohl von anderen flankiert wird.

Das erste Kapitel legt in systematischer wie historischer Perspektive einen Grundstein für die folgenden Überlegungen. Es untersucht das Kannibalische in Texten im und um den Ersten Weltkrieg und geht dabei der wirkmächtigen Figur des „eigenen inneren Kannibalen“ nach, der mit diesem zum Ausbruch käme. Im Zentrum stehen Sigmund Freuds *Totem und Tabu* (1912/13) und *Zeitgemäßes über Krieg und Tod* (1915); untersucht werden darüber hinaus auch Weltkriegsschriften wie Hermann Detzners *Vier Jahre unter Kannibalen* (1920) und Heinrich Manns *Der Europäer* (1916), Alfred Döblins Essay *Der dreißigjährige Krieg* (1919) und Wilhelm Lamszus' Zukunftsroman *Das Menschenschlachthaus* (1912).

Das zweite Kapitel untersucht den kannibalischen Revolutionsdiskurs gemeinsam mit dem um ekelhafte Nahrung. Im Zentrum steht die kannibalische Figur der entdifferenzierten Masse. Entwickelt wird das im Folgenden wichtige Begriffspaar der Starvation und Pollution Anxieties. Herangezogen werden Dokumente der Ernährungskrise wie Feldpostbriefe, Zeitungsartikel und Küchenratgeber, (anti)revolutionäre Prosa wie Hermynia zur Mühlens *Licht* (1922) und Max Glass' *Die entfesselte Menschheit* (1919), Sigmund Freuds *Massenpsychologie und Ich-Analyse* (1921), Peter Mühlens' medizinische Studie *Die Hunger und Seuchenkatastrophe* (1923), Franz Jungs Reportage *Hunger an der Wolga* (1922) und massendiagnostische Schriften wie Helenefriderike Stelzners *Psychopathologisches in der Revolution* (1919).

Das dritte Kapitel untersucht das Kannibalische im Inflationsumfeld der Nachkriegszeit sowie im zeitgenössischen Lustmorddiskurs anhand von Theodor Lessings Fallgeschichte *Haarmann. Die Geschichte eines Werwolfs* (1925). Es handelt sich um die wichtigste zeitgenössische Bearbeitung des Kriminalfalls Fritz Haarmann, der im Dezember 1924 unter hoher medialer Aufmerksamkeit vor dem Schwurgericht Hannover verhandelt wurde. Haarmann stand im Verdacht, 27 junge Männer getötet und ihr Fleisch in der Stadt in Umlauf gebracht zu haben.

Das vierte Kapitel untersucht das Kannibalische im Kontext der Schau-stellkunst und der Völkerschau anhand einer Textkonstellation aus Franz Kafkas Spätwerk: Die Erzählung *Ein Hungerkünstler* (1922) wird zu ihrem wenig bekannten, zu Lebzeiten unpublizierten Nachtrag, dem *[Menschenfresser]*-Fragment von 1924 in Beziehung gesetzt. Zentral ist hier die Frage nach der Beobachtbarkeit, Aufführbarkeit und Beweisbarkeit kannibalischer Alterität.

Das fünfte Kapitel untersucht die Dynamik kolonialrassistischer Erzählmuster in der Genreliteratur. Mit Artur Heyes Jugend- und Abenteuerroman *Hatako, der Kannibale* (1921/22) erscheint im Untersuchungszeitraum der erste deutschsprachige Roman, in dem ein afrikanischer Kannibale als Protagonist und Identifikationsfigur auftritt, wobei sich eine neuartige Fetischisierung des Kannibalischen beobachten lässt.

Das sechste Kapitel untersucht das Kannibalische als Figur engagierter Gewaltkritik. In der Satire *Kannibalisches* (1919), die Alfred Döblin unter dem Namen Linke Poot veröffentlichte, wird die Niederschlagung des Arbeiter:innenaufstandes in Berlin-Lichtenberg im März 1919 zum Gegenstand und Ausgangspunkt einer spezifischen Art anthropophagisch-anthropemischen Sprechens. *Kannibalisches* bildet eine Grabkammer, die eine getötete Angehörige in sich aufgenommen hat.

Das siebte Kapitel untersucht das Kannibalische als ökonomische Figur, wobei die Imagination menschenverschlingender Produktions- und Konsumtionsweisen der Zukunft zentral ist. Gegenstand sind Berta Lasks Propagandastück *Der Obermenschensfresser Weltkapitalismus und die Internationale Arbeiterhilfe* (1924), Ernst Weiß' Erzählung *Der große und der kleine Gargantua* (1922), Hermann Keyserlings Besuch der Fleischfabriken Chicagos in seinem *Reisetagebuch eines Philosophen* (1919), flankiert von u.a. Fritz Kammers *Eines Arbeiters Weltreise* (1913), und zuletzt die kannibalische Kriegswirtschaft in Alfred Döblins Science-Fiction-Roman *Berge Meere und Giganten* (1924).

Ein ausführliches Fazit steht am Ende der Arbeit. Es bündelt die Ergebnisse, stellt nochmals die zahlreichen Bezüge zwischen den untersuchten Texten und Gegenstandsbereichen heraus und reflektiert die kapitelübergreifenden Herausforderungen bei der Untersuchung dieser liminalen Figur.





## II Lektüren



„Es darf vorausgesetzt werden, daß das Wort ‚Der Herd des Weltkrieges‘, seit es diesen Gegenstand gibt, zwar oft benutzt worden ist, stets jedoch mit einer gewissen Ungenauigkeit in der Frage, wo dieser Gegenstand seinen Platz habe. [...] Vielleicht sagt man darauf, daß dieses Wort bloß bildlich zu verstehen sei. Aber dem ist in so voller Weise zuzustimmen, daß sich alsbald noch viel größere Verlegenheiten daraus ergeben. Denn gesetzt nun, es wolle Herd in seiner Bildlichkeit ungefähr das gleiche bedeuten wie Ursprung oder Ursache ohne solche, so weiß man zwar, daß der Ursprung aller Dinge und Geschehnisse Gott ist, aber andererseits hat man nichts davon.“

Robert Musil: Weiterentwickelte Entwürfe zu Versuchen  
aus den zwanziger Jahren [...]<sup>1</sup>

## 1 Kannibalische Ursprungs- und Endzeitfiktionen

Im ersten Kapitel dieser Arbeit geht es um das Setzen eines Anfangs: Sogenannte „Herde“, Ursprünge und Ursachen werden mich hier beschäftigen. Keineswegs geht es dabei um Ursprünge des Kannibalismus, sondern um Ursprungsfiktionen, erzählerische Konstruktionen eines Ursprungs, die die Figur des Kannibalischen zur Hilfe nehmen. Wie Tobias Döring und Michael Ott in ihrem Band *Urworte. Zur Geschichte und Funktion erstbegründender Begriffe* (2012) schreiben, „muß, was als Anfang gelten soll, oft durch besondere sprachliche und kulturelle Verfahren allererst behauptet und beglaubigt werden“.<sup>2</sup> Dies gilt in besonderem Maße dann, wenn sich dieser Anfang der individuellen Erfahrung entzieht, so wie dies beim Ursprung des Krieges beziehungsweise andersherum bei dem des friedlichen Zusammenlebens der Fall ist.

Robert Musils fragmentarische Überlegungen zu „De[m] Herd des Weltkrieges“, von ihm in skeptische Anführungszeichen gesetzt, kommentieren das in den 1920er Jahren vielfach geäußerte Bedürfnis, Ursachen oder gar die eine Ursache für den bis dato verheerendsten Krieg auf dem europäischen Kontinent dingfest zu machen. Der „Herd“ fungiert in Musils Bemerkungen als Bild dieses einen ursächlichen Ausgangspunkts, des „Ursprung[s]“ und der „Ursa-

---

1 Musil [1943], S. 1436. Der entsprechende Abschnitt der aus dem Nachlass veröffentlichten fragmentarischen Entwürfe zum *Mann ohne Eigenschaften* ist überschrieben als „Weiterentwickelte Entwürfe zu Versuchen aus den zwanziger Jahren sowie neue Entwürfe 1930/31–1933/34. Zu Kakanien. Eine Einschaltung über Kakanien. Der Herd des Weltkriegs ist auch der Geburtsort des Dichters Feuermaul“; Musil [1943], S. 1436. Eine genauere Datierung ist nicht möglich; vgl. Musil [1943], S. 2078–2079.

2 Döring / Ott (2012), S. 11. Vgl. Wolf, B. (2011), S. 74.

che ohne solche“. In dieser Hinsicht ist der Herd ein „Urwort“ im Sinne Dörings und Otts. Etymologische Lexika führen den Herd sowohl als „häusliche Feuerstelle, Kochstelle“ als auch als „Ausgangspunkt“ an.<sup>3</sup> „Ursprünglich“, so der Linguist Wolfgang Pfeifer, „besteht die Feuer- und Kochstätte wohl nur aus festgestampftem Erdboden in der Mitte des Raumes; sie gilt als Mittelpunkt und Symbol menschlicher Behausung. Auf dieser Vorstellung beruht der übertragene Gebrauch von Herd als ‚Ausgangspunkt, Zentrum (eines Vorgangs, einer Entwicklung, einer Krankheit)‘.“<sup>4</sup> Der Herd bzw. das Herdfeuer spenden Wärme, Licht und Nahrung; der Herd ist der Ort der Familie und der friedlichen Zusammenkunft – und zugleich ein potenzieller Brandherd, der Ausgangspunkt fataler Vorgänge.

Musil zeigt sich in der zitierten Bemerkung als ein Dekonstrukteur des Ursprungsdenkens. Er lenkt die Aufmerksamkeit auf die „Bildlichkeit“ der Herd-Metapher und macht keinen Hehl daraus, dass er die Suche nach dem vielbeschworenen „H.d.W.“ (Herd des Weltkriegs) kaum ernst nehmen kann.<sup>5</sup> „Längst hat man“, so Musil, „die Ursachenforschung in der Wissenschaft aufgegeben oder wenigstens stark zurückgedrängt und durch eine funktionale Betrachtungsweise der Zusammenhänge ersetzt.“<sup>6</sup> Was Musil hier für „die Wissenschaft“ veranschlagt, ist allerdings für die Wissenschaft der Psychoanalyse ebenso wenig zutreffend wie für den größten Teil des intellektuellen und literarischen Weltkriegsdiskurses dieser Jahre. Wenn hier, wie etwa Alexander Honold darstellt, von einem „Ausbruch“ des Krieges die Rede ist, mit dem sich zivilisatorisch mühsam unterdrückte Gewaltpotenziale Bahn brächen,<sup>7</sup> dann bewegen wir uns genau in jenen Denkfiguren, die Musil gerne verabschieden würde.

Die Psychoanalyse, die sich um 1920 auf einem Höhepunkt ihres intellektuellen Einflusses befindet, ist eine Ursachenwissenschaft: Sie will letzte Kausalitäten freilegen. Sigmund Freuds im Umfeld des Ersten Weltkriegs entstandene Schriften stellen sogar ganz besonders weitreichende und ausgedehnte Ursachenforschungen dar. Insbesondere seine kulturtheoretische Schrift *Totem und Tabu* (1912/13) ist gleich einer Detektivgeschichte alles an der Rekonstruktion der einen entscheidenden „denkwürdigen, verbrecherischen Tat“ gelegen.<sup>8</sup> Textgenerierend wirkt hier die Frage nach den Gründen des Inzesta-

---

3 Pfeifer (1993).

4 Pfeifer (1993).

5 Musil [1943], S. 1438.

6 Musil [1943], S. 1438.

7 Vgl. Honold (2015), S. 11–12: „Die Rede geht davon, daß der Krieg ‚ausbricht‘; unwillkürlich verbindet sich damit die Vorstellung einer vulkanischen Elementargewalt, die zu Zeiten sich Bahn brechen muß [...]. So sieht die Moderne [den Krieg] [...] als ihren wichtigsten ureigenen Fremdkörper im Prozeß der Zivilisation.“

8 Freud [1912/13], S. 172.

bus, die sich zu einer Suche nach dem Ursprung der menschlichen Kultur überhaupt auswächst und schließlich, ganz am Anfang, im Moment der Menschwerdung des Menschen, eine kannibalische Mahlzeit vorfinden wird.

Musils „Herd des Weltkrieges“ und die von Freud in *Totem und Tabu* beschriebene Versammlung der Urhorde zu ihrem kannibalischen Familienmahl korrespondieren also nicht nur im Bild der Feuerstelle. Doch wo Musils Bemerkungen die Uferlosigkeit und Aussichtslosigkeit des Unterfangens „H.d.W.“ ausstellen, treten Freuds Texte an, diesen Herd wissenschaftlich zu ergründen: als einen nicht befriedeten Rest tief im Inneren des europäischen Subjekts. Dafür ist Freud, das wird dieses Kapitel zeigen, auf Wissensbestände aus der Ethnologie und weitreichende Analogieschlüsse unter primitivismustheoretischen Vorzeichen angewiesen. Nur indem „wilde Kannibalen“ als Selbstverständlichkeit in die Freud'schen Texte einwandern, kann jener kannibalische Urmensch entworfen werden, den Freud im Ersten Weltkrieg wiedererstehen sieht. Freuds kannibalische Ursprungsfiktion konstruiert einen Anfang, indem sie den primitivistischen Kannibalismuskurs fortschreibt, und generiert so die Denkfiktion eines kannibalischen Black Continents im Inneren des europäischen Subjekts, die in den Diskursen um den Ersten Weltkrieg überaus resonanzfähig ist.

## 1.1 Sigmund Freuds *Totem und Tabu* (1912/13)

### 1.1.1 „[...] für den kannelalen Wilden selbstverständlich“

Als „orale, oder, wenn wir wollen, *kannibalische*“ beschreibt Freud in den *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie* die erste prägenitale Sexualorganisation des Menschen: „Die Sexualtätigkeit ist hier von der Nahrungsaufnahme noch nicht gesondert, Gegensätze innerhalb derselben nicht differenziert.“<sup>9</sup> Dies erklärt für Freud den hohen sexuellen Wert des Kusses, „obwohl die dabei in Betracht kommenden Körperteile nicht dem Geschlechtsapparat angehören, sondern den Eingang zum Verdauungskanal bilden.“<sup>10</sup> So wie Kleist in *Penthesilea* (1808) Bisse auf Küsse reimt und die illegitime Liebe der Amazonenherrscherin zu Achill in einem Akt rauschhafter Zerfleischung kulminieren lässt, macht auch Freud eine „dem Sexualtrieb beigemengte Aggression“ aus, die möglicherweise „eigentlich ein Rest kannelalischer Gelüste [ist], also eine Mitbeteiligung des Bemächtisapparates, welcher der Befriedigung des anderen, ontogenetisch älteren, großen Bedürfnisses dient.“<sup>11</sup>

Hier wird, so Eva Horn, eine „Theorie des Begehrens entworfen, die als die Urform aller Objektbeziehungen den Wunsch zu verschlingen, das Fressen

---

9 Freud [1905a], S. 98.

10 Freud [1905a], S. 49.

11 Freud [1905a], S. 58.

nennt. [...] Metaphern der Einverleibung durchziehen von Anfang an alle Reflexionen der Psychoanalyse über das Wesen und die Entwicklungsstufen der Libido.<sup>12</sup> Mit Maud Ellmann kann man noch weiter gehen:

„Freud, in spite of his ostensible concern with sex, is fundamentally pre-occupied with food, because the act of eating represents the primal violation of the ego. In fact, it could be argued that food is the repressed in Freud, and that his vast encyclopedia of sexual malaise was constructed to evade the everyday catastrophe of eating.“<sup>13</sup>

Dabei sind allerdings die soeben zitierten Passagen zur kannibalischen Sexualorganisation in der Erstausgabe der *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie* von 1905 nicht zu finden; Freud ergänzte sie erst wesentlich später für die dritte Auflage im Oktober 1914.<sup>14</sup> Wie kommt es zu diesem Eingriff in den eigenen Text? Wieso erscheint es Freud ausgerechnet im Jahr 1914 angezeigt, die „kannibalische[n] Gelüste“ zu einem integralen Bestandteil der Trieborganisation jedes Menschen aufzuwerten? Das erste Mal taucht der:die Kannibal:in in den publizierten Texten Freuds sehr beiläufig auf, in einer Fußnote in *Der Witz und seine Beziehung zum Unbewussten* (1905).<sup>15</sup> Seinen eigentlichen und nachhaltigen Einzug in die Freud'sche Theorie hält das Kannibalische aber erst 1912/13 mit den „armen, nackten Kannibalen“ in *Totem und Tabu*.<sup>16</sup>

*Totem und Tabu* setzt sich aus vier aufeinander aufbauenden Aufsätzen aus den Jahren 1912 und 1913 zusammen. Zusammen bilden sie die wohl ethnologischste Arbeit Freuds. Die Phylogenese der Gattung Mensch wird hier auf das Engste mit der Emanzipation von kannibalischen Gewohnheiten verknüpft. Wir haben es hier mit einem erklärtermaßen hypothetischen Text zu tun,<sup>17</sup> der mit einer blutigen Geschichte aus grauer Vorzeit den Ursprung des Tötungs- und des Inzesttabus und damit der fundamentalsten Regeln des menschlichen Zusammenlebens zu begründen versucht. In *Die infantile Wie-*

---

12 Horn (1999), S. 297. Vgl. Hein (2016), S. 45–51.

13 Ellmann (1993), S. 36. „Since sexuality originates in eating, it is always haunted by the imagery of ingestion, having neither an object nor a territory proper to itself“; Ellmann (1993), S. 39.

14 Vgl. May, U. (2012), S. 85–88.

15 Vgl. Freud [1905b], S. 172: „Ein Beispiel einer Scherzfrage mit Verschiebungstechnik ist folgendes: Was ist ein Kannibale, der seinen Vater und seine Mutter aufgeessen hat? – Antwort: *Waise*. – Und wenn er alle seine anderen Verwandten mit dazu gefressen hat? – *Universalerbe*. – Und wo findet solch ein Scheusal noch Sympathie? – *Im Konversationslexikon unter S*. Die Scherzfragen sind darum keine vollen Witze, weil die geforderten witzigen Antworten nicht wie die Anspielungen, Auslassungen usw. des Witzes erraten werden können.“

16 Freud [1912/13], S. 6.

17 Vgl. Freud [1912/13], S. 125, 132.

*derkehr des Totemismus*, dem letzten der vier Aufsätze, steuert die Argumentation auf jenen entscheidenden Moment zu, in dem Freuds wilde und bis dato noch gänzlich recht- und regellose „Urhorde“ erste gesellschaftliche Züge annimmt: den Moment der Kulturwerdung des Menschen. Genau hier kommt es zu einem kannibalischen Mahl. Die Freud'sche Urhorde ist zunächst eine in Verwandtschaft verbundene Kleingruppe, beherrscht von einem mächtigen Vater, der die „Weibchen“ monopolisiert und die geschlechtsreifen Söhne verjagt, jedoch:

„[e]ines Tages taten sich die ausgetriebenen Brüder zusammen, erschlugen und verzehrten den Vater und machten so der Vaterhorde ein Ende. Vereint wagten sie und brachten zustande, was dem einzelnen unmöglich geblieben wäre. (Vielleicht hatte ein Kulturfortschritt, die Handhabung einer neuen Waffe, ihnen das Gefühl der Überlegenheit gegeben.) Daß sie den Getöteten auch verzehrten, ist für den kannibalen Wilden selbstverständlich. Der gewalttätige Urvater war gewiß das beneidete und gefürchtete Vorbild eines jeden aus der Brüderschar gewesen. Nun setzten sie im Akte des Verzehens die Identifizierung mit ihm durch, eigneten sich ein jeder ein Stück seiner Stärke an. Die Totemmahlzeit, vielleicht das erste Fest der Menschheit, wäre die Wiederholung und die Gedenkfeier dieser denkwürdigen, verbrecherischen Tat, mit welcher so vieles seinen Anfang nahm, die sozialen Organisationen, die sittlichen Einschränkungen und die Religion.“<sup>18</sup>

Mit einem mörderischen und kannibalischen Akt stößt sich die Freud'sche Urhorde von ihrer ursprünglichen Lebensform ab. Das gemeinschaftliche Erschlagen und Verzehren des nicht nur gefürchteten, sondern auch geliebten Vaters stiftet ein Bündnis unter den Söhnen: In „gemeinsam empfundene[r] Reue“<sup>19</sup> schaffen sie eine protodemokratische Gemeinschaft von Gleichen, in der keiner von ihnen die Frauen des eigenen Clans besitzen darf – dies ist der Ursprung der Totemexogamie –, und sie geloben, sich gegenseitig das grausame Schicksal des Vaters zu ersparen, sich fortan also nicht mehr zu morden und zu verspeisen. Der Brüderclan hat die Vaterhorde abgelöst, ein kannibalisches Mahl der kannibalischen (Nicht-)Ordnung der Väter ein Ende gesetzt, erste gesellschaftliche Übereinkünfte wurden getroffen.

In den zahlreichen Kommentierungen der Freud'schen Urvatermordszene wird der kannibalische Akt oft allzu schnell übergangen – und dies obgleich Freud direkt zuvor etliche Seiten lang bei der Bedeutung der Opfermahlzeit verweilt und hierfür eingehend die totemistische Opfertheorie Robertson

---

18 Freud [1912/13], S. 171–172.

19 Freud [1912/13], S. 173.



Smiths referiert.<sup>20</sup> Es ist gerade die Einverleibung des Vaters durch seine Söhne, die für Freuds Argumentation so unabdingbar ist: Erst „im Akte des Verzehrens“ des Herrscherkörpers eignen sich die Söhne jeweils Teile seiner Kraft an und gewinnen dadurch die nötige Stärke, um selbst herrschen zu können. Zudem bildet das gemeinschaftliche Verspeisen des Vaters jenes „denkwürdige[]“ Ereignis, das die Brüder zu einem Brüderclan zusammenschweißt. So wie in Georg Simmels Überlegungen zur *Soziologie der Mahlzeit* (1910) wohnt auch in *Totem und Tabu* der gemeinsamen Mahlzeit eine „ungeheure sozialisierende Kraft“ inne.<sup>21</sup> Die „Teilnahme an der nämlichen Substanz, welche in ihre Körper eindringt“ knüpft „ein heiliges Band zwischen den Commensalen“.<sup>22</sup> Selbst Brüder bedürfen der geteilten Speise, um „sich ihrer stofflichen Identität untereinander“<sup>23</sup> zu versichern, und, mit Simmel gesprochen, „gemeinsames Fleisch und But her[zustellen]“.<sup>24</sup>

Die kannibalische Mahlzeit in *Totem und Tabu* spielt sich damit genau auf der Schwelle zwischen Unkultur und Kultur ab: Sie befriedigt egoistische anti-soziale Fressinteressen, ist zugleich aber das Konstituens einer alimentären Gemeinschaft, aus der „soziale[] Organisation[]“ und selbstauferlegte „sittliche[] Einschränkungen“ hervorgehen. Der gemeinsame Kannibalismus bildet jene Sphäre des Liminalen, die weder dem einen noch dem anderen Bereich vollends angehört: eine nicht klar codierte Zwischenphase, ein Passagenraum, der nur in eine Richtung durchschritten werden kann.<sup>25</sup> Blickt man mit dem Liminalitätsmodell des Ethnologen Victor Turner auf die zitierte Szene, so lassen sich die von diesem beschriebenen drei Stationen gesellschaftlicher Transformationsprozesse gut identifizieren: der mörderische Sturz des Vaters als präliminale Krise, das kannibalische Mahl als das eigentlich liminale Zwischensta-

---

20 Vgl. Freud [1912/13], S. 160–169. In seinen *Vorlesungen zur Religion der Semiten* (1889/94) entfaltete der schottische Religionswissenschaftler Robertson Smith eine totemistische Opfertheorie. Smith bestritt grundsätzlich „die bis dato vorherrschende Theorie des Opfers als einer Gabe oder Darbietung oder Entäußerung“ und setzte „an die Stelle einer Transaktion allein die ‚Kommunion‘, die Eßgemeinschaft zwischen einem Gott und seinen Gläubigen“, so Schüttpelz (2005), S. 111.

21 Simmel [1910], S. 141: „Das gemeinsame Essen und Trinken, das selbst dem Araber den eben noch todfeindlichen Fremden in einen Freund verwandelt, löst eine ungeheure sozialisierende Kraft aus“. Freuds Einschätzung der Bedeutung der Mahlzeit deckt sich nicht nur mit der Simmels, er wählt auch ein ähnliches Beispiel: „Gebrauche, die heute noch unter den Arabern der Wüste in Kraft sind, beweisen, daß das Bindende an der gemeinsamen Mahlzeit nicht ein religiöses Moment ist, sondern der Akt des Essens selbst. Wer den kleinsten Bissen mit einem solchen Beduinen geteilt oder einen Schluck von seiner Milch getrunken hat, der braucht ihn nicht mehr als Feind zu fürchten, sondern darf sich seines Schutzes und seiner Hilfe sicher sein“; Freud [1912/13], S. 163.

22 Freud [1912/13], S. 166.

23 Freud [1912/13], S. 167.

24 Simmel [1910], S. 141.

25 Vgl. Parr (2008), S. 20–21. Zur Möglichkeit, diesen Raum in entgegengesetzte Richtung zu durchschreiten, also zur „Regression“ nach Freud siehe II/1.2.3.

dium, „the intervening ‚liminal‘ period“,<sup>26</sup> und schließlich die Etablierung des Brüderclans als postliminale Festigung.<sup>27</sup>

Mit Sublimierungs-, also Verschiebungs- und Ersetzungsleistungen schreitet der Zivilisationsprozess in Freuds Text nun weiter fort: Anstelle eines Menschenopfers fordern die symbolischen Wiederholungen des patrophagen Mahls, diese „erste[n] Fest[e] der Menschheit“, nurmehr ein Tieropfer, um die Gemeinschaft zu stiften und zu erneuern.<sup>28</sup> Als hochgradig sublimierte Form des Menschenopfers erfüllt zuletzt selbst die blanke fleischlose Weizenoblate in der christlichen Eucharistiefeyer genau diese Funktion: „[T]he Christian communion has absorbed within itself a sacrament which is doubtless far older than Christianity“, zitiert Freud den schottischen Ethnologen James George Frazer.<sup>29</sup> Obgleich das Christentum hier als hoch entwickelte Religion begegnet, wird es mit dieser Bemerkung in zweifach kannibalisches Licht gerückt: Nicht nur wird bei der Eucharistiefeyer in sublimierter Form Kannibalismus praktiziert, auch hat dieser religiöse Ritus andere Riten „absorbiert“: sich einverleibt und in sich aufgenommen.

### 1.1.2 Das Primitivismus-Paradigma

*Totem und Tabu* versucht also, dem Schwellenereignis „unserer“<sup>30</sup> Menschwerdung auf die Spur zu kommen – ein unbescheidenes Erkenntnisziel, das jene psychoanalytische Detektivarbeit erfordert, die Freud in seinen Schriften so gerne zur Schau stellt. Direkt als TextEinstieg präsentiert Freud die entscheidende methodische Grundannahme, die ihn auf die richtige Fährte lenken und schließlich zur Lösung des Rätsels führen soll:

„Den Menschen der Vorzeit kennen wir in den Entwicklungsstadien, die er durchlaufen hat, durch die unbelebten Denkmäler und Geräte, die er uns hinterlassen, durch die Kunde von seiner Kunst, seiner Religion und Lebensanschauung, die wir entweder direkt oder auf dem Wege der Tradition in Sagen, Mythen und Märchen erhalten haben, durch die

---

26 Turner [1969], S. 94, u. vgl. S. 94–96.

27 Vgl. bereits Gennep [1909], S. 21: „Übergangsriten erfolgen also, theoretisch zumindest, in drei Schritten: Trennungsriten kennzeichnen die Ablösungsphase, Schwellen- bzw. Umwandlungsriten die Zwischenphase (die Schwellen- bzw. Umwandlungsphase) und Angliederungsriten die Integrationsphase.“ Zum dreistufigen Liminalitätsmodell der Ethnologie vgl. z.B. Parr (2008), S. 20–24; Brandt (2017), S. 12.

28 Freud [1912/13], S. 172, u. vgl. S. 182.

29 Freud [1912/13], S. 186, Herv. getilgt J.K. Freud zitiert aus dem Kapitel „Eating the God“ aus Frazers *The Golden Bough* (1890). Die kannibalische Symbolik der katholischen Eucharistie ist topisch und wurde z.B. bereits von Lombroso [1876], S. 73, diskutiert.

30 Freud [1912/13], S. 5.

Überreste seiner Denkweisen in unseren eigenen Sitten und Gebräuchen. Außerdem aber ist er noch in gewissem Sinne unser Zeitgenosse; es leben Menschen, von denen wir glauben, daß sie den Primitiven noch sehr nahe stehen, viel näher als wir, in denen wir daher die direkten Abkömmlinge und Vertreter der früheren Menschen erblicken. Wir urteilen so über die sogenannten Wilden und halbwilden Völker, deren Seelenleben ein besonderes Interesse für uns gewinnt, wenn wir in ihm eine gut erhaltene Vorstufe unserer eigenen Entwicklung erkennen dürfen.<sup>31</sup>

Freud wird sich zunächst nicht weiter auf die Indizien hinterlassener Artefakte oder schriftlicher Zeugnisse einlassen, sondern den Umweg über die räumliche Ferne einschlagen, um der zeitlichen Ferne auf die Spur zu kommen. Beim Studium der fernab von Europa lebenden „sogenannten Wilden“ und „halbwilden Völker“ richtet Freud seine Aufmerksamkeit auf „jene Volksstämme, die von den Ethnographen als die zurückgebliebensten, armseligsten Wilden beschrieben worden sind, die Ureinwohner des jüngsten Kontinents, Australien, der auch in seiner Fauna soviel Archaisches, anderswo Untergegangenes bewahrt hat.“<sup>32</sup> „Von jenen armen nackten Kannibalen“, wie es recht unvermittelt weiter heißt, sei zu erwarten, dass sie dem Nullpunkt der sittlichen Entwicklung des Menschen noch am nächsten stünden.<sup>33</sup>

Dass die „Ureinwohner“<sup>34</sup> Südamerikas, Australiens, Polynesiens oder Afrikas die evolutionäre Urgeschichte der Menschheit veranschaulichen, ist nun keineswegs ein Gedankenblitz Freuds, sondern eine bereits im entwicklungsgeschichtlichen Denken der europäischen Aufklärung angelegte Idee, ein Gemeinplatz des ausgehenden 19. Jahrhunderts,<sup>35</sup> den man in den 1910er

---

31 Freud [1912/13], S. 5.

32 Freud [1912/13], S. 6.

33 Freud [1912/13], S. 6.

34 Die Sammelbegriffe „Ureinwohner“ und „Eingeborene“ dienen faktisch weniger der Differenzierung anhand der Frage, wer wo geboren wurde, als der Differenzierung entlang des politischen Status (Kolonialisierte vs. Kolonisator:innen); Kohl (2012), S. 82.

35 So findet sich z.B. 1890 in der *Gartenlaube* eine „kulturwissenschaftliche Skizze“ des Altertumskundlers Gustav Buchwald, die den Überlegungen Freuds alles andere als unähnlich ist: „Langsam, sehr langsam hat sich die Geisteskraft des Menschen durch Vererbung von Erfahrungen zu unserer Kulturhöhe gesteigert. Abschnitte auf diesem Wege sind es, die wir durch archäologische und ethnologische Forschung kennen lernen. Erst im Vergleich mit ihnen können wir die Wurzeln finden, aus denen unsere Sitten und Gebräuche, ja in letzter Linie auch unsere Anschauungen emporgewachsen sind. Da giebt es Erscheinungen in der Kultur, welche sichere Wegweiser aus dem Jetzt in das Einst sind. Manche Sitten erben sich aus einer Kulturepoche unverändert in die andere hinein, sie überleben ihre Zeit und bestehen als ‚Ueberlebsel‘ weiter. Oft bleibt nur ihre kindliche Form als gemüthlicher Scherz oder als Poesie bestehen“; Buchwald (1890), S. 250, Herv. getilgt J.K.

Jahren längst kontrovers diskutierte, etwa in Avantgarde-Debatten über Primitive Kunst, wie hier in den einleitenden Bemerkungen Carl Einsteins zu *N[\*\*\*]plastik* (1915):

„Leichtfertig deutete man recht vage Evolutionshypothesen auf ihn [den afrikanischen Menschen] zurecht; er mußte dem einen sich ausliefern, um einen Fehlbegriff von Primitivität abzugeben, andere wiederum putzten an dem hilflosen Objekt so überzeugend falsche Phrasen auf, wie Völker ewiger Urzeit und so fort. Man hoffte im N[\*\*\*] so etwas von Beginn zu fassen, einen Zustand, der aus dem Anfangen nie herausgelange.“<sup>36</sup>

Freuds Kulturtheorie ist diesen von Einstein kritisierten „Evolutionshypothesen“ und „Urzeit“-„Phrasen“ verpflichtet: Wenn die Individualentwicklung Einzelner die Gattungsentwicklung nachvollzieht, also Ontogenese Phylogenese rekapituliert – eine These, die in den 1860er Jahren von dem Mediziner und Darwin-Popularisierer Ernst Haeckel geprägt wurde<sup>37</sup> und deren Wirkung nicht zuletzt über die Vermittlung der Psychoanalyse bis heute nachhallt –, so lassen die psychische Verfasstheit von jungen Individuen und jungen „Völkern“ wechselseitig Rückschlüsse aufeinander zu. Dieser im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts florierende Diskurs über das Primitive konstituierte eine neue Fachwissenschaft, in der der Blick auf soziale Gebilde naturwissenschaftlichen Charakter annahm: die Ethnologie. Um 1900 teilen, wie Nicola Gess herausstellt, die Ethnologie, die Entwicklungspsychologie und die Psychopathologie das „Paradigma des Primitiven“.<sup>38</sup> Das Primitive ist dabei kein Objekt, sondern

---

36 Einstein (1915), S. v.

37 Vgl. Haeckels *Generelle Morphologie der Organismen* (1866), Bd. 1, S. 53–57 (= „Entwicklungsgeschichte der Individuen“), 57–60 (= „Entwicklungsgeschichte der Stämme“). „Phylogenie und Ontogenie wären demnach die beiden coordinirten Zweige der Morphogenie. Die Phylogenie ist die Entwicklungsgeschichte der abstracten genealogischen Individuen, die Ontogenie dagegen die Entwicklungsgeschichte der concreten morphologischen Individuen“; Haeckel (1866), S. 60.

38 Gess (2013), S. 29, u. vgl. S. 11. Bündig auch in Gess (2018), S. 249–251. Vgl. auch z.B. Przyrembel (2011), S. 116–122. Auch Schüttpelz (2013), S. 20, bemerkt die „auffällige[] Konjunktion einer gemeinsamen Phänomenalisierung von Primitiven, Kindern und Geisteskranken [...] in der Moderne zwischen 1890 und 1950“. In diesem Kontext erscheint auch Hans Prinzhorns Sammlung *Bilderei der Geisteskranken* im Jahr 1922. Als „Vergleichsgebiete“ der Bilder schizophrener Psychatrieinsassen werden hier u.a. „Kinderzeichnungen“, „Zeichnungen ungeübter Erwachsener“, „Bildwerke Primitiver“ und „Bildwerke älterer Kulturen“ verhandelt; Prinzhorn (1922), S. vii, u. vgl. S. 312–333. Um die „Bedingungskonstanten“ „alles Psychischen“ zu erkennen, müsse besonders „das Seelenleben des Kindes, des Primitiven und des Geisteskranken“ in die Analyse eingeschlossen werden; Prinzhorn (1922), S. 323.

eine Kategorie.<sup>39</sup> Im Primitivismus „gerinnt eine spezifisch moderne Perspektive auf außereuropäische indigene Kulturen – in der Terminologie der Zeit bezeichnenderweise ‚Naturvölker‘ genannt – zum wissenschaftlichen Terminus“; und „[i]m Fluchtpunkt dieser Perspektive steht [...] die Suche nach dem Ursprung der eigenen Kultur.“<sup>40</sup>

*Totem und Tabu* folgt diesem Primitivismus-Paradigma und baut ihn zu einem Mythos europäischer Subjektwerdung aus. Den in Freuds Text auftretenden Primitiven kommt in menschengeschichtlicher Perspektive die Rolle von Kindern zu, und andersherum wird das Seelenleben des europäischen Kindes mit dem des:der Primitiven verglichen. So hat etwa „[d]as Verhältnis des Kindes zum Tiere [...] viel Ähnlichkeit mit dem des Primitiven zum Tiere“: Das Kind fühlt sich dem Tier „verwandt“ und zeigt noch keine Neigung, „seine eigene Natur durch eine scharfe Grenzlinie von allem anderen Animalischen abzusetzen.“<sup>41</sup> Derartige Analogieschlüsse sind kennzeichnend für Freuds Schriften: „A metonymic chain is constructed which links infantile sexuality, female sexuality and racial otherness.“<sup>42</sup> Parallelgeführt wird das Primitive mit dem Infantilen und dem Wilden, aber auch dem Weiblichen und dem Neurotischen – *Totem und Tabu* handelt schließlich, wie bereits der Untertitel ankündigt, von den *Übereinstimmungen im Seelenleben der Wilden und der Neurotiker*.

In der feministischen und postkolonialen Forschung wurden diese um die Figur des:r Primitiven sich gruppierenden Analogieschlüsse Freuds und der Psychoanalyse einer gründlichen Kritik unterzogen.<sup>43</sup> So liest etwa Ranjana Khanna in *Dark Continents* (2003) die Psychoanalyse als koloniale Disziplin, die ein „master narrative[] of European modernity“ entwirft.<sup>44</sup> Für ihren Titel hat sich Khannas Studie eine berüchtigte Freudsche Metapher ausgebaut, die Freud 1926 in *Die Frage der Laienanalyse* gebrauchte:

---

39 Vgl. Johannes Fabians *Time and the Other. How Anthropology Makes its Object* (1983): „Primitive, being essentially a temporal concept, is a category, not an object of Western thought“; zit. n. Schüttpelz (2013), S. 18.

40 Gess (2013), S. 29, Herv. getilgt J.K.

41 Freud [1912/13], S. 154.

42 Doanne (1991), S. 210.

43 Vgl. z.B. Stephen Froshs Artikel *Psychoanalysis, Colonialism, Racism* (2013): „These ways of thinking make them [savage societies] ‚primitive‘ in the developmental sense that they should normatively be overcome by more advanced modes of being [...] – the general approach is consistent with the justification of colonialism and even slavery on the grounds of the inherent inferiority of the primitive“; Frosh (2013), S. 143. Zugleich aber hat die Psychoanalyse, vermittelt beispielsweise über Lacan und Fanon, der feministischen wie der postkolonialen Theoriebildung zugearbeitet. „A critical agency is thus born out of an epistemic violence that allows us to situate psychoanalysis as a colonial discipline that reveals to us an ethnography of the West“; Khanna (2003), S. 65.

44 Khanna (2003), S. xi.

„Vom Geschlechtsleben des kleinen Mädchens wissen wir weniger als von dem des Knaben. Wir brauchen uns dieser Differenz nicht zu schämen; ist doch auch das Geschlechtsleben des erwachsenen Weibes ein *dark continent* für die Psychologie.“<sup>45</sup>

Freud belässt den Ausdruck „*dark continent*“ im Englischen und erhält so dessen koloniale Aura und seine Assoziation zu Texten wie Henry Morton Stanleys *Through the Dark Continent* (1878) und Joseph Conrads *Heart of Darkness* (1899). Die Metapher vom Dark Continent verwendete Henry Morton Stanley als Erster<sup>46</sup> und an den Titeln weiterer seiner Werke kann man ablesen, wie das „Dark“ in typischer Weise zwischen der Metapher vom unentdeckten, unaufgeklärten Kontinent und der Beschreibung der Hautfarbe seiner Bewohner:innen changiert, so etwa *In Darkest Africa* (1890) und *My Dark Companions and their Strange Stories. Slavery and the Slave Trade in Africa* (1893). Stanley hatte 1871 im Auftrag des *New York Herald* eine Kolonialexpedition ins Innere des afrikanischen Kontinents geleitet, um den verschollenen Naturforscher David Livingstone ausfindig zu machen. Mithilfe der während dieser Expedition geknüpften Kontakte zum lokalen Sklav:innenhandel errichtete er wenige Jahre später ein System zur Ausbeutung des Kongo für die belgische Monarchie. Dies ist die Konstellation, auf die sich Conrads *Heart of Darkness* bezieht.<sup>47</sup> Die epistemische Verwurzelung von Freuds Theorien im Kolonialdiskurs wird hier sehr greifbar: Die Metapher vom Dark Continent verbindet die Psychoanalyse mit der archäologischen und der kolonialen Entdeckungsreise, die aufklärendes Licht in unbekanntes, dunkles Terrain bringen soll: „The disciplinary blind spot is displaced onto imprecise metaphor“, so erneut Khanna, „[t]he ‚dark continent‘ connotes a great deal, but denotes nothing: it is indefinable, and it is primitive, but it allows its explorers a heroic narrative of discovery and a feminization of the land.“<sup>48</sup>

„[S]elbstverständlich“ wird der in der Freud’schen Urhorde praktizierte Kannibalismus also erst unter ganz bestimmten wissenschaftlichen Voraussetzungen. Auffallend war bereits auf den ersten Seiten von *Totem und Tabu* die willkürliche Umschreibung der Bewohner:innen Australiens als „arme[], nackte[] Kannibalen“, hatte doch der vorangehende Absatz präzise und unmissverständlich festgehalten: „Sie nähren sich ausschließlich von dem Fleische aller möglichen Tiere, die sie erlegen, und von Wurzeln, die sie graben.“<sup>49</sup> Man müsste dies als Fehler beanstanden, wenn „Kannibalismus“ hier nicht offenbar nur als ein Marker für Primitivität – für phylogenetische Infantilität –

---

45 Freud [1926], S. 241.

46 Vgl. Khanna (2003), S. 49.

47 Vgl. dazu z.B. Voss (2019), S. 486–487.

48 Khanna (2003), S. 49, 52. Zur „Formel“ Dark Continent vgl. auch z.B. Hamann / Honold (2011), S. 41–42.

49 Freud [1912/13], S. 6.

zum Einsatz käme. Später im Text, in der zitierten Szene des Urvatermords und -verzehr wird die Erklärung der anthropophagen Handlung ebenso unterschlagen, nun aber nicht mehr völlig kommentarlos: „Daß sie den Getöteten auch verzehrten, ist für den kannibalen Wilden selbstverständlich.“<sup>50</sup> In einem performativen Selbstwiderspruch zeigt dieser kurze Einschub doch ein Erklärungsbedürfnis an. Bemerkenswert ist der Satz zudem auch in sprachlicher Hinsicht: Erstens wechselt Freuds kleine Erzählung für den entscheidenden Halbsatz aus dem Perfekt ins Präsens,<sup>51</sup> in ein geschichtsloses, ewig gegenwärtiges Präsens, und zweitens enthält der Satz eine auffällige grammatikalische Inkonsistenz, einen geradezu verräterischen Sprung vom Plural in den Singular: Dass sie, „die“ Brüder, den Artgenossen verzehren, ist für ihn, „den“ Wilden selbstverständlich. Zur Begründung des angeblich Selbstverständlichen braucht es ein überaus voraussetzungsvolles Kollektivsingular: eben die Figur „de[s]“ kannibalen Wilden.

### 1.1.3 Den Ursprung erzählen

Wenn Freud seine Erkundung der selbst größter wissenschaftlicher Neugierde so schwer zugänglichen Vorvergangenheit über koloniale Figuren wie „den kannibalen Wilden“ vorantreibt, so ist dabei eines klar: Freud beobachtet keine Primitiven, er liest Primitivismustheorien. Ein erheblicher Teil der Textmasse von *Totem und Tabu* besteht in der rekapitulierenden Darstellung zeitgenössischer Totemtheorien. Lang ist daher die Liste wissenschaftlicher Referenzen: Über 30 Gewährsmänner, größtenteils Ethnologen, aber auch Archäologen, Religionswissenschaftler und Völkerpsychologen werden allein in dem vierten *Totem und Tabu*-Aufsatz namentlich genannt. Der diskursive Echoraum von Freuds Schrift lässt sich zudem um nicht angeführte, aber sehr wirkmächtige Entwürfe menschlicher Urgruppen erweitern, nahe liegt etwa der Vergleich der Freud'schen Urhorde mit dem kriegerischen Naturzustand, den Thomas Hobbes im *Leviathan* (1651) entwarf. In beiden primordialen Menschengruppen gilt noch keine Ordnung außer dem Recht des:r Stärkeren, der:die egoistisch und gewalttätig seine:ihre Fress- und Sexualinteressen durchsetzt – eine Idee, die sich in dem vielbemühten Hobbes'schen Diktum „homo homini lupus“ („der Mensch ist des Menschen Wolf“) verfestigte.<sup>52</sup> Doch obschon damit Freud wie Hobbes präsoziale Aggression und Kannibalismus zusammen-

---

50 Freud [1912/13], S. 171.

51 Das Präsens bemerkte bereits Bischoff (2011), S. 167.

52 Vgl. die Figuren menschenfresserischer und wölfischer Tyrannei in der politischen Philosophie der Antike; vgl. Gronau, M. (2015), S. 77–81. Als kannibalische Figur tritt der Wolf bereits in Platons *Politeia* auf; vgl. Heiden (2007), S. 97–98. Zum Wolf siehe II/3.2.1.

denken, lässt sich der in der Freud'schen Urhorde praktizierte Kannibalismus nicht ohne weiteres mit Hobbes' „bellum omnium contra omnes“ gleichsetzen. In Freuds Theorie ist solch ein „Krieg aller gegen alle“ weder die natürliche Ausgangssituation noch eine gangbare Option: Vor der Ermordung des Vaters herrscht der „Überstarke“, und nach dessen Beseitigung ist eine soziale Übereinkunft unter den Gleichstarken nötig, denn, so Freud, „in dem Kampfe aller gegen alle wäre die neue Organisation zugrunde gegangen.“<sup>53</sup>

Viel unmittelbarer zeigt sich Freud von Charles Darwins *The Descent of Man* (1871) und der „Darwinschen Hypothese über den Urzustand der menschlichen Gesellschaft“ geleitet.<sup>54</sup> Wie Freud darlegt, schließt Darwin „aus den Lebensgewohnheiten der höheren Affen“, wie den Gorillas, auf Struktur und Verhalten der frühesten menschlichen Kleingruppen.<sup>55</sup> Es ist ganz explizit die „Darwinsche Urhorde“, in der Freud die schicksalhafte patrophage Szene sich abspielen lässt.<sup>56</sup> „Kultur“ und „Zivilisation“ sind bei Freud – der diese zwei Begriffe ganz bewusst nicht trennen will<sup>57</sup> – im weitesten Sinne zu verstehen als „all das, worin sich das menschliche Leben über seine animalischen Bedingungen erhoben hat und worin es sich vom Leben der Tiere unterscheidet“.<sup>58</sup> Als eine Erhebung aus der Gorilla-ähnlichen Darwinschen Urhorde zum vollends menschlichen Brüderclan mit seinen ersten Gesetzen lässt sich die in *Totem und Tabu* vollzogene Bewegung also beschreiben. In jenem „weitesten Sinne“ stellt die von der patrophagen Mahlzeit gebildete liminale Übergangszone zwischen Kultur und Unkultur auch eine zwischen dem Menschlichen und dem Tierischen dar.

Geradezu „märchenhaft“<sup>59</sup> mag diese Transformation vom Animalischen zum Menschlichen anmuten – und tatsächlich setzt Freud die in diese Richtung weisenden Fiktionalitätsmarker an den entscheidenden Stellen selbst: „Ei-

---

53 Freud [1912/13], S. 174.

54 Freud [1912/13], S. 171. Im Abschnitt „On the Extinction of the Races of Man“ verknüpft Darwin Krieg, Kannibalismus und Absorption: „Extinction follows chiefly from the competition of tribe with tribe, and race with race. Various checks are always in action [...], which serve to keep down the numbers of each savage tribe [...] and when one of two adjoining tribes becomes more numerous and powerful than the other, the contest is soon settled by war, slaughter, cannibalism, slavery, and absorption“; Darwin (1871), S. 238.

55 Freud [1912/13], S. 152.

56 Freud [1912/13], S. 171.

57 „[I]ch verschmähe es, Kultur und Zivilisation zu trennen“; Freud [1927], S. 326. Freud dürfte die „Stoßrichtung und Wirkung“ der „deutsch-nationale[n] Konstruktion einer Antithetik zwischen Kultur und Zivilisation“ wohlbekannt gewesen sein; Fischer, K. (1999), S. 51. Zu dieser vgl. z.B. Thomas Manns *Betrachtungen eines Unpolitischen* (1918).

58 Freud [1927], S. 326.

59 Pantenburg (2006), S. 27: „[D]er kannibalische Akt [wird] zum mythischen (und von Freud märchenhaft erzählten) Geburtsakt der Zivilisation.“



nes Tages taten sich die ausgetriebenen Brüder zusammen“.<sup>60</sup> Freuds extensive Rezeption von Primitivismustheorien genügt einerseits wissenschaftlichen Standards, arbeitet mit Exzerpten, langen Zitaten und Fußnoten, und zugleich haben wir es hier mit einem Text zu tun, der sich große erzählerische Freiheiten beim Arrangement und beim Weiterspinnen seines Materials herausnimmt. *Totem und Tabu* bewegt sich nicht nur theoretisch in einem Echoraum, sondern zeigt auch eine ganz spezifische Form von Intertextualität: In konkreten Passagen sind wissenschaftliches Zitieren und literarisches Kompilieren gleichermaßen konstitutiv präsent sowie kaum mehr voneinander zu unterscheiden. So konnte die Forschung in der Passage vom Urvatermord eine „narrative Analepse“ erkennen, die „der wissenschaftlichen Darstellung [...] eingelagert“ ist,<sup>61</sup> oder aber auch die „literarische Herkunft“ des Gesamtproblems von *Totem und Tabu* betonen und postulieren, in der Passage vom Urvaterverzehr sei „jedes Wort zitiert“.<sup>62</sup> In Freuds Collage aus „aufgelesenen Text-Partikeln von Ethnologen, Religionswissenschaftlern, Urgeschichtlern und Darwinisten“<sup>63</sup> trennscharf zwischen wissenschaftlichen und literarischen Text-Einverleibungsverfahren unterscheiden zu wollen, ist also kaum angemessen. Dies gilt für den gesamten Textkörper von *Totem und Tabu*, wird aber in der Kannibalismus-Szene besonders offenbar: In einer erklärtermaßen hypothetischen und als Märchen eingeleiteten Ursprungserzählung wird in einer Darwin’schen Urhorde eine Smith’sche Totemmahlzeit aufgeführt.

Mit dem Medienwissenschaftler Erhard Schüttpelz, der sich (darin seinem Untersuchungsobjekt nicht unähnlich) auf die Suche nach Freuds Ur-Text begibt, könnte man immer weitere Textvorlagen rekonstruieren: „Smiths einzige Quelle für sein ursprüngliches Totemopfer, das denn auch Freud (über Smith) als Vorlage für den rohen Verzehr des Totemvaters mitsamt ‚Blut, Fleisch und Knochen‘ diente, entstammt einer frommen Fälschung aus der Wirkungsgeschichte des griechischen Romans“, nämlich dem „pseudo-antike[n]“ Nilus-Bericht.<sup>64</sup> Dass sich diese „Serie“ des blutigen Totemopfers „vor allem durch

---

60 Freud [1912/13], S. 171, Herv. J.K.

61 Zumbusch (2012), S. 147.

62 Schüttpelz (2005), S. 113, 119. Zitiert wird laut Schüttpelz „aus Robertson Smith (bzw. St. Nilus) und Atkins“; Schüttpelz (2005), S. 119; den genauen Nachweis bleibt Schüttpelz aber schuldig.

63 Böhme (2001), S. 75.

64 Schüttpelz (2005), S. 113, unter Zitation von Freud [1912/13], S. 169. Der Nilus-Bericht (um 400) beschreibt die Opferung eines Kamels als Substitut eines Menschenopfers: Ist kein Knabe vorhanden, „lassen sie ein weißfarbenedes Kamel ohne Fell niederknien“; zit. n. Schüttpelz (2005), S. 107. Das Kamel wird roh und restlos verzehrt. Bemerkenswert erscheint mir, wie dies bei Freud zu einer kannibalischen Massenszene literarisch ausgestaltet wird. Im Nilus-Bericht tötet eine Person das Kamel und genießt als Erste: r von dem Blut; „[d]arauf laufen die übrigen herbei“; zit. n. Schüttpelz (2005), S. 107. Bei Freud heißt es: „dann stürzte sich die ganze Gemeinde auf das Opfer, hieb mit den Schwertern Stücke des zuckenden Fleisches los und verzehrte sie roh in solcher Hast,

Freuds Vermittlung in der Literatur des 20. Jahrhunderts fortsetzte“, bedeutet für Schüttpelz „ein Recycling antiker und pseudoantiker Literatur mit ihrer antiken Imaginären Ethnographie (durch moderne Imaginäre Ethnographie hindurch) in Literatur.“<sup>65</sup>

Mit Freuds Kannibal:innenerzählung liegt also eine Mischform intertextueller Verfahren vor, die sich nur zum Hypothetischen wirklich bekennen mag. Man dürfe nicht vergessen, so Freud, „daß wir einzig und allein auf Hypothesen angewiesen bleiben, um die mangelnde Beobachtung zu ersetzen“,<sup>66</sup> schließlich habe man auf ethnologischem Gebiet mit „Schwierigkeiten“ bei „Feststellungen“ zu kämpfen: „[D]ie Personen, welche die Beobachtungen sammeln, sind nicht dieselben, welche sie verarbeiten und diskutieren, die ersteren Reisende und Missionäre, die letzteren Gelehrte, welche die Objekte ihrer Forschung vielleicht niemals gesehen haben.“<sup>67</sup> Als Kunst analytischen Eklektizismus würde Freud seine Technik vielleicht selbst beschreiben, liefert er doch, als er 1939 den Urvatermord ein zweites Mal erzählt, folgende, auch für das Selbstverständnis seiner Disziplin bezeichnende Rechtfertigung nach:

„Vor allem aber, ich bin nicht Ethnologe, sondern Psychoanalytiker. Ich hatte das Recht, aus der ethnologischen Literatur herauszugreifen, was ich für die analytische Arbeit brauchen konnte.“<sup>68</sup>

*Totem und Tabu* verschleiert den Kompilations- und Konstruktionscharakter seiner Ursprungserzählung nicht, sondern stellt ihn aus und spielt dabei sehr offensiv mit der Nähe zum Literarischen. So endet der Text mit einem bewusst entstellten Zitat, das ohne Anführungszeichen und ohne die Nennung seiner berühmten Quelle, dem Johannes-Evangelium (oder auch Goethes *Faust*), auskommt: „Im Anfang war die Tat.“<sup>69</sup>

Am Ende den Anfang zu behaupten – und dabei mit Worten das „Wort“ zugunsten der „Tat“ zu streichen – verweist ironisch auf eine Zirkularität, der Anfangserzählungen ohnehin kaum entkommen können. In gewisser Weise liegt dies in der Natur von Ursprungserzählungen selbst: Die Geschichte von der „große[n] Begebenheit, mit der die Kultur begonnen hat“<sup>70</sup> muss in ih-

---

daß in der kurzen Zwischenzeit zwischen dem Aufgang des Morgensterns [...] und dem Erblässen des Gestirns [...] alles vom Opfertier, Leib, Knochen, Haut, Fleisch und Eingeweide vertilgt war“; Freud [1912/13], S. 168. Siehe II/2, insb. das Eingangszitat, in dem auf den Straßen Berlins in ganz ähnlicher Weise ein Pferd von einem Mob zerlegt wird.

65 Schüttpelz (2005), S. 114.

66 Freud [1912/13], S. 132.

67 Freud [1912/13], S. 125.

68 Freud [1939], S. 240.

69 Freud [1912/13], S. 194. In Joh 1,1 LU: „Im Anfang war das Wort.“

70 Freud [1912/13], S. 175.

rem Entwurf eines nicht-sozialen Sozialgebildes, einer Gemeinschaft vor jeder Gemeinschaft, beträchtliche logische Schwachstellen aufweisen. So hält in der Freud'schen Urhorde bereits vor aller Kultur ein „Kulturfortschritt“ Einzug, nämlich „die Handhabung einer neuen Waffe“.<sup>71</sup> Offensichtlich ist auch, dass die Urhorde, obwohl sie einen vorpolitischen Zustand repräsentieren soll, mit der Figur des Vaters bereits über ein System von Herrschaft (nämlich patriarchaler Herrschaft) verfügt.<sup>72</sup> Es handelt sich bei diesen Problemen um die unhintergehbaren Aporien jedes Ursprungsdenkens, die sich mit dem erzählerischen „Trick“ des Ursprungsmythos,<sup>73</sup> der unter partieller Außerkraftsetzung der Logik einen Anfang schlicht setzt – und damit ist das Wort die Tat –, nur notdürftig befrieden lassen. Trotz aller beglaubigenden Referenzen auf die empirische Ethnologie muss das Anfangsproblem zuletzt durch einen narrativen Kunstgriff gelöst werden. Wenn sich, mit Hartmut Böhme gesprochen, Freud „als Detektiv auf die Spuren des Ur-Mordes“ begibt, so gerät ihm die Erkundung der Vorvergangenheit zum „ätiologischen Roman“.<sup>74</sup> Ob ätiologischer Roman oder Ursprungsmythos, „Kulturtheorien [begreifen] das Problem des Ursprungs immer auch als ein solches der Darstellung“.<sup>75</sup> Nur unter Inkaufnahme von logischen Aporien unter den Bedingungen der Fiktionalität sind solche Geschichten wie die vom Urvatermord überhaupt möglich und wird so etwas wie „die Urzeit“ und „der Beginn der Zivilisation“ denk- und erzählbar.

Für derartige narrative Operationen, die einen der Erfahrung wie Beobachtung nicht zugänglichen Anfang in die Welt setzen sollen, erweist sich in Freuds Text eine kleine Vorsilbe als geradezu unentbehrlich: das Präfix „Ur“. Dieses „Ur-“ begleitete uns schon durch das ganze Kapitel hindurch, ist es doch Bestandteil etlicher in *Totem und Tabu* zentraler Begriffe: „Ureinwohner“, „Urzustand“, „Urhorde“, „Urvater“, „Urgeschichte“, „Urzeit“, usw.<sup>76</sup> Manchmal scheint dieses „Ur-“ weniger die Vorsilbe als der eigentlich bedeutungstragende Teil des Wortes zu sein. Die Rede in „Ur“-Komposita zielt auf das „Konzept eines Allerersten und Unverfälschten, das aller weiteren Entwicklung prinzipiell vorausliegt und in der Gegenwart oft nur hypothetisch oder behelfsmäßig durch Rekonstruktion zu fassen ist“.<sup>77</sup> Mehr noch, in Freuds auf Analogieschlüssen basierendem Theoriegebäude stützen sich die verschiedenen „Ur“-Konstrukte gegenseitig: Die „Ureinwohner“ veranschaulichen den „Urmenschen“, der „Urmensch“ verkörpert den „Ursprung“ aller Kultur, usw. Das Präfix „Ur-“

---

71 Freud [1912/13], S. 171.

72 Vgl. Därmann (2002), S. 134–135.

73 Zu diesem „Trick“ vgl. Gebauer (2001), S. 119: „Diese Grenze, die den Ursprung von seinem Jenseits trennt, erfinden wir, indem wir einen Mythos in die Welt setzen.“

74 Böhme (2001), S. 75.

75 Wolf, B. (2011), S. 74.

76 Vgl. z.B. Freud [1912/13], S. 6, 152, 153, 159, 183, 185.

77 Döring / Ott (2012), S. 11.

hat essentialisierende Wirkung: Es evoziert eine „Vorstellung vom Ursprünglichen, Ersten, Reinen und Wahren“ und transportiert so die „Hoffnung, [...] dem Eigentlichen, dem Wesen einer Sache auf die Spur zu kommen.“<sup>78</sup> Freuds Text steht hier im Einklang mit „der modernen Ursprungsbesessenheit“<sup>79</sup> die man in den 1910er und 1920er Jahren beispielsweise bei Oswald Spengler, Ludwig Klages, Carl Gustav Jung oder Gottfried Benn nachlesen kann<sup>80</sup> und die nicht nur, wie eingangs dargestellt, Robert Musil für so verfehlt hält, sondern die auch Theodor Adorno in einem Artikel für die *Frankfurter Zeitung* im Jahr 1932 als „Tanz [...] um den goldenen Ur“ und als Flirt mit dem Barbarischen „in den ausgeleiertsten Clichés der Lebensphilosophie“ verspotten wird.<sup>81</sup>

Nicht nur Freuds Urhorde, auch Freuds wilde:r Kannibal:in ist eine solche den Regeln des Mythos folgende „Ur“-Konstruktion. Fragen wir noch ein letztes Mal, wie es sich in *Totem und Tabu* eigentlich rechtfertigen lässt, den Urmenschen kannibalische Ernährungsgewohnheiten zuzuschreiben. In einer eher unscheinbaren Textpassage, in der Freud soziologische Theorien zur Herkunft des Totemismus Revue passieren lässt, paraphrasiert er eine ethnologische Ansicht: „Die Wilden seien omnivor, und zwar umso mehr, je niedriger sie stehen.“<sup>82</sup> Wenn wir jetzt Freuds Vorgehensweise folgen und mit ihm versuchen, immer „niedriger“ und „niedriger“ bis zum Urmenschen vorzudringen, so sehen wir das Problem: „[O]mnivor“ – mischköstlerisch – lässt sich nicht steigern. Es bedarf einer anderen alimentären „Ur“-Figur. Den Platz dieser alimentären „Ur“-Figur nimmt in Freuds Denken das Kannibalische ein, das den weder durch Beobachtung noch durch logische Schlussfolgerung einholbaren Zustand einer Esskultur in ihrem Nullpunkt bezeichnen kann.

Die Figur des kannibalischen Urmenschen lässt sich also als erzählerischer Trick begreifen, der einerseits dem recht abstrakten Problem der Ursprungsaporie begegnet und zugleich als eine lebendige Figur von großer Plastizität und bildlicher Kraft funktioniert. Wenn die „Urhorde“, wie Michael Ott formuliert, ihre Evidenz „aus der Suggestivität ihrer Vorstellbarkeit“ erhält,<sup>83</sup>

---

78 Döring / Ott (2012), S. 12.

79 Wolf, B. (2011), S. 74.

80 Man denke an Oswald Spenglers kulturmorphologische Konstruktion eines Ursprungs des Abendlandes, an Ludwig Klages' kosmogonischen Eros, an Carl Gustav Jungs Archetypenlehre oder an Gottfried Benns Rezeption der Paläoanthropologie; alles vgl. Zumbusch (2012), S. 140.

81 Adorno [1932], S. 562. Der Titel der kleinen Satire lautet *Der Ur*. Auch Döring / Ott (2012), S. 16, betonen, dass diese „Steigerung ins Prinzipielle“ politisch funktionalisierbar ist und dem „nationaldeutschen Diskurs der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts [...] Ur-Worte zur Formulierung seiner Grundsätze schlicht unentbehrlich waren.“

82 Freud [1912/13], S. 138. Freuds Quelle ist hier nicht klar; es handelt sich um „Einwendungen“ gegen die Totemtheorie des britischen Anthropologen Alfred C. Haddon; Freud [1912/13], S. 138.

83 Ott, M. (2012), S. 136.

so lässt sich über den Kannibalismus der Freud'schen Urmenschen dasselbe sagen. Dabei, dies sei zum Schluss kurz angemerkt, wären andere, nicht-kannibalisch verfasste Entwürfe alimentärer Nullpunkte theoretisch ebenso gut denkbar. Eine klassische, etwa von Lewis Morgans *Ancient Society* (1877) vertretene Alternative ist die Idee eines ursprünglichen Vegetarismus der Menschen.<sup>84</sup> Aber auch weitere Ernährungsformen an der Schwelle zur Menschwerdung sind in der Literatur beschrieben worden. Etwa entwirft Alexander von Humboldts *Relation historique* eine Skala der Zivilisierbarkeit verschiedener indigener Stämme Venezuelas, wobei er auf der untersten Stufe die „Otomaken“ ansiedelt:<sup>85</sup> „Sie sind“, so Humboldt, „im höchsten Grade allesfressende Tiere; auch hört man die übrigen Indianer, von denen sie als Barbaren angesehen werden, häufig sagen, es gäbe nichts Ekelhaftes, das ein Otomake nicht verzehre.“<sup>86</sup> Die Otomaken verzehren Erde. Sie betreiben, so Humboldt, „Geophagie.“<sup>87</sup> Dies wäre, wie gesagt, eine völlig andere, aber eben auch denkbare Konstruktion eines Nullpunkts der Esskultur.

## 1.2 Kannibalische Weltkriegsdiskurse: Dark Continents within Europe

### 1.2.1 Kannibalische Potenzialität bei Freud

Einen naturgegebenen Ekel oder Widerwillen gegen den Verzehr von Menschenfleisch anzunehmen, erschien den wenigsten modernen Autor:innen sinnvoll. Dass Menschen bei entsprechender Prägung keinerlei Ekel, sondern Appetit auf Menschenfleisch zeigen können, soll in Cesare Lombrosos *Luomo*

---

84 Die These ursprünglichen Vegetarismus steht der des ursprünglichen Kannibalismus diametral entgegen. Morgans *Ancient Society*, deutscher Titel: *Die Urgesellschaft*, unterscheidet die Entwicklungsstadien der Menschheit anhand der konsumierten Nahrung: „The important fact that mankind commenced at the bottom of the scale and worked up, is revealed in an expressive manner by their successive arts of subsistence“; Morgan (1877), S. 19. „We are able to distinguish five of these sources of human food [...]. The first two originated in the period of savagery, and the last three in the period of barbarism. They are the following, stated in the order of their appearance: I. Natural Subsistence upon Fruits and Roots on a Restricted Habitat. [...] II. Fish Subsistence. [...] III. Farinaceous Subsistence through Cultivation. [...] IV. Meat and Milk Subsistence. [...] V. Unlimited Subsistence through Field Agriculture“; Morgan (1877), S. 19–26.

85 Vgl. Buhanan (2014), S. 489.

86 Humboldt [1814–1825], S. 140. In Humboldts *Relation historique* gibt es sowohl einen Abschnitt „Über Anthropophagie“; Humboldt [1814–1825], S. 51–63, als auch einen „Über die Erde essenden Otomaken“; Humboldt [1814–1825], S. 139–150. Diesem geht ein deutlich kürzerer Text voraus, den Humboldt bereits am 08.10.1807 unter dem Titel *Ueber die erdefressenden Otomaken* im *Morgenblatt für gebildete Stände* veröffentlicht hatte.

87 Humboldt [1814–1825], S. 140.

*delinquente* (1876), seiner „Naturgeschichte des Verbrechers“,<sup>88</sup> eine kleine Anekdote demonstrieren, in der bewusst die naive Perspektive eines Kindes eingenommen wird:

„Ein schottischer Räuber, der wegen Anthropophagie zum Tode verurtheilt wurde, hinterliess eine kleine Tochter, die im Alter von zwölf Jahren die wildeste Begierde nach Menschenfleisch kundgab. ‚Und weshalb denn,‘ fragte sie ganz unbefangen, ‚soll es uns vor Menschenfleisch ekeln? – Wüssten nur Alle, wie köstlich es schmeckt, so würden alle Menschen ihre Kinder aufessen.“<sup>89</sup>

Ethnologische Reflexionen des Kannibalischen schlugen oft eine ähnliche Richtung ein: „[S]o sehr es auch unserer Erziehung zuwider seyn mag, so ist es doch an und für sich weder unnatürlich noch strafbar, Menschenfleisch zu essen“, schreibt bereits Georg Forster in seiner *Reise um die Welt*.<sup>90</sup> Auch bei Forster wird es als kulturelle Arbeit aufgefasst, diese wertvolle, ja womöglich „gesund[e] und wohlschmeckend[e]“,<sup>91</sup> jedenfalls eben nicht von sich aus abstoßende Nahrungsquelle zurückweisen zu lernen:

„[S]o hat es der erste Schritt zur Cultur bey allen Völkern dieser seyn müssen, daß man dem Menschenfressen entsagt und Abscheu dafür zu erregen gesucht hat.“<sup>92</sup>

Freuds Verständnis des Kannibalischen steht in diesem Punkt dem Forsters sehr nahe: Erklärungsbedürftig ist nicht der Kannibalismus, sondern der Verzicht auf ihn.<sup>93</sup> Freuds Kannibalismustheorie ist damit eine der Kannibalismus-Entsagung: Der kollektive Verzicht auf das Ausagieren bestimmter Impulse bildet

---

88 Als solche wird *Luomo delinquente* in der Einführung von dem Juristen Arthur von Kirchenheim ausgewiesen; Lombroso [1876], S. III.

89 Lombroso [1876], S. 112.

90 Forster [1777], S. 447.

91 Forster [1777], S. 447.

92 Forster [1777], S. 448.

93 Es handelt sich dabei um eine auffällige Abweichung von der Totemtheorie Smiths, der *Totem und Tabu* sonst stark verpflichtet ist. Smith erblickt in der Anthropophagie „die Verirrung einer späteren Zeit“; bei ihm wird anfangs keine Menschenfresserei praktiziert: Das Tieropfer ist ihm das ursprüngliche Opfer und „[d]as Menschenopfer mit seiner Anthropophagie entsteht [...] [erst] dort, wo man zu Unrecht glaubt, daß das Tier bereits ein Ersatz für den Menschen gewesen sei“; Schüttpelz (2005), S. 125. Zur Ersetzung vgl. Siegert (2009), S. 147–150, 159. Bei Forster, Lombroso und Freud steht dagegen der Kannibalismus am Anfang; vgl. z.B. Lombroso [1876], S. 72–73, der Entwicklungsschritte vom „religiöse[n] Cannibalismus“, hier „anfänglich der ganze Körper, später nur noch einige Theile“, zum „Thieropfer“ zu „zuletzt nur noch sinnbildliche[n] Figuren“ annimmt.

das Fundament einer vornehmlich restriktiv konzipierten „Schuld-Kultur“.<sup>94</sup> Der sich in *Totem und Tabu* als Essgemeinschaft konstituierende Brüderclan trifft in gemeinsamer Reue die Übereinkunft, die „Wiederholung des Vaterchicksals aus[zuschließen]“<sup>95</sup> und deshalb Inzest, Mord und Kannibalismus mit einem Verbot zu belegen – alles drei Handlungen, die, wie Freud nicht müde wird zu betonen, nicht verboten werden müssten, wären sie nicht begehrenswert: „Was die Natur selbst verbietet und bestraft, das braucht nicht erst das Gesetz zu verbieten und zu strafen“, zitiert er erneut George James Frazer.<sup>96</sup>

In dieser Schuld-Kultur muss stets eine gewisse Energie aufgebracht werden, um die persistierenden „kannibalische[n] Gelüste“ niederzuhalten.<sup>97</sup> Dass „die Triebverdrängung als ein Maß des erreichten Kulturturniveau“ gelten könne,<sup>98</sup> ist schon in Freuds frühem Denken angelegt. Wirklich beherrschend, und zwar unter negativem Vorzeichen, wird diese Idee aber erst in 1920er Jahren: 1920 wird in *Jenseits des Lustprinzips* der Todestrieb eingeführt. Und spätestens in *Das Unbehagen in der Kultur* (1930) nimmt die den Menschen abverlangte Sublimierungsleistung für Freud entschieden pathologische Züge an und wächst sich zu einem Leiden an der modernen Kultur schlechthin aus. Diese Idee einer mit kultureller Fortentwicklung ebenso ansteigenden Triebverdrängung, die nicht selten als eine Form der „Domestizierung“ der menschlichen Gattung begriffen wurde,<sup>99</sup> ist die implizite Grundannahme etlicher zivilisationskritischer Argumente um 1920, etwa von lebensphilosophischer und vitalistischer Seite.

---

94 Vgl. Ethel Matalas Aufsatz *Ödipus und die Wilden. Freud über die Urgeschichte der Schuld-Kultur* (2020), insb. S. 34–38. Vgl. auch Howe / Wiegandt (2014), S. 10.

95 Freud [1912/13], S. 176.

96 Freud [1912/13], S. 150. Freud zitiert hier aus Frazers *Totemism and Exogamy* (1910). Dasselbe Argument formuliert er auch in *Zeitgemäßes über Krieg und Tod*: „Was keines Menschen Seele begehrt, braucht man nicht zu verbieten, es schließt sich von selbst aus“; Freud [1915b], S. 350. George Bataille wird diesen Gedanken in Abgrenzung zu Freud umdrehen; vgl. Bataille [1957], S. 68, 98–99. „Der heilige Kannibalismus ist das Elementarbeispiel jenes Verbotes, das ein Verlangen erzeugt“; Bataille [1957], S. 99.

97 Freud [1905a], S. 58.

98 Freud [1912/13], S. 119.

99 Z.B. ist im Freud-Handbuch von einer „kollektive[n] Triebdomestizierung der Gattung“ die Rede; Lohmann (2013), S. 191. Oft wird dabei auch auf das Denken Nietzsches verwiesen: „In Übereinstimmung mit Nietzsche bestimmt [...] Freud die ‚Selbstdomestikation der Menschen‘ als *conditio sine qua non* der Kulturentwicklung“; Fischer, K. (1999), S. 52. Diese nicht unproblematische Grundannahme wirkt auch in soziologischen Klassikern wie Norbert Elias’ *Über den Prozess der Zivilisation* (1939) fort; vgl. z.B. Elias [1939], Bd. 2, S. 380–407 (= „Die Dämpfung der Triebe. Psychologisierung und Rationalisierung“); „Es ändert sich die Art, in der die Menschen miteinander zu leben gehalten sind; deshalb ändert sich ihr Verhalten; deshalb ändert sich ihr Bewußtsein und ihr Triebhaushalt als Ganzes“; Elias [1939], Bd. 2, S. 388.

„Ur“-Figuren wie das Kannibalische „oszillier[en] zwischen Temporalität und Virtualität“.<sup>100</sup> Als „something buried beneath layers of repression“,<sup>101</sup> wie auch Ranjana Khanna unheilvoll formuliert, arbeitet das Kannibalische im modernen Unterbewusstsein fort. In diesem Sinne erblickt bei Freud die Zivilisation im Kannibalischen nicht nur ihre Vorvergangenheit, sondern auch ein ihr noch immer innewohnendes Potenzial. Freud kann hier nicht nur auf die ethnologischen, sondern auch auf die kriminologischen und psychiatrischen Fachdiskurse des ausgehenden 19. Jahrhunderts zurückgreifen. Mit Verbrecher:innenstudien wie denen von Cesare Lombroso oder Richard von Krafft-Ebing wurde nicht nur der delinquente und deviante Körper, sondern in letzter Konsequenz selbst der gesunde und weiße männliche Körper einem gewissen Verdacht ausgesetzt: Auch er ist „ein anachronistischer Körper, in dem die evolutionäre Urzeit unter einer dünnen Haut aus Zivilisation und Kultur stets präsent [geblieben ist]“, so Eva Bischoff.<sup>102</sup> Im europäischen Normalkörper können also unter bestimmten Bedingungen längst überwunden geglaubte menschenfresserische Triebe wieder freigesetzt werden: Eine solch enthemmende Bedingung stellt etwa das Massenereignis dar, wie Freud 1921 in *Massenpsychologie und Ich-Analyse* und 1927 erneut in *Die Zukunft einer Illusion* ausführt. Die verdrängten inzestuösen, kannibalischen und mordlustigen „Triebwünsche“ stellen auch in diesen Texten die ältesten und in der Moderne mitnichten zur Ruhe kommenden „Entbehrungen“ der Menschheit dar:<sup>103</sup>

„[Mit diesen] Verboten [...] hat die Kultur die Ablösung vom animalischen Urzustand begonnen, vor unbekannt wie vielen Tausenden von Jahren. Zu unserer Überraschung fanden wir, daß sie noch immer wirksam sind, noch immer den Kern der Kulturfeindseligkeit bilden. Die Triebwünsche, die unter ihnen leiden, werden mit jedem Kind von neuem geboren.“<sup>104</sup>

Das kannibalische Begehren als „Kern von Kulturfeindseligkeit“ – diese Zuspitzung Freud'scher Thesen lässt sich vom Kopf auf die Füße stellen: Gerade die „[k]ulturfeindselig[en]“, zivilisationskritischen Äußerungen um 1920 zeigen eine besondere Vorliebe für die Idee des Weiterlebens kannibalisch-animale Potentiale in der Moderne. Nicht kannibalische Triebwünsche führen zu der von Freud beobachteten „Kulturfeindseligkeit“, sondern diese errichtet

---

100 Ott, M. (2012), S. 136.

101 Khanna (2003), S. 27.

102 Bischoff (2018), S. 218, Herv. getilgt J.K. Vgl. auch Bischoffs Aufsatz *The Cannibal within: White Men and the Embodiment of Evolutionary Time* (2009).

103 Freud [1927], S. 331.

104 Freud [1927], S. 331.



und überhöht die antizivilisatorische Figur eines kannibalischen Inneren: eines virtuellen Dark Continents im europäischen Normalsubjekt. Wenn, wie Freud in *Massenpsychologie und Ich-Analyse* schreibt, „der Urmensch in jedem Einzelnen virtuell erhalten“ bleibt,<sup>105</sup> so ist damit eine im Kern völlig ahistorische Subjektdisposition bezeichnet, eine unveränderliche und sozialen Realitäten nicht zugängliche *Conditio humana*. Es sind – und darauf haben insbesondere postkoloniale Ansätze mit Vehemenz hingewiesen<sup>106</sup> – genau solche Figuren, die sich als anthropologische Konstante gerieren, die der Historisierung am dringendsten bedürfen.

### 1.2.2 Kannibalische Kriegsrhetorik

So kann für die Entwicklung von Freuds kannibalischer Kulturtheorie die historische Situation des Ersten Weltkriegs in ihrer Bedeutung gar nicht überschätzt werden. Dass mit „Ausbruch“ des Weltkriegs der kritische Moment des „Durchbruchs“ eines auch in Europa schlummernden kannibalischen Potentials erreicht sei, wird von den Kriegskommentaren Freuds und mancher seiner Zeitgenoss:innen ebenso nahegelegt wie in der sich verschärfenden politischen Rhetorik der 1910er Jahre. Mit Kriegsbeginn im August 1914 lässt sich ein regelrechtes Anschwellen anthropophager Metaphorik beobachten. Die menschenfresserische Bildwelt des Krieges steckt schon in so geläufigen und jetzt geradezu inflationär gebrauchten Metaphern wie dem „Schlachtfeld“ oder dem „Kanonenfutter“. Andere, spezialisiertere Idiome wie die „Blutmühle von Verdun“ bilden sich aus gegebenem Anlass neu. Omnipräsent sind anthropophage Untertöne in der Animalisierung und Bestialisierung des:r jeweiligen Gegner:in, die in der Propaganda aller Kriegsparteien betrieben wird. Marc Jones hat für die „Brutalisierung“ der politischen und militärischen Kultur der Nachkriegszeit derartige sprachliche Dynamiken mitverantwortlich gemacht: „The processes behind these changes were supported in turn by a new and more radical language of politics that included dehumanizing images of the enemy and increasingly frequent references to bodily destruction.“<sup>107</sup>

---

105 Freud [1921], S. 137. Dies wiederholt im Anschluss an Freud z.B. der Philosoph und Kriminalpsychologe Richard Herbertz in seiner Studie *Verbrecher-Dämmerung* bei der Diskussion der kannibalischen Taten von Fritz Haarmann und Karl Denke: „In jedem Einzelnen von uns lebt der ‚Urmensch‘ virtuell fort“; Herbertz (1925), S. 71.

106 Vgl. z.B. Frosh (2013), S. 141: „Psychology needs postcolonialism quite patently, because without the challenge of postcolonial thinking it drifts into ahistorical and highly abstracted models of the mind that fail to theorize their temporal and spatial components.“

107 Jones (2016), S. 22. Die von George Mosse Anfang der 1990er geprägte Brutalisierungsthese wurde in den Geschichtswissenschaften längst weithin in Frage gestellt, in jüngerer Arbeiten aber teils wieder, wie hier von Mark Jones, geltend gemacht. Die These einer Brutalisierung der Gesellschaft durch den Krieg wurde übrigens bereits um 1920 vertreten, z.B. von dem Philosophen Theodor Lessing; siehe II/3.1.3 und II/3.2.4.

Oft ist es auch der Krieg selbst, der als Kannibale oder Menschenfreser auftritt. Dass das anthropophage Bild des Krieges politisch nicht festgelegt ist, sondern sowohl pazifistische als auch bellizistische Botschaften transportieren kann, zeigen etwa die kannibalischen Titelmetaphern von einerseits Wilhelm Lamszus' *Das Menschenschlachthaus* (1912) und andererseits Franz Schauweckers *Im Todesrachen* (1919).<sup>108</sup> Der Krieg erscheint als monströses, menschenverschlingendes Wesen, beispielsweise als Menschenblut saufender Drache bei Carl von Ossietzky,<sup>109</sup> als eiserner „Götze der Gewalt“, dessen grinsendes Maul „Menschenopfer“ fordert, bei Berta Lask<sup>110</sup> oder, ganz ähnlich, als hungriger Moloch, in dessen Rachen Soldaten geschaufelt werden, auf einem Holzschnitt von Frans Masereel.<sup>111</sup> Ein prägnantes Beispiel sind auch die Fröh-schriften Ernst Jüngers, etwa begegnet in *Der Kampf als inneres Erlebnis* (1922) der Grabenkrieg als Männerfresser:

„So lastete täglich mit neuer Wucht der Graben auf seinen gebeugten Bewohnern. Gefräßig schläng er Blut, Ruhe und männliche Kraft in sich ein, sein schwerfälliges Getriebe zu erhalten.“<sup>112</sup>

Dieses Schlingen des Krieges ist eine nivellierende Massenerfahrung, das macht Lamszus ganz explizit:

„Ja, das Schicksal ist nicht gerecht! Vor der Kanone sind wir alle gleich. Das Kruppsche Eisen ist nicht wählerisch. Es frißt des Künstlers kostbares Gehirn so gleichmütig wie das des Straßenfegers auf.“<sup>113</sup>

Nimmt man die kannibalische Bildlichkeit von Weltkriegsschriften in den Blick, so fällt auch auf, wie unscharf in manchen von ihnen Europa die Grenzen zu seinem Außen werden. Ein gutes Beispiel dafür ist Heinrich Manns Essay *Der Europäer* (1916). Der Essay stellt zivilisatorisches Sendungsbewusstsein wie zu Humboldts Zeiten zur Schau – „Ohne den Gedanken der Verbesserung

---

108 Schauweckers *Im Todesrachen* entfaltet allerdings trotz der Titelmetapher im Text kaum kannibalische Bildlichkeit, sondern spricht, wie hier im Kapitel „Menschen töten“, eher mit dem Pathos sportlicher Sachlichkeit: „Ich habe auf einen Menschen geschossen in der aufrichtigen Absicht, ihn zu töten. Reue, Scham, Ärger – ich empfinde nichts von alledem. Im Gegenteil: ich ärgere mich, wenn ich vorbeigeschossen habe, und freue mich und bin stolz, wenn ich ihn die Arme hochwerfen und mit einer halben Drehung um sich selbst wie einen Sack hinschlagen sehe. Menschen töten – das kann bei manchen zum Ehrgeiz, zur Sucht werden“; Schauwecker [1919], S. 302.

109 Vgl. Ossietzky (1919), S. 9.

110 Lask [1919], S. 37. Herv. getilgt J.K.

111 Vgl. den Holzschnitt *Moloch a faim / Moloch hat Hunger*; Masereel (1920), S. 22–23.

112 Jünger [1922], S. 52.

113 Lamszus (1919), S. 69.

des Menschenschicksals würden wir es nicht wagen, vor die fremden Rassen hinzutreten, noch weniger, die Hand auf sie zu legen.“<sup>114</sup> –, um dann den Weltkrieg mit einem Argument zu verurteilen, das weniger von Pazifismus als von eurozentrischem Hochmut zeugt:

„Gewalt kann draußen, fern von Europa gelten; wir selbst üben sie draußen; die Welt ist so schwerfällig, die Geschichte so langsam. Bei uns zu Hause, dies wissen wir genau, bleibt Gewalt zuletzt jedesmal unwirksam.“<sup>115</sup>

Die Perversion eines unter Europäer:innen ausgetragenen Krieges besteht für Mann dementsprechend darin, dass hier, genau wie beim Kannibalismus, rohe Gewalt unter Gleichen ausgeübt wird:

„Das Blut [...] ist uns zu verwandt, zu nahe verwandt, um es zu vergießen; es vergießen, heißt nicht weniger als ein verkehrter Inzest.“<sup>116</sup>

In dieser inzestuösen Gewaltausübung droht die von Mann so emphatisch verteidigte Trennlinie zwischen Europa und seinem „Draußen“ zu verschwimmen:

„Wir können überflutet werden. Die Drohung nimmt ihre eigentliche Kraft daher, daß wir alles dennoch in uns selbst tragen, auch wir: [...] slawische Grausamkeit, unrechtwollende Hysterie, [...] Asien und das Chaos. Wir werden beleckt vom Chaos.“<sup>117</sup>

Diese suggestive Bildwelt entwirft Europa als einen von gierigen Mündern umlagerten, offenen Körper – „Wunden sind offen, an den Rändern unserer Welt.“<sup>118</sup> –, der innere Befriedung und Heilung noch am ehesten von einer Restitution der kolonialen Ordnung zu erhoffen hätte.

Um die Verteidigung der kolonialen Ordnung geht es auch Hermann Detzners *Vier Jahre unter Kannibalen. Von 1914 bis zum Waffenstillstand unter deutscher Flagge im unerforschten Inneren von Neuguinea* (1920). Der Untertitel kündigt es an: Die Erinnerungen Detzners, der als Hauptmann eine „Deutsche[] Schutztruppe“ im „Kaiser-Wilhelms-Land“ geleitet hatte,<sup>119</sup> funktionieren sowohl als deutsch-nationale Weltkriegsschrift als auch als Verlängerung kolonialer Forschungs- und Reiseliteratur. Obwohl der Text die

---

114 Mann, H. [1916], S. 213.

115 Mann, H. [1916], S. 216.

116 Mann, H. [1916], S. 216.

117 Mann, H. [1916], S. 214.

118 Mann, H. [1916], S. 214.

119 Detzner [1920], z.B. S. 3, 164.

Menschenfresser:innen unbeirrt in der bewährten geografischen Ferne des Südpazifiks lokalisiert, verhandelt er den Ersten Weltkrieg, der eben in aller Welt geführt wurde. Das Mahl der Kannibal:innen wird von Detzner auf eine Weise in Szene gesetzt, die Wolfgang Struck treffend als „düsteres Kriegstheater“ bezeichnet hat<sup>120</sup> und die auf die Verheerung ganzer Landstriche verweist:

„[W]ir standen auf der rauchenden Trümmerstätte einer kleinen Ansiedlung, deren Hütten bis auf die Pfähle niedergebrannt waren, auf deren freien Platz verkohlte Reste von Hausgerät herumlagen. Zwischen zerschlagenen Holzmulden und Topfscherben lagen Schädel und Knochen von Menschen verschiedenen Alters, von Männern, Weibern und Kindern. Eine vergessene, halb verkohlte Hand, ein Schädeldach, auf dem die abgesengten Haarwurzeln bestialisch rochen, wurden aus den Trümmern hervorgezogen – es war kein Zweifel mehr, daß vor höchstens vierundzwanzig Stunden hier eine Kannibalenmahlzeit stattgefunden hatte!“<sup>121</sup>

Mit Ralph Poole könnte man diese Szene – und auch bereits den Titel „Vier Jahre unter Kannibalen“ – als mehr oder minder geglückte „Camouflage“ bezeichnen, die mit dem „fremdländische[n] Motiv des Kannibalismus“ eine „Krise im eigenen Kulturraum“ verschleiert.<sup>122</sup> Wenn Detzner von einer „rauchenden Trümmerstätte“ zweifelsfrei auf das Wirken wilder Kannibal:innen schließen kann, so verdeutlicht dies, was die Figur des Kannibalischen im Weltkriegskontext leistet: Sie bringt das Grauen auf einen Begriff, der traditionell dazu geeignet, ja daraufhin ausgelegt ist, es in weite Ferne zu bannen und dem Anderen zuzuschreiben. So werden bei Detzner „Kannibalismus und Vielweiberei“ von „allen Papuastämmen“ mal wieder „selbstverständlich[]“ praktiziert.<sup>123</sup> Besondere kannibalische Grausamkeit beobachtet Detzner bei den Frauen: Aus purer Lust verzehren diese tobsüchtigen „Furien“, „Hyänen“ und „Teufelinnen“ rohes Menschenfleisch.<sup>124</sup> Die Frauen „sind die hartnäckigsten, blutdürstigsten Vertreterinnen des Kannibalismus.“<sup>125</sup> Die Menschenfresserei ist sogar so weit verbreitet, dass sie eine bevölkerungspolitische Herausforderung für die Kolonisor:innen darstellt, fallen ihr doch nach Detznern „sorgfältigen Auf-

---

120 Struck (2010), S. 152, u. vgl. S. 151–158.

121 Detzner [1920], S. 164.

122 Poole (2005), S. 7.

123 Detzner [1920], S. 104–105.

124 Detzner [1920], S. 277.

125 Detzner [1920], S. 277. Dies knüpft an die Beschreibungen wilder Kannibalinnen bereits in frühneuzeitlichen Reiseberichten an; dazu vgl. Schülting (1997), insb. S. 104–109, 114–120. Die „Furien“- und „Hyänen“-Semantik ähnelt auch dem gynophoben antirevolutionären Massendiskurs; siehe II/2.1.1.

zeichnungen“ fast zwanzig Prozent der Bewohner:innen des östlichen „Kaiser-Wilhelms-Land[es]“ zum Opfer.<sup>126</sup> Unversehens entsteht der Eindruck, dass gewaltsame Tode von Neuguineer:innen zwischen 1914 und 1918 mitnichten den kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen den Kolonialmächten in Neuguinea zuzuschreiben sind, sondern ihren eigenen kannibalischen Ernährungsgewohnheiten, ihrem eigenen Unfrieden. In dieser ideologischen Geschlossenheit bildet Detzners Text einen Kontrast zur paranoischen, offenen Anlage von Heinrich Manns *Der Europäer* und auch zu den Texten Freuds: Während Freud kannibalischen Triebwünschen im Inneren des europäischen Subjekts nachforscht, findet Detzner das Kannibalische weiterhin in der äußersten Peripherie des Deutschen Reiches vor.

### 1.2.3 Sigmund Freuds *Zeitgemäßes über Krieg und Tod* (1915)

Im Gegensatz zur Externalisierung des Kannibalischen in großen Teilen der Weltkriegspropaganda steht das Projekt der Psychoanalyse. Zwei Jahre nach der Urhordenspekulation in *Totem und Tabu* geht es Freud ganz ausdrücklich um die Gegenwart, um *Zeitgemäßes über Krieg und Tod* (1915).<sup>127</sup> Während andere Kriegsschriften das Kannibalische beharrlich auf ein Außerhalb Europas verweisen, lokalisiert Freud die Gewalt „[b]ei uns zu Hause“, um die Formulierung Heinrich Manns aufzunehmen.<sup>128</sup> *Zeitgemäßes über Krieg und Tod* stellt sich damit einer „Enttäuschung“.<sup>129</sup> Freud teilt zunächst den Ausgangspunkt

---

126 Detzner [1920], S. 164. Dass Detzners Text, der durchaus erfolgreich war, innerhalb eines Jahres in die vierte Auflage ging und ihm zunächst auch wissenschaftliche Anerkennung in Form einer Ehrendoktorwürde der Universität Köln und mehrerer Medaillen von deutschen Forschungsinstituten einbrachte, eben nicht auf „sorgfältigen Aufzeichnungen“ beruhte, wurde noch in der Weimarer Republik zum Gegenstand eines kleinen Wissenschaftsskandals; vgl. Schulte-Varendorff (2014), S. 104–116. Nachdem der Evolutionsbiologe Ernst Mayr bei seiner Expedition in Neuguinea 1928 bis 1930 zur Ansicht gelangt war, dass Detzners Darstellungen nicht der Wahrheit entsprachen, informierte er die Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, die den Fall durch eine Expert:innenkommission untersuchen ließ und Detzner dazu verpflichtete, eine Erklärung abzugeben: „Ich erkläre hiermit, daß ich mit meinem Buch ‚Vier Jahre unter Kannibalen‘ [...] zu falschen Auffassungen [...] Anlaß gegeben habe. Dieses Buch ist nur zum Teil wissenschaftlicher Tatsachenbericht. In der Hauptsache ist es eine romanhafte Darstellung meines dortigen Aufenthalts, die entstanden ist unter dem Druck besonderer Verhältnisse, wie sie bei meiner Rückkehr nach dem Weltkrieg in die Heimat auf mich einwirkten“; zit. n. Schulte-Varendorff (2014), S. 111. Die Häme war groß, wovon u.a. ein satirisches Gedicht *Dem „Forscher“ Detzner* (o.D.) zeugt: „Vier Jahre habe ich gelitten, mit Kannibalen mich gestritten [...]“; zit. n. Schulte-Varendorff (2014), S. 108.

127 Der Titel lässt sich auch als Anspielung auf Nietzsches *Unzeitgemäße Betrachtungen* (1873–76) verstehen; vgl. Le Rider (2016), S. 68.

128 Mann, H. [1916], S. 216.

129 Freud [1915b], S. 328.

anderer Vertreter:innen der europäischen Idee, die wie Mann selbst inmitten des Krieges noch an ihrer kulturellen Überlegenheit festzuhalten vermögen. Doch Freud lässt das entscheidende ernüchternde Moment zu: Zwar seien „Kriege zwischen den primitiven und den zivilisierten Völkern, zwischen den Menschenrassen, die durch die Hautfarbe voneinander geschieden werden, ja Kriege mit und unter den wenig entwickelten oder verwilderten Völkerindividuen Europas“ wohl noch für „geraume Zeit“ zu erwarten gewesen, so Freud, aber innerhalb des Zirkels der Zivilisierten, also „[v]on den großen weltbeherrschenden Nationen weißer Rasse, denen die Führung des Menschengeschlechts zugefallen ist“ und „die man mit der Pflege weltumspannender Interessen beschäftigt wußte“, wäre doch ein andere, sittlichere Form der Konfliktaustragung zu erhoffen gewesen.<sup>130</sup> Wie ist es also möglich, dass das blühende kosmopolite Leben der „Kultur Menschheit“,<sup>131</sup> das der Essay eingangs in den höchsten Tönen schildert, so unvermittelt in kriegerische Barbarei abstürzen und Europa seinem Außen so ähnlich werden konnte?

Freud beantwortet die selbstgestellte Frage mit dem aus *Totem und Tabu* bekannten Argument des kulturellen „Triebverzicht[s]“:<sup>132</sup> Werden, wie im Massenereignis oder im Krieg, die kulturellen Sittlichkeitsgebote außer Kraft gesetzt, so „hört auch die Unterdrückung der bösen Gelüste auf, und die Menschen begehen Taten von Grausamkeit, Tücke, Verrat und Rohheit, deren Möglichkeit man mit ihrem kulturellen Niveau für unvereinbar gehalten hätte.“<sup>133</sup> Freuds Einschätzung der menschlichen Konstitution zeigt sich angesichts der kriegerischen Gegenwart merklich verdüstert. Über den Menschen der Urzeit heißt es nun:

„Er [der Urmensch] war gewiß ein sehr leidenschaftliches Wesen, grausamer und bössartiger als andere Tiere. Er mordete gerne und wie selbstverständlich. Den Instinkt, der andere Tiere davon abhalten soll, Wesen

---

130 Freud [1915b], S. 325–326.

131 Freud [1915b], S. 327.

132 Freud [1915b], S. 333.

133 Freud [1915b], S. 330. Weil Freud an Punkten wie diesem oft eine sogenannte Definition noire der menschlichen Natur attestiert wird, so z.B. von Böhme (2001), S. 81, möchte ich festhalten, dass die Freud'sche Theorie prinzipiell von Gefühlsambivalenzen und einer gemischten Triebanlage ausgeht: Triebregungen zielen „auf die Befriedigung gewisser ursprünglicher Bedürfnisse“ und „sind an sich weder gut noch böse“; Freud [1915b], S. 331–332. „Erst nach Überwindung [der primitiven Triebregungen] stellt sich das heraus, was man den Charakter eines Menschen nennt, und was mit ‚gut‘ und ‚böse‘ bekanntlich nur sehr unzureichend klassifiziert werden kann“; Freud [1915b], S. 332. In den *Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse* (1916/17) erklärt Freud: „Bei dem Bösen im Menschen verweilen wir nur darum mit stärkerem Nachdruck, weil die anderen es verleugnen, wodurch das menschliche Seelenleben zwar nicht besser, aber unverständlich wird“; Freud [1916/17], S. 147–148.

der gleichen Art zu töten und zu verzehren, brauchen wir ihm nicht zuzuschreiben.“<sup>134</sup>

„Es ist leicht zu sagen, wie der Krieg [in die Einstellung zum Tode] eingreift. Er streift uns die späteren Kulturauflagerungen ab und läßt den Urmenschen in uns wieder zum Vorschein kommen.“<sup>135</sup>

Auf den europäischen Schlachtfeldern sieht Freud den kannibalischen Urmenschen wiedererstehen. Im Gestus der Enthüllung wird hier erneut die Idee des: r ewigen inneren Kannibal:in präsentiert: „In Wirklichkeit“ – und darin besteht die „Zerstörung einer Illusion“, die sich dieser Text wie so viele Freuds auf die Fahnen geschrieben hat – sei die „Kultur Menschheit“ mit ihrem Krieg gar „nicht so tief gesunken, wie wir fürchteten, weil sie gar nicht so hoch gestiegen war [], wie wir [] [...] glaubten.“<sup>136</sup> Sie hat sich bloß ihrer „Kulturauflagerungen“ soweit entledigt, dass „nur die primitivsten, ältesten und rohesten, seelischen Einstellungen übrig bleiben.“<sup>137</sup> Was Jean Paul bereits 1827 in *Selina* einer Romanfigur in den Mund legte, trifft das desillusionierende Anliegen von Freuds Weltkriegstext ziemlich genau:

„Wir machen [...] von dem Länderreichtum des Ichs viel zu kleine oder enge Messungen, wenn wir das ungeheure Reich des Unbewussten, dieses wahre innere Afrika auslassen.“<sup>138</sup>

Der europäischen Gewaltausbruch des Ersten Weltkriegs legt für Freud genau diesen Jean Paul'schen Länderreichtum des Ichs offen: das „wahre innere Afrika“ Europas, Europas inneren Dark Continent.

Wenn *Zeitgemäßen über Krieg und Tod* eine Wiederkehr des Kannibalschen beschreibt, so werden erneut phylo- und ontogenetische Entwicklungsfragen verhandelt: Jetzt geht es um die „Plastizität“ von Psyche und Gesellschaft, ihre Form- und Verformbarkeit, ihre „Fähigkeit zur Rückbildung“ und zur Wiederherstellung „primitive[r] Zustände“.<sup>139</sup> „[D]as primitive Seelische ist im vollsten Sinne unvergänglich“ und zivilisatorische „Triebveredelung“, darauf insistiert Freud 1915 vehementer denn je, kann „rückgängig gemacht werden.“<sup>140</sup> In dem Essay wandelt sich das Kannibalsche von einer Figur des

---

134 Freud [1915b], S. 345.

135 Freud [1915b], S. 354.

136 Freud [1915b], S. 331, 336.

137 Freud [1915b], S. 340.

138 Paul [1827], S. 1182.

139 Freud [1915b], S. 337.

140 Freud [1915b], S. 337–338.

Ursprungs zu einer Figur der „Regression“<sup>141</sup> und damit auch zu einer Figur der Krise. Regression wird bei Freud (vielleicht angesichts der neuartigen Explosivwaffen), weniger als schleichender Prozess denn als „Eruption“ verdrängter Triebe semantisiert.<sup>142</sup> Freud erblickt im „Ausbruch“ des Ersten Weltkriegs den „Durchbruch“ des:r inneren Kannibal:in. Wie in der von Wolfgang Struck beschriebenen idealtypischen Topologie deutschsprachiger Kolonialerzählungen ist das Kannibalische zwar dem zivilisatorischen „Druck“ gewichen,<sup>143</sup> rechnen müsse man aber, so Freud, mit „der steten Bereitschaft der gehemmten Triebe, bei passender Gelegenheit zur Befriedigung durchzubrechen“.<sup>144</sup> Ob dabei allerdings für Freud tatsächlich „[d]er Druck mit dem die Aggression nun unter den Bedingungen des Kriegs zurück an die Oberfläche drängt, [...] der Gewalt [entspricht], mit der sie unterdrückt wurde“,<sup>145</sup> ob sich hier also eine energetische Gleichung aufstellen ließe, sei dahingestellt.<sup>146</sup> Grundsätzlich schreibt *Zeitgemäßes über Krieg und Tod* wie alle Freud-Texte dem Zivilisationsprozess eine prinzipiell zunächst aggressionshemmende und damit friedensstiftende und -sichernde Wirkung zu; worum es diesem Text jedoch im Speziellen geht, ist die gegenteilige Möglichkeit, nicht allerdings Notwendigkeit, des Zurückschlagens verdrängter aggressiver Potenziale.

Mit der Figur eines eigenen inneren Anderen lässt sich nach dem Krieg anstatt von der Aggression auch von der Dummheit erzählen. So erinnert zum Beispiel Hans Paasche daran, dass es kein:e Kannibal:in sein muss, die im Inneren des Menschen dem friedlichen Zusammenleben entgegenarbeitet. In seiner Fußschrift *Meine Mitschuld am Weltkrieg* (1919) schreibt er:

---

141 Freud [1915b], S. 337.

142 Vgl. auch die „Trieberuption“ bzw. „Lavaeruptionen“ in Freuds *Triebe und Triebchicksale*; Freud [1915a], S. 223.

143 Die von Struck aus einer Vielzahl von Texten herausdestillierte idealtypische Struktur deutschsprachiger Kolonialerzählungen des späten 19. Jahrhunderts und die Freud'sche Theorie folgen einer gemeinsamen narrativen Ordnung mit ganz bestimmten raumzeitlichen Gesetzmäßigkeiten: „[D]er Kannibale existiert nur in der Vergangenheitsform: noch vor kurzer Zeit hat es ihn überall im Untersuchungsgebiet gegeben; ‚jetzt‘ lebt der Kannibale im ‚Inneren‘; [...] der Kannibale weicht dem Druck der Zivilisation, aber er wartet nur auf die Gelegenheit zurückkommen zu können: die Wachsamkeit darf nicht erlahmen“; Struck (2010), S. 149.

144 Freud [1915b], S. 335–336.

145 Lohmüller (2013), S. 178.

146 Freud wird diese 1915 in symptomatischer Weise offen bleibende Frage erst viele Jahre später klären: In einem Brief an Albert Einstein aus dem September 1932, der im Folgejahr in drei Sprachen unter den Titeln *Warum Krieg?*, *Pourquoi la guerre?* und *Why war?* einer internationalen Öffentlichkeit vorgelegt wurde, spricht Freud von den „vorteilhaften und [den] gefährlichen Folgen“ der „Verinnerlichung der Aggressionsneigung“, aber nun, angesichts des Aufstiegs des Nationalsozialismus, erklärt er eindeutig, welche dieser beiden Folgen er für die maßgebliche hält: „Alles, was die Kulturentwicklung fördert, arbeitet auch gegen den Krieg“; Freud [1933], S. 26–27.



„Das Ende des Krieges hat gezeigt, daß alle Kriege gleich enden: mit Erschöpfung, Verwirrung, Hungersnot und Krankheit. [...] Jetzt stehen wir Deutsche auf einem Trümmerhaufen, und wir stehen als Blinde darauf. [...] Es herrscht [...] noch immer der große Irrtum [...]: daß der menschliche Körper dafür geschaffen sei, von Geschossen getroffen zu werden. [...] Und dann ist da noch ein Hauptirrtum: daß es Feinde gebe. Es gibt keine! Es gibt nur einen Feind: die menschliche Dummheit, und die wohnt in unserer eigenen Brust.“<sup>147</sup>

#### 1.2.4 Alfred Döblins *Der dreißigjährige Krieg* (1919)

Die Idee einer kriegerischen Eruption aggressiv-kannibalischer Potenziale reflektiert auch Alfred Döblin in etlichen seiner Texte um 1920. Am vielleicht deutlichsten hat sich dies in den zwischen 1916 und 1919 während Fronturlauben und Lazarettaufenthalten verfassten historischen Roman *Wallenstein* (1920) eingeschrieben, in dem die kannibalische Dimension der Kriegssprache in grausame Szenen des Menschenfleischverzehrs umgesetzt wird (siehe II/7.3.2). Aufschlussreich in Fragen kannibalischer Ursprungsfiktionen ist Döblins Selbstkommentar zu diesem Roman, sein Essay *Der Dreißigjährige Krieg* (1919). Mit etlichen Seiten eklektisch aneinandergereihter kleiner Kriegsbegebenheiten bekräftigt der Essay den Antihistorismus des *Wallenstein*, um dann die „Triebkräfte“ kriegerischen Treibens auf eine Art und Weise zur Disposition zu stellen, die nur als Kommentar zu den bellizistischen (Dichter:innen) Stimmen des Ersten Weltkriegs gelesen werden kann:

„Ziehen wir die Stirne kraus, rollen wir unsere Zunge hohl, treiben wir den Kehlkopf vor, damit uns das große Wort gelingt; hier wurde Menschheitsgeschichte getrieben, in diesen Kriegen lösten sich religiöse Spannungen, schwere Erregungen kamen zur Entladung.“<sup>148</sup>

Der weitverbreiteten Erklärung des Krieges als notwendige „Entladung“ von „Spannungen“ setzt Döblin eine dezidiert antikausale Lesart der Geschichte entgegen. Nach einem harten Schnitt enden dabei seine Ausführungen zum historischen Roman mit einer prähistorischen Szene. Hier schrumpft aus der für Döblin oft so typischen Hyper-Makroperspektive der Schrecken von selbst dreißig Jahren Krieg – und wie verschwindend kurz müssen dagegen erst vier erscheinen – in sich zusammen:

---

147 Paasche (1919), S. 4–5.

148 Döblin [1919], S. 52. Die Mitverantwortung der Dichter:innen und ihres pathosgeladenen Sprechens am Ersten Weltkrieg spielt auch in Döblins Linke Poot-Essay *Kannibalisches* eine Rolle; siehe II/6.2.2.

„Die Menschheit hat viel Zeit. Es sind seit den Tagen des Neandertalmenschen schon einige hunderttausend Jahre vergangen; inzwischen geschah alles mit der größten Ruhe, Weitläufigkeit und Umständlichkeit; man hatte ja nicht das Pensum ‚Fortschritt‘, man war nur zum Leben, Sichbehaupten, Wehren gegen den Tod da; inzwischen füllte man die Epoche zwischen zwei Eiszeiten aus. Was sind da einige Kriegsjahre, sagen wir dreißig oder fünfzig, die sich nur bei mikroskopischer Vergrößerung in solchem höchst geräumigen Ablauf erkennen lassen, – was mehr als eine kleine Reminiszenz an jene behaglichen Jahrtausende, wo man das Mammut jagte, Höhlenbären, Tiger und Hyänen bekämpfte und sich gegenseitig auf-fraß. Die Katze läßt das Mäusen nicht; wir nähern uns einem sanfteren, zahmen, seelischen Klima. Wie die Menschen sich zusammendrängen, überwiegt die Neigung, von jenem atavistischen Vergnügen zu lassen.“<sup>149</sup>

Döblins Neandertalszene ähnelt einer Glosse des Berliner Journalisten Julius Stinde, in der anlässlich einer „Menschenfresser“-Schau im Berliner Panoptikum über „unser[er]“ Verhältnis zum kannibalischen Urmenschen, diesen „hungrige[n] Genosse des Höhlenbären und des schwer greifbaren Mam-muths“ nachgedacht wird:

„Wir gaben das Menschenfressen auf und lernten Gänseleberpastete dem Gehirn kleiner Kinder vorziehen, wir verließen die Felshöhlen, um Neubauten aufzuführen, die schon zusammenfallen noch ehe sie unter Dach sind, wir gaben die Kriegstänze auf und führten dafür die Quadrille ein; wir gruben eine gewaltige Kluft zwischen uns und unsere Urahnen.“<sup>150</sup>

Auch Stinde setzt ein Zeitraffer der Entwicklung weg vom Kannibalismus in Szene und verbindet dies, lange vor Freud, mit der Idee eines potenziell möglichen „Rückschlages“.<sup>151</sup> Aber während Stindes Satire das Phänomen des kannibalischen Rückschlages noch an einer Anekdote über einen einzelnen „Blödsinnigen“ illustriert,<sup>152</sup> geht es Freud und auch Döblin um das ganze Kollektiv. Es ist „[d]ie Menschheit“, die 1919 in Döblins Essay zum Kriegsroman in Rede steht. Das gegenseitige Auffressen als „atavistisches Vergnügen“ und der Krieg als „kleine Reminiszenz“ an das präzivilisatorische Dasein sind Döblins Version der Freud'schen Urhorden-Erzählung – eine Version, in sich der Erste Weltkrieg über die „Camouflage“ des Dreißigjährigen

---

149 Döblin [1919], S. 58.

150 Stinde (1884), S. 5. Stindes Artikel *Aus dem Leben der Hauptstadt. Bei den Menschenfressern* erschien 1884 im *Deutschen Montagsblatt*.

151 Stinde (1884), S. 5.

152 Stinde (1884), S. 5. Zu Stinde siehe auch II/4.2.1.

Krieges eingeschrieben hat.<sup>153</sup> War das Kannibalische im *Wallenstein* bereits knapp 300 Jahre zurückverlegt worden, so wird es nun noch viel tiefer bis zum „Neandertalmenschen“ vorverlagert. Wie für Freuds Entwurf eines Zustands vor aller Entwicklung gelten auch für Döblins präzivilisatorisches Bild weniger die Gesetze der Logik als die der Fantastik. Entworfen wird eine kannibalische Szene ohne den Entwicklungsdruck des durch Anführungsstriche diskreditierten „Fortschritt[s]“<sup>154</sup>: Jahrtausende behaglichen Beinahe-Stillstands, die nur verlebt werden müssen und verstreichen. Erst die Zusammenballung der Menschen (entfernt ist man an Döblins Großstadtreflexionen in *Der Geist des naturalistischen Zeitalters* erinnert) bringt das hier in so friedvolles Licht getauchte gegenseitige Auffressen zum Erliegen. Statt sich aber wie bei Freud zu einem veritablen Ursprungsmythos auszuwachsen, verbleibt Döblins nur wenige Sätze umfassende kannibalische Urszene im Bereich der Spielerei.

### 1.3 Wilhelm Lamszus' *Das Menschenschlachthaus* (1912)

#### 1.3.1 „Bilder vom kommenden Krieg“

Im letzten Abschnitt dieses Kapitels wird die kannibalische Ursprungsfiktion um ihr Komplement ergänzt: die kannibalische Endzeitvision. Dafür ziehe ich einen bekannten, aber wenig untersuchten Antikriegsroman heran: *Das Menschenschlachthaus* von Wilhelm Lamszus. Im Zentrum steht also nicht mehr die Erzählung einer kriegerisch-kannibalischen Ur- oder Vorzeit der Menschheit, sondern die ihrer zukünftigen kriegerisch-kannibalischen Vernichtung. Als *Das Menschenschlachthaus* 1912 publiziert wurde und rasch eine große Leser:innenschaft erreichte,<sup>154</sup> zeichnete sich die Gefahr eines weiteren europäischen Krieges bereits deutlich ab. Im Gegensatz zu Freuds retro- und introspektiver Kannibal:innenschau in *Totem und Tabu* und seiner Regressionsdiagnose in *Zeitgemäßes über Krieg und Tod* wird in Lamszus' Zukunftsroman der anthropophage Zeiten- und Kulturbruch des Krieges auf das Ende, um nicht zu sagen auf die Apokalypse hingedacht.

*Das Menschenschlachthaus* erzählt von einem zukünftigen Krieg zwischen Deutschland und Frankreich und setzt diesen als Menschenvertilgung gigantischen Ausmaßes in Szene – schon die drastische Titelmetapher verweist in den Bereich der Fleischwirtschaft. Aus der subjektiven Perspektive

---

153 Poole (2005), S. 7.

154 *Das Menschenschlachthaus* erreichte bereits bis 1914 international mehr als 70 Auflagen, mit Übersetzungen u.a. ins Englische und Schwedische. Im Deutschen Reich erschienen bis zum Verbot des Textes im März 1915 (er fiel unter die Kriegszensur) sieben Auflagen mit insgesamt 50.000 Exemplaren. Nach 1918 konnte der Text an seine Verkaufserfolge anknüpfen, 1919 publizierte Lamszus mit *Das Irrenhaus* eine Fortsetzung. Vgl. z.B. Schneider, Th. (2003), S. 20; Koch, L. (2014), S. 117.

eines einfachen namenlosen Soldaten folgt der Text den bekannten Stationen eines Kriegsromans: Mobilmachung und Abschied von der Familie, Auszug aus der Stadt und Momente kollektiver nationalistischer Begeisterung, dann der Anblick der ersten Toten, erste Gefechte, zermürbender Kriegsalltag und massenhaftes Sterben, das in mehreren exzessiven Schlachtszenen gipfelt, nach deren letzter sich die Erzählerfigur selbst erschießt. In der Schilderung des Effekts von Fernwaffen auf Sensorium und Nerven der Soldaten, des Shell Shock-ähnlichen Wahnsinns und des sinnlosen Menschenverschleißes im Grabenkrieg beschwört Lamszus genau jene „Materialschlacht“ herauf, als die der Erste Weltkrieg in das kollektive Gedächtnis eingegangen ist.<sup>155</sup> Ganze acht Jahre vor Ernst Jüngers *In Stahlgewittern* (1920) prägt damit Lamszus' *Menschenschlachthaus* die gemeinhin eher mit Jünger assoziierten Sprachbilder eines so blutigen wie hochtechnisierten, „stählernen“ Krieges.<sup>156</sup> Anders als bei Jünger haben sich bei Lamszus aber tatsächlich alle soldatischen Heroismen erledigt:

„Das ist Soldatenlust und Schlachtenbraus: mit offner Brust in das gezückte Eisen rennen, das weiche, bloßgelegte Hirn jauchzend an eine Wand von Stahl zu schmettern! So massenhaft, so kaltblütig, so sachverständig rottet man nur das Ungeziefer aus. In diesem Kriege sind wir nichts als Ungeziefer mehr.“<sup>157</sup>

Als *Bilder vom kommenden Krieg* weist sich der Roman im Untertitel aus. Angesprochen sind damit Fragen der Visualität und der Temporalität: Ab dem ersten Satz – „Der Krieg ist da!“<sup>158</sup> – befinden sich die Leser:innen in jener nicht genau bestimmten Zukunft des im Titel angekündigten Krieges. Legt man die Definition Umberto Ecos an, so könnte man Lamszus' Zukunftsroman durch-

---

155 Vgl. z.B. Jahr / Kaufmann (2014), S. 164. Auch der Begriff vom „Menschenmaterial“ gehört in diesen Kontext; er findet sich prominent z.B. in Paul Hindenburgs autobiografischem Rückblick: „Wir waren eben genötigt, bei der Obersten Heeresleitung wie im Schützengraben unser Menschenmaterial bis zur äußersten Grenze der Leistungsfähigkeit auszunutzen“; Hindenburg (1920), S. 171.

156 Zu den „Stahl“-Bildern der Kriegssprache vgl. Jahr / Kaufmann (2014), S. 210–211. Das *Menschenschlachthaus* ist voller Bilder des hochtechnisierten Krieges wie sie etwa Karl-Heinz Bohrer in *Die Ästhetik des Schreckens* (1978) für Ernst Jünger reklamiert hat: „Es surrt die Luft“, „Sa! sa!, es dröhnt der Erdboden“, „Eisenhagel“, „Eisenatem“, „Bleigezisch“; Lamszus (1912a), S. 17, 73, 85, 81, 85, usw. In manchen Ausschnitten ist Lamszus' Antikriegstext von einschlägigen Jünger-Schriften fast ununterscheidbar: „Erschlagen liegen rings die Menschen auf dem braunen Waldboden ... noch aber leben die Maschinen. Und gegen die Maschinen bäumt das Blut, entbrennt das Fleisch“; „[u]nd irr und übel sehen wir auf die zertrümmerten Maschinen. Und Stahl und Eisen, die am Boden liegen, sehen uns voll Tücke an“; Lamszus (1912a), S. 75–76.

157 Lamszus (1912a), S. 76.

158 Lamszus (1912a), S. 7.

aus der Science-Fiction zuschlagen: Es handelt sich um Literatur, die sich einem „wissenschaftliche[n]‘ Problem“ stellt, nämlich der „Projektion der möglichen Geschichte, ausgehend von den Tendenzen der aktuellen Welt“, ein Verfahren, dass Eco „Konjektur“ nennt.<sup>159</sup> Bei Lamszus besteht das wissenschaftliche Problem in der Frage, wie ein Krieg ablaufen würde, der die Muster des Deutsch-Französischen von 1870/71 wiederholt, zugleich aber die Destruktionspotenziale der seitdem weiterentwickelten Militärtechnik voll ausschöpft:

„[D]as wissen wir: es blieben damals vor vierzig Jahren trotz minderwertiger Kanonen und Gewehre über hundertzwanzigtausend Tote auf dem Felde der Ehre. Wie viel Prozent der Lebenden wird sich der Krieg von heute holen?“<sup>160</sup>

Das *Menschenschlachthaus* ist eine Eco'sche „Konjektur-Erzählung“ und sein Autor der von Eco so bezeichnete „unvorsichtige[] Wissenschaftler“.<sup>161</sup> Lamszus' Roman bewegt sich im Rahmen eines technisch realistischen Möglichkeitshorizonts, entwirft darin aber, maximal unvorsichtig, ein grelles Worst Case Szenario. So läuft die Konjektur auf eine apokalyptische Totalvernichtung heraus, bei der „die ganze Menschheit füsiliert“ wird.<sup>162</sup>

„Die Erde hat sich aufgetan ... es blitzt und knallt, es donnert, und der Himmel reißt entzwei und fällt entflammt herab – die Erde fliegt in Stücken auf ... die Menschen und die Erde explodieren und fahren rund wie Feuerräder durch die Luft“.<sup>163</sup>

Besondere Dringlichkeit erhält Lamszus' Antizipation durch ihre Anachronismen: Der „kommende“ Krieg tobt im Präsens in einer Erzählgegenwart, in der „damals vor vierzig Jahren“ der Deutsch-Französische Krieg ausgetragen wurde, im Jahr 1910/11 also, und somit zu einer Zeit, die bei Erscheinen des Textes sogar schon knapp in der Vergangenheit liegt. Mit Nachdruck drängt so der zukünftige Krieg in das Jetzt herein, der Eindruck des Zu Spät entsteht. Auch die Sprache des Romans steht unter Spannung. Das Bemühen um eine adäquate Repräsentation der im modernen Krieg entfesselten Destruktions-

---

159 Eco [1964], S. 218. „Science Fiction als autonome Gattung liegt vor, wenn die kontrafaktische Spekulation über eine strukturell mögliche Welt dadurch erfolgt, daß schon die Möglichkeit der künftigen Welt aus bestimmten Tendenzen der wirklichen Welt extrapoliert wird. Oder anders gesagt, Science Fiction nimmt stets die Form einer Antizipation an, und die Antizipation kleidet sich stets in die Form einer *Konjektur*, die anhand realer Tendenzen der wirklichen Welt formuliert wird“; Eco [1964], S. 218.

160 Lamszus (1912a), S. 10.

161 Eco [1964], S. 219, 221.

162 Lamszus (1912a), S. 103.

163 Lamszus (1912a), S. 94.

kräfte, wie sie für die Literatur der Zeit so typisch ist, wird nicht nur etwa an der lautmalerischen Sprache beobachtbar, sondern auch thematisch. Wie in anderen Kriegstexten droht auch bei Lamszus angesichts der Schrecken das Verstummen: „[U]nsagbares Entsetzen“ spricht aus „stummen Augen“ und ergreift die Erzählerfigur ebenso wie ihre Kameraden.<sup>164</sup> „[W]ir schreiten dahin durch junge, frische Leichensaat. Keiner spricht ein Wort.“<sup>165</sup>

### 1.3.2 Vom Schlachtfeld zum Schlachthaus

Um den Krieg in den Text zu holen und in das im Untertitel angekündigte literarische Bild zu setzen, arbeitet *Das Menschenschlachthaus* mit der scharfen, surrenden Akustik des technisierten Krieges und starken visuellen Eindrücken wie einer kompletten Rotfärbung der Sicht,<sup>166</sup> mit der Zertrümmerung der Textgestalt und überbordenden Sprachbildern. Bei Letzteren ist es insbesondere der Bereich der Landwirtschaft, der als Bildspender dient: Von Beginn an wird der Krieg als „Ernte“ von Menschenleben beschrieben.<sup>167</sup> Bewusst bewegt sich der Text damit im Register romantischer Kriegslieder und ihrer traditionellen Saat- und Ernte-Metaphorik,<sup>168</sup> um diese effektiv mit der Realität eines industrialisierten Krieges kollidieren zu lassen:

„Es ist, als ob der Tod die Sense auf das alte Eisen geworfen hätte, als ob er nun ein Maschinist geworden wäre. Das Korn wird nicht mehr mit der Hand gemäht. Sogar die Garben werden schon mit der Maschine gebunden – so werden sie auch unsere Millionen Leichen mit Grabmaschinen in die Erde schaufeln müssen.“<sup>169</sup>

In dem mit „Wie Kräuter im Maien“ überschriebenen „Ernte“-Kapitel erblicken die ausziehenden Soldaten ihre ersten Toten: Das abgemähte Feld ist „mit Toten besät.“<sup>170</sup> Die einsetzende kühle Beschreibung der Leichen verstummt nach

---

164 Lamszus (1912a), S. 86.

165 Lamszus (1912a), S. 57.

166 Vgl. z.B. Lamszus (1912a), S. 31.

167 Lamszus (1912a), S. 16.

168 So ist der Titel des Kapitels „Wie Kräuter im Maien“ dem Lied *Frommer Soldaten seligster Tod* aus Achim Arnims und Clemens Brentanos Sammlung *Des Knaben Wunderhorn* (1806/08) entnommen: „Kein selger Tod ist in der Welt, / Als wer vorm Feind erschlagen / Auf grüner Heid, in freiem Feld, / Darf nicht hören groß Wehklagen; / Im engen Bett sonst einer allein / Muß an den Todesreihen, / Hier aber findet er Gesellschaft fein, / Falln mit wie Kräuter im Maien“; Arnim / Brentano [1806/08], V. 138–151, S. 221.

169 Lamszus (1912a), S. 19.

170 Lamszus (1912a), S. 53.

einigen Sätzen, um dann nach einer Pause einer Erinnerung weichen: „– – – Ich sah einmal auf dem Lande einem Hammelschlachten zu.“<sup>171</sup>

Spätestens hier ist die Verlagerung von den „Schlachtfeld“- zu den „Schlachthaus“-Metaphern vollzogen. Mehr noch: Die bereits abgenutzte Kriegsmetapher vom „Schlachtfeld“ wird durch die Einführung der neuen Metapher vom „Schlachthaus“ wieder lesbar. Auf dem „Stoppelfeld“ liegen die Soldaten „hingestreckt, als ob sie als ob sie auf der Schlachtbank lägen“; gleich den geschlachteten Hammeln stieren sie mit „[v]erglaste[n] Augen“ in den Himmel.<sup>172</sup> So weicht in dem Text nicht nur das Mähen des Kornes dem Schlachten von Schafen, wodurch sich das Bild von der Pflanzen- in die Tierwelt verlagert und näher an den Menschen heranrückt, zugleich wird der idyllisch-bäuerliche Raum vom Text schnell verlassen und das Schlachten der Tiere in einen industriellen Kontext gestellt: Ebenso maschinell wie in den gigantischen Schlachthanlagen Chicagos das Schwein „vom Leben zur Wurst befördert“ wird,<sup>173</sup> werden auch bei Lamszus die ausziehenden Soldaten „von Technikern, von Maschinisten [...] vom Leben zum Tode befördert.“<sup>174</sup> „Man ist vom Kleinbetrieb zum Großbetrieb übergegangen.“<sup>175</sup> Und so wie Freud angesichts des modernen Krieges Ideen vom „ritterlichen Waffengang“ endgültig verabschiedet,<sup>176</sup> gehört auch bei Lamszus maskulinistischer Kriegsheroismus mit all seinen nostalgischen Accessoires („Roß“, „Reiter“, „Schwert“) der Vergangenheit an.<sup>177</sup> „[W]ir laufen um unser splinternacktes Leben.“<sup>178</sup> Blutdurstige und menschenhungrige Maschinen geben den Takt vor:

„Und die Maschine triumphiert in unser Fleisch hinein. Und die Maschine trinkt das Blut aus unseren Adern und säuft es eimerweise aus. Schon liegen hinter uns die Angeschossenen in Reihen hingemäht und wälzen sich auf ihren Wunden. Und doch stürmt es von hinten nach, zu hunderten, junges, gesundes Menschenfleisch, das die Maschine schlachten wird...“<sup>179</sup>

---

171 Lamszus (1912a), S. 54.

172 Lamszus (1912a), S. 53, 55.

173 Keyserling [1919], S. 812. Siehe II/7.2.

174 Lamszus (1912a), S. 20.

175 Lamszus (1912a), S. 19.

176 Freud [1915b], S. 328.

177 „[D]ie junge stolze Manneskraft ... hahahaha! was da? wo sind denn Roß und Reiter hin? wo ist mein Schwert? wir laufen ja nicht einmal gegen Menschen an. [...] Wir laufen ja nur gegen die Maschinen an“; Lamszus (1912a), S. 70.

178 Lamszus (1912a), S. 82.

179 Lamszus (1912a), S. 70. Zu Industrialisierung und Maschinisierung des Tötens im Ersten Weltkrieg vgl. z.B. Jahr / Kaufmann (2014), S. 182–196; Maß (2006), S. 132: „An die Stelle vom Konzept des individuellen Kriegers trat die Vorstellung von Masse und Material.“

In Lamszus' Text wird die romantisch-vaterländische Ernte-Metaphorik des Krieges aufgerufen, zum Verstummen gebracht und in menschenfresserischen Splatter übersetzt. Splatter fokussiert auf „die Materialität und Medialität des Körpers“ und setzt „die Sichtbarkeit von Gewalt, die Ästhetik der Wunde“ zentral: „In splatter movies, mutilation is indeed the message“.<sup>180</sup> So auch in Lamszus' Beschreibungen, die fragmentierte und geöffnete Soldatenkörper in extenso und in Nahaufnahme zeigen, wobei diese, ähnlich wie bei Gottfried Benn, eine morbide Schönheit zur Schau stellen:

„Und welche Farbenpracht: die offenen Leiber mit den gelben herausgequollenen Gedärmen, die von den neugierigen Kartätschen aufgeklappten Brustkasten mit ihren rosig feuchten Lungen, mit ihren dunkelroten dicken Lebern – es schillert die fleischige Herrlichkeit in wunderbaren Farben.“<sup>181</sup>

Als die Akteure der Öffnung und Zerstückelung der Menschenkörper treten die ihrerseits anthropomorphisierten Maschinen auf. Auf den Menschenkörper richten sich die „tausend schwarze[n] Schlünde“ der Kanonen, die „hungrig fletsch[enden]“ Automaten und die auch akustisch permanent präsenten Ferngeschosse: „Und zitternd liegen wir ... und über uns saust es dahin und brüllt nach unserm Fleisch...“.<sup>182</sup>

Doch nicht nur die Kriegstechnik ist menschenfresserisch, auch gegenseitig werden sich die Soldaten gefährlich. In einer für den Massendiskurs dieser Jahre bezeichnenden Szene wird das Regiment des Erzählers durch einen Sumpf getrieben:

„Der Sumpf! Der Sumpf! [...] [K]einer weiß mehr, was er tut. [...] Wer stürzt, der ist verloren, denn hinter uns drängt es unaufhaltsam nach. Schon geht das Wasser uns bis an die Brust. Aber wir treten auf einen festen Grund. Wohl fasst der Grund nach uns und klammert sich an unsere Beine. Wohl beißt das Wasser wild mit Zähnen und mit Fingernägeln in unser Fleisch. Doch wir zertreten, was uns von unten her zu sich hernieder ziehen will.“<sup>183</sup>

Lamszus' kannibalisch apokalyptische Massenszenen ähneln jenen, die sich in Alfred Kubins *Die andere Seite* (1908) beim Untergang des Traumreichs abspie-

---

180 Meteling (2015), S. 72, Letzteres unter Zitation von John McCartys Studie *Splatter Movies. Breaking the Last Taboo* (1981).

181 Lamszus (1912a), S. 110.

182 Lamszus (1912a), S. 17, 19, 81.

183 Lamszus (1912a), S. 83–84. Zum „Sumpf“ siehe auch II/2.1.2 und II/3.4.



len.<sup>184</sup> Im „leiberzappelde[n]“ Wasser stürzen die Soldaten bei Lamszus übereinander her, in verkeilten „Menschenklumpen“ liegen sie auf den Feldern, mit „schäumenden, gefletschten Mäulern fallen sie einander an und würgen sich und wollen sich in Stücke reißen“.<sup>185</sup> Explosionen „zerfetz[en]“ die Soldaten in so kleine Teile, dass die Uniformen der Überlebenden mit „Fleischfasern“ bedeckt sind.<sup>186</sup> Die Lebenden atmen ihre pulverisierten Kameraden durch Mund und Nase ein, wobei der Text sogar das empfindliche Tabu der geschmacklichen Begegnung mit dem Anderen bricht:<sup>187</sup>

„Es steigen Wolken von der Erde hoch... [...] in dicken Schwaden kommen sie gezogen, daß wir die Wunden rauchen sehen und Blut und Knochen auf der Zunge schmecken...“<sup>188</sup>

Es sind nicht zuletzt diese olfaktorischen und gustatorischen Schocks, in denen sich Lamszus' Kriegstext als ein expressionistischer fassen lässt.<sup>189</sup> Dabei kann dieser selbst vom Tod des Protagonisten und Erzählers nicht zum Stillstand gebracht werden. Nach seinem Selbstmord spricht der Erzähler im Kapitel „Wir armen Toten“ weiter. Er schildert, wie er gemeinsam mit anderen Leichen in „Kartoffelfeld“ und „Rübenacker“ liegt, in Feldern, deren Erde hauptsächlich aus „faulem [...] Menschenfleisch“ besteht.<sup>190</sup> Als „tausend Tonnen totes Menschenfleisch“ hat Lamszus in einem nachgereichten Prolog

---

184 Auch hier begegnet das Sumpfige: „Von dem hochgelegenen französischen Viertel schob sich langsam wie ein Lavastrom eine Masse von Schmutz, Abfall, geronnenem Blut, Gedärmen, Tier- und Menschenkadavern. In diesem in allen Farben der Verwesung schillernden Gemenge stapften die letzten Träumer herum. Sie lallten nur noch, konnten sich nicht mehr verständigen, sie hatten das Vermögen der Sprache verloren. [...] Der große Platz glich einer gigantischen Kloake, in welcher man mit letzter Kraft einander würgte und biß und schließlich verendete“; Kubin [1909], S. 251. Eine Verbindung zu Kubin zieht auch Ossietzky im Vorwort zu Lamszus' *Irrenhaus*: „Wir wissen, daß Goya oder Kubin der Wahrheit des Krieges näher gekommen sind als Anton von Werner oder Knackfuß“; Ossietzky (1919), S. 8.

185 Lamszus (1912a), S. 84, 96, 102.

186 Lamszus (1912a), S. 95.

187 Vgl. z.B. Te Heesen (2008), S. 22: Die „geschmackliche Begegnung ist eine Tabu-Zone, da sie die intimste Wahrnehmung des anderen Menschen bedeutet.“ Das Einatmen und Schmecken der Toten verweist auch auf die Geruchslandschaft des Krieges, vgl. dazu Frank Krauses Monografie *Geruchslandschaften mit Kriegsleichen. Deutsche, englische und französische Prosa zum Ersten Weltkrieg* (2016), die Lamszus allerdings leider nicht untersucht. Vgl. auch Jünger [1922], S. 45: „Unverkennbar ist der Geruch des verwesenden Menschen, schwer, süßlich und widerlich haftend wie zäher Brei. Nach großen Schlachten brütete er so lastend über den Feldern, daß auch der Hungrigste das Essen vergaß.“

188 Lamszus (1912a), S. 96.

189 Vgl. Krause (2023), S. 98.

190 Lamszus (1912a), S. 109–110.

zum *Menschenschlachthaus* dessen Ergebnis auch beschrieben.<sup>191</sup> Während die Toten den Würmern als „leckerer Schmaus“ diesen,<sup>192</sup> verspüren sie ihrerseits keinen Hunger mehr – und so mündet die kannibalische Orgie des Krieges in einer Beschwörung der Satttheit, die allerdings jede Friedlichkeit vermissen lässt:

„Nun hat das arme Deutschland Luft! [...] Nun hat es Luft vor uns bekommen. Sie sind uns los, uns viel zu vielen. Wir fressen nun den anderen nicht mehr das Brot vom Munde weg. Wir sind so satt, so satt und still. Sie aber haben Land! fruchtbares Land! Und Erze! Eisenlager! Gold! Gewürz! Und Brot!“<sup>193</sup>

Die „[S]till[e]“ der Toten nach der Schlacht wird von den sofort nachfolgenden zahlreichen Ausrufezeichen widerrufen. Diese Zeilen stellen keine finale „Versöhnungsvision“ dar,<sup>194</sup> sondern eine bittere Anklage gegen den kriegsführenden Staat, die als vielfache Exclamatio den „armen Toten“ in den Mund gelegt wird. Bezeichnet das „Schlachtfeld“ einen „Ort extremer Gewalt“, so markiert es doch „zugleich deren Begrenzung auf einen klar definierten Raum sowie auf eine bestimmte Zeit, weil es den Mythos der Entscheidung birgt, der darauf beruht, daß mit Schlachten Kriege entschieden und damit zugleich beendet werden können.“<sup>195</sup> Lamszus’ *Menschenschlachthaus* verweigert diese Entscheidung: Hier es gibt weder Überlebende noch Sieger, der Krieg lässt sich nicht beenden, das Schlachtfeld bzw. -haus wird entgrenzt. Die sprechenden Toten finden im letzten Satz keine Ruhe, sondern nur zu immer weiteren kriegerischen Zukünften: „Laß uns auf unseren Lorbeeren schlafen und laß uns nichts als deutsche Zukunft träumen!“<sup>196</sup>

Noch drastischer als Lamszus’ *Menschenschlachthaus* auf seinen letzten Seiten hat wohl nur Bertolt Brecht etliche Jahre später die Formel vom Menschenschlachthaus Weltkrieg auf die Verschwendung weniger von Menschenleben, denn von Menschenfleisch hin zugespitzt: Als „große und einzigartige Schlachtung“ erscheint ihm der Erste Weltkrieg, den Karl Denke, der Kannibale, als einziger ganz „zu Ende gedacht“ habe: „Er erkannte den Sinn des Ganzen.“<sup>197</sup> Während „Tausende den bittersten Hunger dadurch [litten], daß ihre Ernährer an den Grenzen kämpften und fielen, [...] lagen ebendiese Er-

---

191 Lamszus [1912b], S. 116.

192 Lamszus (1912a), S. 110.

193 Lamszus (1912a), S. 111.

194 Hier widerspreche ich der Deutung von Schneider, Th. (2003), S. 19.

195 Martus / Münkler / Röcke (2003), S. 13.

196 Lamszus (1912a), S. 111.

197 Brecht (1989), S. 15. Das Fragment ist auf 1931 zu datieren. Siehe II/3.2.4.

nährer zu Tausenden gerade zu diesem Zeitpunkt ebendort bereit, sie zu ernähren – im eßbarsten Zustand!“<sup>198</sup>

### 1.3.3 Prophetisches Sprechen vom „Großen Khan“

Besondere Aufmerksamkeit verdient zuletzt eine Schlüsselszene aus dem ersten Drittel von Lamszus' Kriegsroman, die an Überlegungen zum sublimierten Kannibalismus des Christentums anschließt, wie sie bereits zu Beginn dieses Kapitels bei Frazer und Freud begegneten. Der Erzähler nimmt an einem Gottesdienst zur Einsegnung der deutschen Waffen teil, wobei der Text zunächst das anthropophage Moment der katholischen Eucharistiefeyer herausstellt – „Christus, [...] dessen Blut wir trinken“<sup>199</sup> –, um dann die Machtübernahme durch einen noch blutigeren Heiligen zu imaginieren:

„Christus, du bist es nicht mehr, zu dem wir beten. Sieh da! Sieh da, er ists! Der neue Heilige des Christenstaates! Sieh da, er ists, der große Dschengis-Chan! Von diesem wissen wir: er fuhr mit Schwert und Feuer durch die Weltgeschichte und türmte Schädelpyramiden auf. Ja, dieser ist es! Laßt uns Berge von Menschenköpfen aufwerfen und Haufen von Menscheneingeweiden aufeinanderschichten. Großer Dschengis-Chan!“<sup>200</sup>

Einmal mehr werden hier die zentralasiatischen Khan, die schon bei der Entstehung des Kannibalismus-Begriffs eine Rolle spielten (siehe I/1.3), in menschenfresserisches Licht gerückt. Hier ist es konkret „Dschengis-Chan“, der um 1200 das Mongolische Reich begründete, der der Erzählerfigur in einer Vision erscheint: „Sieh da, er ists!“ Warnend wird so auch den Leser:innen die Substitution Christus und des christlichen Gottvaters durch „Dschengis-Chan“ und dessen „blutriefenden Vater über Asiens Himmel“ vor Augen gestellt.<sup>201</sup> Die xenophobe Verknüpfung von kriegerisch-kannibalischer Grausamkeit mit asiatischen Reiternomadenvölkern hat lange Tradition<sup>202</sup> und ist keine der Weltkriegszeit spezifische Tendenz. Gerade die Schreckfigur der Hunnen erlebte aber in den medialen Propagandaschlachten des Ersten Weltkriegs eine Renaissance. Dabei wurden deutsche Soldaten mit Hunnen verglichen. Die US-amerikanische sogenannte „Halt the Hun“-Kampagne befeuerte so Barbarei-

---

198 Brecht (1989), S. 15.

199 Lamszus (1912a), S. 30.

200 Lamszus (1912a), S. 30.

201 Lamszus (1912a), S. 30.

202 Vgl. die Aufsätze von Johannes Gießauf zum *Bild der Asiaten als Anthropophagen* (2009) und zu *Anthropophagen als Vorboten der Apokalypse* (2017), hier insb. S. 94–97, zum Kannibalismus der Hunnen.

vorwürfe gegen das preußische Militär und seine Kriegsverbrechen: „The ‚Hun‘ became a prominent symbol of the enemy’s capacity for rapacious violence and was widely depicted in both government and non-government propaganda.“<sup>203</sup> Lamszus’ *Menschenschlachthaus* nimmt dies im Rahmen eines Antikriegsromans vorweg.

Die kannibalischen Khan fungieren im *Menschenschlachthaus* als Boten der Apokalypse. Der Gottesdienst zur Einsegnung der Waffen, der alles Weiter auf den Weg bringt, kulminiert in einer Vision der leibhaftigen Erscheinung einer asiatischen Gottheit:

„Der Himmel hat sich aufgetan, und durch die Fenster strömt der rote Fluss herein. [...] Gott Vater tritt aus dem Blut hervor. Es sträubt sich seine rote Schuppenhaut, und Bart und Haare triefen rot.“<sup>204</sup>

Der neue Kriegsgott trägt drachenartige Züge und auch in Carl von Ossietzky’s Vorwort zu Lamszus’ Folgeroman *Das Irrenhaus* (1919) begegnet der Krieg als ein mit Menschenblut vollgesoffener „Drache“.<sup>205</sup> Ebenso wie die kannibalischen Reiternomaden ist auch der Drache eine liminale Figur, die in Grenz- und Schwellenräumen beheimatet ist.<sup>206</sup> Lamszus’ Endzeitfigur „Gott Vater“ tritt als monströses, rot beschupptes Echsenwesen in Erscheinung, das reptiloide und asiatische Attribute vereint. Etymologisch weist dabei das

---

203 Robertson (2014), S. 211. Diese „Asiatisierung“ deutscher Soldaten war ein auffälliges Phänomen der Weltkriegspropaganda: Besonders im englischsprachigen Raum wurden Deutsche nicht nur als menschenfressende Oger, sondern auch als Hunnen karikiert; zum „German Ogre“ vgl. z.B. Gullace (2010), insb. S. 62, 72. Besonders gut nachvollziehen lässt sich die „Halt the Hun“-Kampagne an US-amerikanischen Propagandafilmen der letzten Kriegsjahre wie z.B. an Winsor McCays Animationsfilm *The Sinking of the Lusitania* (1918), in dem ein Titel verlautet: „The man who fired the shot was decorated for it by the Kaiser!! – AND THEY TELL US NOT TO HATE THE HUN“; zit. n. Leab (2007), S. 173. Ironischerweise hatte die „Halt the Hun“-Kampagne ihren konkreten Anlass in der deutschen Kolonialpolitik. Sie nimmt Bezug auf die sogenannte „Hunnenrede“, die Kaiser Wilhelm II. am 27. Juli 1900 in Bremerhaven an die deutschen Kolonialtruppen des Ostasiatischen Expeditionskorps richtete. Wilhelm II. rief seine Soldaten dazu auf, den chinesischen Boxeraufstand ohne Ansicht des Kriegsrechts gnadenlos niederzuschlagen und empfahl ihnen für dieses Vorgehen die Hunnen als Vorbild. Der lang nachhallende internationale Skandal dieser Rede bestand wohl weniger in der Aufforderung, das Völkerrecht zu missachten, als vielmehr in dem Tabubruch einer positiven Bezugnahme auf die Hunnen und der damit von einer europäischen Kolonialmacht auf offener Bühne rhetorisch vollzogenen Preisgabe oder mindestens „Verwischung der Grenze zwischen ‚Barbarei‘ und ‚Zivilisation‘“; Klein (2013), S. 171; vgl. auch Kuss (2014), S. 1026.

204 Lamszus (1912a), S. 31, Herv. getilgt J.K.

205 Ossietzky (1919), S. 9: „Vollgesoffen mit rotem Menschenblut zog sich der Drache in die Höhle zurück. Auf wie lange?“

206 Vgl. May, M. (2019a), S. 12–16.

„Monster“ (lat. „monstrare“ = „zeigen“)<sup>207</sup> in den Bereich der Demonstration: Monster sind nicht nur Misch-, sondern auch ein Zeige- und Zeichenwesen<sup>208</sup> und gehören als solche in das Figurenrepertoire von Verkündigungstexten und (fantastischer) Zukunftsliteratur: „Monster waren ehemals Mahn- und Warnzeichen, Wesen, in denen sich etwas zeigte, eine Schuld, ein Übel, eine Sternenkongstellatation, ein Grimmen des Himmels“.<sup>209</sup>

Wenn Wilhelm Lamszus also retrospektiv die „visionäre“ Vorwegnahme des Ersten Weltkriegs bescheinigt wird,<sup>210</sup> so ist dies genau der in dem Text angelegte Rezeptionseffekt, präsentiert sich seine Erzählerfigur doch, besonders deutlich in der eben betrachteten Kirchenszene, als ein von unheilvollen Visionen heimgesuchter Prophet. Über „Dschengis-Chan“ und die Vorstellung von „Schädelpyramiden“ auftürmenden, durch die „Weltgeschichte“ marodierenden asiatischen Reiterhorden reicht sein Anspielungsraum bis zu den Endzeitvölkern Gog und Magog.<sup>211</sup> Die an den Protagonisten gekoppelte prophetische Erzählstimme ist dabei ebenso wie sein Körper massiven Destruktionskräften ausgesetzt: Mit der sich steigenden Intensität der Schlachtszenen zerfällt seine Sprache gleich den malträtierten Soldatenkörpern in ihre Fragmente. Sukzessive wird das Anakoluth zur dominanten Stilfigur. In der finalen Schlachtszene zeigt sich zuletzt ein von Auslassungspunkten „...“ und Halbgeviertstrichen „ – “ völlig zerklüftetes und zerfetztes Textbild.<sup>212</sup> „Insofern der Sprecher der Apokalypse nicht der Urheber seiner Erzählung ist, sondern ein Gefäß, in das sich der Geist Gottes ergossen hat,“ mangelt es seiner Sprache an diskursiver Schärfe, so Hans Brittnacher, doch gerade diese Unzulänglichkeit, „das Stam-

---

207 „Monstrum bildet [...] einen lexikalischen Zusammenhang mit monstrare (zeigen, hinweisen, lehren), monstrosus (wunderbar, widernatürlich, ungeheuerlich, missgestaltet, scheußlich) und monstrositas (Missbildung, Missgestalt), außerdem mit miraculum (Wunderding), portentum (Vorzeichen), ostentum (Omen) und prodigium (Vorbedeutung)“; Overthun (2009), S. 47, Herv. getilgt J.K.

208 Vgl. Foucault [1999], S. 86–87; Overthun (2009), S. 47; Schmitz-Emans (2010), S. 118; Willemsen (2015), S. 122: „Monster tauchen auf, wo Klassifikationen infrage gestellt werden. Zwischen Tier und Mensch, Mann und Frau, kalendarischem und erfahrenem Alter führt das Monster eine nomadische Existenz.“ Siehe II/3.3.2.

209 Willemsen (2015), S. 121.

210 Vgl. z.B. Bruendel (2015), S. 53.

211 Bei Gog und Magog handelt es sich um u.a. im Johannes-Evangelium beschriebene Endzeit- und Weltrandvölker: Weit im Nordosten hinter Bergen eingeschlossen, werden sich Gog und Magog eines Tages über die bekannte Welt ergießen und die Apokalypse einläuten. „The characteristics ascribed to the Gog and Magog people [...] included cannibalism, infanticide, sexual perversion, and lack of restraint. [...] Texts of medieval travellers, but also theologians, associated them with a number of nations and people – the Huns, Arabs, Turks, Mongols, Magyars, Scythians, Khazars, Jews, and others“; Cermanová (2016), S. 239–240. Vgl. Gießauf (2009), S. 174–179; Voß (2012), S. 3–7; Koch, E. (2017).

212 Vgl. Lamszus (1912a), S. 103: 23-mal „...“ und 1-mal „ – “, S. 104: 22-mal „...“ und 2-mal „ – “, S. 105: 14-mal „...“ und 13-mal „ – “.

meln des Ekstatikers, das Raunen des Propheten, sein Sprechen in Bildern und Anakoluthen, weist ihr auch ihre besondere Autorität zu.“<sup>213</sup> Nicht nur barbarisches, sondern auch prophetisches Sprechen zeichnet sich also durch rohes, regelloses Stammeln aus. Freilich, dies sollte man hinzufügen, ist die Prophezie in der von Kontingenzerfahrungen und -einsicht geprägten Moderne selbst zum Anachronismus geworden.<sup>214</sup> Lamszus' Roman reflektiert dies kaum: Sein visionärer Protagonist wirkt damit selbst ein wenig aus der Zeit gefallen; eine weitere kleine temporale Dissonanz des Erzählens vom „kommenden Krieg“.

#### 1.4 Schlussbemerkung

Die Lektüren von Freuds *Toten und Tabu* und *Zeitgemäßes über Krieg und Tod* sowie Döblins *Der Dreißigjährige Krieg* konnten zeigen, wie auch in diesen sich nicht als fantastisch ausweisenden Texten eine „Ent-Sicherung“ der Zeit am Werk ist, wie sie für die Fantastik der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts besonders charakteristisch ist.<sup>215</sup> Während Freud und Döblin fantastische Szenarien einer kannibalischen Urgeschichte der Menschheit entwerfen und dafür den Blick weit zurück in längst vergangene Zeiten zum „Urmenschen“<sup>216</sup> und „Neandertalmenschen“<sup>217</sup> schweifen lassen, richtet ihn Lamszus auf die nahe Zukunft. Als Figur des Unfriedens herrscht das Kannibalische vor den ersten friedensstiftenden Bündnissen der Menschheit bei Freud und nach dem Bruch des europäischen Friedens bei Lamszus. Dem Totemmahl, dem „vielleicht ersten Fest der Menschheit“, steht Lamszus' „Abendmahl“ im Zeichen einer monströsen asiatischen Kriegsgottheit gegenüber.<sup>218</sup> Während der überstarke Vater bei Freud verzehrt wird, um einer friedlicheren Ordnung Platz zu machen, werden bei Lamszus die Vernichtungswaffen des 20. Jahrhunderts einem neuen „Gott Vater“ geweiht.<sup>219</sup>

---

213 Brittnacher (2013), S. 337. Es ist, so Brittnacher weiter, „ein Sprechen kreatürlichen Elends und der an den Wahn grenzenden Verzweiflung, ‚roh, barbarisch, der Not entstammend [...] unkontrolliert, radikal und regellos [...]“; Brittnacher (2013), S. 337, unter Zitation von Hartmut Böhmes Aufsatz *Vergangenheit und Gegenwart der Apokalypse* (1988).

214 Vgl. Weidner (2016), S. 197: „Propheten sind in der Moderne ein Anachronismus: Unsere Zukunft gilt als ‚kontingent‘ und wird nicht ‚vorhergesagt‘, [...] der moderne Prognostiker wird betonen, dass er eben kein Prophet mehr ist.“

215 Diese „Ent-Sicherung von Zeit und Raum“ in der fantastischen Literatur beschreibt May, M. (2013), S. 583–584, unter Zitation von Stephan Bergs *Schlimme Zeiten, böse Räume. Zeit- und Raumstrukturen in der phantastischen Literatur des 20. Jahrhunderts* (1991); May, M. (2013), S. 584. Vgl. auch Brittnacher (2013), S. 336–337.

216 Freud [1915b], 354.

217 Döblin [1919], S. 58.

218 Freud [1912/13], S. 172; Lamszus (1912a), S. 29.

219 Lamszus (1912a), S. 31. Eine kannibalische Ordnung der Väter wird auch in etlichen anderen, und nicht nur expressionistischen Texten der Zeit verhandelt: Franz Kafka er-

Versteht man mit Umberto Eco die Science-Fiction als „narratives Spiel“ auf die Konjekturnverfahren der Wissenschaft,<sup>220</sup> so kann man Lamszus' Zukunftsroman als eben solch ein narratives Spiel auf die kannibalischen Ursprungserzählungen lesen, mit denen zeitgleich in der Ethnologie und der Psychoanalyse operiert wird:

„[J]ede wissenschaftliche Operation – und ich denke dabei nicht nur an die Naturwissenschaften, sondern auch an die Hypothesen des Psychoanalytikers, des Detektivs, des Philologen, des Historikers – [ist] am Anfang ein hoch angesetztes Science-Fiction-Spiel. Umgekehrt stellt jedes Science-Fiction-Spiel eine besonders gewagte Form von wissenschaftlicher Konjektur da.“<sup>221</sup>

Freuds *Totem und Tabu* und Lamszus' *Das Menschenschlachthaus* partizipieren beide maßgeblich an der kannibalischen Fantastik der Weltkriegsjahre. Dabei steht der Fiktionalitätsgrad der Geschichte vom kannibalischen Anfang der Menschheit dem der Zukunftsvision von ihrem kannibalischen Ende in nichts nach. Das Kannibalische ist eine Figur, die Urzeit und Endzeit erzählbar macht und dabei ein liminales, randzeitliches Sprechen anregt: exzessiv, stammelnd und zerfallend bei Lamszus, dagegen souverän, doch in seiner Kompilationstechnik bewusst zirkulär bei Freud.

Die hier nachvollzogene Theoriegenese Freuds ist symptomatisch für ihre Zeit: Das Kannibalische hält um das Jahr 1914 herum Einzug in Freuds Schriften und entwickelt sich mit dem Ersten Weltkrieg zu einer kulturellen Schwellenfigur. Durch die Übernahme der kolonial geformten Figur des „kannibalen Wilden“ wird der Kannibalismus als eine den „Primitiven“ selbstverständliche Praxis um 1912/13 in *Totem und Tabu* und in die Freud'sche Theorie eingeführt. Erst daraufhin, im Oktober 1914, ergänzt Freud in der dritten Auflage der *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie* die kannibalische Phase als früheste Stufe der Sexualorganisation jedes, also auch des europäischen Individuums, um dann 1915, in *Zeitgemäßes über Krieg und Tod*, die Rückkehr des kannibalischen Urmenschen auf den europäischen Schlachtfeldern des Ersten Weltkriegs zu diagnostizieren. Mit diesen um den Kriegsausbruch herum vollzogenen Weichenstellungen wird das Kannibalische der Freud'schen The-

---

scheint beispielsweise in einem Brief „Kronos, der seine Söhne auffraß, – der ehrlichste Vater“; Kafka, Br, S. 345. Väter, die ihre Söhne fressen, begegnen auch in Oskar Loerkes Roman *Der Oger* (1921), z.B. S. 132, in dem sich die Übermacht des Vaters in der titelgebenden kinderfressenden Schreckfigur verdichtet, und in Gerhart Hauptmanns Tragödie *Veland* (1925), wo es zu einem thyesteischen Mahl kommt. Beide Texte diskutiert Daniel Fulda vor dem Hintergrund des christlichen Opfermahls; vgl. Fulda (2001b), S. 267–272, 275–282.

220 Eco [1964], S. 219.

221 Eco [1964], S. 220.

orie fortan als Regressionsfigur erhalten bleiben: von der 1918 publizierten „Wolfsmann“-Studie *Aus der Geschichte einer infantilen Neurose* über die massen-, religions- und kulturpsychologischen Schriften der 1920er Jahre bis hin zum *Mann Moses und die monotheistische Religion*, wo Freud den Mythos vom Urvatermord ein letztes Mal erzählt.<sup>222</sup>

Indem Freud bei seiner psychoanalytischen Neukonzeption des europäischen Subjekts auf kannibalische Figuren des Anderen zurückgreift, ist sein europäisches Subjekt eine anachronistische Figur, der ein Inner Dark Continent, ein, mit Jean Paul, „wahres inneres Afrika“ eingeschrieben ist. An solchen Metaphern wird deutlich, wie sehr die Reflexion der Genese des zivilisierten Subjekts beziehungsweise des Ursprungs der menschlichen Kultur – oder dem menschlicher Aggression – auf koloniales Wissen und erzählerische Techniken angewiesen ist. Das Kannibalische antwortet auf die Frage *Warum Krieg?* Wie alle Mythen lässt sich auch der kannibalische Mythos von der urzeitlichen Patrophagie der Brüder als Organisationsmodell einer Aporie, als „Urszene“ einer „ersten Gewalt“ verstehen,<sup>223</sup> wobei sich gerade Freuds *Totem und Tabu*, dies wurde deutlich, der unhintergehbaren Fiktionalität seiner Ur-Konstruktionen sehr wohl bewusst ist. Wenn Freud Musils uneinholbaren „Herd des Weltkrieges“ im Inneren des europäischen Subjekts lokalisiert, in jenem „alte[n], große[n] Bedürfnis“, den „kannibalischen Gelüsten“, die „mit jedem Kind von neuem geboren“ werden,<sup>224</sup> so ist dies Teil einer sich um das Jahr 1914 verdichtenden Tendenz, die Figur des Kannibalischen als eine anachronistische Figur ewigen Unfriedens zu verwenden, über sie kriegerische Jetztzeit mit kannibalischer Urzeit zu verknüpfen, und sie so als Figur der Randzeit, des Zeitenbruchs und der Krise zu nutzen. Die Denkfigur, dass im Krieg dem Menschen sein eigenes inneres Anderes entgegengetrete, ist um 1920 zu einer wirkmächtigen Erzählung geworden.

---

222 Vgl. die Kannibalismus-Passagen in den Texten Freuds, die nach *Zeitgemäßes über Krieg und Tod* erschienen sind: Sie finden sich in *Trauer und Melancholie* (1917), S. 436; *Aus der Geschichte einer infantilen Neurose* (1918), S. 140; *Massenpsychologie und Ich-Analyse* (1921), S. 116; *Das Ich und das Es* (1923), S. 257; *Der Mann Moses und die monotheistische Religion* (1939), S. 187.

223 Wolf, B. (2011), S. 74.

224 Musil [1943], S. 1436; Freud [1905a], S. 58; Freud [1927], S. 331.





„Eines Tages sah ich ein klapperdürres Pferd auf der Straße tot umstürzen. Im Nu, als hätte man darauf gelauert, stürmten die Frauen, mit langen Küchenmessern bewaffnet, aus den umliegenden Häusern auf den Kadaver. Man schrie und schlug sich um die besten Stücke, das dampfende Blut spritzte ihnen über Gesicht und Kleider. Andere ausgehungerte Gestalten kamen vorüber und fingen in Näpfen und Tassen das warme Blut auf, von dem das Pflaster rot gefärbt war. Erst als das Pferd, wie ein Skelett in der Wüste abgenagt, dalag, zerstreute sich die Menge rasch, die eroberten Fleischklumpen ängstlich an die platten Brüste gepreßt.“

Asta Nielsen: *Den tienden muse* (1946)<sup>1</sup>

## 2 Hunger und Aufruhr. Die kannibalische Masse

Die Jahre um 1920 lassen sich als eine Zeit der Massen erzählen: In Aufständen, Revolutionen, Streiks und Demonstrationen tritt die Masse als Triebkraft des historischen Geschehens und als mächtige politische Akteurin auf. Zugleich handelt es sich um eine Zeit des Massenelends, des massenhaften anonymen Sterbens, nicht nur auf den Schlachtfeldern des Ersten Weltkriegs, sondern auch bei Aufständen und deren Niederschlagung, an der Influenza-Pandemie 1918/19 und an den Folgen des kriegs- und inflationsbedingten Hungers.

Der Blick auf das Sozialphänomen der Masse und speziell auf die Allianz von Hunger und Aufruhr leiten die Untersuchungen zur Figur des Kannibals in diesem Kapitel. Ausgangspunkt ist die mindestens doppelte Beziehung, die zwischen dem Hunger und der aufrührerischen Masse besteht: So kann der Hunger als organischer Antrieb der Massenbewegung, die schlechte Versorgung der Bevölkerung also ganz materiell als Ursache für die Bildung einer aufrührerischen Menge verstanden werden, wie etwa in Franz Jungs Prosaarbeiten *Proletarier* (1921) und *Die Eroberung der Maschinen* (1923).<sup>2</sup> Und zugleich wird die bewegte Masse auf metaphorischer Ebene schon seit ihrer „Entdeckung“, d.h. seit der Französischen Revolution, als gieriges, hungriges, Menschen verschlingendes Sozialgebilde imaginiert. Dieses Kapitel arbeitet die kannibalschen Pointen dieser konvergierenden Felder heraus. Untersucht wird zum einen der metaphorische Massendiskurs um 1920, der die Men-

---

1 Nielsen [1946], S. 205–206. Die Szene soll sich im Berlin des Jahres 1916 abspielen. Es handelt sich um die Lebenserinnerungen Niensens, die hier nach der deutschen Übersetzung *Die schweigende Muse* zitiert werden.

2 Vgl. z.B. Jung (1921), S. 55–57; Jung (1923), S. 16–19, 45–51 (= „Im Kampf ums Brot“), 97–102.

schenmenge als Hort irrationaler, animalischer Impulse begreift und in den Protagonist:innen der Novemberrevolution 1918/19 eine mindestens latent kannibalische „Meute“ oder „Horde“ erkennt. Zum anderen soll der Versuch unternommen werden, die kannibalischen Ängste in den Zeugnissen der Ernährungsnot und des realen Hungers mit in den Blick zu nehmen. In diesem Kapitel wird also auch der in dieser Arbeit bislang vernachlässigten Tatsache Rechnung getragen, dass Kannibalismus wohl kaum abgekoppelt von Ernährungsfragen zu verstehen ist. Mit der Untersuchung der Figur des Kannibals in der Schwellenzeit um 1920 bewegt sich diese Arbeit schließlich genau in dem von der Forschung so bezeichneten „Jahrzehnt der Ernährungskrise“ von 1914 bis 1924.<sup>3</sup>

Höchst kommentierungswürdig ist dabei vorab der Begriff der „Ernährungskrise“ selbst, soll hier doch die Diagnose einer „Krise“ keineswegs als Erklärung der Konjunktur kannibalischer Textfiguren dienen, sondern vielmehr als Diskursphänomen selbst Gegenstand der Untersuchung, also das zu Erklärende sein. „Krise“ (altgriech. „krisis“ = „Entscheidung“)<sup>4</sup> ist eine dem medizinischen Bereich entlehnte Metapher, die sich als geschichtsphilosophischer Begriff in selbstreflexiver Auseinandersetzung mit Tendenzen der Moderne generiert, dabei ordnungs- und sinnstiftende Funktion übernimmt und auf die Zukunft hin ausgerichtet ist. Diese inhärente Zeitlichkeit verleiht jeder Krise eine „narrative Grundstruktur“, einen Plot.<sup>5</sup> Als typische narrative Elemente begegnen der Verlust von Stabilität, Gewissheit und Orientierung, die Zuspitzung der Lage und die dringende Notwendigkeit von Entscheidungen.<sup>6</sup> Anstatt Krisen zu konstatieren, gilt es daher zu fragen, „welche diskursiven Prozesse hinter dem [...] Krisenbegriff ablaufen“, also das Interesse vom Diskursprodukt Krise auf dessen Produktionsprozess zu verlagern.<sup>7</sup> Dies gilt umso mehr angesichts der auffälligen Virulenz des Krisenhaften um 1920: Die Verwendung des Begriffs erreicht in deutschen Sprachraum im Jahr 1919 einen quantitativen Höchststand.<sup>8</sup> Krisen, vor allem „Kulturkrisen“, dominieren die Ti-

---

3 Hirschfelder (2001), S. 219. Vom „Krisenjahrzehnt 1914–1923“ bzw. dem „Jahrzehnt der Ernährungskrise 1914–1923“ spricht Spiekermann (1997), S. 45, 54. Zum Hunger 1914 bis 1924 vgl. z.B. auch Mary Cox' *Hunger in War and Peace. Women and Children in Germany, 1914–1924* (2019); Peukert (1987), S. 71–76 (= „Das Inflationsjahrzehnt 1914–1924“); Geyer (1998); Geyer (2014), S. 358–359; Perry (2019), S. 18, 34–35.

4 Vgl. z.B. Koselleck / Schönplflug / Tsouyopoulos (1976), S. 1235, 1240.

5 Leschke (2013), S. 10. Zum Plot der Krise vgl. Nünning (2007), insb. S. 61–63, unter Rückgriff auf Hayden Whites „Emplotment“-Begriff.

6 Vgl. Föllmer / Graf / Leo (2005), S. 12–15, 23; Mergel (2012), S. 13; Makropoulos (2013), S. 19–20.

7 Grunwald / Pfister (2007), S. 8. Vgl. Nünning (2007), insb. S. 51.

8 Eine Untersuchung zur Häufigkeit des Begriffs „Krise“ seit 1800 zeigt „plötzliche Ausreißer nach oben – und zwar in den Jahren um 1919, 1933 und 1989“; Hedinger (2012), S. 149–150. Ähnliches konstatiert auch Grunwald (2007), S. 177. Zur Verhandlung der

tel zahlloser Schiften.<sup>9</sup> Dabei wird vor allem eines deutlich: Die Krise ist eine zeitgenössische Selbstbeschreibung. Zudem führt gerade eine Krise wie die hier diskutierte „Ernährungskrise“ sehr deutlich vor Augen, dass eine Untersuchung die ontologischen Ebenen nicht vermischen darf: Hunger ist sowohl ein „existentielle[s] Narrativ“<sup>10</sup> als auch existentiell. Anders als der jeweils reale Hunger ist die Produktion des Krisennarrativs, das „Krisen-Emplotment“<sup>11</sup> des Hungers und des Verhungerns einer literaturwissenschaftlichen Untersuchung zugänglich.

Der Diskurs um kannibalische Massen kreist als Krisendiskurs um eine medizinische Metapher und lässt sich entsprechend gut an den um 1920 so zahlreich entstehenden diagnostischen Schriften über die Revolution und die Ernährungslage beobachten. Ich werde daher im Folgenden eine Vielzahl meist kleinerer Texte untersuchen, die in diesem Sinne als Orte der Krisenproduktion fungieren: Medizinische, kulturtheoretische und literarische Schriften zu Masse und Revolution, unter anderen von Helenefriderike Stelzner, Hans Brennecke, Max Glass und Sigmund Freud, sowie Zeitungsmeldungen, Kriegskochbücher und andere Zeugnisse und Reflexionen von Hunger und Mangelernährung, etwa von Franz Jung, Peter Mühlens und Hans Spieß. Die These dieses Kapitels ist es, dass diese Texte zu Ernährung einerseits und zu Revolution andererseits miteinander korrespondierende kannibalische Diagnosen eines Sozialkörpers in der Krise anstellen, indem sie das Kannibalische als Figur der Entdifferenzierung nutzen und eine doppelte paranoische Verunsicherung von Starvation und Pollution Anxieties erzeugen.

---

gesamten Weimarer Republik als krisenhaft vgl. Detlev Peukerts einschlägige Monografie *Die Weimarer Republik. Krisenjahre der Klassischen Moderne* (1987) – eine Einschätzung, die in dieser Generalität in der Forschung längst hinterfragt und differenziert wurde, z.B. in dem Band *Die „Krise“ der Weimarer Republik. Zur Kritik eines Deutungsmusters* (2005). Im Zeitraum von 1918 bis 1933 erschienen, so Föllmer / Graf / Leo (2005), S. 10, „über 370 selbstständige Schriften, die sich auf die deutsche Politik, Wirtschaft oder Gesellschaft bezogen und ‚Krise‘ oder ‚Krisis‘ im Titel trugen.“

9 Vgl. z.B. Georg Simmels *Die Krisis der Kultur* (1917), Rudolf Pannwitz' *Die Krisis der europäischen Kultur* (1917), Rosa Luxemburgs *Die Krise der Sozialdemokratie* (1919), Friedrich Gogartens *Die Krisis unserer Kultur* (1920), Hermann Keyserlings *Die neue Weltkrisis* (1920), Eugen Vargas *Die Krise der kapitalistischen Weltwirtschaft* (1921), Ernst Troeltschs *Krise des Historismus* (1922), Siegfried Kracauers *Die Wissenschaftskrisis* (1923), Richard Coudenhove-Kalergis *Krise der Weltanschauung* (1923), Gertrud Bäumers *Die seelische Krisis* (1924) und viele mehr.

10 Grunwald / Pfister (2007), S. 15.

11 Vgl. Nünning (2007), S. 61–63.

## 2.1 Das Kannibalische im Massen- und Revolutionsdiskurs

### 2.1.1 Berichte von der Französischen Revolution

Die Imagination revolutionärer Ereignisse knüpft sich an Bilder nicht der untätigen, latenten, sondern der aufgebrachten, aktiven, bewegten Menschenmenge:<sup>12</sup> „Revolution ohne Bewegung der Massen ist [...] ein Unding.“<sup>13</sup> In Szenarien sozialen Aufbruchs sind es typischerweise die „zur Masse zusammengeworfenen Unterschichten“, so Michael Gamper,<sup>14</sup> die als amorpher Sozialkörper die Straßen fluten: Arbeiter:innen, Kinder und Greise, Hungernde, Arme und Kranke, körperlich Geschundene und Versehrte. Gampers *Masse lesen, Masse schreiben* (2007) rekonstruiert, wie sich der Blick auf das moderne Sozialphänomen der Masse aus der Rezeption der Französischen Revolution entwickelte, das heißt, wie ab 1789 in Reisebeschreibungen aus dem revolutionären Frankreich und um 1792 und 1794 in der Phase des Terreurs in zahlreichen deutschen Zeitschriften Beobachtungen angestellt und Bewertungen formuliert wurden, die „späteren Redeweisen über die ‚Masse‘ die Themen, Motive, Metaphern und Werturteile lieferten“.<sup>15</sup> Zum festen Repertoire der Revolutionsberichterstattung gehören etwa der Antagonismus von „gutem Volk“ und „schlechtem Pöbel“<sup>16</sup> sowie jene Verknüpfung des Revolutionsbegriffs mit Gewalt und Bürgerkrieg, die der politischen Sprache bis heute erhalten geblieben ist.<sup>17</sup>

Als eine „Urszene der revolutionären Gräuel“<sup>18</sup> lässt sich Edmund Burkes Beschreibung der Erstürmung des Schlosses von Versailles lesen, die den stark verdichteten und narrativ zugespitzten Höhepunkt seiner *Reflections on the Revolution in France* (1790) bildet. Im deutschsprachigen Raum wurden Burkes Reflexionen vor allem in der 1793 zuerst publizierten Übertragung von Friedrich Gentz rezipiert.<sup>19</sup> In der entscheidenden Szene, in der „[e]ine Rotte heil-

---

12 Zur Unterscheidung von aktiver und latenter Masse vgl. Kenkel (2000), S. 210. Im Gegensatz zum Modell der aktiven Masse erfasst das der latenten Masse permanente Qualitäten der modernen Massenexistenz, etwa „Erfahrungen auf Stadtstraßen und in Warenhäusern, in Filmtheatern und öffentlichen Verkehrsmitteln“; Kenkel (2000), S. 210.

13 So z.B. Hans Freimark in *Die Revolution als psychische Massenerscheinung* (1920), S. 1.

14 Gamper (2002), S. 573.

15 Gamper (2007), S. 126.

16 Vgl. Gamper (2007), S. 126.

17 Vgl. Koselleck [1984], S. 726: „[D]er Ablauf der revolutionären Ereignisse [der Französischen Revolution] hat beide Konnotationen so sehr verfestigt, daß seitdem [...] Gewalt und Bürgerkrieg und die hypostasierte Volkssouveränität zum Kern des modernen Revolutionsbegriffs gehören.“

18 Gamper (2007), S. 136.

19 Vgl. Gamper (2007), S. 136. Diese Übertragung von Gentz ist auch der Text, in dem im Deutschen erstmals der Begriff „Masse“ als Übersetzung von „crowd“ verwendet wird, so Ernst Müller im *Forum Interdisziplinäre Begriffsgeschichte* des ZfL Berlin; Müller, E. (2018).

loser Räuber und Mörder [...], tiefend vor Blut, in das Zimmer der Königin ein[bricht]“;<sup>20</sup> hat sich Gentz bei der Übersetzung besondere Freiheit herausgenommen: Die Königin flieht in seiner Version nicht vor den „murderers“, sondern vor der „Kannibalenhorde“.<sup>21</sup> Die von Edmund Burke ohnehin mit hyperbolischer Drastik ausgestaltete Szene, in der der einst goldglänzende Palast von den marodierenden Revolutionär:innen „schwimmend in Blut“ und „mit zerstückelten Gliedern und verstümmelten Leichnamen besät“ zurückgelassen wird, erhält mit der „Kannibalenhorde“ einen zusätzlichen Hinweis auf die von den Revolutionär:innen praktizierte „Dekomposition des intakten menschlichen Körpers“.<sup>22</sup> Diese kannibalisch-revolutionäre Dekomposition erschöpft sich nicht im Angriff auf die Körper der Herrschenden und ihrer Soldaten, sondern betrifft auch die Destruktion des wohlgeordneten, ständisch gegliederten Staatskörpers. Darüber hinaus wird mit der Übersetzung der „murderers“ als „Kannibalenhorde“ das revolutionäre Treiben als eines markiert, dessen Gewalt auf ein Jenseits europäisch-zivilisatorischer Ordnung verweist. Über die Figur des Kannibalischen unterhält der Massendiskurs „intensive Austauschbeziehungen zum exotistischen Diskurs“, so Gamper: „Leicht ließ sich durch solche Benennungen insinuieren, dass die in solcher Weise charakterisierten Wesen gleiche Rechte nicht beanspruchen konnten. Was den ‚Wilden‘ in der Ferne durch kolonialistische Praxis nicht zugestanden wurde, ließ sich durch einen a-fortiori-Schluss auch den eigenen Unterschichten vorenthalten.“<sup>23</sup>

In solch delegitimierender Absicht wurde Kannibalismus revolutionären oder aufrührerischen Menschenmassen oft ganz explizit unterstellt; der Anthropophagievorwurf war so geläufig, dass selbst Verteidiger:innen der Revolution auf ihn Bezug nahmen.<sup>24</sup> Die Figur des Kannibalischen fungiert dabei als effektvolle Steigerung bei der Beschreibung revolutionärer Gewalt, insbesondere von unverhältnismäßiger, überschüssiger Gewalt. Dabei kann das Kannibalische verschiedentlich akzentuiert werden: Besonders häufig sind Vergleiche der revolutionären Masse mit einer Rote wilder Raubtiere (Wölfe, Schakale, Hyänen) sowie die Rede vom „Blutdurst“ der Massen. Die erregte Masse agiert kannibalisch: Sie zerreißt und zerfleischt ihre Gegner:innen, also alle, die sich

---

20 Burke [1790], S. 152–153.

21 Burke [1790], S. 153.

22 Burke [1790], S. 152–153; Gamper (2007), S. 137.

23 Gamper (2007), S. 145, Herv. getilgt, J.K.

24 So bezichtigt etwa Johann Gottlieb Fichte in seiner *Zurückforderung der Denkfreiheit von den Fürsten Europas* (1793) die „Zeitungsschreiber“ der Fürsten einer allzu effekt-hascherischen Darstellung des „sanft[en] Volk[es], herabgesunken zur Wuth der Cannibalen, wie es nach Blut dürstet“; Fichte [1793], S. 26. Friedrich Christian Laukhard kehrt dagegen den Anthropophagievorwurf um und wendet ihn gegen die konterrevolutionären preußischen Truppen, die beim Zerschlagen der kurzlebigen Mainzer Republik „[k]annibalische[] Gräuelsenen“ angerichtet hätten; Laukhard [1796], S. 391. Beides nach Hinweisen von Gamper (2007), S. 141–142.

ihrer Bewegung in den Weg stellen. Kannibalisch funktioniert die Masse aber auch insofern, als sie den:die Einzelne:n in sich aufnimmt und inkorporiert, also das Individuum verschlingt, sei es, dass es sich ihr willentlich anschließt oder unwillentlich von ihr mitgerissen und fortgetragen wird.<sup>25</sup>

Auffällig ist die geschlechtliche Codierung der kannibalischen Masse. Menschenfresserei wird häufig ganz ausdrücklich den weiblichen Massenelementen zugeschrieben:

„Muß ich es zur Schande des weiblichen Geschlechtes sagen, die Weiber sind es, welche in allen stürmischen Auftritten der Revolution immer zuerst Entsetzlichkeiten ersannen und ausübten oder die Männer zu frischen Qualen und Mordtaten aufmunterten. [Sie] sollen [...] sich auf den Leichnamen preisgeben, die Glieder der Getöteten gebraten und den Vorschlag, sie zu fressen, gemacht haben. Noch am Morgen des elften habe ich Weiber in den Leichnamen wühlen und die leblosen Teile verstümmeln sehn. Diesen Hang zur Ausschweifung bemerkt man selbst in der gebildeten Klasse des Geschlechts.“<sup>26</sup>

Eine besondere semantische Nähe konstruierten die Texte dabei zwischen Revolutionärinnen und Hyänenrudeln.<sup>27</sup> Auch zu frühneuzeitlichen und ko-

---

25 Vgl. Gamper (2007), S. 128, 131–132, unter Bezug auf u.a. Joachim Heinrich Campes *Briefe aus Paris zur Zeit der Revolution geschrieben* (1790). Einschlägig für das Problem des Untertauchens des Individuums in der Masse ist z.B. Edgar Allan Poes *The Man of the Crowd* (1840).

26 Dies berichtet Konrad Oelsner in einem Brief vom 14.08.1792; Oelsner [1797/99], S. 156. Ähnliches wird auch in *Minerva. Ein Journal historischen und politischen Inhalts* (1793) über die Septembermorde des Jahres 1792 kolportiert: „Den 10ten August sahe man Weiber, die sich über Leichname herwarfen, und sie mit den Zähnen zerrissen. Am 2ten und 3ten September sahe man deren, die ermordeten Männern die Ohren abschneiden, und sie sich mit einer Nadel auf die Brust steckten. Andere tanzten auf den Leichnamen herum; einige sahe man auch auf den todten Körpern, so wie die Wäscherinnen auf den schmutzigen Leinenzeug sitzen, und sich ausruhn“; zit. n. Gamper (2007), S. 151. Zur Feminisierung der Massen vgl. z.B. Kenkel (2000), S. 213, 220–221, und insb. Gamper (2007), S. 150–159 (= „Weiber als ‚wahre Wilde‘: Frauen, Leidenschaften und kulturelle Entgrenzung“). Ein Echo dieses Massen-Diskurses ist auch in Kleists *Penthesilea* (1808) präsent, wenn die Titelheldin ihren Gegner gemeinsam mit ihrer Hundemeute zerreißt.

27 Einschlägig sind Friedrich Schillers Verse über das grausame Treiben der Jakobinerinnen im *Lied der Glocke* (1800): „Da werden Weiber zu Hyänen / Und treiben mit Entsetzen Scherz, / Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen, / Zerreißen sie des Feindes Herz“; Schiller, F. [1800], V. 366–369, S. 66–67. Vgl. Stephan (1984). In der symbolischen Taxonomie der Tiere bedroht die in moralischer wie ästhetischer Hinsicht missgestaltete und verabscheuungswürdige Hyäne die Ordnung insbesondere insofern als sie dem Augenschein nach das Geschlecht zu wechseln vermag. Sie ist „eine wandelnde Kastrationsdrohung“; Siebert (2012), S. 196.

lonialen Beschreibungen wilder Kannibalinnen<sup>28</sup> und zu Amazonenmythen<sup>29</sup> bestehen motivische Beziehungen. Dass dem wankelmütigen, leicht erregbaren Geschlecht anthropophage Exzesse besonders zuzutrauen sind, ist ein Topos, der dem Massendiskurs in der Folge erhalten bleibt: „Überall sind die Massen weibisch“,<sup>30</sup> so formuliert es gegen Ende des 19. Jahrhunderts der französische Soziologe Gustav Le Bon in *Psychologie des foules* (1895):

„[U]nter den Sondereigenschaften der Massen [gibt es] solche, wie Impulsivität, Reizbarkeit, Unfähigkeit logischen Denken, Mangel an Urteil und kritischem Geist, Überschwang der Gefühle und andere, die sich ebenso bei Wesen von niedriger Entwicklungshöhe, wie bei Frauen, Wilden, Kindern finden.“<sup>31</sup>

Was Le Bon hier im Anschluss an Kriminolog:innen bzw. Psychiater:innen wie Cesare Lombroso und Richard von Krafft-Ebing entwirft, ist eine Primitivismustheorie der Masse, die in den Massendiskursen des ersten Drittels des 20. Jahrhunderts große Wirksamkeit entfalten wird und unter anderem die Analogieschlüsse Sigmund Freuds diskursiv vorbereitet (siehe II/1.1.2).

### 2.1.2 (Anti)revolutionäre Massensliteratur um 1920

Neue Dringlichkeit erhält die Rede von der Masse mit dem Ersten Weltkrieg, der als Massenergebnis ungekannter Dimension wahrgenommen wird: Kurt Tucholskys kurzer Artikel *Vision* (1924) ist nur eine von vielen sehr drastischen Reflexionen der buchstäblichen „Vermassung“ der Menschen im Krieg, in dem sich

---

28 Vgl. Zantop (1997), S. 44–45, und insb. Schülting (1997), S. 104–109, 114–120, zu den Beschreibungen wilder Kannibalinnen in frühneuzeitlichen Reiseberichten u.a. von Amerigo Vespucci und Samuel Purchas, in denen sich ein Set an Beschreibungselementen findet, das dem der Beschreibung von Revolutionärinnen ähnelt: Abstoßendes Äußeres, orgiastische enthemmte Sexualität, Kannibalismus und Kastrationsdrohung. „Generell sind die Opfer [von Kannibalismus] in den frühneuzeitlichen Texten durchweg Männer [...]. Die Rolle der Frauen ist diejenige der Täter und Konsumenten“; Kiening (2006), S. 127.

29 „Die Kannibalinnen [Vespuccis] erinnern an das Bild der Amazonen, das [...] als Imagination nicht-erfolgreicher Kolonialisierung“ lesbar ist; Schülting (1997), S. 116, u. vgl. S. 53–64. Zu Amazonen und Anthropophagie vgl. auch Stephan (1984), S. 37–40; Moser (2008), S. 253–254; Moser (2015), S. 173–178. Siehe II/6.2.1. Vgl. auch die revolutionäre Bildlichkeit der Werbeplakate für eine „Amazonen“-Völkerchau aus den 1890er Jahren; Hist. Museum Frankfurt, Abb. in Thode-Arora (2001), S. 95.

30 Le Bon [1895], S. 21. Ich zitiere hier die um 1920 weit verbreitete, von Rudolf Eisler übersetzte Ausgabe, auf die sich u.a. Freud bezog.

31 Le Bon [1895], S. 18.



„alle: Omnibusschaffner, Métrokontrolleur, Universitätslehrer und Milchhändler, in eine tobende, heulende Masse verwandeln, die nur den einen Wunsch hat, aus den Berufsgenossen der andern Seite einen stinkenden Brei zu machen, der in den Sandtrichtern verfault“.<sup>32</sup>

Auftrieb und neue Impulse erhält der Massendiskurs aber auch durch die Revolutionen auf dem europäischen Kontinent, die das Ende sowohl des Weltkriegs als auch der weltkriegführenden Monarchien einläuten. Hier strahlen ab 1917 die Energien der Masse und ihre politische Gestaltungsmacht erneut große Faszinationskraft aus, nun nicht mehr unter dem Eindruck der Französischen, sondern der Russischen Revolution. Mit Blick auf die Spezifika des politischen Systemwechsels in Deutschland und einer Permanenz der Krise bis 1924<sup>33</sup> ist für die deutsche Nachkriegszeit dabei weniger das Masseneignis im entscheidenden revolutionären Moment – nach dem von Burke gezeichneten Muster der Erstürmung des Schlosses von Versailles – bestimmend (zumal die deutsche Revolution 1918/19 sehr rasch als eine „unvollendete“ bewertet wurde<sup>34</sup>), sondern die Omnipräsenz der Masse: permanente Manifestationen erregter Menschenmengen.

Als tonangebend im entsprechend regen Massendiskurs um 1920 erweisen sich diagnostische Stimmen im engeren Sinne, also junge Fachdisziplinen wie die Sozialpsychologie, die Sozialpsychiatrie und die Psychoanalyse. Während manche Psychoanalytiker:innen in der revolutionären Erhebung der Massen gegen die Monarchie das Aufbegehren der Brüderhorde gegen einen despotischen Patriarchen wiederzuerkennen meinen – so beispielsweise Paul Federn in *Die vaterlose Gesellschaft* (1919)<sup>35</sup> – und daher kulturellen Fortschritt durch die sozialen Umwälzungen erwarten, ordnet Sigmund Freud die Situa-

---

32 Tucholsky [1924], S. 438–439. Zur Aktualisierung drastischer „Masse“-Bilder im Zuge des Weltkriegs vgl. auch z.B. die besinnungslos übereinander stürzenden Soldaten im „Sumpf“-Kapitel von Wilhelm Lamszus' Antikriegsroman *Menschenschlachthaus*; Lamszus (1912a), S. 77–86. Siehe II/1.3.2. Vgl. auch die Texte Ernst Jüngers, der bekanntlich das Unheldisch-Nivellierende des Massenkriegs bedauert: „[Ü]berall, wo die Masse in ihren Mitteln auftritt, verlieren die besonderen Gefühle an Wert, und in der Materialschlacht ist die Ritterlichkeit ebensowenig mehr zu Haus wie die Romantik im maschinenmäßigen gebneten Gewühl einer modernen großen Stadt“; Jünger [1925], S. 54.

33 Vgl. z.B. Peukert (1987), S. 61–86; Geyer (2014).

34 Nach der Nichtverwirklichung der Option einer Räterepublik etablierte sich in Deutschland umgehend das Deutungsmuster der unvollendeten, gescheiterten oder verratenen Novemberrevolution; vgl. Kittstein / Zeller (2009), S. 17–19; Föllmer (2018), S. 162, 166, 187–190. „This early narrative closure foreshadowed the classic interpretation of 1918–19 as a stuck, incomplete or failed revolution. Recent scholars have moved away from this view“; Föllmer (2018), S. 188.

35 Vgl. Federn (1919), insb. S. 20–23, hier etwa S. 23: „Und wie die Bruderhorde in vorgeschichtlichen Zeiten über den endlich nicht durch die Scheu vor dem Vater geschützten Besitz herfiel, so sind auch jetzt Vermögen und Besitz durch den Sturz der patriarchalischen Autoritäten des seelischen Schutzes beraubt.“ Freud hörte Federns Vorträge und verweist in seiner *Massenpsychologie* auf diese; vgl. Freud [1921], S. 107.

tion anders ein. In *Massenpsychologie und Ich-Analyse* (1921) fokussiert Freud nicht das progressive, sondern das regressive Moment des Massenereignisses:

„Die Masse erscheint uns [...] als ein Wiederaufleben der Urhorde. So wie der Urmensch in jedem Einzelnen virtuell erhalten ist, so kann sich aus einem beliebigen Menschenhaufen die Urhorde wieder herstellen.“<sup>36</sup>

Freud führt hier einen kulturkonservativen und zugleich primitivistischen Massendiskurs weiter, nach dem sich die „Massenseele“ mit „der Seele der Primitiven“ identifizieren lässt.<sup>37</sup> Seitenlang paraphrasiert und zitiert Freud *Le Bons Psychologie des foules*:

„Ferner steigt durch die bloße Zugehörigkeit zu einer organisierten Masse der Mensch mehrere Stufen auf der Leiter der Zivilisation herab. In seiner Vereinzelung war er vielleicht ein gebildetes Individuum, in der Masse ist er ein Barbar, das heißt ein Triebwesen. Er besitzt die Spontaneität, die Heftigkeit, die Wildheit und auch den Enthusiasmus und Heroismus primitiver Wesen.“<sup>38</sup>

Noch deutlicher als in organisierten Massen wie der Kirche oder dem Heer<sup>39</sup> fällt dieser Regressionseffekt in der unorganisierten Masse aus, wie Freud unter der Überschrift „Der Herdentrieb“ ausführt: Die „Regression der seelischen Tätigkeit auf eine frühere Stufe, wie wir sie bei Wilden oder bei Kindern zu finden nicht erstaunt sind“, gehört für Freud „insbesondere zum Wesen der gemeinen Massen“.<sup>40</sup> Das unkontrollierte Verhalten der Einzelnen während des Massenereignisses erklärt er mit der Aufgabe der einzelnen Ichideale, die „gegen das im Führer verkörperte Massenideal vertauscht“ werden,<sup>41</sup> so dass es zu einer unkritischen Identifizierung des:r Einzelnen mit der Masse bzw. deren Ideal oder Führer:in kommt – einer Identifizierung, die in ihrer Ambivalenz von Verschmelzung und Vernichtung dem Fressen des:r Kannibal:in analog ist:

---

36 Freud [1921], S. 137.

37 Freud [1921], S. 84.

38 Freud [1921], S. 81–82. Freud zitiert hier *Le Bons Psychologie des foules* in der zweiten Auflage der deutschen Übersetzung von Rudolf Eisler aus dem Jahr 1912, S. 17, in der von mir konsultierten Auflage entspricht dies S. 16. Ebenso übernimmt Freud u.a. Einschätzungen aus William McDougalls *The Group Mind* (1920), nach denen sich die Masse benimmt „wie ein ungezogenes Kind oder wie ein leidenschaftlicher, nicht beaufsichtigter Wilder in einer ihm fremden Situation, in den schlimmsten Fällen ist ihr Benehmen eher das eines Rudels von wilden Tieren als von menschlichen Wesen“; Freud [1921], S. 93.

39 Zu diesen vgl. Freud [1921], S. 101–108.

40 Freud [1921], S. 129, Herv. J.K.

41 Freud [1921], S. 144.

„Diese Identifizierung ist [...] von Anfang an ambivalent, [...] [s]ie benimmt sich wie ein Abkömmling der ersten oralen Phase der Libidoorganisation, in welcher man sich das begehrte oder geschätzte Objekt durch Essen einverleibt und es dabei als solches vernichtete. Der Kannibale bleibt bekanntlich auf diesem Standpunkt stehen; er hat seine Feinde zum Fressen lieb, und er frißt die nicht, die er nicht irgendwie lieb haben kann.“<sup>42</sup>

Freuds Bestimmung des Sozialphänomens der Masse nutzt kannibalische Bilder und Denkfiguren in zweifacher Hinsicht: Bei der Bildung einer Masse vollzieht sich zum einen eine Regression zum Kannibalischen (Freud erkennt in der Massenseele die primitive Kannibal:innenseele und damit ein inneres Anderes) und zum anderen – und dies ist im Kontext dieses Kapitels zentral – eine kannibalische Entdifferenzierung: Hier ist das Massenproblem eine Formfrage, ein Problem von Unterscheidung, Abgrenzung und Identität, wird doch der:die Einzelne der Masse „einverleibt[.]“, verflüssigt, verstoffwechselt und „vernichtet[.]“: Das Eigene löst sich auf im „Menschenhaufen“.<sup>43</sup>

Gerade in diesem transgressiven Moment der Masse besteht aber auch ihr utopisches Potential, auf das sich viele revolutionäre Texte um 1920, Romane, Pamphlete, Lieder und Theaterstücke, emphatisch berufen. Berta Lasks Sprechchorarbeiten etwa geht es um die Erzeugung eines revolutionären Kollektiverlebnisses (siehe II/7.1.4) und der Roman *Licht* (1922) der kommunistischen Autorin Hermynia zur Mühlen beschwört wortreich das Glück der Einheit und Gleichheit in der Menschenmasse:

„Abermals sahen [...] staunende Augen das Wunder: aus Einzelnen, die durch Ansichten, Charakter, Altersunterschied getrennt waren, entstand die Masse, das unlösliche, unzertrennbare, gewaltige Eins, das seltsame, neue Element, das unteilbar ist. Die Masse, – Einzelne bewußt zu einem mächtigen Ganzen verschmolzen, allmächtig in dem Maße, in dem sie sich ihrer Kraft bewußt ist, Werkzeug der Zerstörung, des Aufbaus, fleischgewordene Sehnsucht der geknechteten Individuen, Verheißung, die in sich die Erfüllung trägt.“<sup>44</sup>

Die Kehrseite solcher Verheißungen einer unterschiedslosen „fleischgewordenen“ Verschmelzung aller Einzelindividuen sind jene kannibalischen Angstfantasien, in denen sich der Eintritt in die Masse als existenzbedrohender und

---

42 Freud [1921], S. 166.

43 Freud [1921], S. 137.

44 Zur Mühlen (1922), S. 110. Vgl. Kittstein / Zeller (2009), S. 36. Der Roman *Licht* wurde nicht in die Zur Mühlen-Werkausgabe im Zolnay-Verlag aufgenommen.

auch ekelhafter Vorgang „totaler Entdifferenzierung“ darstellt.<sup>45</sup> Als „rote Fluten“ hat Klaus Theweleit dies beschrieben.<sup>46</sup> „Das Heterogene versinkt im Homogenen“, so schon Le Bon,<sup>47</sup> das Ergebnis ist eine Verflüssigung des Sozialen, ein form- und willenloser „Brei“,<sup>48</sup> „Schlamm“<sup>49</sup> oder „Teig“.<sup>50</sup>

Beliebter Gegenstand antirevolutionärer Prosa ist dabei die sich im Massenereignis Bahn brechende Raserei. In Max Glass' seinerzeit recht erfolgreichem Roman *Die entfesselte Menschheit* (1919), der hier kurz exemplarisch betrachtet werden soll, „jagt“ der Tod in Gestalt von Revolutionär:innen durch die Straßen – „Der Tod muß satt werden...“<sup>51</sup> –, es springt ein kommunistischer Agitator seinen Verfolgern buchstäblich an die Kehle,<sup>52</sup> den männlichen Revolutionären gelüftet es – genau wie den schwarzen französischen Soldaten in Texten der Rheinlandkampagne (siehe I/2.2) – nach „feine[m], frische[n] Frauenfleisch“,<sup>53</sup> während weibliche Revolutionärinnen in kollektiver Hysterie einen Soldatentrupp zerfleischen:

„Die Weiber stürzten sich auf die Soldaten [...]. Zur unkenntlichen Masse zerstampften sie sie. Sie tanzten im Blut und heulten, gierig, unersättlich.“<sup>54</sup>

Solche Beschreibungen der Revolutionär:innen als bestialische Kannibal:innen, die auch die sich ihnen Entgegenstellenden wortwörtlich zur „unkentlichen Masse“ verarbeiten, buchstabieren den Subtext des antirevolutionären Massendiskurses bis ins Letzte aus. Des Weiteren ist Max Glass' Roman ein gutes Beispiel dafür, wie auch bei der Darstellung innerer Verhältnisse ein kannibalisches

---

45 Kittstein / Zeller (2009), S. 26.

46 Vgl. Theweleit [1977/78], Bd. 1, S. 236–250.

47 Le Bon [1895], S. 14. In kannibalischerer Übersetzung: „Das Heterogene wird vom Homogenen aufgesaugt“; zit. n. Kenkel (2000), S. 218.

48 Z.B. Jünger [1922], S. 45.

49 Z.B. Brennecke (1921), S. 257.

50 Z.B. Glass (1919), S. 133.

51 Glass (1919), S. 300–301.

52 Vgl. Glass (1919), S. 406: „Plötzlich kroch Leutenholz auf allen Vieren hervor; mit einem bellenden Schrei sprang er an einem Soldaten empor und biß sich in seinen Arm fest. [...] Leutenholz stand der Schaum vor dem Munde. Die Augen waren stier herausgetrieben. Mit einem röchelnden Geheul: ‚Blut ... Blut ...‘ versuchte er mit gekrallten Fingern einem anderen Soldaten an die Kehle zu springen. [...] ‚Das ist kein Mensch, das ist ein Tier,‘ schrie einer.“ Vgl. Hahnemann (2009), S. 43–46.

53 Glass (1919), S. 292. Und weiter: „Krachend barst ein Schädel; Hund, gib uns dein Vermögen; [...] Hund, warum hilfst du uns nicht zerstören. Starke Fäuste reißen Beine auseinander, gierige Zähne beißen sich in spitze Brüste; Mädels, gib uns deine erste Blüte“; Glass (1919), S. 300.

54 Glass (1919), S. 334.

Anderes beschworen werden kann, das als klares Feindbild funktioniert. Zieht man Andrew Tudors nützliche Unterscheidung von Secure und Paranoid Horror heran, so stellen die kannibalischen Revolutionär:innen in Glass' Text zwar ein Problem direkt vor der eigenen Haustür dar, einen „internal ‚proximate‘ threat“ wie er für den Paranoid Horror typisch wäre,<sup>55</sup> zugleich aber bleiben die Revolutionär:innen in Glass' Roman (zumal manche russischer Herkunft sind) ein Fremdkörper im deutschen „Volkskörper“.<sup>56</sup> Bei Glass ist der Sieg des deutsch-nationalen Protagonisten über die Agent:innen der Revolution so ungetrübt wie sein Name: Michael Klarenbach. Eigenes und Anderes, Identität und Alterität können klar geschieden werden: „Such clarity is essential for the proper function of secure horror, for only where the boundary between disorder and order is rigorously sustained is it possible to imagine successful human intervention.“<sup>57</sup>

## 2.2 Das Jahrzehnt der Ernährungskrisendiskurse

### 2.2.1 Hans Spieß: „[...] ist Fleisch“?

Unmöglich ist Abgrenzung dagegen, wenn es von vornherein um einen Grenzübertritt geht und von Stoffen die Rede ist, die qua definitionem Aufnahme in das Eigene finden sollen: Speisen sind funktional auf den:die Essende:n zugeordnet: „Die Speisen sind nicht Dinge, die uns einfach begegnen, sondern funktional auf uns hingebundene Dinge: Stoffe, die wir essen sollen.“<sup>58</sup> Die aufgenommene Nahrung befindet sich genau an der Schwelle zwischen Eigen- und Fremdkörper, in jenem liminalen Bereich, in dem in Stoffwechselprozessen Anderes zu Eigenem wird. „It is through the act of eating that the ego establishes its own domain, distinguishing its inside from its outside. But it is also in this act that the frontiers of subjectivity are most precarious“, so die Literaturwissenschaftlerin Maud Ellmann.<sup>59</sup> Die um 1920 so allgegenwärtige Rede von der Ernährungskrise funktioniert tatsächlich nach dem Erzählprinzip des Paranoid Horrors nach Tudor, bei dem sich das Bedrohliche nicht aus dem eigenen (Sozial)Körper ausschließen lässt.

---

55 Tudor (1989), S. 217. Vgl. Tudor (1989), S. 213–224.

56 Auch hierin ähnelt Glass' Darstellung der Revolutionär:innen als Andere im Inneren des eigenen Landes den xenophoben Darstellungen schwarzer französischer Rheinlandsoldaten. Siehe I/2.2.

57 Vgl. Tudor (1989), S. 214.

58 Kolnai [1929], S. 35.

59 Ellmann (1993), S. 53. Und weiter: „From the beginning one eats for the other, from the other, with the other: and for this reason eating comes to represent the prototype of all transactions with the other, and food the prototype of every object of exchange“; Ellmann (1993), S. 53. Zum Stoffwechsel, hier der „Assimilation“, dem Aufbauprozess, in dem Anderes zu Eigenem wird, vgl. auch Toepfer (2011), S. 411–412.

Fast möchte man sagen: Diskurse um fehlende oder falsche Nahrung sind notwendig paranoid. Dabei wirft die Krisenküche der Jahre um 1920 erneut ein Problem der Entdifferenzierung auf: Als „unkenntliche[] Masse“, als „Teig“ oder „Brei“ lässt sich nicht nur die Menschenmenge, der „Menschenhaufen“ bezeichnen (siehe II/2.1.2), sondern die Masse befindet sich ganz im Wortsinn (lat. „massa“ = „Klumpen aus Teig oder Kleister“)<sup>60</sup> als Fleischmasse, Brei oder Eintopf in den Töpfen und Schüsseln der (Nach)kriegs- und Inflationszeit.

Der Krisendiskurs um die Ernährung bezieht sich um 1920 in überproportionalem Maß auf die Verfügbarkeit oder Unverfügbarkeit von Fleisch. Diese prominente Stellung in offiziellen wie inoffiziellen Einschätzungen der Ernährungslage der deutschen Bevölkerung konnte Fleisch weniger aufgrund seiner ernährungsphysiologischen Eigenschaften als wegen seines hohen symbolischen Wertes für sich beanspruchen. Vor allem Männer in körperlich fordernden Berufen mit hohem nationalen Prestige wie Rüstungsarbeiter oder Soldaten sollten besonders reichlich mit Fleisch versorgt werden.<sup>61</sup> Tatsächlich gab es kaum eine Gesellschaftsschicht, die in den Jahren von 1914 bis 1924 nicht von der Nahrungsmittelknappheit betroffen gewesen wäre. Die Schätzungen der Forschung belaufen sich auf etliche Hunderttausende Hungertote.<sup>62</sup> In der Literatur um 1920 sind „Fleischnot“ und „Fettnot“, so die zeitgenössischen Schlagworte,<sup>63</sup> und generell Hunger, Elend und Ekel vor den minderwertigen Speisen allgegenwärtig. Alltagsnah schildert beispielsweise Paul Zechs Erzählung *Das Bergwerk* (1920) die Verköstigung eines Arbeiters:

„Das Essen war ihm zuwider. Der Gestank des ranzigen Schmalzes lag ihm in der Kehle und schnürte sie zu. Alle Tage dieses harte, saure Brot, dieses Fett, das zum Stiefelschmieren nicht einmal taugte ... Der Teufel

---

60 Müller, E. (2018).

61 Zum soziologisch und kulturwissenschaftlich viel untersuchten Topos der maskulinen Kraftnahrung Fleisch vgl. z.B. Mellinger (2000), S. 133–143; Fischer, O. (2015), S. 51–54; Winter (2021), S. 20–24. Fleischkonsum ist sowohl geschlechter- als auch klassenspezifisch codiert, so auch Eva Bischoff unter Zitation von Bourdieus *La Distinction* (1979): „Fleisch, die nahrhafte Kost schlechthin, kräftig und Kraft, Stärke, Gesundheit, Blut schenkend, ist das Gericht der Männer“, und zwar vor allem derjenigen Männer, die besonders über ihre Körperlichkeit definiert waren, der Männer der Arbeiterklasse“; Bischoff (2011), S. 252, Herv. getilgt J.K. Zur Verknüpfung von soldatischer Männlichkeit, Fleischkonsum und Kraft siehe II/5.2–3.

62 Schätzungen gehen von circa 800.000 Hungertoten allein im Deutschen Reich für den Zeitraum von 1914 bis 1918 aus; vgl. Corni (2014b), S. 566. „Various studies estimate that several hundred thousand Germans and Austrians died as a direct or indirect consequence of food shortages. Some of them contracted tuberculosis, pneumonia, or Spanish flu in 1918“; Cronier (2021), S. 18.

63 Vgl. z.B. die Zeitungsartikel „Die Fleischnot in Marburg“ in der *Marburger Zeitung* vom 30.09.1917 oder „Gehen wir einer Fettnot entgegen?“ in der *Kölnischen Zeitung* vom 01.10.1915.

soll das aushalten und noch frisch dabei bleiben, zu schuffen Tag und Nacht ... Der Teufel soll das fressen!“<sup>64</sup>

Von ganz ähnlichen Empfindungen legen die Feldpostbriefe der Kriegsjahre Zeugnis ab, beredet etwa der aus der Nähe von Amberg stammende und an der Westfront stationierte Soldat Hans Spieß, der bis zu seiner Tötung am 22. Oktober 1918 zahlreiche Briefe an Eltern und Geschwister schrieb:

„[S]o ein Essen habe ich meinen Leben noch nicht gegessen in der Früh gekochtes Wasser Kaffe genannt Mittags hie und da kaum zu sehen ists Fleisch und sonst Fleischlos und andauernt gelbe und weiße Rüben aber schon so gekocht daß unsere Schweine Zuhause nicht fressen würden.“<sup>65</sup>

Dass aus diesen Texten eher der Unmut als die Klage spricht, liegt auch daran, dass Hunger längst nicht mehr einer höheren Gewalt zugeschrieben werden konnte: „[E]ven in times of famine, food is available. People starve because of their inability to command food through ‚entitlement‘ relationships such as ownership, exchange, employment, and social security rights“, so Stephen Menell in seinem Aufsatz *On the Civilizing of Appetite* (1987), die Kernaussage von Amartya Sen's *Poverty and Famines* (1981) paraphrasierend.<sup>66</sup> Hunger müsse also „in terms of patterns of social interdependence“ verstanden werden.<sup>67</sup> Nachdem im 19. Jahrhundert in Zentraleuropa nie gekannte Ernährungssicherheit hergestellt worden war,<sup>68</sup> trat deren Erschütterung im Ersten Weltkrieg und der Inflation als eine besonders offensichtlich nicht von Naturgewalten, sondern von menschlichem, ja politischem Wirken hervorgerufene hervor.

An der Nahrungsknappheit und -teuerung während des Krieges waren nicht nur die von der britischen Seeblockade ausgelösten Import- und Produktionsprobleme ursächlich beteiligt, sondern auch das ungünstige Ineinandergreifen einer Vielzahl innen-, wirtschafts- und finanzpolitischer Faktoren, von Partikularinteressen und Misskalkulationen.<sup>69</sup> Als geradezu beispielhafte Fehlentscheidung gilt etwa die vom Kaiserlichen Statistischen Amt im Jahr

---

64 Zech [1920], S. 206.

65 Spieß [1916–1918], S. 128, Feldpostbrief vom 28.12.1916.

66 Menell (1987), S. 379.

67 Menell (1987), S. 379–380. Vgl. ebenso Ellmann (1993), S. 5–6.

68 Vgl. Menell (1987), S. 380, 388; Osterhammel (2009), S. 300–322. „Im 19. Jahrhundert gibt es in Europa und besonders in Deutschland immer weniger Hungerkrisen. Nach 1850 ist Deutschland praktisch hungerfrei, Subsistenzkrisen treten nicht mehr auf“; Kassung (2020), S. 3.

69 Vgl. z.B. Corni (2014a), S. 461–462; Berghoff (2014), S. 789. Roerkohl (1991), S. 317, kommt im Fazit ihrer gründlich recherchierten Studie zur kommunalen Lebensmittelversorgung während des Ersten Weltkriegs zu dem Schluss, dass ein „funktionierender innerstaatlicher Nahrungsmittelaustausch zwischen Überschuß- und Bedarfsgebieten

1915 ausgegebene Expert:innenempfehlung zur Abschachtung der deutschen Schweinebestände mit der Begründung, dass sich das für deren Fütterung aufgewandte pflanzliche Material effizienter direkt zur Speisung von Menschen nutzen ließe. Die daraufhin durchgeführte außerplanmäßige Tötung von mindestens fünf Millionen Schweinen im März 1915 (die mit kannibalischem elitefeindlichen Unterton „Professorenschlachtung“ genannt wurde) verursachte eine kurzfristige Schweinefleischschwemme und damit das Abstürzen der Preise, dann partiell das Verderben schlecht konservierten Fleischs sowie das Fehlen der Schweine als Fett- und Stickstoffdüngerlieferanten und bereits im Herbst 1915 wieder den enormen Anstieg der Preise.<sup>70</sup> Schweinefleisch entwickelte sich in der Folge zu dem begehrtesten Schwarzmarktartikel der Krisenjahre und insbesondere in städtischen Haushalten nahmen private Schweinehaltung und illegal durchgeführte Hausschlachtungen in einem derartigen Umfang zu, dass die Behörden erneut regulierend eingreifen mussten.

Erst im Mai 1916, nachdem es landesweit zu Teuerungskrawallen gekommen war, wurde ein reichsübergreifendes Kriegsernährungsamt eingerichtet, das sich aber außer Stande sah, den großen weltkriegsbedingten Hungerfaktoren substanziell entgegenzuwirken. Stattdessen konzentrierte man sich auf das Kleine, auf die Ebene der Endverbraucher:innen: Aufrufe zu patriotischem Hauswirtschaften machten einen erheblichen Teil der Kriegspropaganda aus.<sup>71</sup> Plakate hielten die Bevölkerung zum Sammeln von Verwertbarem an, mahnten zur Sparsamkeit beim Kochen, zur Vermeidung von Küchenabfällen, zum Konservieren, Resteverwerten und Recyclen. Kriegskochbücher und Ernährungsratgeber wie August und Hilde Hinks *Es muss reichen! Spar-same Volksernährung eine Bedingung unseres Sieges* (1915) oder die *Winke für den Kriegshaushalt* (1915) von Else Hahnemann und Waldemar Zimmermann unterstützten die Bevölkerung bei ihrem „Kampf daheim gegen Magen und Zunge“<sup>72</sup> und lieferten einen Mix aus hausfrauengerechter Kriegspropaganda und praktischen Tipps zur Verarbeitung minderwertiger Nahrungsmittel: zum Strecken, Verdünnen, Würzen und Umdeklarieren.

Die Ersatzwirtschaft florierte nicht nur am heimischen Herd, sondern auch in der Lebensmittelindustrie, die wie die Waffentechnik und die Medizin den Kriegsjahren einen gewaltigen Innovationsschub zu verdanken hat.<sup>73</sup> Be-

---

[...] trotz der Produktionsausfälle eine Mindestversorgung der gesamten deutschen Zivilbevölkerung [hätte] garantieren können.“

70 Vgl. Baudis (1986), S. 136; Roerkohl (1991), S. 33–35, 43–44; Güll (2004), S. 55.

71 Vgl. Perry (2019), insb. S. 27–33, die mit Blick auf besagtes Material von der Erschaffung von „Kitchen Soldier[s]“ spricht; Perry (2019), S. 27.

72 Hahnemann / Zimmermann (1915), S. 2. Vgl. Hink (1915), S. 3–5.

73 Den Durchbruch als Massenprodukt erlebten im Ersten Weltkrieg z.B. die Konserve, die Tütensuppe, die Schokolade und die Marmelade; vgl. Hirschfelder (2001), S. 216–217. Große Fortschritte gab es aufgrund der Mangelwirtschaft auch im Bereich der industriell hergestellten Würzmittel und synthetischen Aromen; vgl. Vaupel (2010), insb. S. 46.



sonderer Erfindergeist erfasste das fleischverarbeitende Gewerbe, das trotz der Fleischviehknappheit versuchte, das Bedürfnis der Deutschen nach Wurst und anderen gewohnten Fleischprodukten zu befriedigen. Im Bereich der Fleischkonserven und Würste waren gegen Ende des Krieges fast nur noch Surrogatprodukte zu erwerben, die sich größtenteils aus Wasser, Ersatzfetten und unterschiedlichen tierischen Substanzen zusammensetzten. Wurde überhaupt Fleisch verwendet, so oft Kaninchen, Ziege oder Pferd,<sup>74</sup> Gerüchte selbst über Hunde-, Katzen- und Rattenfleisch kursierten, und grobe Irreführung in Namensgebung, Bewerbung und Deklaration der Produkte waren die Regel. In diesem Kontext meldet die österreichische Tageszeitung *Die Zeit* im Januar 1916 die Entwicklung des sogenannten „De-De-Fleisch“:

„Aus Berlin wird uns geschrieben: Zur ‚Streckung‘ des Fleisches werden neuerdings Verfahren empfohlen, das Rindfleisch mit dem weit billigeren Fischfleisch zu vermischen. Es existiert ein von sachverständiger Seite geprüftes Verfahren, durch Vermischung von Klippfischfleisch und Rindfleisch unter Zusatz einer Bilanzenfettwürze eine wirkliche Streckung des Fleisches zu erzielen. Das Präparat kommt unter dem Namen ‚De-De-Fleisch‘ in den Handel. Es ist in frischem Zustand eine hackfleischartige Masse, die sich zu Kloppen und ähnlichen Gerichten verwenden läßt. Durch eine besondere Art der Wässerung und Weiterbehandlung der Klippfische sowie durch die Einwirkung der Bilanzenfettwürze ist es gelungen, den Fischgeruch und Fischgeschmack vollständig zu beseitigen. Die Herstellung erfolgt in hygienisch einwandfreier Weise, ohne Verwendung chemischer Mittel. [...] Ferner eignet sich das Fleischgemisch auch zur Herstellung billiger Würste verschiedener Art. In Bremen wurde bereits eine Zentrale für De-De-Fleisch begründet.“<sup>75</sup>

Ungewollt deutlich spricht das Unbehagen an dem „Fleischgemisch“ aus der Beschreibung seiner einwandfreien Hygiene und Geruchsneutralität, ein Unbehagen an der „hackfleischartige[n] Masse“, das auch die Berufung auf Sachverständige nicht tilgen kann. Die mit dem De-De-Fleisch erzielte „wirkliche Streckung des Fleisches“ verdankt sich offenbar vor allem der Dehnbarkeit des Fleischbegriffes. Gedeht und gestreckt wird um 1920 die kulturell verhandelbare Sphäre des Essbaren: Merkwürdig haben sich unter den Bedingungen des Hungers die Grenzen dessen verschoben, was allgemein als essbares Fleisch angesehen und beworben, verkauft und konsumiert werden kann.

---

74 Vgl. Baudis (1986), insb. S. 148–149; Roerkohl (1991), S. 218–223.

75 N.N.: De-De-Fleisch, in: *Die Zeit*, 08.01.1916. Dass diese Fleischmischung bei den Menschen ankam, zeigen etwa zeitgenössische Rezepte wie „Kohlrüben mit gebackenem De-De-Fleisch“ in Ida Kellers *Neuem Kohlrüben-Kriegskochbuch* (1917), S. 8.

## 2.2.2 Starvation Anxieties, Pollution Anxieties

Der Krisendiskurs der Ernährung führt die Krise der Taxonomie des Essbaren mit sich. Die von Hans Spieß gestellte Frage „ists Fleisch“ verweist im Doppelsinn auf „the meat we don't eat“:<sup>76</sup> das fehlende Fleisch und das falsche Fleisch. Der Ernährungsdiskurs um 1920 artikuliert Beunruhigungen, die sich, so mein Vorschlag, im Anschluss an Begriffe des Politikwissenschaftlers Chad Lavin und der Anthropologin Mary Douglas einerseits als Starvation Anxieties und andererseits als Pollution Anxieties betrachten lassen.

Mit „Pollution“ erfasst Mary Douglas in *Purity and Danger* (1966) sowohl rituelle Unreinheit als auch profane Verunreinigung: „Ritual Uncleaness“ und „Secular Defilement“.<sup>77</sup> Schmutz wird dabei als Strukturproblem verstanden:

„As we know it, dirt is essentially disorder. There is no such thing as absolute dirt: it exists in the eye of the beholder. If we shun dirt, it is not because of craven fear, still less dread of holy terror. Nor do our ideas about disease account for the range of our behaviour in cleaning or avoiding dirt. Dirt offends against order.“<sup>78</sup>

Auch Freud sortiert zwischen Aufzunehmendem und Abzuweisendem: In seinem Aufsatz über *Die Verneinung* (1925) – er hätte auch „Die Differenzierung“ heißen können – ist das bejahende oder verneinende Urteil eine „Frage des Außen und Innen“, wodurch sich die Entscheidungen der Urteilsfunktion „[i]n der Sprache der ältesten, oralen Triebregungen aus[ ]drück[en]“ lassen: „[D]as will ich essen oder will es ausspucken, und in weitergehender Übertragung: das will ich in mich einführen und das aus mir ausschließen. Also: es soll in mir oder außer mir sein.“<sup>79</sup> In diesem Sinn unterstreicht auch Chad Lavins *Eating Anxiety* (2013) die Bedeutung der Grenzen, die mit der Nahrungsaufnahme durchlässig werden:

„The discourses of food [...] reflect anxieties about the collapse of these and other precious borders: borders between the self and the other, borders between states, and borders between the human and the nonhuman – or as I will put it, the borders of self, space, and species.“<sup>80</sup>

---

76 Vgl. Chad Lavins *Eating Anxiety* (2013), S. 115–133 (= „The Meat We Don't Eat“).

77 Vgl. die entsprechenden Kapitel in Douglas [1966], S. 8–35 (= „Ritual Uncleaness“), 36–50 (= „Secular Defilement“).

78 Douglas [1966], S. 2.

79 Freud [1925], S. 13. Vgl. Ellmann (1993), S. 39–40; Keck / Kording / Prochaska (1999), S. 7; Hein (2016), S. 46–47.

80 Lavin (2013), S. xxii. „That we approach food with anxiety is something of an axiom for this project“; Lavin (2013), S. xiii. Dabei ist einerseits an die „pervasive fear of food scarcity“, „the obsession with starving to death“ zu denken; Mennell (1987), S. 381. Es

Im Ernährungsdiskurs um 1920 sind Starvation Anxieties, also Ängste vor dem Verhungern oder einem Zuwenig an Nahrung, eng verbunden mit Pollution Anxieties, also einem breiten Spektrum nicht immer völlig rationaler, aber auch nicht gegenstandsloser Vergiftungs-, Verunreinigungs- und Kontaminationsängste, den Ängsten vor der Aufnahme verdorbener, gefälschter, unreiner oder verbotener Nahrung. Pollution Anxieties sind ein Strukturproblem, eine Frage der Ordnung und des Grenzübertretts. In ihnen besteht jener Paranoid Horror, der mit der Verunsicherung der Taxonomie des Essbaren unter den geschilderten Bedingungen einhergeht.

So ist es bezeichnend für die Zeit der Ernährungskrise, dass das Pferd, ein edles und gelehriges Tier, das gerade in Kriegstexten häufig als „Kamerad“ angesprochen wird, nun in die Kategorie der essbaren Tiere hinüberwechselt. Zwar wurde der Verkauf und Verzehr von Pferdefleisch bereits im 19. Jahrhundert von sogenannten „Hippophagen“ propagiert,<sup>81</sup> bis 1914 war dies aber noch überaus umstritten. Dass an der Front Pferdefleisch auch von Menschen verzehrt wurde, die dies unter anderen Umständen nicht getan hätten, zeigt ein weiterer Feldpostbrief von Hans Spieß. Aus dem Brief spricht das das blanke Entsetzen über die Zustände in der Armee kurz vor Kriegsende. Sind Spieß' Texte ohnehin meist sehr frei und assoziativ verfasst, so hat er hier die syntaktischen Regeln zu Gunsten einer atemlosen Hypotaxe vollends über Bord geworfen. Das von Spieß Geschilderte wird dabei so unscharf, dass es bis zur völligen Ununterscheidbarkeit von Pferde- und Soldatenleichen nicht mehr weit ist:

„[W]ärdent dieser Angriffe verlor unser Division allein 2400 Mann und 1100 Pferde, und was sonst noch kabut war, unser Bagasche hatten die Flieger vernichtet gehabt, wir lebten nur mehr vom diesen, welches wir den Toten abnahmen oder Pferdefleisch könnt Euch ein Bild machen mit denen Leichen bauten wir nur mehr Deckungen für unsere Gewehre, Ihr sollt nur einmal den Geruch riechen, niemand kann beerdigt

---

ist in der Ernährungsforschung aber auch, etwa in Michael Pollans *The Omnivore's Dilemma. A Natural History of Four Meals* (2006), als das Dilemma omnivorer Ernährung beschrieben worden, aufgrund der großen Auswahl möglicher Speisen permanent die geeigneteren von der ungeeigneteren Speise unterscheiden, also permanent Grenzen ziehen zu müssen. Daran schließt Lavin an: „*Eating Anxiety* examines these borders – between self and world, between public and private, and between human and nonhuman – and explores how the singular experience of eating affords a concentrated moment for reckoning with how such conceptual and institutional borders organize our lives“; Lavin (2013), S. xii.

81 „Hippophagen“ hatten sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu Vereinen zusammengeschlossen, um die Akzeptanz von Pferdefleisch zu erhöhen; vgl. Weinhold (1997), S. 411. Die beiden Weltkriege erweiterten den Konsument:innenkreis dieser „im Unterbewußtsein vieler hungriger Konsumenten immer noch etwas anrühige[n] Ware zeitweise erheblich“; Weinhold (1997), S. 413.

werden, überhaupt die Pferde, es liegen Leichen herum die schon vor 4 Wochen gefallen sind, und die Hitze jetzt, ach ganz verzweifeln möchte mann.<sup>82</sup>

Ihren Höchststand erreicht die Zahl regulärer Pferdeschlachtungen in den Jahren 1918 und 1919, als mit Kriegsende Massen von Militärpferden ihre Funktion verloren.<sup>83</sup> Der Verzehr von Pferdefleisch wurde so innerhalb kürzester Zeit gesellschaftsfähig. Zudem wurden auch verunglückte oder bei Straßenkämpfen getötete Pferde von der hungernden Bevölkerung als Fleischquelle ausgebeutet – wie in der eingangs zitierten, literarisch überformten Erinnerung Asta Niensens.<sup>84</sup> Dass Pferdefleischverzehr zugleich weiterhin nicht vollends normalisiert war, zeigt etwa die erregte Berichterstattung über eine Massenvergiftung mit verdorbenem Pferdefleisch in Kamen im Ruhrgebiet im Herbst 1918, die das Unbehagen an diesem noch vor kurzer Zeit mit einem Tabu belegten Fleisch unterschwellig mitverhandelt.<sup>85</sup>

Angst vor alimentärer Verunreinigung ging auch in den Zentralküchen um, die aufgrund lang bestehender Vorbehalte gegen öffentlich gereichtes Essen während den Kriegsjahren nur zögerlich eingerichtet worden waren.<sup>86</sup> An diesen Orten verband sich das Misstrauen vor der von fremder Hand zubereiteten Speise mit dem Stigma der Armut und der familiären Vernachlässigung. Allein extreme Not zwang die Bevölkerung zur Annahme dieses oft aus Eintöpfen und Suppen bestehenden Verköstigungsangebots. Selbst im sogenannten Steckerübenwinter 1916/17 waren die Berliner Zentralküchen nicht voll ausgelastet und als mit der Hyperinflation 1922/23 die Zahl der Hungernden neue Höchststände erreichte, hatte man viele dieser Küchen bereits wieder geschlossen.<sup>87</sup> In der Öffentlichkeit bestand kein Zweifel daran, dass die Behörden hier „ihre schlechtesten und minderwertigsten Produkte“ unter die Menschen zu bringen versuchten.<sup>88</sup>

---

82 Spieß [1916–1918], S. 130, Feldpostbrief vom 03.07.1918.

83 Vgl. Gudehus (2006), S. 12. Der Beruf des:r Pferdemetzger:in etablierte sich zu dieser Zeit vollends; vgl. Gudehus (2006), S. 12.

84 Vgl. Roerkohl (1991), S. 216–217; Gudehus (2006), S. 10.

85 Vgl. die entsprechenden Artikel in der *Westfälischen Allgemeinen Volks-Zeitung* im August und September 1918; vgl. Roerkohl (1991), S. 219–220. Der 1921 erschienene offizielle Bericht der preußischen Gesundheitsbehörde zu diesem Fleischskandal zählt abschließend 434 Schwerekrankte und 21 Tote; vgl. Roerkohl (1991), S. 219.

86 Vgl. Allen (2002), S. 10, 59–81; Sprenger-Seyffarth (2019), S. 78–87, 94–95.

87 Vgl. Allen (2002), S. 75; Perry (2019), S. 34–35. Vgl. auch Sprenger-Seyffarth (2019), S. 90–92 (= „Berlin’s Needs Ignored: The Failure of the ‚Volksspeisung‘“). Siehe auch II/7.1.1 zu den ab 1923 von der Internationalen Arbeiterhilfe eingerichteten Speisestellen.

88 So die Bochumer Zeitung *Das Volksblatt* am 10.02.1919, zit. n. Roerkohl (1991), S. 259. Zu den öffentlichen Speiseanstalten vgl. auch Roerkohl (1991), S. 234, 238–256. Vgl. auch die von Allen zitierten Beschwerdebriefe: „[S]chließlich ist man doch immer noch

Passenderweise erscheint noch in den zwanziger Jahren die wahrscheinlich erste wissenschaftliche Abhandlung, die sich ganz dem Ekel widmet. In *Ekel* (1929) erkundet der österreichische Phänomenologe Aurel Kolnai „das Ekelhafte unpassender Speisemischungen“ und die „Ekelemente der Feuchtigkeit, Breiartigkeit, Klebrigkeit“, der „Vermischung und Undifferenziertheit“.<sup>89</sup> Ebenso wie etwa für Julia Kristeva<sup>90</sup> sind es auch bei Kolnai vermischte, zerfließende und undefinierbare Substanzen, die in besonderem Maße dazu geeignet sind, Abscheu hervorzurufen. Dass die Verköstigung mit wässrigem Eintopf, Suppe und Brei auch in ästhetischer Hinsicht eine Beleidigung des Geschmacksurteils einer auf kriegerische Härte eingeschworenen Gesellschaft bedeuten kann, klingt in Kolnais moralischer Verachtung der „Weichheit“ an, die für ihn mit dem „Beigeschmack der Auflösung und Unsauberkeit“ und dem „Verdacht beginnender Fäulnis“ verbunden ist.<sup>91</sup> Das Weiche oder Verweichlichte, das „Schwabbelige“ und Formlose ist ihm auch das „moralisch Ekelhafte[]“.<sup>92</sup>

Dass all diese Ängste vor alimentärer Verunreinigung in den Hungerunruhen um 1920 eine Rolle spielten, zeigt das bekannteste Beispiel am besten: Die sogenannten „Hamburger Sülzeunruhen“ im Juni 1919 nahmen ihren Anfang in einem Hungerprotest, der konkret eher von Pollution als von Starvation Anxieties motiviert wurde. Als sich nach einem Verkehrsunfall, der die Ladung eines Zulieferfahrzeugs der Jakob Heil'schen Sülzefabrik zutage befördert hatte, in Hamburg herumsprach, welcher Beschaffenheit offenbar die fleischlichen Rohstoffe waren, die in der Fabrik Verwendung fanden – angeblich Katzen, Hunde, Ratten und vergammelte Kalbskopfhäute –, stürmte ein wütender Mob von mehreren hundert Menschen die Fabrik, demolierte die Maschinen, verprügelte die Arbeiter:innen und warf den Fabrikanten in die Alster.<sup>93</sup> Auf-

---

Mensch und kein Tier (Schwein) [...]. Überhaupt ist das Essen ganz undefinierbar, und man weiß nie was man bekommt...“; Allen (2002), S. 78.

89 Kolnai [1929], S. 35, 49, u. vgl. S. 35–37, 48–55.

90 Vgl. z.B. Kristeva [1980], S. 209, zur verunreinigten Nahrung als „Mischmasch“. „Der alimentäre Ekel ist vielleicht die elementarste, die archaischste Form der Verwerfung“; Kristeva [1980], S. 207.

91 Kolnai [1929], S. 46–47.

92 Kolnai [1929], S. 39–47 (= „Typen des moralisch Ekelhaften“). Kolnai nähert sich dem Weichen mit „einer kulturkonservativen Präferenz für das Männliche, Feste, Maßvolle, Gestalthafte, Zielgerichtete“ und einer „ausgeprägte[n] Neigung zu Härte und männlich-soldatischen Tugenden“; Menninghaus (1999), S. 32–33. „[E]chte Lebensgröße, Seelengröße usw. [bekunden] immer auch Härte, Festigkeit, Formwillen“; Kolnai [1929], S. 47. Dabei macht Kolnai etwa bei den deutschen Bewunder:innen des „russischen Seelentums“ besagte moralische „Weichheit“, „Haltlosigkeit, Schwabbeligkeit“ aus; Kolnai [1929], S. 46–47.

93 Zu den Hamburger Sülzeunruhen vgl. Philipski (2002); Schulte-Varendorff (2010). Als gesichert gilt, dass in den von Heil hergestellten Produkten (Sülze, Mockturteलगout und Gelee) u.a. Ochsenmäuler, Ochsenkopfhäute und Kalbskopfhäute verarbeitet wurden. Heil gab an, Rohmaterial, das „sonst nicht für menschliche Ernährung“ verwend-

gebrachte Hamburger:innen brachen noch am frühen Morgen des Folgetags in weitere Fleischfabriken ein, danach begannen sie die Stürmung von Gefängnissen und Regierungsgebäuden; es war der Auftakt zu den heftigsten Unruhen der Hamburger Nachkriegszeit. Die Regierung vermutete die KPD als Drahtzieherin, verhängte den Belagerungszustand über die Stadt und forderte nicht nur das schwerbewaffnete Bahrenfelder-Bataillon, sondern auch aus Berlin Hilfe gegen die Demonstrant:innen an, woraufhin 10.000 Reichswehrsoldaten unter der Führung von Paul von Lettow-Vorbeck in die Stadt einmarschierten und den Aufruhr gewaltsam niederschlugen.<sup>94</sup>

### 2.2.3 „The meat we don't eat“: Hunger und Hungeranthropophagie

Ihre wohl schreckens- und ekelerregendste Ausprägung findet die Vorstellung der Kontamination mit gefälschtem oder verbotenem Fleisch im notgedrungenen oder versehentlichen Hungeranthropophagie. Den kannibalischen Subtext der Ernährungskrisendiskurse um 1920 auszuformulieren, fällt satirischen Texten der Zeit noch am leichtesten – so etwa Alfred Döblin, wenn er als Linke Poot seinen Artikel *Kannibalisches* (1919) mit einer kolportierten Fleischskandalmeldung beginnt:

„Ein Bergmann hat neulich irgendwo ein junges Kind geschlachtet, die Muskulatur als Hammelfleisch verkauft, ein Teil davon ist auch nach Berlin gekommen, zum Entsetzen aller Hammel essenden Leser. [...] Nun kommt viel Hammelfleisch nach Berlin, das keins ist. Die Fleischnot hat eine gewisse Großartigkeit und Weitherzigkeit in zoologischen Dingen im Gefolge gehabt, das Urteil trübt sich, der Hunger wird gestillt.“<sup>95</sup>

Vom „kulinarischen Standpunkt“ aus hat Linke Poot den Verzehr von Kinderfleisch keineswegs zu beanstanden, stattdessen wird ihm die halb unfreiwillige, halb achselzuckend hingegenommene menschliche Urteilstrübung im Zuge der „Fleischnot“ zum Anlass einer Reflexion über die „irdische Speiseordnung“.<sup>96</sup> In

---

bar sei, für die „Ernährung der Menschheit“ nutzbar gemacht zu haben; zit. n. Philippski (2002), S. 64–65. Speziell zur „Eskalation [der Proteste] infolge von Gerüchten“ vgl. Philippski (2002), S. 70–74. Etwa berichtete die *Hamburger Volkszeitung* am 24.06.1919, die Protestierenden hätten bei Heil „halbverarbeitete Katzen, Hunde und Ratten, sowie deren Felle“ vorgefunden; zit. n. Philippski (2002), S. 71.

94 Zum Einmarsch der Reichwehrtruppen vgl. Philippski (2002), S. 104; Schulte-Varendorff (2010), S. 131–169. Zum Einsatz der Reichswehr gegen innere Unruhen siehe auch II/6.

95 Poot [1919a], S. 10.

96 Poot [1919a], S. 10–11. Genauer siehe II/6.1.1.

ähnlich bitterem Halbernst hatte bereits Jonathan Swift angesichts des Hungers in Irland unter dem Titel *A Modest Proposal* (1729) darauf hingewiesen, dass ein Kind eine ernährungsphysiologisch wertvolle Mahlzeit abgeben könnte. Die Satire und der Vorschlag zur Menschenfresserei gehören seit Swift zusammen:

„I have been assured [...] that a young healthy Child well Nursed is at a year Old a most delicious, nourishing, and wholesome Food, whether *Stewed, Roasted, Baked, or Boyled*, and I make no doubt that it will equally serve in a *Fricasie*, or a *Ragoust*.“<sup>97</sup>

Neben der Satire wird Hungeranthropophagie um 1920 auch insbesondere in Texten verhandelt, die in jüngsten oder fernen Kriegszeiten angesiedelt sind, so etwa in Selma Lagerlöfs Roman *Bannlyst* (1918), in dem eine Dorfgemeinde während des Ersten Weltkriegs beginnt, Hungerkannibalismus moralisch großzügiger zu bewerten,<sup>98</sup> oder in Alfred Döblins Roman *Wallenstein* (1920), wo während des Dreißigjährigen Krieges die Not so groß wird, dass „in vielen Landesteilen die Leute sich selber auffressen müssen.“<sup>99</sup>

Der Dreißigjährige Krieg ist ein klassischer Referenzpunkt kriegsbedingter Hungeranthropophagie, darin waren sich bereits vor dem Ersten Weltkrieg Kriminalanthropologie, Literatur und Geschichtswissenschaften einig, wie Cesare Lombrosos *Luomo delinquente* (1876),<sup>100</sup> Herman Löns' *Der Wehrwolf. Eine Bauernchronik* (1910)<sup>101</sup> und Ricarda Huchs *Der große Krieg in Deutschland* (1912–14)<sup>102</sup> zeigen. Deshalb eignet sich nun der Dreißigjährige

---

97 Swift [1729], S. 149–150.

98 Hier hatte der Protagonist Sven Elversson bei einer Polarexpedition Menschenfleisch verzehrt, um dem sicheren Hungertod zu entgehen, und wird deshalb in seinem Dorf sozial geächtet. Der Erste Weltkrieg bietet Elversson eine Chance zur Rehabilitierung, relativiert er doch in den Augen der Dorfgemeinschaft die kannibalischen Taten.

99 Döblin [1920], S. 477. Genauer siehe II/7.3.2.

100 „All das [verschiedene kannibalische Bräuche] ist unter dem Einfluss der Civilisation verschwunden; doch von Zeit zu Zeit tritt auch jetzt noch der Cannibalismus vorübergehend auf, so zunächst in Fällen äußerster Hungersnot. [...] Schiller erzählt, dass ‚gegen das Ende des 30jährigen Krieges in Sachsen der Hunger den Abscheu vor Menschenfleisch überwunden‘ hatte“; Lombroso [1876], S. 63.

101 „So schrecklich wurde es, daß man Pestleichen fraß und daß Eltern ihre Kinder tot machten, weil sie ihnen keinen Bissen Brot mehr geben konnten“; Löns [1910], S. 197. Löns und sein *Wehrwolf*-Text waren in der äußersten Rechten der Weimarer Republik ein wichtiger Bezugspunkt; ihren Höhepunkt erreichte die Glorifizierung unter den Nationalsozialist:innen.

102 Das Kind „lief zur Mutter hin und fragte, was sie vorhabe? Sie wolle ja dem fremden Mädchen etwas zuleide tun. Die Frau befahl dem Kinde Schweigen. Es sei jetzt ein Lamm im Stall, flüsterte sie, das wolle sie schlachten, damit sie morgen einen Braten hätten. Nein, nein, schluchzte das Kind, es wolle keinen Braten essen. [...] So? sagte die Frau. Aber das Häslein habe ihnen doch geschmeckt, das sie letzthin gebraten habe? Ja, das Häslein, sagte das Kind. Die Mutter solle wieder ein Häslein im Walde fangen. Das



Krieg als Projektionsfläche, an der sich nicht nur äußerster Gewalt, sondern auch kannibalische Überschreitungen der alimentären Ordnung aus einer gewissen Distanz heraus literarisch und auch wissenschaftlich erkunden lassen. Letzteres unternimmt beispielsweise der Historiker Fritz Julian in seiner Untersuchung zur *Angeblichen Menschenfresserei im dreißigjährigen Kriege* (1923), deren Pointe, so Daniel Fulda, in einer Entlastung der Deutschen von kannibalischen Verdächtigungen im Kontext der Weltkriegspropaganda besteht.<sup>103</sup> In Bezug auf den gegenwärtigen Hunger war insbesondere von nationalistischer Warte aus dessen offene Thematisierung in seiner elenden und unheroischen Form problematisch. Das populäre konservative Familienblatt *Die Gartenlaube* etwa nimmt sich erst nach Kriegsende und in indirekter Weise des Themas an: Im Sommer 1919 diskutiert ein Artikel, wie Fachleute den Nährwert von Holz für die menschliche Ernährung einschätzen, ein weiterer schildert das entwürdigende Hungern und Verhungern der deutschen Zootiere, ein dritter ruft den Leser:innen unter Verweis auf historische Hungernöte ins Gedächtnis, dass es solche schon immer gegeben habe.<sup>104</sup> Der letztgenannte Artikel stammt von dem Berliner Journalisten Friedrich Hussong, der sich unter dem Titel *Hungerjahre* ebenfalls dem Dreißigjährigen Krieg zuwendet und dazu eine Schilderung aus dem Jahr 1636 zitiert:

„Der Jammer diser und benachbarten Landen ist nicht wohl zu schreiben. Die Flecken und Dörfer sind gar verlassen, die Stätt aber in äußerstem Verderben. Die Bauersleuth gehen herum wie lauter Totenbilder: dem Totenfleisch wird nicht geschont: Die Lebendigen sind selbs nicht sicher, denn der stärkere den schwächeren angreift für seine Nahrung.“<sup>105</sup>

Unter Rückgriff auf bekannte Erzählungen zeigt Hussong damit nicht nur sehr plastisch, dass alles schon einmal viel schlimmer gewesen war, er lenkt auch den Unmut der Hungernden durch die Bebilderung seines Artikels in

---

Häslein sei auf zwei Beinen gelaufen, sagte die Frau, und sei der Bub gewesen, mit dem sie damals in den Wald gegangen sei. Wenn sie jetzt stillschwiege, bekäme sie morgen etwas zu essen. Oder ob sie alle zusammen verhungern wollten?“; Huch (1914), S. 271.

103 Vgl. Fulda (1996), S. 164, in seinem Aufsatz „Wann wir die Menschenfresser nicht in Africa oder sonsten/sondern vor unser Hausthür suchen müssen.“ *Hungeranthropophagie im Dreißigjährigen Krieg und der europäische Kannibalismuskurs*. Ebenso Fulda (1999a), S. 374. Zur gesteigerten Auseinandersetzung mit dem Dreißigjährigen Krieg im Zuge des Ersten Weltkriegs vgl. auch den von Fabian Lampart, Dieter Martin und Christoph Schmitt-Maaß herausgegebenen Band *Der Zweite Dreißigjährige Krieg. Deutungskämpfe in der Literatur der Moderne* (2009).

104 Vgl. *Die Gartenlaube*, Nr. 29 (1919), 30 (1919) und 35 (1919).

105 Hussong (1919d), S. 512, ausgewiesen als Zitat einer Züricher Wochenzeitung aus dem Jahr 1636. Das Zitat ist (abgesehen von einer Auslassung und formalen Kleinigkeiten) korrekt; vgl. *Ordinari Mitwochen-Zeitung*, 10 (1636) Zürich. 09.02.1636, S. 5.



bestimmte Bahnen: Gezeigt werden unter anderem eine französische Karikatur, die sich über den deutschen Hunger lustig macht: „Nach dem Krieg – das Elend. Französisches Spottbild auf die Hungersnot in Deutschland (1916)“, und eine Zeichnung eines aufgeknapften „Wucherers“: „Das Ende des Wucherers (Spottbild 1817)“.<sup>106</sup>

Wie nachhaltig die Frage der Hungeranthropophagie die Weimarer Republik beschäftigt, zeigt sich auch daran, dass einige Kriminalfälle unter diesem Gesichtspunkt verhandelt wurden, also für Tötungsdelikte, die mit dem Verzehr des Fleischs der Opfer einhergingen, der „profane“ Grund des Hungers veranschlagt wurde. Aufsehen erregte 1924 der Fall des verarmten schlesischen Gutsbesitzers Karl Denke, der zahlreiche Menschen tötete, weil er sich an deren Fleisch, so die abschließende Einschätzung des zuständigen Staatsanwalts, schlicht „sättigen“ wollte.<sup>107</sup> Auch ein:e Kommentator:in im *Vorwärts* sieht im Fall Denke die Ursachen „vielleicht zu einem gewissen Teil in der großen Nahrungs- und Fleischnot liegen“, war doch

„der ehemalige Landwirt Denke [...] an Fleischnahrung gewohnt, die ihm, nachdem er in der Inflationszeit sein Vermögen verloren hatte, unerschwinglich geworden war. In gleicher Weise ist es nicht einfach von der Hand zu weisen, daß nur auf dem Hintergrund der wirtschaftlichen Not, die in Deutschland größer als irgendwo anders, in dem kranken Hirne einiger entarteter Menschen die Idee auftauchen konnte, mit Menschenfleisch zu handeln und auch selbst ihren Fleischhunger an ihm zu stillen.“<sup>108</sup>

In diese Zeitdiagnostik der Inflation spielen unter anderem Degenerationstheoreme wie die „[E]ntart[ung]“ mithinein, um ein aus der anthropologischen und kriminologischen Fachliteratur bekanntes „Schreckgespenst“ heraufzubeschwören: die „Gefahr der Gewöhnung an Menschenfleisch in Zeiten der Krise und des Nahrungsmangels.“<sup>109</sup> Auch in seiner profansten Motivation ist Kannibalismus von den Krisendiskursen des Nachkriegs und der Inflation nicht zu trennen.

---

106 Hussong (1919d), S. 513–514. Zitiert wurden die Bildunterschriften. Siehe II/7.1.2 zu antisemitischer Kapitalismuskritik. Zu Hussongs Antisemitismus siehe auch II/2.3.3.

107 Bericht des Staatsanwaltes über die Ermittlungen im Fall Denke, 28.12.1924, zit. n. Bischoff (2011), S. 173.

108 N.N.: Kannibalen, in: *Vorwärts*, Morgenausgabe, 31.12.1924, S. 7.

109 Bischoff (2011), S. 251. Die Mutmaßung des Staatsanwalts, „dass Denke ‚nicht infolge perverser geschlechtlicher Neigung zum Verbrecher geworden‘ sei, sondern vielmehr einen ‚ihm anscheinend unentbehrlichen reichlichen Fleischgenuss‘ befriedigen wollte“, wurde zeitgenössisch vielfach kolportiert; Bischoff (2011), S. 172, unter Zitation des Berichts des Staatsanwaltes über die Ermittlungen im Fall Denke, 28.12.1924. Dass sich diese Erklärung kannibalischer Handlungen aber nicht durchsetzen konnte, zeigt der Fall Fritz Haarmann, wo das Erklärungsmuster „perverse Neigung“ das Erklärungsmuster „Hunger“ deutlich überlagerte; siehe II/3.

#### 2.2.4 Berichte von der Hungersnot in Sowjetrußland 1921/22

Besondere politische Sprengkraft gewinnt die Frage der Hungeranthropophagie schließlich mit Blick auf die Situation im (post)revolutionären Ausland. Mit Schrecken verweisen deutsche Mangelwirtschaftsdebatten gen Osten, wo unter den Bolschewiki in Sowjetrußland in den Jahren 1921 bis Ende 1922 eine massive Hungersnot herrschte.<sup>110</sup> Abgesehen davon, dass auch für diesen Kontext ernst zu nehmende Berichte über den Verzehr menschlicher Leichen vorliegen,<sup>111</sup> lässt sich in deutschen Texten über den grassierenden Hungerkannibalismus an der Wolga eine Entfesselung der Gerüchte über das kannibalische Rußland beobachten, die der Logik der Paranoia und der Projektion folgt. Die Berichte konnten dabei an bestehendes Wissen sowohl um die Anthropophagie des Ostens<sup>112</sup> als auch der Revolution anschließen. So verbindet der Philosoph und Kriminalpsychologe Richard Herbertz die „mensenfresserische[n] Unholde“ Denke, Haarmann und Angerstein mit dem „Hereinbrechen des russischen Chaos“.<sup>113</sup> Der virulente antirevolutionäre Kannibalismuskurs verweist seit 1917 unermüdlich gen Rußland, etwa schreibt *Die Post* zur Niederschlagung des Arbeiter:innenaufstands in Berlin-Lichtenberg durch Freikorpsregimenter, dass diese „Männer [die Freikorps] [...] uns vor dem Fürchterlichen [bewahren], das jenes Ungeheuer russischen Ursprungs, das bald als Hyäne, bald als Blutsäufer dargestellt wird, zu vollbringen sich anschickt.“<sup>114</sup> Auch in der sozialdemokrati-

---

110 Vgl. z.B. Gross (1967), S. 125–140; Geyer (2014), S. 343, Cronier (2021), S. 19.

111 Vgl. z.B. N.N.: Protokoll der Vernehmung des Leichenessers Muchin [1922], sowie Mühlens (1923) und Rosenstein (1926).

112 Vgl. z.B. Gießauf (2009).

113 Ganzes Zitat: „Bald sind es Verbrechen von unausdenkbarer Scheußlichkeit, morden-de, menschenfresserische Unholde, die uns entsetzen, ... Stehen wir unmittelbar vor dem Hereinbrechen des russischen Chaos?“, Herbertz (1925), S. 9. Ähnlich auch Heinrich Manns Weltkriegsessay *Der Europäer* zu „Asien“ und „slawische[r] Grausamkeit“: „Wir werden beleckt von Chaos“, Mann, H. [1916], S. 214; siehe II/1.2.2.

114 *Die Post* vom 03.03.1919, die hier eine Rede von Berlins zweitem Bürgermeister Georg Reicke wiedergibt; zit. n. Maß (2006), S. 38. Auch in Max Glass' *Die entfesselte Menschheit* (1919) treten entsprechende Schreckfiguren auf, etwa der russische Revolutionär Karenow. Diese typischen sowohl antirevolutionären als auch massenphobischen Ressentiments werden z.B. in Stücken der kommunistischen Schriftstellerin Berta Lask wieder aufgegriffen, z.B. in *Die Befreiung* (1926), wo Gruselgeschichten einer revolutionären „Raubtierhorde“ erzählt werden: „Wer eine Frau oder eine Tochter hat, muß sie jedem überlassen, der sie haben will. Die Frauen seien Staatseigentum. In Rußland gehorcht kein Soldat mehr seinem Offizier. Zügellose Horden überfluten das Land“, Lask (1926), S. 25, 62. Vgl. Sator (2021), S. 134. Walter Mehring begegnet solchen Zuschreibungen im Modus der Satire, etwa in seinem *Populärwissenschaftlichen Vortrag über den Werwolf oder das Bolschewistenscheusal* (1925), der die Angstvorstellung vom revolutionären Rußland als Verschlinger des Deutschen aufs Korn nimmt: „Begriffen aber sämtliche Nationen, Religionen die entscheidende Bedeutung des *Menu*, regelten sie besonders streng die Fleisch- und Fastengesetze derart, daß oftmals geradezu der Fleischgenuß den Gegensatz verschiedener Sekten bildet, so vergaß einzig ein Reich im Augenblick

schen Presse, hier im *Vorwärts*, werden Meldungen von kinderfressenden russischen Müttern verbreitet: „So ist es durchaus kein Märchen, daß im Jahre 1921 in Rußland die Mütter ihre Kinder verzehrt haben.“<sup>115</sup>

Aufschlussreich ist das Emplotment dieser Krise in medizinischen Fachtexten. Eine der ergiebigsten Darstellungen stammt von dem Tropenmediziner Peter Mühlens, der eine vom Deutschen Roten Kreuz entsandte Hilfs-expedition nach Russland leitete und in seiner Studie *Die russische Hunger- und Seuchenkatastrophe in den Jahren 1921–1922* (1923) folgende Bilanz zieht:

„Der Höhepunkt der Wahnsinnstaten kam in den leider nicht vereinzelt gebliebenen Fällen von Nekrophagie und Anthropophagie zum Ausdruck, besonders in den am schlimmsten heimgesuchten Gegenden der Gouvernements *Samara* und *Kasan*. Keiner von meinen Expeditionsmitgliedern hat zwar die Beweise an Ort und Stelle gesehen. Nach den Protokollen der amtlichen Vernehmungen, nach den mir von russischen Regierungsvertretern übergebenen Abbildungen mit den aufgefundenen Menschenfleischteilen, sowie nach mündlichen Schilderungen von Ärzten und deutschen Pfarrern in den Wolga-Hungergebieten zweifle ich nicht mehr an der Wahrheit dieser Tatsachen.“<sup>116</sup>

Mühlens' Studie ist insgesamt sachlich, datenreich und sorgfältig, bei der Frage des Kannibalismus bleibt aber auch sie auf Informationen aus zweiter und dritter Hand angewiesen, die im Folgenden zitiert und an zeitgenössisches Fachwissen über Kannibalismus sowohl in Hungerzeiten<sup>117</sup> als auch in „Hungerländer[n]“ wie „Westaustralien“ angebunden werden.<sup>118</sup> Spätestens hier bewegen wir uns wieder im Komplex kolonialer Erzählungen: „Oldfield sagt: ‚In Hungerszeiten töteten die Watchandie in Westaustralien eines ihrer Kinder durch einen Keulenschlag in den Nacken, um das Fleisch zu verzehren.‘“<sup>119</sup> Mühlens referiert

---

der Gründung seine Küche; einzig ein Volk, das alles was ihm vors Maul kommt, was man ihm auch vorsetzt, runterißt, bedenkenlos gegen den Ursprung und das Vorleben dessen, das in seinen Magen eingeht: das Deutsche!“, Mehring (1925), S. 122.

115 N.N.: Kannibalen, in: *Vorwärts*, Morgenausgabe, 31.12.1924, S. 7, Herv. getilgt J.K. Möglicherweise greift dieser Satz auf Peter Mühlens' Studie zurück: Diese zitiert einen nicht weiter spezifizierten „Bericht“, in dem es wiederum heißt: „Es wird offiziell ein Fall gemeldet, wo die Mutter ihr Kind in Stücke schnitt und das Fleisch im Topf aufbewahrte“; Mühlens (1923), S. 15.

116 Mühlens (1923), S. 15.

117 Hier bezieht sich Mühlens auf Richard Andrees *Die Verbreitung der Anthropophagie* (1874).

118 Mühlens (1923), S. 15.

119 Mühlens (1923), S. 15, Herv. getilgt J.K. Mühlens bezieht sich hier auf den englischen Botaniker und Zoologen Augustus Oldfield und dessen Kannibalismusedarstellung in *On the Aborigines of Australia* (1864), S. 286.

unterschiedslos sowohl nachprüfbar Hinweise – „Nach einem Berichte der offiziellen ‚Istwestija‘ hat Dr. Rosenstein in Samra 200 Fälle von Kannibalismus untersucht“ – als auch anekdotisches Wissen mündlicher Quellen: „Von einem durchaus glaubwürdigen (deutsch-russischen) Gewährsmann ist mir – ebenso wie von verschiedenen anderen Seiten – berichtet worden, daß gepökeltes Menschenfleisch käuflich zu haben war.“<sup>120</sup>

Bei besagtem Dr. Rosenstein handelt es sich um den Mediziner L. M. Rosenstein, dessen Abhandlung *Zur Psychopathologie des extremen Hungers. Anthropophagie und Nekrophagie* erst 1926 in der Fachzeitschrift *Krankheitsforschung. Zwanglose Studien zur Pathenogenese* erschien. Die Hungeranthropophagie in Samara ist auch diesem Text ein Faktum. Rosenstein demonstriert Kenntnis der Fachliteratur, vertieft sich eingehend in die psychischen Folgen des Hungers und bietet eine große Zahl detailreicher, kategorisierter Fallgeschichten. Seinem Text sind überaus grausame Fotografien zur Dokumentation des Geschilderten angehängt, die freilich erst in Kombination mit den Bildunterschriften kannibalische Geschichten erzählen. Die Fotografie allein kann Kannibalismus nicht zeigen, selbst nicht in dem Fall, wo man eine angebliche Leichenfresser:innenfamilie mit der Kamera in ihrem häuslichen Nahraum überrascht und, so die Bildunterschrift, „[a]uf frischer Tat ertappt[]“ hat.<sup>121</sup>

Mit noch größerem Nachdruck als Mühlens unterscheidet Rosenstein die „Menschenfresser“ von den „Leichenfresser[n]“, kann vor Ort aber beides feststellen und bemerkt, dass bei den tatsächlichen Menschenfresser:innen, also jenen, die ihre Opfer töteten und nicht tot auffänden, sogar weniger Hungerdruck bestanden hätte, was dann rechtfertigt, beide Typen „unter dem Gesichtswinkel der Psychopathologie“ zu betrachten.<sup>122</sup> Die Nekrophag:innen erscheinen dabei als „willensschwach, primitiv[], leicht suggestierbar“, die Anthropophag:innen hingegen als „angeboren[] degenerierte Persönlichkeit[en]“ mit „amoralischen und asozialen Elemente[n]“.<sup>123</sup> Das „sehr erschöpft[e]“ Subjekt „D.“ gehört zu den Menschenfresser:innen, die Rosenstein selbst „beobachtete“.<sup>124</sup> Der Text beschreibt Physiognomie, Sozialverhalten und Bedürfnisse eines „Triebtäters“ in Gefangenschaft (siehe II/3.2.2–3):

„Ein grimmiges, stumpfsinniges Subjekt. Die Augen vorgewölbt, der Mund geöffnet, die Unterlippe hängend, die Ohren klein. Er hält sich

---

120 Mühlens (1923), S. 15, Herv. getilgt J.K.

121 Rosenstein (1926), S. 159. Vgl. Abb. 6 in Rosenstein (1926), S. 159. Zur Fotografie als ungenügendem Beweismedium siehe auch II/4.2.3.

122 Rosenstein (1926), S. 143.

123 Rosenstein (1926), S. 143, 147, u. vgl. S. 153–154.

124 Rosenstein (1926), S. 144.

isoliert, spricht mit keinem, läßt sich nur ungern untersuchen. Er hat nur ein einziges Verlangen: essen!<sup>125</sup>

Rosensteins Text lässt für Subjekt D. keine mildernden Umstände gelten, es handelt sich stattdessen um eine geradezu formvollendete Verbrecherdarstellung.

Franz Jung, kommunistischer Schriftsteller, Ökonom und zu dieser Zeit Geschäftsführer des Moskauer Büros der Internationalen Arbeiterhilfe, die sich um die Organisation von Hilfslieferungen bemühte, schildert ebenfalls den *Hunger an der Wolga* (1922). Seine reportagehafte, nicht unparteiische Schilderung berichtet nicht von Hungeranthropophagie, sondern deutet stattdessen an, dass die Berichterstattung vom russischen Hunger in ihrer Sensationsgier selbst kannibalische Züge annimmt: „Eine Flut von Korrespondenten aller Kaliber ergießt sich über Rußland auf der Jagd nach Greuelgeschichten“.<sup>126</sup> Unter dem Titel „Die falsche Vorstellung“ diskutiert Jung die „bürgerliche[] Vorstellungswelt“ von der „Hungerskatastrophe an der Wolga“, was mit einem Verweis auf das Menschenschlachthaus des Ersten Weltkriegs endet: „Der europäische Krieg ist ja noch nicht so lange her“, in dem „Millionen Menschen als Schlachtvieh“ geopfert wurden.<sup>127</sup> Zudem bringt Jung die eigenen Erfahrungen seiner deutschen Leser:innen mit der Erosion der Gesetze des Essbaren unter den Bedingungen des Hungers ins Spiel: „Und gibt es keinen unter Euch, die diese Schrift lesen, der noch kein Hundefleisch gefressen hat?“<sup>128</sup> Im deutschen Diskurs um das kannibalische Sowjetrussland spielt Jungs Text den Ball zurück.

## 2.3 Kannibalische Massendiagnostik

### 2.3.1 Helenefriderike Stelzners *Psychopathologisches in der Revolution* (1919)

Im Folgenden konzentriere ich mich auf einen heute weitgehend vergessenen, für die Zeit um 1920 aber sehr typischen Text, der erneut Hunger und Aufruhr in ein Allianzverhältnis bringt. Helenefriderike Stelzners Aufsatz *Psychopathologisches in der Revolution* erschien gegen Ende des Jahres 1919 in der *Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie* und folgt einem Vortrag, den die Medizinerin am 12. Mai 1919 in der Berliner Ge-

---

125 Rosenstein (1926), S. 146.

126 Jung (1922), S. 8.

127 Jung (1922), S. 7–8. Weiter heißt es an anderer Stelle zum Krieg: „Man trinkt Wasser aus der Pfütze, in der vielleicht eben einer verreckt ist. Man stürzt sich auf die Toten, um vielleicht noch irgend etwas brauchbares zu erraffen. Die Hemmungen einer anerzogenen Kultur schwinden, nur Gier nach Befriedigung“; Jung (1922), S. 13.

128 Jung (1922), S. 8.

sellschaft für Psychiatrie und Nervenkrankheiten gehalten hatte.<sup>129</sup> Er gehört zu jenen im Nachgang der Novemberrevolution massenhaft publizierten Schriften, die die politischen Umbrüche der Zeit einem diagnostischen Blick unterziehen und dabei an der Kriminalisierung und Pathologisierung der Revolutionär:innen zu sogenannten „Novemberverbrechern“ und Fällen für die Irrenanstalten arbeiten.<sup>130</sup>

Die von Stelzner entfaltete Argumentation ist vor dem Hintergrund des von Gustave Le Bon geprägten kulturkonservativen Massendiskurses zu lesen: Während in ruhigen Zeiten stabile soziale Regeln auch jene aufgrund ihrer Unfähigkeit zur Triebsublimierung potenziell gefährlichen Individuen vor auffälligem Verhalten bewahren würden, so Stelzner, nutzen jetzt, in der Revolutionszeit, „geistig minderwertige Psychopathen [...] die durch den Umsturz geschaffene Lockerung der Hemmungen und Grenzzäune, um explosionsartig auf dem kürzesten Weg ihr Ziel zu erreichen.“<sup>131</sup> Das „uferlos brandende Meer der Revolution“, so Stelzners ozeanische Revolutionsmetaphorik, wühlt „psychopathisches Material aus der Tiefe auf“ und spült es nach oben.<sup>132</sup> Individuen mit „asozialen und antisozialen Eigenschaften“ gelingt es „[i]n der trüben Welle des Umsturzes [...], sich in führende Stellungen aufzuschwingen.“<sup>133</sup> „Gewalttätige machten sich zu Hordenführern, öffneten Zuchthäuser und Gefängnisse, entrissen heimkehrenden Militärs die Rang- und Ehrenzeichen, plünderten und stahlen“<sup>134</sup>

Dass die Revolution buchstäblich das Unterste zuoberst kehrt und „Minderwertige[]“ in führende Positionen befördert, ist die gemeinsame Aus-

---

129 Helenefriderike Stelzner hatte in Zürich, Berlin und Halle Medizin studiert und wurde 1902 promoviert. Im Herbst 1918 kehrte sie von ihrem Einsatz in österreichischen Reserve- und Seuchenlazaretten nach Berlin Charlottenburg zurück, wo sie bereits seit 1905 eine eigene Praxis für Nervenkrankheiten und Elektrotherapie betrieb. Stelzner publizierte in einschlägigen Fachorganen, wobei sich ihre sozialhygienischen Schriften insbesondere dem Schulärzt:innenwesen, der Jugendfürsorge und der Stärkung von Frauen in medizinischen Berufen widmen; vgl. z.B. *Die Frau als Irrenärztin* (1901), *Was wird aus den psychopathisch abnormen Kindern der unteren Stände?* (1907), *Aktuelle Massensuggestion* (1915), *Die Kriegsverwendungsfähigkeit der psychisch Abnormen* (1916), *Schulhygiene und Kriegskinder* (1917), *Der Inzest. Mit kasuistischen Beobachtungen an Berliner weiblichen Fürsorgezöglingen* (1924), *Ein Beitrag zur Materie von der Verhütung unwerten Lebens* (1925). Vgl. den Eintrag zu Stelzner in der Charité-Datenbank „Ärztinnen im Kaiserreich“; N.N. (2015).

130 Vgl. z.B. Eugen Kahns *Psychopathen als revolutionäre Führer* (1919), Emil Kraepelins *Psychiatrische Randbemerkungen zur Zeitgeschichte* (1919), Hugo Marx' *Ärztliche Gedanken zur Revolution* (1919), Hermann Oppenheims *Seelenstörung und Volksbewegung* (1919), Hans Brenneckes *Debität, Kriminalität und Revolution* (1921), u.v.m.

131 Stelzner (1919), S. 398.

132 Stelzner (1919), S. 393.

133 Stelzner (1919), S. 393–394.

134 Stelzner (1919), S. 394.

gangsbeobachtung vieler antirevolutionärer Schriften.<sup>135</sup> Typisch ist auch der Vergleich der revolutionären Gegenwart mit früheren Zeiten politischen Umbruchs; Stelzner erkennt etwa Ähnlichkeiten zur Pariser Kommune von 1871 und natürlich zum Terreur der Französischen Revolution: „Es ist eigentümlich, welche psychologischen Analogien das Ende der französischen Revolution mit dem Beginn der deutschen von 1918/19 zeigt.“<sup>136</sup> Aus dieser Einschätzung leitet Stelzner praktische Schlussfolgerungen für die Gegenwart ab: „Der Nerven-gesunde behält immer Recht, und wenige zielsichere Schüsse zu Beginn gewisser Unruhen hätten viel Blutvergießen sparen können.“<sup>137</sup>

Bei all dem, und dies ist entscheidend, verstehen Stelzner und ihre Kolleg:innen die Revolution eben nicht als genuin politische Angelegenheit, sondern als medizinisches „Beobachtungsfeld“,<sup>138</sup> als „psychopathologische Fundgrube“.<sup>139</sup> Schon im von Lombroso, Krafft-Ebing und Le Bon geprägten Massendiskurs der 1890er Jahre liegt die Pointe des pathologisierenden und kriminalisierenden Blicks auf die revolutionäre Masse in ihrer Entpolitisierung. So übernimmt etwa Krafft-Ebing für sein *Lehrbuch der gerichtlichen Psychopathologie* von Lombroso, das „interessante Factum [...], wie viele soziale Rebellen, Communarden, Anarchisten, Leiter von Aufständen der Geschichte und der Gegenwart bei anthropologischer und psychiatrischer Prüfung sich als psychisch Belastete und Degenerierte erwiesen“<sup>140</sup> – ein Entzug politischer Legitimität, der, auch hier, aus dem Repertoire anthropophager Massenmetaphorik schöpft: „[W]enn sie [die obigen, J.K.] einmal Blut geleckt haben, feiern Wollust und Mordlust ihre Orgien.“<sup>141</sup>

---

135 Vgl. Brennecke (1921), S. 247: „Schon wiederholt haben im Verlauf des vergangenen Jahres die verschiedensten Autoren [...] darauf hingewiesen, in wie erschreckend hohem Prozentsatz Psychopathen und Geisteskranke bei revolutionären Unruhen und Umstürzbewegungen an führender Stelle teilgenommen haben, ja, dass ganz besonders die Führerschaft der Linksradikalen sich grossenteils aus psychopathischen Persönlichkeiten und geistig Minderwertigen rekrutiert.“

136 Stelzner (1919), S. 402.

137 Stelzner (1919), S. 399. Außerdem seien, so Stelzners Vorschlag, „auf dem Wege der Verordnung oder Gesetzgebung die Ärzte [...] von ihrer ärztlichen Schweigepflicht zu entbinden“, um „Geisteskranke“ von politischen Positionen fernzuhalten; Stelzner (1919), S. 407.

138 Stelzner (1919), S. 393.

139 Kahn, E. (1919), S. 60. Vgl. das Projekt „Die Revolution als ‚psychopathologische Fundgrube‘“ des DFG-Forschungsverbundes „Kulturen des Wahnsinns“ (2009–2015) und dort insb. Judith Hahns Aufsatz *Anarchisten, Attentäter und Revolutionäre: Zur Psychopathologisierung „politischer Verbrecher“ zwischen 1880 und 1920*, der ebenfalls die Entpolitisierung betont, die mit der Kriminalisierung und Pathologisierung der Revolution einhergeht; vgl. Hahn, J. (2016), S. 56.

140 Krafft-Ebing (1892), S. 148. Es handelt sich um die 3., umgearb. Auflage des 1875 zuerst erschienenen Lehrbuchs.

141 Krafft-Ebing (1892), S. 148.



In solchen Texten schreibt die Revolution nicht Geschichte, sondern medizinische und juristische Fallgeschichten. So sind es acht ausführliche systematische „Krankengeschichten“, aus denen der Hamburger Psychiater Hans Brennecke „Schlüsse über den Wert ‚der trüben Masse‘ ziehen“ möchte – die Ergebnisse sind schon mit dem Titel des Textes vorweggenommen: *Debilität, Kriminalität und Revolution* (1921).<sup>142</sup> Der Münchner Mediziner Eugen Kahn will es noch genauer wissen und unterteilt in *Psychopathen als revolutionäre Führer* (1919) seine „revolutionären Psychopathen“ in vier Gruppen: „A. Ethisch defekte Psychopathen“, „B. Hysterische Persönlichkeiten“, „C. Fanatische Psychopathen“ und „D. Manisch-Depressive“.<sup>143</sup> Säuberlich durchnummeriert liefert dieser Aufsatz steckbriefartige Zusammenfassungen der einzelnen Fälle, an deren Ende immer eine Diagnose und manchmal ein Strafmaß steht, etwa: „Psychopathischer Hochstapler. (Nicht § 51. 4 Jahre Zuchthaus.)“<sup>144</sup>

Im Unterschied zu den detaillierten und auf Vollständigkeit bedachten Falldarstellungen Brenneckes und Kahns fallen diejenigen bei Stelzner deutlich kürzer, unstrukturierter und anekdotischer aus. Der Schwerpunkt von Stelzners Text liegt aufgrund seiner ausgeprägten Tendenz zur Kultur- und Zeitkritik eher auf den reflexiv-essayistischen Passagen. So werden, typografisch abgesetzt, auf einer halben Seite gleich fünf Fälle in rascher Folge vorgestellt. Die Fallgeschichten hat Stelzner offenbar aus Presseberichten zum Schlagwort „Spartakus vor Gericht“ gewonnen und paraphrasiert und akzentuiert sie hier in eigener Weise:

„Schon weniger harmlos gibt sich der achtzehnjährige M., der, da er eine Waffe nicht handhaben konnte, ohne weiteres mit Handgranaten ausgestattet wurde. Dies scheint bei ihm zu einem ungewöhnlichen Machtrausch geführt und jedenfalls seine gewalttätigen Neigungen entfesselt zu haben. Er ging sofort in einen Bäckerladen, verlangte Brot ohne Brotkarte für seine Kameraden, deren Obmann er sich nannte. [...] Von einem anderen Angeklagten heißt es, er stotterte und machte einen unintelligenten Eindruck. Er habe von der unabhängigen Partei einen Ausweis erhalten. Was diese eigentlich wolle, wisse er nicht, doch habe er gut zu essen bekommen.“<sup>145</sup>

Wie die vor Gericht Gestellten die ihnen vorgeworfene Beteiligung an revolutionären Aktivitäten begründen, lässt Stelzners Darstellung offen; nur von einem der Angeklagten heißt es, er habe „einige unklare Bemerkungen [gemacht], daß er die Absicht gehabt hätte, den Vorwärts und seine Ideale wieder

---

142 Brennecke (1921), S. 254.

143 Kahn, E. (1919), S. 93, 94, 96, 98.

144 Kahn, E. (1919), S. 94.

145 Stelzner (1919), S. 395.



hochzubringen“.<sup>146</sup> Stelzner betont, dass bei „den meisten der Inkulpaten [...] der Mangel an politischer Erkenntnis“ auffalle,<sup>147</sup> und so bleibt der Hunger die einzige greifbare Motivation, die sich aus Stelzners Fall-Miniaturen für aufrührerisches Handeln herauslesen lässt.

### 2.3.2 Ausgezehnte Massen

Der Hunger der Bevölkerung ist in Stelzners Revolutionsdiagnose der entscheidende Punkt. Hierfür mag Stelzners Perspektive als weibliche, unter anderem in der Fürsorge tätige Medizinerin nicht unwesentlich sein, zumal sich in den zurückliegenden Jahren eine große Menge von Ernährungsratgebern und Kriegsküchenpropaganda speziell an Frauen gerichtet hatte. Solitär ist Stelzners Aufmerksamkeit für Ernährungsfragen freilich auch innerhalb des Spektrums antirevolutionärer Schriften nicht, dafür war um 1920 die Verbindung revolutionären Aufruhrs mit Teuerungskrawallen, Hungerprotesten und dem Ruf nach „Brot“ zu deutlich wahrnehmbar.<sup>148</sup>

Hans Brennecke etwa hat sich bei der Auswahl der von ihm diskutierten Fälle sogar gänzlich „auf solche Kranke beschränkt, deren antisoziale Tendenzen und Crimina in unmittelbarem Zusammenhang mit den Hamburger revolutionären Unruhen und Massenplünderungen im April und Juni 1919 standen“, also dem Kontext der Hamburger Sülzeunruhen angehören (siehe II/2.2.2).<sup>149</sup> Unter den von Brennecke Analysierten befindet sich auch ein angeblicher „Rädelsführer“ der „sogen. Heil’schen Unruhen“, der folgenden „Aufruf“ an das Kaiser Wilhelm-Denkmal geheftet haben soll: „Hamburger Bevölkerung, Ihr werdet durch die Heil’sche Sülzefabrik durch Verarbeitung von Ratten, Hunden usw. zu Sülze verseucht!“<sup>150</sup> Die tatsächliche Verseuchung und Vergiftung der Menschen entdeckt Brennecke aber an anderer Stelle, nämlich in den Manipulationen durch die „Marktschreier“ der Revolution.<sup>151</sup> Bereitwillig nehme die Masse die Ideen des „Materialismus“ in sich auf, welcher „dem naiven Sinnenmenschen [...] seine Utopien und Phantasiegebilde unter Versprechung eines Schlaraffenlandes auf Erden vor[gaukelt]. Jeder Sud, der in der Hexenküche des Materialismus gebraut ist, wird von der Masse

---

146 Stelzner (1919), S. 395.

147 Stelzner (1919), S. 394.

148 So verdichteten sich die Forderungen der Revolution „in der Formel ‚Friede, Freiheit, Brot!‘, die zeitgenössisch in mehreren leicht abweichenden Varianten belegt ist“; Kittstein / Zeller (2009), S. 10.

149 Brennecke (1921), S. 248.

150 Brennecke (1921), S. 252.

151 Brennecke (1921), S. 249.

gierig verschlungen“.<sup>152</sup> Dass die hungrigen Massen mit der Idee eines Schlaraffenlandes abgespeist werden ist ein Aspekt von Brenneckes Revolutionsdiagnose. Der andere besteht darin, den Hungerprotesten als solche die Legitimität abzuspochen, gelangt der Text doch zu dem Schluss, dass die Massen „sich [...] selbst zerfleischen“ werden, „solange die Menschheit [...] in der Befriedigung ihrer leiblichen Wünsche und Begierden das alleinseligmachende Heil sucht.“<sup>153</sup>

Mit einer ähnlichen Verachtung für das leibliche Wohl, das als individuelle Bedürfnisbefriedigung hinter nationalen Interessen zurückstehen müsse, wurde bereits während des Krieges der alliierte „Aushungerungsplan“<sup>154</sup> zu einer Bewährungsprobe für die Deutschen stilisiert. Georg Simmel etwa erkennt im Hunger den Katalysator einer „Umwertung aller Werte“, an dem die Heilung der *Krisis der Kultur* (1917) ansetzen könnte,<sup>155</sup> und Thomas Mann preist in seinen *Betrachtungen eines Unpolitischen* (1918) den Hunger als Läuterung von zivilisatorischer Dekadenz. Wie Simmel bettet auch Mann die Ernährungskrise in einen heroischen Plot ein: Das „Fressen und Saufen“ ist bei ihm die prosaische Pointe des Glückversprechens westlicher Fortschrittsideologie.<sup>156</sup> Werde Europa nicht nach den Entbehrungen des Krieges gelernt haben,

„das Simple und Natürliche köstlich zu finden und eine Mahlzeit aus Eiern, Schinken und Milch dankbarer zu genießen, als irgendwelche Vommitoriums-Völlerei von ehedem? Ja, denken wir es uns von Widerwillen erfüllt gegen seine n[\*\*\*]hafte Genußsucht und zivilisierte Knallprotzelei von früher“.<sup>157</sup>

---

152 Brennecke (1921), S. 249.

153 Brennecke (1921), S. 260.

154 Kink (1915), S. 3.

155 Der Hunger der Kriegszeit erscheint Simmel als Antidot zur blasierten Haltung des Menschen in der auf einen finanziellen „Generalnenner“ gebrachten modernen Welt; Simmel [1903], S. 121. „Die Nahrungssubstanz, sonst ohne weiteres zugänglich, wenn man nur Geld hatte, ist knapp und fragwürdig geworden und tritt dadurch wieder in ihrem definitiven Wertcharakter hervor. [...] [E]ndlich soll wieder mit Fleisch und Butter, mit Brot und Wolle um ihrer selbst willen gespart werden, eine Wendung, die, so einfach sie klingt, ein durch Jahrhunderte gezüchtetes wirtschaftliches Wertgefühl der Kulturwelt total umdreht“; Simmel [1917], S. 47. In Simmels „totaler Umdrehung der Werte“ klingt Nietzsches „Umwertung aller Werte“ nach, ein Schlagwort, das im zivilisationskritischen Diskurs der 1910er und -20er Jahre breite Wirkung entfaltete. Der Hunger wird bei Simmel als eine Krise interpretiert, die einen Ausweg aus der Nivellierung durch die Geldwirtschaft zeigt. Dabei verwendet er die Krisenmetapher in typischer Weltkriegsrhetorik und zugleich ganz im Sinne ihres medizinischen Ursprungs: „Die ganze Hast, äußere Begehrlichkeit und Genußsucht der Zeit [...]. Wenn dies nun die Symptome einer erkrankten Kultur sind, bezeichnet der Krieg den Ausbruch der Krisis, an den die Genesung sich ansetzen kann?“; Simmel [1917], S. 39.

156 Mann, Th. [1918], S. 355, u. vgl. S. 407.

157 Mann, Th. [1918], S. 532.

Thomas Mann hat mit den *Betrachtungen* Ende 1918 einen späten Höhepunkt seiner engagierten Kriegsliteratur erreicht und bemüht hier neben viel Zivilisationsfeindlichkeit unter anderem auch einen rassistischen Gefräßigkeitstopos. Demgegenüber zeigt sich Helenefriderike Stelzner alimentären Bedürfnissen wie gesagt weit weniger verschlossen. Sie gesteht Ernährungsfragen so viel Relevanz zu, dass in der „körperliche[n] Aushungerung“ der deutschen Bevölkerung das Kernargument ihrer Revolutionsdiagnostik liegt.<sup>158</sup> Allerdings – so kann man mit einem anderen Arzt, Alfred Döblin, hier alias Linke Poot, einwenden, wenn dieser ebenfalls die hungerleidende Nachkriegsgesellschaft kommentiert:

„Die Ärzteschaft drang [jetzt, J.K.] auf die Berücksichtigung der Interessen der Leidenden. Die Ärzteschaft erkennt solche Interessen immer im richtigen Augenblick. Der Krieg hat vier Jahre gedauert, in allen Wartezimmern hingen Plakate, man müsse durchhalten, ein bißchen Unterernährung schadet nichts, die gelehrtesten Professoren schrieben experimentell begründete Abhandlungen über den Wert der Entfettung und den trefflichen Gesundheitszustand.“<sup>159</sup>

Selbst so unterschiedlichen Texten wie Poots Satiren und Stelzners Fachartikel ist ein diagnostischer Blick auf die Nachkriegsgesellschaft gemeinsam, in der diese als von den Hungerjahren ebenso körperlich wie psychisch angegriffen vorgeführt wird:

„Der Bodensatz. Das kranke Volk. [...] Die Tuberkulösen. [...] Die Traumatiker, Unfallkranke, Kriegsbeschädigte. [...] Die schwächlichen, kleinen, blutarmen Mädchen. [...] Die Männer und Frauen zahllose jeden Alters, die verwarhlost, unterernährt, seelisch zermürbt sind.“<sup>160</sup>

Anders als bei Poot, dessen Panorama der Geschädigten sich in einer grotesken Theaterszene auflöst,<sup>161</sup> folgt im Falle Stelzners daraus die schon im Titel ihres Aufsatzes stehende Pathologisierung der Revolution: Die „Strapazen und Entbehrungen eines vierjährigen Hungerkrieges“ und mehr noch die Leiden des Nachkriegs haben, so Stelzner, „eine Reihe nervöser Erscheinungen im Gefolge“, die sich in Kriminalitätsanstieg und Revolutionszulauf niederschlagen.<sup>162</sup> Der Hunger verleite nicht nur zu einzelnen konkreten Straftaten, wie

---

158 Stelzner (1919), S. 399.

159 Poot [1920a], S. 103.

160 Poot [1921a], S. 118–120.

161 Vgl. Poot [1921a], S. 122–124. Siehe II/7.1.3. Nicht umsonst betitelt Poot seine Artikelsammlung mit *Der deutsche Maskenball* (1921).

162 Stelzner (1919), S. 398–399. Vgl. auch Kraepelin (1919), S. 172, 175–176.

dem Brotdiebstahl, sondern er habe, viel fundamentaler, den gesamten „Volkskörper[]“ bzw. „Sozialkörper“ nachhaltig zerrüttet und zermürbt.<sup>163</sup>

„Die neuropsychopathologische Anlage verschärfend, den bis dahin Gesunden entnervend hat selbstverständlich der Hunger eingewirkt, der Hunger der Kriegsjahre, der Hunger während der Revolution und der noch zu erwartende Hunger der Zukunft. Welche Schädigungen am körperlichen Gesamtorganismus der viele Jahre währende Mangel an ausreichender und bekömmlicher Nahrung geschaffen hat, ist den Ärzten in Deutschland nur zu wohl bekannt.“<sup>164</sup>

### 2.3.3 Reizhungel und Suggestibilität der Massen

Nachdem Stelzner in dieser Weise die Schwächung und Schädigung des sozialen Organismus durch die Hungerkrise etabliert hat, arbeitet ihr Text im Weiteren mit den bekannten Bildern ungezügelter Gefräßigkeit der „tobenden Massen“, die ganz im Bann von Revolutionsführer:innen stehen.<sup>165</sup> Dabei lassen sich Stelzners Hungerargumentation und die animalisch-bestialisch-kannibalischen Figuren aus dem Repertoire konservativer Revolutionsberichterstattung nahtlos überblenden. „Blutgier“- und „Blutrausch“-Metaphern<sup>166</sup> werden in dem Artikel ebenso bemüht wie die einschlägigen (Raub)Tiervergleiche: Es „droht der Gorilla des Bolschewismus“, die Revolutionär:innen gleichen „Tigerkatze[n]“ und „Hyänen“.<sup>167</sup>

„Zu beobachten ist vor allen Dingen der niederste Grad der Massensuggestion, dem die Volksmengen bei entsprechenden Anreizen wahl- und besinnungslos unterliegen, derselbe, der auch bei höheren Tieren beobachtet wird, bei fliehenden Pferden, bei dressierten Bestien, wenn deren eine den Bändiger angreift usw.“<sup>168</sup>

---

163 Stelzner (1919), S. 393. Zum „Volkskörper“-Diskurs siehe auch I/2.2. Der „Volkskörper“, so argumentieren implizit die Krisendiagnosen von Stelzner und anderen, kann ebenso wie ein menschlicher Körper erkranken, er kann aber auch wie dieser „gesäubert“ und „geheilt“ werden; Schäffner (1995), S. 310.

164 Stelzner (1919), S. 399.

165 Stelzner (1919), S. 397. Vgl. Freud [1921], S. 122–128 (= „Verliebtheit und Hypnose“), insb. S. 126–127.

166 Vgl. Stelzner (1919), insb. S. 396–397.

167 Stelzner (1919), S. 402, 395, 403.

168 Stelzner (1919), S. 404.

Dabei verlangen Stelzners revolutionäre „Horden“ nicht allein nach Brot, sondern nach „Brot und Spielen“.<sup>169</sup> Dem Artikel liegt ein sehr weites Verständnis von Hunger zugrunde, der auch den nach Genussmitteln und Stimulanzien im weitesten Sinne umfasst: „Auf den Gemütszustand wirkte [...] ebenso schädigend wie die Unterernährung der Mangel an Genußmitteln und der damit verbundene Reizhunger ein, wodurch sowohl depressive wie hypomanische Zustände hervorgerufen werden können.“<sup>170</sup>

Gesondert erwähnt Stelzner übrigens die „Führerinnen“ der Revolution, etwa die Anarchistin Louise Michel, die in der Pariser Commune eine wichtige Rolle spielte, und Rosa Luxemburg, die vier Monate vor Stelzners Vortrag ermordet worden war.<sup>171</sup> Stelzner wiederholt bekannte misogynne Stereotype von der Revolutionärin als „Virago“ und „Hyäne[]“ und kann sich auch dabei auf den Wissensstand der Massenpsychologie stützen: „Ausgesuchte, von Frauen ausgehende Rohheiten entsprechen ihrer geringen Schulung, ihrer allgemein größeren Impulsivität“.<sup>172</sup>

Um das Ausmaß der Verschränkung von antirevolutionärem, misogynem, antisemitischem und rassistischem Diskurs um 1920 zu studieren, kann man beispielsweise einen Blick in Friedrich Hussongs *Bilderbogen der Revolution* werfen, eine Artikelserie, die 1919 in mehreren Fortsetzungen in der *Gartenlaube* erschien und immer wieder auf den verbreiteten kannibalischen Topos der ihre eigenen Kinder verschlingenden Revolution zurückgriff.<sup>173</sup> Viel Raum nimmt in Hussongs Texten die Inszenierung der Suggestionskraft der Rede der Revolutionsführer:innen ein:

---

169 Stelzner (1919), S. 397, 406.

170 Stelzner (1919), S. 399–400. Stelzner bezieht sich hier v.a. auf die Studie *Die Selbstmörder* (1909) des Gerichtsarztes Anton Brosch: „Brosch hat gezeigt, daß 8,8% seiner Fälle infolge chronischer Erkrankung der Ernährungsorgane und der damit einhergehenden Lustberaubung den tiefsten Grad der Depression erreichten und Hand an sich legten“; Stelzner (1919), S. 400.

171 Stelzner (1919), S. 403, u. vgl. S. 403–404.

172 Stelzner (1919), S. 403.

173 In Hussongs *Bilderbogen der Revolution IV* heißt es etwa: „[D]ie schauerhafte Neuigkeit vom Ende Spartakus-Liebknechts und seiner Egeria Luxemburg. Die Revolution, dieses unnatürliche Kind, verschlingt ihre Erzeuger. Neue Siedehitze, neue Haßflammen, neue Demonstrationsausstände. Neue Entstellungen, neue Unterschiebungen, neue Brunnenvergiftungsversuche“; Hussong (1919c), S. 87. Vgl. auch Hussong (1919a), S. 53. Drastische antisemitische Hetze und kannibalische Revolutionsmetaphorik gehen auch in anderen Artikeln zur Ermordung von Liebknecht und Luxemburg Hand in Hand; z.B. wird Letztere als „kleine, häßliche, russische Jüdin“ bezeichnet, um dann mit dem Satz zu schließen: „Die beiden sind eben doch [...] in einem von ihnen selbst angerichteten Blutbad ertrunken“; N.N.: Der Untergang der Volkstribunen. In: *Die Gartenlaube*, 5 (1919), S. 66.

„Vor dem Abgeordnetenhaus in der Prinz-Albrecht-Straße hält Karl Liebknecht eine Rede. [...] Vom Fahrersitz eines Kraftwagens herunter spricht Spartakus auf die Gläubigen ein, die sich vor ihm [...] zusammengerottet haben. [...] Mit bleichen Händen fährt er über die Menge, die mit verzerrten Gesichtern, mit flackernden Augen an seinem entblößten, kurzwolligen N[\*\*\*]schädel hängt. [...] Sie saugen wahrhaftig den Dunst seiner Rede ein wie Duft. [...] Sie sind ganz in seinem Banne. Sie schreien in seine Rede Beifall, sinnlos vor Glauben, wie tanzende Derwische.“<sup>174</sup>

Stelzners Revolutionsdiagnostik versucht sich an einer Erklärung der vielbeschriebenen Suggestibilität und Leichtgläubigkeit der Massen. Um das unheimliche Phänomen zu erklären, stellt Stelzner eine Genussrechnung auf: Aphrodisische, lukullische und bacchische Genüsse ließen sich, so Stelzner, untereinander ersetzen oder „durch höherstehende Lustformen verdräng[en]“,<sup>175</sup> etwa ließ sich noch bis 1918 aus dem patriotischen Opfergedanken ein Lustgewinn ziehen, der manche Entbehrung aufwog, der nun aber mit der Kriegsniederlage „hinfällig“ geworden sei.<sup>176</sup> Ohne „Gewürze, Kaffee, Tee, Kakao, Nicotin, Alkohol“, so Stelzner, „sind wir [...] gegenwärtig nach allen Seiten Lustberaubte“,<sup>177</sup> So bleibt nur noch „die Freude an allerlei ungeordneter Betätigung, an Versammlungen, Demonstrationen, Krawallen, Schießereien, Straßenhandel, Tanz.“<sup>178</sup>

Revolutionäre Betätigung wird so als Ventil eines verirrten Hungers entlarvt: „Der ungeheure Lebenshunger, der in allen geschichtlichen Epochen des tiefsten Elends sich zeigt, ist auch in der gegenwärtigen Bewegung in die Erscheinung getreten“.<sup>179</sup> Ähnlich wie Simmel aber mit anderer Konsequenz erblickt Stelzner in der Hungerkrise eine Um- bzw. Entwertung aller Werte: Die „Moral“ sei gesprengt, die Unsicherheit allgemein, „Ehre, Gut und Leben [...] entwertet[]“ und durch stimulierende, berauschende Substitute ersetzt.<sup>180</sup> Insbesondere die Jugend „sucht nach Genüssen und Ersatzgenüssen“.<sup>181</sup> Unter diese sprichwörtliche „Genußsucht“ der Nachkriegsjahre wird auch oft der Anstieg des Betäubungsmittelkonsums, allen voran die sogenannte „Kokainwelle“

---

174 Hussong (1919b), S. 65.

175 Stelzner (1919), S. 400.

176 Stelzner (1919), S. 399.

177 Stelzner (1919), S. 401.

178 Stelzner (1919), S. 406.

179 Stelzner (1919), S. 401.

180 Stelzner (1919), S. 402.

181 Stelzner (1919), S. 401.

der Jahre zwischen 1919 und 1923 subsummiert.<sup>182</sup> In diesem Kontext zeichnet es Stelzners Text aus, dass er das, was Hunger stillt oder stimulierende Wirkung entfalten kann, maximal weit fasst. So gerät mit der „Massensuggestion“<sup>183</sup> auch das „älteste Massenmedium der Welt“ ins Blickfeld: das Gerücht.<sup>184</sup> Stimulierende Wirkung entfaltet bei Stelzner nicht zuletzt das „suggestive Schlagwort“.<sup>185</sup> In Zeiten der Hungerkrise erfüllen leere Versprechungen und der „Zündstoff der Worte“, die Flucht in den „Okkultismus“ und der „Glaube an allerlei unheimliche Gerüchte“ für Stelzner eine besonders wichtige Funktion im Genuss-Haushalt der Individuen.<sup>186</sup>

#### 2.3.4 Gerücht und Gericht

Mit einem Beispiel verdeutlicht Stelzner das latent Kannibalische des Stimulanzien- und Suggestionshungers der Massen:

„In Berlin z. B. waren eine Reihe von Leuten ganz ernsthaft der Überzeugung, daß die verschwundenen Kinder – ihre Anzahl wurde in den letzten Wochen auf 200–300 angegeben, was auf einer Verwechslung beruhte – ermordet und zu sogenannter Ziegenwurst verarbeitet seien. Alle Schulmädchen waren voll von dem Gerücht“.<sup>187</sup>

Die Masse, selbst eine kannibalische Entität, findet Befriedigung in einer kannibalischen Vorstellung: Sie sättigt ihren Reizhunger an einem Gerücht, nämlich dem der zu „Ziegenwurst“ verarbeiteten Kinder. Ein kannibalisches Misreading – „Alle Schulmädchen waren voll von dem Gericht / Gerücht.“ – unterläuft schnell und liegt nahe. Mit der Akzentuierung der Leichtgläubigkeit und Sensationsgier der weiblichen Masse der Schulmädchenschar bewegt

---

182 Vgl. Hoffmann (2012), insb. S. 98–101, zur Presseberichterstattung über die „Kokainismus-Seuche“ zwischen 1919 und 1923. Vgl. z.B. Lickhardt (2014), S. 420, 427, zur „Vergnügungssucht“ der 1920er Jahre. Vgl. Walter (2017), insb. S. 321, für einen medizinhistorischen Blick auf das Phänomen dieser sogenannten „Volksseuche“. In seinem kurzen Artikel *Reiz und Betäubung. Ein Beitrag zur Krankheit unserer Zeit* im *Berliner Tageblatt* vom 24.11.1919 sieht der Sanitätsrat Max Edel ähnlich wie Stelzner nach dem Krieg neuen Erlebnishunger erwachen: „Alle Leidenschaften sind wach geworden: die Tanzwut, der Spielspleen, der Filmfimmel, der Konzerttraptus, der Theaterkoller“. Betäubungsmittel werden dabei laut Edel nicht zuletzt deshalb konsumiert, weil sie „billiger als ein gutes Abendbrot in einem besseren Lokal“ sind; zit. n. Hoffmann (2012), S. 99.

183 Stelzner (1919), S. 404.

184 Vgl. etwa den Titel von Jean-Noël Kapferers *Gerüchte. Das älteste Massenmedium der Welt* (1996) sowie Bruhn / Wunderlich (2004), S. 7.

185 Stelzner (1919), S. 405.

186 Stelzner (1919), S. 405.

187 Stelzner (1919), S. 405.

sich Stelzner in eingefahrenen Bahnen: Bereits Le Bon hatte die „übermäßige Suggestibilität“ der Massen konstatiert, deren besondere Empfänglichkeit für bildliche Sprache betont und damit deren Neigung zur „Entstellung[]“ der Wahrheit begründet.<sup>188</sup> Dies erklärt für Le Bon nicht nur die „Entstehung von Legenden“, sondern auch weshalb diese „mit solcher Leichtigkeit in den Massen zirkulieren.“<sup>189</sup> 1922 vergleicht Ferdinand Tönnies in seiner *Kritik der öffentlichen Meinung* diese mit einem „Gefäß oder „Mischkessel“, „worin mannigfache, miteinander unverträgliche Bestandteile sich zusammengewaschen finden und in mehr oder minder heftige Gärung geraten.“<sup>190</sup> Das Gerücht als Gericht ist allerdings eine dem Stelzner-Text eigene Pointe, die sich vor dem Hintergrund der zeitgenössischen Pollution Anxieties voll entfaltet, und in der man im Sinne einer Aufwertung der Misreadability von Texten eine eigensinnige literarische Qualität dieses Artikels erblicken könnte<sup>191</sup> – oder aber auch ein vom Text provoziertes Malentendu, eine „böse Absicht.“<sup>192</sup> Was Stelzners Text hier „Gerücht“ nennt, ist jedenfalls keine falsche oder minderwertige Information, „kein kommunikativer Non-Sense“,<sup>193</sup> sondern Teil des kannibalschen Masse-Diskurses. Im Sinne eines bewussten Misreadings ließe sich auch folgender Satz aus der für den deutschsprachigen Diskurs um die Französische Revolution so wichtigen Burke-Übersetzung von Friedrich Gentz zu kannibalscher Kenntlichkeit entstellen:

„Ich wußte freilich, daß für gewisser Leute Gaumen die Leiden der Monarchen eine Liebesspeise sind.“<sup>194</sup>

Die „Leiden“ für die „Leichen“ und das „Gerücht“ für das „Gericht“ zu nehmen ist freilich eine selbst paranoische Lesart eines paranoischen Diskurses. Hier stehen wir vor einer Aporie jeder deutenden Zeichenwissenschaft, besteht doch in der Paranoia eine mögliche letzte Konsequenz des Zeichendeutens und Spurenlesens, betreibt man es nun als Mediziner:in, Detektiv:in,

---

188 Le Bon [1895], S. 21, 23. Zur Eigenlogik der Bilder vgl. Le Bon [1895], S. 22: „Die Masse denkt in Bildern, die nach ihrer Entstehung von selbst eine Reihe anderer Bilder ohne logischen Zusammenhang mit den ersteren auslösen.“

189 Le Bon [1895], S. 22.

190 Tönnies [1922], S. 161.

191 Paul de Man *Literature and Language* (1972) verweist auf den Zusammenhang von Missverständlichkeit und Literarizität: „[T]he specificity of literary language resides in the possibility of misreading and misinterpretation“; De Man (1972), S. 280.

192 Kellerer et al. (2008), S. 9, zu Missverständnis und Malentendu und dem auch kreativen Potential verfehlter Verständigung.

193 Meyer (2018), S. 41.

194 Burke [1790], S. 154.



Psychoanalytiker:in oder Literaturwissenschaftler:in.<sup>195</sup> Für Luc Boltanski etwa verbindet den:die Paranoiker:in und den:die Detektiv:in ein Deutungs- und Beziehungswahn.<sup>196</sup> Dabei kann er sich auf Freuds Überlegungen zur Paranoia berufen: Paranoiker:innen können „nichts Indifferentes [anerkennen] und verwerten in ihrem ‚Beziehungswahn‘ die kleinsten Anzeichen“.<sup>197</sup>

Aufschlussreich ist der Blick auf die Dynamik, die sich zwischen der Masse und dem gesprochenen Wort entwickelt, zuletzt auch noch in einer weiteren Hinsicht: Als latent kannibalischer Sozialkörper hat die Masse ein Sprechproblem. Das in der Hexenküche des Materialismus gebraute Versprechen vom „Schlaraffenland“, das bei Hans Brennecke „von der Masse gierig verschlungen“ wird,<sup>198</sup> und das von Stelzners Schulmädchenschar „geschluckte“ kannibalische Gerücht erscheinen als die zwei Seiten der Medaille hungriger Informationsabsorption der Massen. Und natürlich verbreiten sich in der Masse sowohl leere Versprechungen als auch grausige Gerüchte immer weiter: So wird in Stelzners Text sowohl das Kinderwurst-Gerücht als auch die revolutionäre Rede von der Masse einverleibt und wieder von sich gegeben. Die Menge der „Nachfolger und Anhänger“ der Revolution erscheint in der unverständigen Wiedergabe politischer Parolen und Worthülsen als eine Ansammlung von so leicht erregwie lenkbaren Wirrköpfen, „vielfach ihre eben aufgenommenen, aber noch nicht verdauten politischen Phrasen stammelnd“<sup>199</sup> – als echte Barbar:innen (altgriech. „bárbaroi“ = „Stammelnde“)<sup>200</sup> im Wortsinne also.

## 2.4 Schlussbemerkung

Helenefriderike Stelzners Psychopathologisierung der revolutionären Masse verknüpft zahlreiche Aspekte, die in Bezug auf das Kannibalische in diesem Kapitel wichtig waren. Zum ersten findet sich in Stelzners Text jene kannibalische Inszenierung der bewegten Masse, ohne die kaum eine antirevolutionäre Schrift auskommt. Zum zweiten besteht nach Stelzners Diagnose ein kausaler Zusammenhang zwischen Hunger und der Formierung von Aufständen: Während andere Autor:innen allerdings die Hungerproteste mit der alimen-

---

195 Vgl. z.B. Ebner et al. (2016), S. 8, sowie Carlo Ginzburgs *Spurensicherung* (1979), S. 16–17.

196 Vgl. Boltanski [2012], insb. S. 310–312, 316.

197 Freud [1922], S. 199.

198 Brennecke (1921), S. 249.

199 Stelzner (1919), S. 394.

200 Zur Etymologie der „Barbaren“ vgl. z.B. den entsprechenden Artikel im *Neuen Pauly*; Losemann (1997), Sp. 439–440. Barbar:innen waren jene, die unverständlich, also nicht Griechisch sprachen. „Den zunächst sprachlichen Bezug [des Barbarenbegriffes] unterstreicht der Vergleich mit unverständlichen Tierlauten“; Losemann (1997), Sp. 440. Zum nicht-griechischen Stammeln der Barbaren vgl. auch Strijbosch (2015), S. 86.

tären Not direkt begründen, geht Stelzners Argumentation den Umweg über die „Entnervung“ der Gesellschaft durch die Mangelernährung: Aufruhr wird so pathologisiert. Zum dritten ist der „Hunger“ der Massen in Stelzners Text ein so weitgefasster, dass auch Worte – Gerüchte und Phrasen – seiner Befriedigung dienen können. Dass es hier ausgerechnet ein kannibalisches Gerücht ist, an dem sich die Erregung der Schulmädchenschar entzündet und das deren Reizhunger stillt, ist kein Zufall: Ernährungssicherung und Nahrungsmittelpureinheit waren, dies zeigte der Mittelteil dieses Kapitels, in der Schwellenzeit um 1920 alltägliches, gegenwärtiges Problem, wobei die Krisendiskurse um Hunger, Verunreinigung und Vergiftung, also sowohl die Starvation Anxieties als auch die Pollution Anxieties auf kannibalisches Terrain gerieten – sei es im Szenario drohender Hungeranthropophagie, sei es in der Vorstellung, den eigenen Körper unwissentlich mit Menschenfleisch zu kontaminieren.

Ein wichtiges und häufig anzutreffendes Element der Diskurse um Massen hunger und Massenaufuhr, dies zeigte nicht nur Stelzners Text, ist die Kolportage von Gerüchten, von Fehlinformationen und Missverständnissen, tendenziösen Aussagen, Halbwahrheiten und Hörensagen: In diesem Kapitel reichte dies von Konrad Oelsners Jakobinerinnen, die bei revolutionären Orgien zum Braten und Verzehren der getöteten politischen Gegner:innen anstiften, bis hin zu den Weimarer Pressemeldungen über geschlachtete, zu Wurst verarbeitete, als Ziege oder Hammel fehldeklarierte Kinder – eine Vorstellung, die selbst dort, wo ihre Kolporteur:innen sie ausdrücklich als unglaubwürdig bewerten, als geradezu fixe Idee der Jahre um 1920 in den Texten begegnet. Wie alle Gerüchte loten auch kannibalische Gerüchte Grenzbereiche der Kommunikation aus. Sie sind brisante unverbürgte Aussagen, die in den genannten Fällen aber zumindest den Sprung von der inoffiziellen Kommunikation in die offizielle Kommunikation geschafft haben: Diese Gerüchte sind zitierbar. Dass „Falschmeldungen und Gerüchte in gesellschaftlichen Umbruch- und Krisenzeiten Hochkonjunktur [haben]“,<sup>201</sup> gleichermaßen ein „Symptom verschiedener sich überlagernder Glaubwürdigkeits- und Legitimationskrisen“ darstellen,<sup>202</sup> ist ein Gemeinplatz der Gerüchtforschung, den man mit den eingangs umrissenen Überlegungen zur narrativen Produktion von Krisen zusammendenken sollte. So gehört das kannibalische Gerücht um 1920 zum Emplotment multipler Krisen; man begegnet ihm in Weltkriegsschriften und in

---

201 Keil / Kellerhoff (2017), S. 20. Dabei ist speziell das kannibalische Gerücht „typisch für Not- und Hungerzeiten“; Shojaei Kawan (2004), S. 345.

202 Altenhöner (2008), S. 301. Ganzes Zitat: „Zwischen diesem Erosionsprozess [des Kaiserreichs und seiner Institutionen] und der Entstehung und Kommunikation von Gerüchten besteht ein enger wechselseitiger Zusammenhang. Gerüchte sind hierbei nicht als ursächlicher Faktor dieser Erosion, sondern als Symptom verschiedener sich überlagernder Glaubwürdigkeits- und Legitimationskrisen anzusehen. [...] Damit sind sie ein Faktor bei der Entstehung revolutionären Potentials im Deutschen Reich“; Altenhöner (2008), S. 301–302.

Diagnosen der Revolution, in Texten zu Inflation und Hunger, in Expeditionsberichten aus dem hungernden Russland und in Erzählungen von der physischen und psychischen Verfassung der deutschen Bevölkerung.

An einer für das in diesem Kapitel Verhandelte so paradigmatischen Situation wie der Stürmung der Heil'schen Sülzefabrik im Juni 1919 lässt sich beobachten, wie latent kannibalisches Unbehagen die Seiten wechseln bzw. mehrfache, beiderseitige Wirksamkeit entfalten kann: Der Massenprotest gegen die Sülzefabrik entsteht mit den Gerüchten um die zweifelhafte Legitimität und Reinheit der dort produzierten Speisen, als Versuch gleichsam, das Abgleiten der eigenen Ernährung in tabuisierte Bereiche abzuwehren; zugleich aber werden die einigen hundert Hamburger:innen, die in die Fabrik eindringen und die Maschinen demolieren, in Texten wie der Revolutionsdiagnose Hans Brennecks als hemmungslos tobender Mob in Szene gesetzt und dem Diskurs um die kannibalische, alles verschlingende und gleichmachende Masse eingeschrieben. Beiderseits wirken also Pollution Anxieties und mit ihnen ein Moment des Paranoid Horrors und des Ekels vor Auflösung und Entdifferenzierung.

„Mr. Gordon erzählt einen Fall von Cannibalismus, der sich in Kischnagur, Bengalen, zutrug, zur Zeit als er daselbst als Magistrat fungirte. Hindus niederer Kaste, die im Gefängniss starben und deren Leiche nicht von ihren Freunden begehrt wurde, warf man in den heiligen Jellinghee-Strom, der an der Stadt vorbeifliesst. Ein Mann niederer Kaste, ein Dom, war angestellt, um sie in den Fluss zu werfen, und erhielt ein neues Stück Zeug geliefert, um sie anstandsgemäss zu umhüllen. Unser Dom stand im Verdacht, das Zeug zu stehlen; man beobachtete ihn, als ein ziemlich beliebter Gefangener an Apoplexie gestorben war, und sah ihn nicht nur das Zeug stehlen, sondern auch ein Stück Fleisch aus dem fettesten Theile des Körpers ausschneiden, bevor er ihn ins Wasser warf. Seine Hütte stand in der Nähe des Flusses, und man beobachtete ferner, wie er das Fleisch kochte und ass. Da kein auf den Fall passendes Gesetz vorhanden war, so konnte der Mann nur wegen Diebstahls zu einem Monat Zwangsarbeit verurtheilt werden.“

Fedor Jagor: Cannibalismus in Bengalen (1884)<sup>1</sup>

### 3 Kannibalismus vor Gericht Theodor Lessing *Haarmann. Die Geschichte eines Werwolfs* (1925)

Während 1924 der Gipfel der Hyperinflation und damit auch ein letzter Höhepunkt der Nahrungsmittelunsicherheit in der Weimarer Republik bereits überschritten war, spielt sich in Hannover ein Kriminalfall ab, dessen mediale Verhandlung mit der Sorge um die Reinheit von Lebensmitteln in enger Beziehung steht. Nachdem man aus dem Leinefluss menschliche Überreste gefischt hatte, wird im Juni 1924 ein Bürger der Stadt, der Kleinhändler Friedrich Haarmann verhaftet. Nach Monaten des Verhörs und der Ermittlungen klagt man ihn im Dezember unter enormer öffentlicher Aufmerksamkeit vor dem Schwurgericht Hannover des 27-fachen Mordes an.<sup>2</sup> In der an spektakulären Serienmordfäl-

---

1 Jagor (1884), S. 72. Es handelt sich um eine Miscelle in der *Zeitschrift für Ethnologie. Organ der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte*, die hier vollständig zitiert wurde. Die Erzählung stammt aus George Grahams *Life in the Mofussil; or, the Civilian in Lower Bengal* (1878), S. 34–35. Jagor hat den englischen Text lose ins Deutsche übersetzt, dabei aber einige Sätze aus der Ich-Perspektive Grahams getilgt, dem die Bestrafung des Mannes oblag: „It now occurred to me for the first time, that no punishment was provided in our Penal Code for cannibalism“; Graham (1878), S. 35.

2 Friedrich Haarmann, 1879 als sechstes Kind eines Zigarrenfabrikanten in Hannover geboren, begann im Alter von 16 Jahren seinen Gang durch die Institutionen (u.a. die Abteilung für „Geisteskranke“ im Stadtkrankenhaus Hannover, die „Heil- und Pflegeanstalt“ Hildesheim, die „Idiotenanstalt“ Langenhagen sowie diverse Gefängnisse und Zucht-

len nicht gerade armen Medienlandschaft der Weimarer Republik waren es drei Umstände, die dem Fall Haarmann besondere Brisanz verliehen: Erstens hatte sich Haarmann als Spitzel der Hannoveraner Polizei angedient, so dass diese sich nun Fragen nach ihrer Mitverantwortung an den Mordtaten gefallen lassen musste (die kommunistische Presse sprach bald vom „Haarmann-System“<sup>3</sup>), zweitens wurden Haarmann Morde an jungen Männern zur Last gelegt, mit denen er sexuell verkehrte, was die laufenden Debatten um eine Liberalisierung des Homosexuellenstrafrechts in der Weimarer Republik weiter polemisierte, und drittens hatte Friedrich Haarmann nicht nur mit getragenen Kleidungsstücken, sondern auch mit Fleisch gehandelt, dessen Quellen sich in den polizeilich-forensischen Untersuchungen nicht mehr rekonstruieren ließen. In den von Pollution Anxieties geprägten Ernährungsdiskursen der Nachkriegszeit waren sich die Kommentator:innen in Zeitungen aller politischen Ausrichtungen in einem Verdacht schnell einig:

„Man nimmt an, dass die übrigen Körperteile [der Opfer Haarmanns] teils als Fleisch verkauft, teils zu Sülze, Bouletten und Konserven verarbeitet wurden. Jedenfalls fand man in seiner Wohnung Behälter, in denen geschmolzenes Menschenfett aufbewahrt wurde. [...] [D]a Haarmann einen ausgedehnten Fleischkonserven- und Wursthandel betrieb, ohne das man deren Herkunft bis heute feststellen konnte, liegt die Annahme nicht fern, dass der sadistische Polizeispitzel Menschenfleisch zu Nahrungszwecken verkauft hat.“<sup>4</sup>

Mehr noch als um die Vorstellung, dass Haarmann selbst möglicherweise das Fleisch seiner Opfer verzehrt haben könnte, kreiste die mediale Fantasie um die Idee, dass Haarmann mit Menschenfleisch gehandelt, dieses verschenkt

---

häuser). Es waren immer wieder unterschiedliche Diagnosen zu seinem Geisteszustand gestellt und etliche Urteile gegen ihn ausgesprochen worden, u.a. für Eigentumsdelikte, Betrugsversuche, Körperverletzung und „widernatürliche Unzucht“. Als Haarmann am 22.06.1924 erneut festgenommen wurde, waren in den vorangegangenen Wochen in Hannover fünf menschliche Schädel gefunden worden. Bei der dann folgenden Durchsuchung von Haarmanns Wohnung stellte die Polizei Blutspuren und Kleidungsstücke der Toten sicher. In einem Verhör in der Nacht vom 1. auf den 2. Juli gestand Haarmann zunächst sieben Morde. Am 5. Juli fand eine polizeilich organisierte Suchaktion nach menschlichen Überresten im Leinefluss statt, bei der unter anderem 22 rechte Oberschenkelknochen geborgen wurden, woraufhin Haarmann nach und nach weitere Morde gestand. In der Überfülle an Forschungsliteratur zum Fall Haarmann bietet Kathrin Kompischs Artikel *Der Fall Fritz Haarmann (1924)* (2005) die in ihrer Kürze am besten recherchierte Darstellung. Vgl. auch Kompischs Dissertation von 2008, für die die Verfasserin eine große Menge an Archivmaterial sichtete. Etliche der hier angeführten Hinweise auf Zeitungsartikel zum Fall Haarmann verdanken sich dieser Arbeit.

- 3 So der kommunistische Reichstagsabgeordnete Iwan Katz in seiner Broschüre *Zum Fall Haarmann (1924)*, S. 32. Die Broschüre wurde kurz nach ihrem Erscheinen verboten.
- 4 N.N.: [Ohne Titel], in: *Rote Fahne*, 13.07.1924, 1. Beilage.

oder anderweitig in Umlauf gebracht und so in den Nahrungsmittelmarkt der Stadt eingespeist haben könnte. In der Berichterstattung grassierte „eine regelrechte Menschenfleischpsychose, die Angst, unwissentlich Menschenfleisch zu essen.“<sup>5</sup> Nach 14-tägigem Prozess sah es das Gericht als erwiesen an, dass der Angeklagte zwischen September 1918 und Juni 1924 insgesamt 24 Morde verübt hatte – Kannibalismus konnte trotz dringender Verdachtsmomente nicht festgestellt werden – und sprach am 19. Dezember das Todesurteil aus. Eine Milderung der Strafe wurde, dies ist zeituntypisch, in diesem Fall nicht erwogen und Friedrich Haarmann am 15. April 1925 mit dem Beil enthauptet.

„Haarmann“ ist eine ganz spezifische kannibalische Figur und als solche ein multi- und massenmediales Produkt der Schwellenzeit um 1920. In der zeitgenössischen Aufarbeitung des Falls entstand jener Haarmann, dessen Name bis heute wie eine Marke funktioniert: der „Kannibale von Hannover“, ein „Trieftäter“, der jungen Männern „im Orgasmus die Kehle durch[beißt]“ und ihre Körper „zu Fleisch- und Wurstwaren [verarbeitet].“<sup>6</sup> Maßgeblich beteiligt an der Errichtung dieser Haarmannfigur sind die Gerichtsreportagen des Philosophen Theodor Lessings, die die Textgrundlage dieses Kapitels bilden.

Theodor Lessing, wie Haarmann gebürtig in Hannover, geschult in Medizin, Psychologie, Literatur und Philosophie, ab 1908 Privatdozent für Philosophie an der örtlichen Technischen Hochschule, gilt der (recht überschaubaren) Lessingforschung als ein so unbequemer wie missverständlicher Intellektueller.<sup>7</sup> Anfang 1910 trug er eine Antisemitismuskontroverse mit Thomas Mann aus, in der keiner der Kontrahenten eine gute Figur abgab,<sup>8</sup> und 1925 diente sein

---

5 Kompisch / Otto (2003), S. 37–38. Von der in Hannover sich verbreitenden „Menschenfleischpsychose“ ist in der Forschung zuerst die Rede in Claßen (1988), S. 246, wobei aus einer zeitgenössischen Quelle zitiert wird: N.N.: Haarmann der 24fache Mörder vor dem Schwurgericht. Einziger ausführlicher Bericht der Verhandlung vor dem Schwurgericht mit 8 Abbildungen. Hannover: o.O. 1924.

6 Mattenklott (1996), S. 105. Im Fall Haarmann verband sich „Faktisches und Imaginiertes [...] so eng, dass eine Trennung, zumal eine nachträgliche, zwischen dem Geschehen und seiner medialen wie diskursiven Überhöhung kaum mehr möglich ist“, so Hania Siebenpfeiffer in ihrer Monografie zu Lustmorddiskursen in der Weimarer Republik; Siebenpfeiffer (2005), S. 215.

7 Überschattet wird Lessings Biografie von ihrem gewaltsamen Ende, der Ermordung durch nationalsozialistische Attentäter am 31.08.1933 in seinem Arbeitszimmer in Marienbad. Für den Tenor der Lessingforschung kann die Einschätzung Rainer Marwedels einstehen, dass die Geschichte von Lessings öffentlicher Wirkung „vor allem als eine Geschichte seiner Verfolgung zu verstehen ist, die bis in die Sekundärliteratur hinein sich fast ungebrochen fortsetzte“; Marwedel (1987), S. 10. Die Verschiebungen im wissenschaftlichen Interesse an Lessing reflektiert Mounk (2017), insb. S. 511, 514. Eine kurze, aber kundige Verortung des Intellektuellen Lessing liefert Jutta Person in ihrer Monografie *Der pathographische Blick. Physiognomik, Atavismustheorien und Kulturkritik 1870–1930* (2006), S. 195–196.

8 Vgl. Darmaun (2017), S. 168–170. Lessing hatte im Januar 1910 in einem Artikel in der *Schaubühne* den jüdischen Literaturkritiker Samuel Lublinski unter Mobilisierung an-

*Hindenburg*-Artikel, der spöttisch die Eignung Hindenburgs für das Amt des Reichspräsidenten in Zweifel zog,<sup>9</sup> völkisch gesinnten Student:innen zum Anlass, in einem „Kampfausschuss gegen Lessing“ gegen den missliebigen jüdischen Dozenten zu agitieren, dem daraufhin die Lehrbefugnis entzogen wurde. Lessings Interventionen im Fall Haarmann hatten im Jahr zuvor für Aufsehen gesorgt: Bei der Gerichtsverhandlung gegen Friedrich Haarmann war Lessing in erster Reihe anwesend. Anstatt, wie wohl kurz angedacht, als psychologischer Gutachter der Verteidigung zu dienen,<sup>10</sup> durfte er dem Prozess in der formal unparteiischen Rolle des Journalisten beiwohnen. Hier kam es zu einem kleinen Eklat: Lessing wurde am elften Prozesstag vom Prozess ausgeschlossen, da er vehement auf die Mitverantwortung der Polizeibehörden und die tendenziöse Wahl der psychiatrischen Gutachter hingewiesen hatte.

Insgesamt mehr als 30 von Lessing verfasste Artikel zum Haarmann-Prozess sind im *Prager Tagblatt*, dem Berliner *Börsen-Courier* und den Zeitschriften *Das Tageblatt* und *Die Justiz* erschienen. Sie bilden die Grundlage für Lessings umfangreiche semidokumentarische Fallgeschichte *Haarmann. Die Geschichte eines Werwolfs*, die 1925 als sechster Band in Rudolf Leonhards Kriminalfallreihe *Außenseiter der Gesellschaft* erschien, zu der bereits u.a. Alfred Döblin, Ernst Weiß und Yvan Goll Bände beigesteuert hatten. Wie kein anderes Textzeugnis dieses Falls diente Lessings *Haarmann* als Stichwortgeber, Faktenspender und Inspirationsquelle nicht nur für die unzähligen künstlerischen Bearbeitungen des Haarmannfalls, sondern auch für die Fachliteratur.<sup>11</sup> Lessings Darstellung hat „wie kaum eine andere dazu beigetragen, Haarmann zu einem

---

tisemitischer Figuren grob verspottet, Thomas Mann daraufhin Lublinski im März 1910 im *Literarischen Echo* gegen Lessing verteidigt. Er kritisierte Lessings Antisemitismus, übertraf diesen dabei aber selbst bei Weitem: „Wer im Glashause sitzt [...], sollte nicht mit Steinen werfen; und wer sich als Schreckbeispiel schlechter jüdischer Rasse durchs Leben duckt, verrät mehr als Unweisheit, verrät schmutzige Selbstverachtung, wenn er sich für Pasquille bezahlen lässt, deren drittes Wort ‚mauscheln‘ lautet“; Mann, Th. [1910], S. 223.

9 Vgl. Lessing [1925c], insb. S. 68–69.

10 Bezüglich der konkreten Abläufe weichen die Darstellungen der Forschung voneinander ab, vgl. z.B. Siebenpfeiffer (2005), S. 241, 354, vs. Kompisch (2005), S. 105; am besten gelöst bei Bischoff (2011), S. 242. Offenbar widersprechen sich die beteiligten Akteure, also Friedrich Haarmann, Theodor Lessing (vgl. Lessing [1925a], S. 112–117), der bekannte Berliner Strafverteidiger Erich Frey sowie Philipp Benfey, der schließlich die Verteidigung Haarmanns übernahm, in ihren Aussagen, wer wen warum anfragte bzw. zurückwies.

11 Problematisch erscheint mir das Ausmaß, in dem wissenschaftliche Texte der Darstellung Lessings folgen, oft sogar ohne dies im Detail kenntlich zu machen. „A reliable source for factual information about the case“, wie z.B. von Kavaloski (2015), S. 219, angenommen, ist Lessings *Haarmann* aber nicht. Die Diskrepanzen hinsichtlich Lessings Anforderung als Gutachter verdeutlichen beispielhaft, dass es sich nicht empfiehlt, Informationen aus Lessings Fallgeschichte unmarkiert und ungeprüft zu übernehmen.

Mythos zu stilisieren und eine Multiplikation von Referenzen auszulösen<sup>12</sup>. Mit genuin literarischen Techniken entwirft Lessings Fallgeschichte, so meine These, eine von einem kannibalischen Trieb beherrschte Verbrecherfigur, die insbesondere in ihrer Androgynität als monströses Mischwesen gezeichnet wird und auch in ihrer Umgebung, dem „Inflationssumpf“ Hannovers<sup>13</sup> Vermischungsprozesse in Gang setzt.

### 3.1 Den Kannibalen zum Sprechen bringen

#### 3.1.1 Kannibalische Presse

Bei Prozessbeginn am 4. Dezember 1924 ist die Figur „Haarmann“ bereits medial überdeterminiert. Beteiligt an der Errichtung der Haarmannfigur sind diverse mediale Formate und verschiedene Fachdiskurse, die oft nicht nur voneinander kaum abzugrenzen sind, sondern auch mit dem realen, tödlichen Ausgang des Falls Haarmann interagieren.<sup>14</sup> Dass Friedrich Haarmann bis zum Schluss kein Geständnis kannibalischer Handlungen abzurufen war<sup>15</sup> und Unklarheiten in Bezug auf die Motivation und die Tötungsmethode

---

12 Poole (1998), S. 230.

13 Z.B. Heichen (1925), S. 29.

14 Zu nennen sind die Fachdebatten insbesondere juristischer, kriminologischer und psychopathologischer Art mit ihren wissenschaftlichen Texten sowie den gut dokumentierten Expert:innenaussagen, insbesondere denen, die vor Gericht getätigt wurden; des Weiteren die vor allem psychologischen und politischen Broschüren zum Fall; sodann die unverzüglich publizierten literarischen und semiliterarischen Bearbeitungen wie z.B. Erich Weinerts *Haarmann-Gedicht* (1924) oder die sich als kriminalistische Studie ausweisende Schrift des populären Kriminalautors Hans Hyan *Massenmörder Haarmann* (1924); außerdem die Masse an Reportagen und Artikeln in nahezu sämtlichen seinerzeit erscheinenden Tages- und Wochenzeitungen und Zeitschriften, darunter auch sehr freie, überspitzte oder polemische Formate in Text und Bild, etwa Karikaturen im *Simplizissimus*; nicht zu vergessen das in verschiedenen Versionen kursierende Lied von Haarmann und seinem Hackebeilchen, das zur Melodie des Operettenliedes *Warte, warte nur ein Weilchen* (1917) von Walter Kollo gesungen werden kann. Zuletzt sei noch der Haarmann-Film erwähnt, den die Hannoveraner Polizei zur Mobilisierung von Belastungszeug:innen nutzte: Der Film enthielt u.a. Szenen mit Angehörigen des letzten Haarmann-Opfers und Aufnahmen vom Abfischen der Leine und soll „das beste Kassengeschäft“ gewesen sein. Entstanden war der Film mit polizeilicher Erlaubnis, doch nachdem die Deutschnationale Fraktion im Reichstag die Anfrage stellte, wie es möglich gewesen war, dass dieser „offenkundig verrohende Film [...] von der zuständigen Reichsbehörde freigegeben“ worden sei, wurde der Film von der Film-Oberprüfstelle im September 1924 nachträglich verboten; Hannoverscher Kurier, o.D., zit. n. Kompisch (2008), S. 100.

15 Vgl. die Verhöre Haarmanns, in denen dieser Morde gesteht, es aber stets verneint, Menschen „geschlachtet“ und deren Fleisch verzehrt zu haben; vgl. Haarmann / N.N. [1924], insb. S. 269, 288, 321.



bestehen blieben, befeuerte die Spekulation von Medien und Wissenschaft in genau diesen Fragen.

In der beispiellosen medialen Aufmerksamkeit, die der Haarmannfall generierte, waren auch früh kritische Stimmen zu vernehmen, die zur Mäßigung oder gar zum Stopp der Berichterstattung aufriefen. Schließlich, so wurde argumentiert, hatte man nicht nur die Kolportage von Fehldarstellungen und die Instrumentalisierung Haarmanns für politische Anliegen jeglicher Art zu befürchten, sondern auch die Verrohung der Gesellschaft durch die in der „Schmutzliteratur“ ausgestellten grausamen Details der Taten.<sup>16</sup> Manchem Zeitungsartikel erschienen nicht zuletzt die eigenen Konsument:innen in kanibalischem Licht. So wie in Helenefriderike Stelzners massendiagnostischer Schrift *Psychopathologisches in der Revolution* eine Schulumädchenschar auftritt, die bereitwillig das Gerücht von „zu sogenannter Ziegenwurst verarbeitet[en] [Kindern]“ in sich aufgenommen hat,<sup>17</sup> so sättigt sich in den selbstreflexiven Passagen etlicher Haarmann-Artikel die Öffentlichkeit an blutigen kanibalischen Geschichten: Die Leser:innenschaft giere nach „Greuel möglichst vom frischgefüllten Faß“ und habe „sich schon [...] daran gewöhnt, täglich ihr Quantum Massenmord mit Sauce serviert zu kriegen“, schreibt etwa *Die Welt am Montag*.<sup>18</sup> Das Ressentiment richtet sich gegen die Boulevardpresse und deren Leser:innenschaft als Masse so konditionierbarer wie sensationsgieriger und ganz ihren Affekten ergebener Konsument:innen. Auch Lessings Text partizipiert an dieser Medienschelte, wenn er schreibt, dass im Zuge des Haarmannfalls „die ganze Bevölkerung Deutschlands wochenlang mit dem widerwärtigsten Schmutz und Blöf genährt“ wurde.<sup>19</sup> Ekel wird nicht nur vor den in Rede stehenden Taten artikuliert, sondern auch die Berichterstattung hat laut Eigenaussage die Grenzen des guten Geschmacks weit überschritten: „[W]ie sich manche Organe [Zeitungsorgane, J.K.] in der ausgewalzten Gemeinheit geradezu gesielt haben, das war doch ein Schauspiel von auserlesener Unappetitlichkeit.“<sup>20</sup>

---

16 Göttinger Zeitung, 30.07.1924. Auch der Kriminologe Erich Wulffen gibt in seiner *Psychologie des Täters* (1926) mit Blick auf die sämtlich im Jahr 1924 aufgedeckten Mordserien von Haarmann, Denke und Angerstein zu bedenken, dass eine überhitzte Medienlandschaft Verbrechen vom Schlage Haarmanns überhaupt erst ermöglichte: „Unzweifelhaft ist die Presse viel schuld an diesen Epidemien“, zitiert er Edward Bulwer-Lyttons Roman *Night and Morning* (1841); Wulffen (1926), S. 401.

17 Stelzner (1919), 405.

18 *Die Welt am Montag*, 03.01.1925.

19 Lessing [1925a], S. 174.

20 *Die Welt am Montag*, 03.01.1925. Medial befeuerte Schaulust wird oft mit gefräßigen Figuren beschrieben; vgl. z.B. Walter Serners Artikel *Kino und Schaulust* (1913), in dem es heißt, dass die Schaulust im Kino „noch heute ihren alten schweren Blutrausch hat: gierig trinkt sie den roten Strahl, der aus dem Stiernacken schießt“; das Leben selbst sei hingegen nur noch „der Schaulust leckere Vorspeise“; Serner [1913], S. 54–55.

Vor diesem Hintergrund schlägt Lessing in den ersten Sätzen des kurzen, im Januar 1925 verfassten Vorworts zu seiner Fallgeschichte einen bewusst hohen, fast lyrischen Ton an: „Kein Baum und kein Wald rauscht durch diese Geschichte. Keine Blume und kein Stern blicken tröstend darein.“<sup>21</sup> Das Vorwort ist sichtlich bemüht, die Autorität des Verfassers zu etablieren, es führt etliche der bereits erschienenen lebensphilosophischen Schriften des Autors an und ist unterzeichnet mit „Theodor Lessing / Dr. med. und phil. Prof. der Psychologie“.<sup>22</sup> Zu seinem unschönen Gegenstand lässt sich dieser Autor nur widerstrebend herab:

„Nur mit Widerwillen, ja oft mit Ekel bin ich, ganz andersartige Lebensarbeit unterbrechend, der Chronist dieses Stückes ‚Kulturgeschichte‘ geworden.“<sup>23</sup>

Diesem „Widerwillen“ und „Ekel“ zum Trotz erachtet es Lessing geradezu als seine Pflicht, sich des Falles Haarmann anzunehmen: „In Stadt und Schauplatz gewurzelt, war ich der Einzige, der Ort, Zeit, Personen und Zusammenhänge völlig übersehen konnte.“<sup>24</sup> Diesen Über- und zugleich Einblick wird der personale Erzähler Theodor Lessing im Text immer wieder demonstrieren. Als semifiktionaler Text ist *Haarmann* an die zentralen Fakten des historischen Falls gebunden, kann der Leser:innenschaft darüber hinaus aber literarisch ausgestaltete Szenen, psychologische Einblicke und kulturphilosophische Interpretationen bieten. Lessings Text positioniert sich zu den Einschätzungen des Schwurgerichts Hannover, zu dem, was als erwiesen oder nicht erwiesen angesehen wurde; er generiert sich in Auseinandersetzung mit den Vorgängen des Gerichtsprozesses – und so muss das fehlende Kannibalismus-Geständnis des realen Friedrich Haarmann und die Nichtfeststellbarkeit kannibalischer Taten durch die polizeiliche Ermittlung eine zentrale Herausforderung für diesen Text darstellen, dem das Kannibalische als die zentrale Figur dient.

### 3.1.2 Verdacht ohne Beweise, Geschwätzigkeit ohne Geständnis

Einmal mehr in der langen Geschichte des Kannibalischen in der Moderne ist auch im Fall Haarmann der Kannibalismus-Beweis ein neuralgischer Punkt.<sup>25</sup>

---

21 Lessing [1925a], S. 49.

22 Lessing [1925a], S. 49.

23 Lessing [1925a], S. 49.

24 Lessing [1925a], S. 49.

25 Das Kannibalische provozierte bereits im kolonialen Kontext immer schon die Frage nach seinem Beweis; siehe I/1.2 und II/4.2.2. Und wenn Texte um 1900 den jenseits von Europa praktizierten Kannibalismus zweifelsfrei belegen wollen, indem sie „Zeugen“

Die Frage nach tatsächlich praktizierter Anthropophagie ist genau die, in der das Gericht und die mediale Fantasie am weitesten auseinanderklaffen. Mahnend wies bereits am 15. Juli 1924 eine in der *Kreuzzeitung* abgedruckte „amtliche Darstellung des Falles Haarmann“ auf die Nichtexistenz festgestellter kanibalischer Fakten hin: „Dafür, dass Haarmann mit Menschenfleisch gehandelt hat, hat sich bisher nicht der geringste Anhaltspunkt ergeben.“<sup>26</sup> Im Gegensatz zu anderen Fallbeschreibungen ist Lessings Text nun keiner, der ohne Weiteres von kannibalischen Exzessen spricht, und dennoch steht auch bei Lessing die Qualifizierung Haarmanns als Kannibale keinen Augenblick infrage. Dabei verschweigt der Text keineswegs, dass, anders als etwa im Fall Karl Denke, Anthropophagie im Fall Haarmann eben nicht „einwandfrei [...] festgestellt“ werden konnte.<sup>27</sup> Das Fehlen von Beweisen kannibalischen Handelns wird vielmehr selbst thematisch. So wird ein bereits im Februar 1924 der Polizei vorgelegtes Stück Fleisch aus dem Vorrat Haarmanns nicht mikroskopiert, sondern dem bloßen Augenschein nach für harmlos befunden. Lessing beschreibt dies so:

„Gerichtsarzt Alex Schackwitz [...] unterließ es (leider), das Fleisch zu mikroskopieren. Fröhlich lachend hielt er es an die Nase und sagte: ‚Riechen kann ich es heute nicht, denn ich habe den Schnupfen. Aber das sieht ja ein Blinder: Es sind Schweineschwarten.‘“<sup>28</sup>

Immer wieder agieren die Behörden ähnlich glücklos, unbekümmert und nachlässig. Lessings *Haarmann*-Text bietet seinen Leser:innen in solchen Szenen zwar Comic Relief, deutlich wird aber auch: Eine Entlastung vom Kannibalismusverdacht kann das Nichtvorliegen von Beweisen unter diesem Umständen wohl kaum leisten. Äußerst fragwürdig bleibt auch der Status einer

---

„Augenzeugen“, „glaubwürdige Beobachter“, „Beweise“, „Dokumente“, „amtliche Feststellungen“, „urkundlich belegte Berichte“ und „wortgetreu“ angefertigte „Protokolle von Befragungen“ anführen, dann hat man es, so treffend Volker Mergenthaler, „nicht mehr nur mit ethno-, geo- oder historiographischer Rede zu tun, sondern (auch) mit der Sprache des Rechts“; Mergenthaler (2005), S. 109–110.

26 *Kreuzzeitung*, 15.07.1924, zit. n. Kompisch (2008), S. 121.

27 Lessing [1925a], S. 82. Der schlesische Landwirt Karl Denke wurde 1920 festgenommen und erhängte sich (bevor ihm ein Geständnis abgenommen werden konnte) im Untersuchungsgefängnis. Auf seinem Gehöft fand man nach Lessings Darstellung „zahlreiche Papiere von verschwundenen Handwerksburschen, sowie in der Scheuer Töpfe mit gepökeltem Fleisch, das von den Gerichtsärzten einwandfrei als Menschenfleisch festgestellt wurde. – Man konnte feststellen, daß der Mann seit mindestens 20 Jahren sehr viele Menschen, Mädchen und Jünglinge, tötete, aß, verschlang oder ihr Fleisch auf Märkten verkaufte“; Lessing [1925a], S. 82.

28 Lessing [1925a], S. 130. Diese Szene wird später im Text nochmals aufgegriffen; vgl. Lessing [1925a], S. 173. Auch in der übrigen Berichterstattung kursieren verschiedene Variationen dieser von Zeug:innen vor Gericht geschilderten Begebenheit; vgl. Schneider, W. [1925], S. 63, 77–78.

Schlüsselfigur: Der sogenannte „Schlachterkarl“<sup>29</sup> von dem Haarmann Fleisch für den Weiterhandel bezogen haben will, ist nicht aufzufinden. Und räumte der Text zwar bereits recht früh ein, dass „ungewiß blieb, ob Haarmann das Fleisch der getöteten Knaben bei seinem Fleischhandel mit verwendete“, so schickt er sofort eine plausible Erklärung in Klammern hinterher: „(vielleicht hat ihn ein letztes Restchen menschlicher Scham davon abgehalten, das Gräßlichste einzugestehen)“.<sup>30</sup>

Die Frage des Geständnisses, ja der Gestehbarkeit des „Gräßlichsten“, auf die sich angesichts fehlender Augenzeug:innen und Beweise alles konzentriert, bleibt in Lessings Text bis zum Schluss virulent.<sup>31</sup> In langen Verhören, unter der „Befragungsmarter [...] die der modernen Strafrechtspflege so wenig ferne steht wie der mittelalterlichen“, gesteht Haarmann zwar zahlreiche Morde, nicht aber Menschenfleischverzehr oder Menschenfleischhandel.<sup>32</sup> Obwohl der Text den Topos bemüht, dass der Täter sich „wie erlöst fühlt“, als er über seine Geheimnisse „nun endlich sprechen durfte“,<sup>33</sup> schweigt Haarmann beharrlich zu den kannibalischen Fragen. Hier ist die Figurenrede Haarmanns vor Gericht aufschlussreich, weist sie doch in den Bereich des Kannibalischen, ohne dort wirklich anzukommen:

„Der Mörder sagt aus: ‚Ich habe nicht die Absicht gehabt, die jungen Leute umzubringen. [...] Wenn ich wild wurde, dann biß ich und sog mich fest. [...] Ich habe ihren Adamsapfel durchgebissen, zugleich wohl auch mit den Händen gewürgt und gedrosselt. An der Leiche brach ich zusammen. Ich machte mir dann schwarzen Kaffee. [...]‘“<sup>34</sup>

Im Folgenden beschreibt Haarmann en détail seine Arbeit am Leichnam: Der Körper wird geöffnet, die Eingeweide werden entnommen und kommen ge-

---

29 Lessing [1925a], S. 97.

30 Lessing [1925a], S. 74.

31 Die mangelnde Auskunftsbereitschaft angeblicher Kannibal:innen wurde von wissenschaftlicher Seite immer wieder bedauert, etwa, wenn bei sogenannten Völkerschauen Menschen nicht nur als Menschenfresser:innen ausgestellt, sondern auch zu ihren Essgewohnheiten befragt werden: „Apropos of eating, we have asked of our Australians if they have sometimes practised cannibalism, like many of their compatriots; but we have never obtained a precise response: it would seem that they try to evade an embarrassing question“; Emile Houzé / Victor Jacques: Communication de MM. Houzé et Jacques sur les Australiens du Musée du Nord. In: Bulletin de la Société d'Anthropologie de Bruxelles, 3 (1884), S. 53–155, zit. n. Poignant (2004), S. 169, siehe II/4.1.1. Vgl. auch L. M. Rosensteins Fallgeschichten russischer Anthro- und Nekrophag:innen, in denen ebenfalls die Verstocktheit und Schweigsamkeit der Untersuchten negativ angemerkt wird; vgl. Rosenstein (1926), S. 125, 134–135, 146, siehe II/2.2.4.

32 Lessing [1925a], S. 108.

33 Lessing [1925a], S. 110.

34 Lessing [1925a], S. 125–126.

meinsam mit Herz, Lunge und Niere sowie dem Gehirn „in den Eimer“, wie es mehrfach heißt.<sup>35</sup> Mit dem Fleisch verfährt Haarmann anders:

„Ich löste das Fleisch von den Knochen und tat es in meine Wachstumstasche. Das übrige Fleisch kam unters Bett oder in den Verschlag. Um nun alles hinauszubringen, und es ins Klosett oder in die Leine zu werfen, gebrauchte ich fünf oder sechs Gänge.“<sup>36</sup>

So bereitwillig, sachlich, explizit und schamlos der Mörder auch spricht, man bleibt als Leser:in doch auf den eigenen Verdacht zurückgeworfen: Einerseits wird das Fleisch nicht in den Eimer geworfen, sondern in die Tasche gepackt, das Verstecken und Verwahren der Fleischteile gemahnt an Vorratshaltung, andererseits wird „alles“ in Klosett und Leinefluss entsorgt.<sup>37</sup> Lessings *Haarmann*-Text lässt den Worten seines Protagonisten unmittelbar die viel weitergehenden Spekulationen aus berufenem Munde folgen: „Die Anatomen sagen: Es ist möglich daß [...]“.<sup>38</sup> Im Modus des Konjunktivs malen die Fachleute anthropophage Szenarien aus, vor denen die Aussagen des Täters verblassen. Sie sprechen unter anderem von der „entfernte[n] Möglichkeit, daß er gelegentlich die Halsschlagader (Carotis) ansog und das warme Blut eintrank“ und von Haarmanns „Leidenschaft“, am „Geschlechtsglied“ seiner Opfer „zu beißen“.<sup>39</sup>

Details dieser Art lässt sich Haarmann weder unter Folter noch vor Gericht entlocken und selbst der fiktive Brief, den Lessing seinem Protagonisten im Nachwort zuletzt noch in den Mund legt, spricht wohl zu den Foltermethoden des Verhörs und der kollektiven Schuld der Gesellschaft, lässt menschenfresserische Handlungen aber gänzlich unerwähnt.<sup>40</sup> Lessings Text nutzt diese von ihm geschaffene Möglichkeit, den Täter im Modus der Fiktion über das Kannibalische sprechen zu lassen, in auffälliger Weise nicht. Immer wieder schweigt Haarmann bei aller „Geschwätzigkeit“<sup>41</sup> genau zu den kannibalischen Punkten:

„[W]enn [...] die Rede kam auf das unmittelbare Durchbeißen der Kehle, oder den dunklen Fleischverkauf, so vereisten sofort wieder die klei-

---

35 Lessing [1925a], S. 126.

36 Lessing [1925a], S. 126.

37 Vgl. Lessing [1925a], S. 126.

38 Lessing [1925a], S. 126. Hier fällt auch auf, dass die Aussagen der Haarmannfigur in Anführungszeichen gesetzt werden, die wesentlich spekulativeren Aussagen der Anatomen hingegen nicht, stehen sie doch dem Modus des Lessing-Textes näher; vgl. Lessing [1925a], S. 125–127.

39 Lessing [1925a], S. 127.

40 Vgl. Lessing [1925a], S. 198–199.

41 Lessing [1925a], S. 97, 109, u. vgl. S. 58.

nen giftigen Lichter [Haarmanns Augen, J.K.] und dummtrotzig, wie maulend und schmollend, zog er sich wieder in sich zurück.“<sup>42</sup>

Den Kannibalen als solchen zum Sprechen zu bringen, ist auch diesem Text also nicht ohne Weiteres möglich. Das Kannibalische gelangt nicht über die Figurenrede des Kannibalen in den Text, sondern der Text übernimmt die Erzählung des Kannibalischen in erzählenden, analysierenden bzw. entziffernden und reflektierenden Passagen selbst.

### 3.1.3 Nichtfeststellbarkeiten des Inflationsmilieus

Betrachten wir also die Vorgehensweise des *Haarmann*-Textes nochmal von vorne: Zunächst scheinbar weit ausholend erfolgt der Einstieg über eine Schilderung der geografischen Lage und der stolzen und rechtschaffenen Stadtgeschichte Hannovers: „Erster Teil. Ort und Zeit des Dramas.“<sup>43</sup> Tatsächlich erweist sich der Text als ausgesprochen zielstrebig und hat bereits nach zwei Seiten das „grünumbuschte[] Idyll der durch sechshundert Jahre träumenden Niedersachsenstadt“<sup>44</sup> im Zeitraffer die Industrialisierung durchlaufen und dann in den Weltkriegsjahren so rapide herunterkommen lassen, dass ein kannibalisches Inferno droht:

„Wahres Höllenchaos aber setzte ein, als dies preußische Machtreich zerbrach, und eine an Töten und ‚Requirieren‘ gewöhnte, im fünfjährigen Weltkriege verwilderte Jugend, alle Zucht und Form abschüttelnd, in die völlig armgewordene, ausgesogene Heimat zurückkehrte. 14 Millionen Tote! Im Osten Hungersnöte, welche ganze Landstriche daharrafften und schließlich dahin führten, daß Eltern ihre Kinder, Kinder ihre Eltern fraßen.“<sup>45</sup>

Hunger, Gewalt und Verbrechen werden mit Kriegsende in die Stadt gespült, die „alte bürgerliche Tüchtigkeit“ Hannovers wird „zerfressen[]“ von den Akteur:innen der „sogenannten ‚Inflationszeit‘“, „Tausende ernähr[en]“ sich von „Schieber“-Geschäften.<sup>46</sup>

Greifbar wird dem Text dieses Inflationsmilieu an „drei Stellen“ der Stadt,<sup>47</sup> anhand derer sich tatsächlich das ganze „Drama[]“ in nuce erfassen lässt: Es handelt sich erstens um den bahnhofsnahe Umschlagplatz für Lebensmittel,

---

42 Lessing [1925a], S. 109.

43 Lessing [1925a], S. 51.

44 Lessing [1925a], S. 51.

45 Lessing [1925a], S. 52. Siehe II/2.2.4.

46 Lessing [1925a], S. 52–53.

47 Lessing [1925a], S. 53.

wo „unter der Hand ein schwunghafter Handel mit gestohlenem und heimlich geschlachtetem Nutzvieh, auch mit Kaninchen, Ziegen, Hunden und Katzen“ getrieben wird,<sup>48</sup> zweitens um den „Markt der männlichen Prostituierten“<sup>49</sup> und drittens um den Leinefluss, eine „versumpfende[]“, „stinkende Lagune“,<sup>50</sup> in der – wie die Leser:innen im Anschluss erfahren – die Körperteile der Opfer Haarmanns „schon längere Zeit“ unentdeckt im trüben Wasser liegen.<sup>51</sup> Noch bevor also „[d]ie ersten Leichenfunde“<sup>52</sup> die Handlung einläuten und die Haarmannfigur auftreten darf, ist ein sumpfig-kannibalisches Nachkriegs- und Inflationmilieu gezeichnet und ein doppelter Fleischmarkt eingeführt, auf dem illegitimes Fleisch zum Verzehr bzw. Verkehr angeboten wird.

Diese sorgfältige Einführung eines durchkomponierten Schauplatzes zeigt an, wie sehr dieser Text, obgleich er sich auf einen realen Fall beziehen kann, auf genuin literarische Techniken bei der Erzeugung des Kannibalisches angewiesen bleibt. Lessings *Haarmann* legt es darauf an, hinter den Fakten die „Wahrheit“ freizulegen, und dafür braucht es „jenes Stückchen Träumer- oder Dichtertum, ohne welches man die Wahrheit hinter aller Wirklichkeit doch niemals zu erfühlen vermag.“<sup>53</sup> Mit dieser besonderen Kompetenz des Dichters im „Erfühlen“ der Wahrheit erklärt Lessing auch, weshalb er im Gerichtssaal von Beginn an eine unerwünschte Person darstellte: „Man war mit der Zulassung von Schriftstellern sehr vorsichtig gewesen, denn man wünschte vieles zu verhüllen.“<sup>54</sup> In detektivischer Manier folgt Lessing der Spur des „[V]erhüll[ten]“ und Verdunkelten, etwa den „dunklen Erwerbs- und Einnahmequellen“ Haarmanns:<sup>55</sup>

„[T]ief im Dunkel [bleibt] [...] der mystische Fleischhandel, den er stets abschob auf einen Unbekannten namens ‚Schlachterkarl‘, von welchem er bald aus Ricklingen, bald aus Ronnenberg, bald aus der Markthalle das Fleisch bezogen haben will, welches er für die Hälfte des sonst für Pferdefleisch üblichen Preises in kleinen knochenlosen Stücken oder als Hack-

---

48 Lessing [1925a], S. 53.

49 Lessing [1925a], S. 54.

50 Lessing [1925a], S. 55.

51 Lessing [1925a], S. 57.

52 Lessing [1925a], S. 56.

53 Lessing [1925a], S. 115–116. Hier erinnert Lessings Vorgehen an die Geschichtsmorphologie Spenglers, die auf intuitive, physiognomische Anschauung setzt: „Keine Hypothese, keine Wissenschaft kann je an das rühren, was man fühlt, wenn man sich in den Sinn und Klang dieser Worte [Geschick, Verhängnis, Zufall, Fügung, Bestimmung] versenkt. Es sind Symbole, nicht Begriffe. [...] Die Schicksalsidee verlangt Lebenserfahrung, nicht wissenschaftliche Erfahrung, die Kraft des Schauens, nicht Berechnung, Tiefe nicht Geist“; Spengler [1918/22], S. 153.

54 Lessing [1925a], S. 114. Vgl. auch Lessing [1925b], S. 417–418.

55 Lessing [1925a], S. 97.

fleisch anzubieten pflegte. Er belieferte damit die Familie Wegehenkel und deren Bekannte und bezahlte auch die Waschfrau Johanne Alsdorf, bei der er seine Wäsche reinigen ließ, und durch die er gelegentlich auch Wäschestücke verkaufte (eine arme verkümmerte, fast leichenhaft aussehende Frau), statt mit Geld immer nur mit frischem Fleisch.<sup>56</sup>

Der Text überlässt es den Leser:innen, ihre Schlussfolgerungen aus dem geheimnisvollen Handel mit einem Unbekannten zu ziehen, von dem nur im Modus des Hörensagens zu berichten ist. Skepsis legt der Text in den Verben nahe („abschob“, „bezogen haben will“) – zumal es sich um das ohnehin nicht ganz geheuere Pferdefleisch handeln soll (siehe II/2.2.2), doch selbst dafür viel zu billig und zu allem Überfluss bis zur Unkenntlichkeit zerkleinert ist.<sup>57</sup> Erneut sind es die kleinen, bei bloßer Beschau ihre Herkunft nicht preisgebenden Fleischstücke, die Ekel erregen und Kontaminations- und Vergiftungsängste, Pollution Anxieties, wecken. Die „kleinen, knochenlosen Stücke“ korrespondieren mit Haarmanns Aussagen über die sorgfältige „Zerstückelung“ menschlicher Leichen.<sup>58</sup> Auch hier wird zerschnitten, abgeschnitten und zerlegt:

„Nun konnte ich Herz, Lunge, Nieren fassen, zerschneiden und in den Eimer tun. [...] Das Glied schnitt ich ab [...]. Ich schnitt es in viele kleine Teile. [...] Die Köpfe nahm ich zuletzt vor. Mit dem kleinen Küchenmesser schnitt ich die behaarte Kopfhaut ringsherum vom Schädel und zerlegte sie in ganz kleine Streifen und Würfel.“<sup>59</sup>

Immer wieder erzeugt Lessings Text solche Assoziationen von Leichenentsorgung und Fleischhandel. Das Kannibalische ist so vor allem durch die permanente Präsenz zirkulierender Fleischwaren kalkuliert ungenannter Herkunft im Text anwesend. Dabei – und dies ist vielleicht das entscheidendste Moment des Lessing-Textes – kann das Kannibalische nicht wirklich an Fritz Haarmann festgemacht werden, sondern ist eine Angelegenheit der ganzen Stadtgemeinschaft. Namentlich genannt werden die zahlreichen Personen, an die das Fleisch verkauft, vertauscht oder verschenkt wird, oben etwa „die Familie

---

56 Lessing [1925a], S. 97.

57 Kannibalische Beunruhigung angesichts zerkleinerter Fleischstücke wird beispielsweise auch sehr explizit in Elisabeth Krämer-Bannows Reisebericht aus „Neu-Mecklenburg“, Papua-Neuguinea beschrieben: „Einmal kam mir der unheimliche Gedanke, ob es auch wirklich Schweinefleisch wäre, was wir aßen; der eigentümliche Geschmack, die ganze düstere Stimmung, die jene Stunden beherrschte, ließen den Verdacht kannibalischer Orgien aufkommen. Aber zum Glück ließen einige Stücke das Schlachtopfer als Schwein erkennen“; Krämer-Bannow (1916), S. 71.

58 Lessing [1925a], S. 126.

59 Lessing [1925a], S. 126.



Wegehenkel und deren Bekannte“ und „die Waschfrau Johanne Alsdorf“.60 Dass Letztere selbst bereits „fast leichenhaft“ aussieht,61 ist nach den Gesetzen der Pollution nur folgerichtig. Haarmann „introduced human flesh into the commodity sphere: he fed the mouth-machine its own flesh, thereby producing cannibals“, so Eva Bischoff.62 Ebenso wie die Gerüchte zirkulieren die Menschenfleischstücke als Währung durch das Hannover der Inflationszeit: Es wird nicht nur „statt mit Geld“ „mit frischem Fleisch [bezahlt]“,63 auch andersherum wird Geld „aufgezehrt“ und „vernascht“.64 Unbescholtene Bürger:innen werden spätestens dann in die Menschenfleisch-Affäre hineingezogen, wenn Haarmann das Fleisch an Speisewirtschaften abgibt, von wo aus es weitere, nicht mehr absehbare Verbreitung findet und vielleicht sogar bei den Hannoveraner Leser:innen von Lessings Artikeln angekommen sein mag: „Vollends als er zu Familie Engel in die ‚Rote Reihe‘ zog, wurde das von Haarmann gelieferte Fleisch in der Speisewirtschaft des Vater Engel verwendet.“65

Es ist „das Problem der Zeugenschaft bzw. der Darstellbarkeit und Beobachtbarkeit“, welches, in der Formulierung Alexander Honolds, „die eigentliche Würze im Kochtopf des Kannibalen“ ausmacht.66 Für die Erzeugung des Kannibalischen in Lessings *Haarmann* sind die narrativen Episoden von tragender Bedeutung, die der Falldarstellung ihre Anschaulichkeit und teils sogar eine morbide Heiterkeit verleihen: „Man darf sich das Leben in dem Mordhause keineswegs düster vorstellen. Es war ein heiter bewegtes Idyll. [...] Es wurde getauscht, gehandelt, getrunken, gesungen, geschmaust“.67 Die Doppelbödigkeit dieses Idylls wird dabei vom Text präsent gehalten – „Nachts hörten die Nachbarn ein Hacken und Klopfen im Hinterzimmer; sie nahmen an, daß Haarmann das zu seinem Schleichhandel ‚gehamsterte‘ Fleisch zerlege.“68 – und auch immer wieder szenisch vergegenwärtigt, etwa in dem Augenblick, in dem die Nachbarin Frau Seemann von einer ersten „Ahnung“ ergriffen wird:69

---

60 Lessing [1925a], S. 97.

61 Lessing [1925a], S. 97.

62 Bischoff (2009), S. 24.

63 Lessing [1925a], S. 97.

64 Lessing [1925a], S. 68, 83, 136.

65 Lessing [1925a], S. 97, u. vgl. S. 74, 103–104. Die Leser:innen als Esser:innen miteinzubeziehen gelingt noch besser in Upton Sinclairs *The Jungle* (1906), S. 117, siehe II/7.2.2, und in Linke Poots *Kannibalisches* (1919), S. 10, siehe II/6.1.1.

66 Honold (2011), S. 140.

67 Lessing [1925a], S. 91–92.

68 Lessing [1925a], S. 73–74.

69 Lessing [1925a], S. 74.

„Einmal, als Haarmann im Nebenraum Knochen hackte, klopfte sie an die Wand und rief hinüber: ‚Krieg‘ ich auch was ab?‘ Haarmann rief zurück: ‚Ne, das nächste Mal.‘ Anderen Tages brachte er ihr einen Sack Knochen. ‚Ich machte Sülze daraus, aber ich dachte, I gitte, die sehn so weiß aus; mir wird fies davor.“<sup>70</sup>

Der Ekel zeigt an, dass hier etwas nicht stimmt. Immer wieder ist es der körperliche Abscheu der essenden Figuren, der Nachbar:innen und Gäste, der den Leser:innen signalisiert, dass womöglich „falsches“ Fleisch verspeist wird. Der Ekel wird hier geradezu als „Immunsystem“ der Stadt in die Pflicht genommen, „das Körper und Geist gegen alles Unbekömmliche quasi-automatisch [...] verteidigt[.]“<sup>71</sup> Wenn Lessings Text den Ekel von Figuren beschreibt, so spekuliert er auf ähnliche Empfindungen bei seinen Leser:innen, denen sowohl Fleisch von blasser, weißlicher Farbe (ein Zeichen, dass es nicht mehr frisch ist) als auch dessen aufwendige Weiterverarbeitung aus den Jahren der Lebensmittelknappheit nur allzu bekannt gewesen sein dürfte (siehe II/2.2.1–3). In Lessings *Haarmann* wird Fleisch stets in hochverarbeiteter Form verzehrt. Die Fleischzubereitungspraktiken der „Ernährungskrise“, die vielen Techniken, minderwertiges, gefälschtes oder verdorbenes Fleisch irgendwie genussstauglich zu machen, werden hier literarisch ins Bild gesetzt:

„In der Küche der Mutter Engel im Parterre wurde Sülze bereitet. Haarmann brachte in einer Schüssel, die er mit einem Tuche verdeckt hatte, in kleine Würfel geschnittenes Fleisch und schüttete es in kochendes Wasser. Von dem gekochten Fleisch, das blaß aussah und nach seinen Angaben Schweinefleisch sein sollte, füllte er das Fett ab, glühte dieses Fett dann noch einmal aus und füllte es in Flaschen. Das Fleisch wurde durch eine Fleischmaschine gedreht und dann in eine Schale gefüllt. Vor Weihnachten 1923 machte Haarmann in der Engelschen Küche auch einmal Wurst in Därme, die angeblich Hammeldärme sein sollten. Haarmann, der regelmäßig bei Engels aß, verzehrte diese Wurst gemeinschaftlich mit seinen Wirtsleuten; sie war gut gewürzt und schmeckte nach Brägenwurst. Auch von der Sülze und dem ausgeglühten Fett bekam die Familie Engel jedesmal ihren Teil. Aber seit Mitte April 1924 bezogen sie kein Fleisch mehr von Haarmann, weil ihnen danach übel wurde und sie es nicht mehr mochten. Über die Herkunft dieses Fleisches ließ sich gar nichts feststellen.“<sup>72</sup>

---

70 Lessing [1925a], S. 74.

71 Menninghaus (1999), S. 551, unter Verweis auf Immunsystem-ähnliche Ekel-Figurationen bei Kant und Nietzsche.

72 Lessing [1925a], S. 104.

Wir lesen hier von einer friedlichen kannibalischen Essgemeinschaft, von einer durch die Erwähnung des Weihnachtsfestes sogar christlich sanktionierten nachbarschaftlichen Idylle, in der sich zugleich alle erwähnten Charakteristika der Haarmann'schen Mahlzeit – von den mitgebrachten kleinen Fleischwürfeln bis hin zum schließlich einsetzenden Ekel der Speisenden – wiederfinden. Die Haarmann'schen Essgemeinschaft versammelt sich nicht um den Festtagsbraten, sondern „verzehrt[] [...] gemeinschaftlich“ Würste und Sülze. Lessings suggestive Narration übernimmt, was die zentrumsleere „Geschwätzigkeit“ seines Protagonisten nicht vermag: Sie macht den Kannibalismus lesbar. Der Text inszeniert das Menschenfleisch als durchschaubares Geheimnis: von einem Tuch „verdeckt“, seine Herkunft durch Zerstückelung unsichtbar und in mehreren weiteren Verarbeitungsschritten gänzlich unkenntlich gemacht, der womöglich verräterische Geschmack von Gewürzen überdeckt, die Stücke oder Masse in neue Formen gebracht und in verschiedene Behälter und Gefäße verpackt, in denen es sich dann auch bestens zur Weitergabe eignet. Einen Kannibalismus-Beweis oder ein Kannibalen-Geständnis liefert Lessings Text also nicht, er verlässt sich auf das literarische „Erfühlen“ der Wahrheit und die paranoische Lesarten befördernde Erzählung des Haarmann'schen Fleischverarbeitungssystems. Anders als im Fall Denke, wo Kannibalisches zweifelsfrei „festgestellt“ wird, wie es dort mehrfach heißt,<sup>73</sup> ist das Kannibalische im Fall Haarmann durch ausdrückliche Nicht-Identifizierbarkeiten bestimmt, die das Menschenfleisch in einem Strom zirkulierender Menschenfleischprodukte und -waren auflösen: Es lässt sich „gar nichts feststellen.“

### 3.2 Lessings kannibalische Kulturkritik

#### 3.2.1 Gerüchte und Volksmythen

In einem zweiten Schritt untersuche ich die Frage, wie sich in Lessings Fallgeschichte Täter und Gesellschaft zueinander verhalten, nochmal aus einem anderen Blickwinkel: Im Zentrum steht nun die Figur des Werwolfs, über die das Kannibalische und die Frage nach einem kannibalischen „Trieb“ verhandelt wird.

Durch die ersten Seiten des *Haarmann*-Textes zirkuliert nicht nur der Leinestrom, sondern auch ein beunruhigendes Gerücht. Noch vor dem ersten Auftritt des Protagonisten nimmt es dessen Erscheinung vorweg und bringt die Erzählung in Gang:

„Es bemächtigte sich weiter Volkskreise eine schon lange vorbereitete Schrecksucht. Schon seit Jahr und Tag nämlich war im Volke ein abergläubisches Gerücht im Schwange: ‚Es gibt in der Altstadt Menschen-

---

73 Lessing [1925a], S. 82.

fallen. Junge Kinder verschwinden in Kellern. Knaben werden im Fluß versenkt.‘ Man erzählte, daß in der schweren Notzeit Menschenfleisch auf dem Markt verkauft worden sei. In den Dörfern um Hannover weigerten sich junge Mägde, in die Stadt einkaufen zu gehen. Und die ungewisse Angst vor einem die Gegend unsicher machenden ‚Werwolf‘ wuchs von Tag zu Tag.<sup>74</sup>

Schrecksucht, Gerüchte und Ängste werden vom Text umgehend bestätigt. Zwar rückt die „fiebrhafte[ ]“ Suche nach menschlichen Überresten die Hannoveraner Bürger:innen selbst in pathologisches Licht, mit ihrem grausigen Verdacht behalten sie dennoch Recht: „[Ü]ber 500 Leichenteile“ werden aus dem Leineflusses geborgen.<sup>75</sup> Lessings Text befindet sich, trotz seines aufklärerischen Impetus, im Einverständnis mit dem „abergläubische[n]“ Gerede und den „ungewisse[n]“ irrationalen Ängsten der einfachen Leute. Das Gerücht ist der polizeilichen Suchaktion einige Schritte voraus und auch in Haarmanns Nachbarschaft ahnen etliche Personen lange vor den Behörden das Schlimmste: „Dat vele Jungensvolk. Ik glöbe, hei let se rinn, aber sei komet nüch wedder rute“<sup>76</sup> lässt Lessing den Volksmund in Gestalt eines örtlichen Zigarrenhändlers sprechen. Zur Erklärung des Falls zirkelt Lessings *Haarmann* immer wieder zu dem kollektiven, ungesicherten, verschütteten Wissen aus „Volkskreise[n]“ zurück. Wolle man den Fall auf eine „vorläufige Formel“ bringen,

„so erinnere man sich an die uralten germanischen Mythen von dem in Wolfsgestalt Mensch gewordenem ‚Urbösen‘; an die Sagen vom Werwolf (dem roman. *loupga/ron*, den angelsächs. *werewolfes*) [...], der verflucht ist, Kindern die Kehle durchbeißen und sie zerfleischen zu müssen. An vergessene Mären der Urzeit denke man, von Elsen, Alpen, Luren, von Drachen, Sauriern, Leopardmensch, von Wendehäutern, Succibi und Incubi.“<sup>77</sup>

Mit dem Werwolf ist eine Figur atavistischer Gewalttätigkeit und animalischen Hungers in den Text geholt, die in Menschen- bzw. Männergestalt umhergeht (germ. „wer“ = „Mann“).<sup>78</sup> Ist bereits der Wolf als Tier kannibalisch besetzt, so ist der Werwolf dessen pervertierte Form.<sup>79</sup> Der Werwolf ist eine

---

74 Lessing [1925a], S. 56–57.

75 Lessing [1925a], S. 57.

76 Lessing [1925a], S. 98.

77 Lessing [1925a], S. 81–82.

78 Zum Werwolf vgl. z.B. Meteling (2012) und Achim Geisenhanslükes Monografie *Wolfsmänner* (2018). Die zuerst männliche Kodierung des Werwolfs zeigt Priest (2015), S. 3–4, 17–18.

79 Das Raubtier Wolf zeichnet sich schon in Platons *Politeia* durch seinen gemeingefährlichen, rücksichtslosen Appetit aus, der es in die Nähe zum Kannibalen rückt: So wird derjenige, der bei einem Fest zu Ehren Zeus aus dem großen Fleischkessel statt

typische Schwellenfigur, ein Grenzgänger zwischen Tierischem und Menschlichem, ein Gestaltwandler. Mit Bernhard Siegert lässt er sich als eine Figur der „Verwischung der anthropologischen Differenz“ verstehen, als „eine Figur, die stets sowohl eine Wissensfigur der Grenze als auch eine Grenzfigur des Wissens ist.“<sup>80</sup> Über das in dieser Figur geronnene „Volkswissen“ vom Bösen machte sich 1925 bereits Walter Mehring lustig, indem er in seiner *Zoologie des Aberglaubens, der Mystik und Mythologie vom Mittelalter bis auf unsere Zeit* (1925) den Werwolf mit einem „[p]opulärwissenschaftliche[n] Vortrag“ als „Bolschewistenscheusal“ in den Blick nimmt.<sup>81</sup> Wie sehr jedenfalls Theodor Lessings Fallgeschichte dem Werwolf-Paradigma folgt, also tatsächlich die im Untertitel angekündigte *Geschichte eines Werwolfs* erzählt, obwohl sie sich dabei über die Regeln der Wahrscheinlichkeit hinwegsetzen muss, zeigt sich nicht zuletzt darin, dass die Plausibilität einer Tötung durch Kehlbiß nicht hinterfragt wird. Bei Lessing tötet Haarmann eher als Wolf denn als Mensch – ganz anders als etwa in den Texten des Sexualkriminologen Erich Wulffen oder des Kriminalschriftstellers Hans Hyans, die zu der Einschätzung gelangen, dass das was Haarmann zu gestehen vorgibt, einem „menschlichen Mund kaum möglich“ ist.<sup>82</sup>

### 3.2.2 Die Physiognomie des Werwolfs

Zu einem vorläufigen Stillstand kommen die umlaufenden Gerüchte und Mythen beim ersten Blick des Textes in das Gesicht des „Täter[s]“.<sup>83</sup> Hier gewinnen sie Evidenz. Das Werwölfische, und mit ihm das Kannibalische, manifestiert

---

der Eingeweide der Opfertiere die eines Menschen zu sich nimmt, in einen Wolf verwandelt. Das In-Eins-Setzen von Kannibalismus und Wolf-Werden findet sich auch in anderen antiken Texten (etwa bei Pausanias und in den Katalogen Hesiods) und bleibt in der Werwolfs-Mythologie präsent; vgl. Heiden (2007), S. 97–99; Gronau, M. (2015), S. 80; Geisenhanslüke (2018), S. 25–26, 65.

80 Siegert (2015), S. 185.

81 Mehring (1925), S. 114.

82 Hyan artikuliert an diesem Punkt eine deutliche Irritation: „Ist das überhaupt möglich? – Dass jemand, mit kräftigem Gebiss bewaffnet, einem Bewusstlosen (wie in der Volkssage der Werwolf) die Schlagader aufreißen kann, das ist wohl glaubhaft. Die Folge davon wäre eine äußerst starke Blutung und ein sich mit aller Kraft Wehren des Überfallenen. Einen Schlafenden mit dem Gebiss über dem Adamsapfel zu packen und ihn so zu erdrosseln, das ist für einen menschlichen Mund kaum möglich. Hier also weist Haarmanns ‚Geständnis‘ eine Lücke auf“; Hyan [1924], S. 46. Ähnlich auch Wulffen (1926), S. 407.

83 Lessing [1925a], S. 57. Die Rede ist hier von der Einlieferung des „vermutliche[n] Täter[s]“ in das Gefängnis, allerdings ist im Satz zuvor bereits „die Aufklärung gelungen“; Lessing [1925a], S. 57. In Lessings Text besteht über Haarmanns Täterschaft keinen Augenblick der geringste Zweifel; sogar die Strafe steht vorab fest; vgl. Lessing [1925a], S. 175.

sich in der Physiognomie der Titelgestalt: Jetzt bietet sich der zuvor gerüchete-weise eingeführte „Werwolf“ in Friedrich Haarmanns „klare[m] und offene[m] Vollmondsgesicht“ dar.<sup>84</sup> Dass das Gericht auf die „physiognomische Untersuchung des Haarmann“ verzichtet hatte<sup>85</sup> – der Forensik der 1920er Jahre galt die Physiognomie als wissenschaftlich veraltet<sup>86</sup> –, ist für Lessing nur Ausdruck der „unsägliche[n] Ahnungslosigkeit“ des Justizapparats,<sup>87</sup> die er mit seiner eingehenden, knapp drei Seiten umfassenden physiognomischen Musterung Haarmanns zu kompensieren versucht. Unter der Überschrift „Das Signalement“ arbeiten sich hier Kriminalisierung und Pathologisierung in bewährter Weise gegenseitig zu.<sup>88</sup> Von den „Tieräuglein“ bis zur „fast kokette[n] Schwänzelei mit Gesäß und Unterkörper“ erstreckt sich die Animalisierung, ja die Kanidisierung des beschriebenen Objektes Haarmann.<sup>89</sup> Besondere Aufmerksamkeit zieht seine Mundpartie auf sich:

„Der Mund ist klein, frech und dicklippig. Die Zunge, in der Erregung vorschnellend und die Lippen netzend, ist auffallend fleischig; die Zähne sind weiß, stark, scharf und gesund“.<sup>90</sup>

---

84 Lessing [1925a], S. 57–58. Schon in antiken Erzählungen vollzieht sich die Verwandlung zum Wolf immer bei Vollmond.

85 Lessing [1925a], S. 185.

86 Vgl. Person (2006), S. 210. Doch obgleich die Physiognomie ebenso wie die Kriminalanthropologie der Prägung Lombrosos in den 1920er Jahren als veraltet wahrgenommen wird, lässt sich zugleich unter den Charakterolog:innen auch eine kleine Renaissance der Physiognomie vernehmen, auf die dann in einem wohlwollenden, aber auch historisierenden Sinne Bezug genommen wird; vgl. Person (2006), S. 210.

87 Lessing [1925a], S. 184.

88 Lessing [1925a], S. 58.

89 Lessing [1925a], S. 58–59. Lessings *Haarmann* ist (wie viele von Lessings Texten) reich an unterschiedlichen Tiervergleichen, präferiert aber das klar das Register des Hündisch-Wölfischen. Dabei zeigt der „Wolf“ Haarmann manchmal auch hündische Züge, etwa, wenn er „schwänzelt“, „wenn man ihn lobt“; Lessing [1925a], S. 59. Sein Freund Grans erscheint dagegen als „Fuchs“; z.B. Lessing [1925a], S. 86, 122, 177. Auch andere zeitgenössische Darstellungen kommen kaum jemals ohne die Animalisierung und Bestialisierung Haarmann aus: Kaus (1924), S. 281, nennt ihn einen „Wolfsmenschen“, das *Hamburger Echo* vom 05.12.1924, S. 6, beschreibt seine Konturen als die eines „bestialischen Tiergesichtes“. „Die Presse nannte ihn ‚Untier‘, ‚bestialischer Mordbube‘, ‚ein Tier‘ und ‚Bestie in Menschengestalt“; Kompisch (2008), S. 106, unter Zitation der Titelseite der *Göttinger Zeitung* vom 23.12.1924, der Abendausgabe des *Hamburger Fremdenblatts* vom 11.07.1924, der *Vossischen Zeitung* vom 05.12.1924 und von Magnus Hirschfelds Artikel *Warum Haarmann mordete* in der *Neuen Berliner Zeitung* vom 16.12.1924.

90 Lessing [1925a], S. 58.

Diese oral fixierte Beschreibung greift mit der „Dicklippigkeit“ Haarmanns auf Rassismen der Verbrecher:innenphysiognomik zurück,<sup>91</sup> die Fleischigkeit der Zunge befördert unangenehme Assoziationen von Essen und Essbarkeit, und die Zähne werden schließlich als heller Blickpunkt mit ganzen vier Adjektiven als das Mordwerkzeug des Kannibalen in Szene gesetzt. Dass Haarmann darüber hinaus an der linken Hand ein Fingerglied fehlt, das ihm laut Selbstauskunft bei einer Schlägerei „abgebissen“ wurde,<sup>92</sup> ist eine weitere kannibalische Anspielung, die diese Figur in einen Kreislauf des Beißens und Gebissen-Werdens, des Fressens und Gefressen-Werdens einordnet.

Der physiognomisch geschulten Lektüre des Kannibalengesichts und der Kannibalengestalt bedarf es in Lessings Text nicht nur, weil das Gericht diese versäumt hat, sondern auch weil sich dieser Verbrecher besonders geschickt hinter einer kleinbürgerlichen Fassade zu verbergen weiß. Lessings Haarmannfigur funktioniert nach dem Prinzip des Paranoid Horrors, bei dem im Alltäglichen Grauenhaftes lauert. „Das Monster“, so Moser, „repräsentiert nun nicht mehr das ganz Andere, Fremde, sondern ist ein Produkt unserer eigenen gesellschaftlichen Ordnung.“<sup>93</sup> Ein solches „Monster“ ist Lessings Haarmann:

„Vor uns steht eine keineswegs unsympathische Erscheinung. Äußerlich betrachtet: ein schlichter Mann aus dem Volke. Freundlich blickend und gefällig, zuvorkommend; auffallend gepflegt, sauber und ‚tipp-topp.‘“<sup>94</sup>

Die Ähnlichkeit dieses Verbrechers mit seinem Verbrechen muss erst hergestellt werden. Man erkennt sie nur, wenn man den „schlichten Mann“ mit den kundigen Augen des:r Physiognom:in und Mythenforscher:in studiert. Dies ist umso notwendiger, als der Kannibale Haarmann zwar „unerträglich geschwätzig“ und „mitteilungsbedürftig“ auftritt, aber, wie bereits festgestellt, gerade seinen eigentlichen Wesenskern, den kannibalischen Trieb, den „Trieb, [...] zu packen, zu zerreißen, zu verzehren“, nicht gestehen kann.<sup>95</sup> Genau hier erweist sich seine werwölfische Physiognomie als eigentlich sprechend. Und sind Haarmanns geschwätzige „Reden übertoll von stereotypen Redensarten“,<sup>96</sup> so ist er doch eigentlich selbst die personifizierte Redensart: der Wolf im Schafspelz.<sup>97</sup>

---

91 Z.B. gehören in Erich Wulfens Handbuch zum *Sexualverbrecher* „wulstige Lippen“ zu „den bekannten Degenerationszeichen“; Wulfen (1910), S. 212. Zu Rassismus und Physiognomik vgl. z.B. Person (2006), insb. S. 34–41, hier zu Carl Gustav Carus.

92 Lessing [1925a], S. 59.

93 Moser (2006), S. 57. Vgl. Tudor (1989), insb. S. 213–224.

94 Lessing [1925a], S. 58.

95 Lessing [1925a], S. 58, 184.

96 Lessing [1925a], S. 59.

97 Überdeutlich in der Szene, in der „Haarmann (die Heuchelei unserer Gesellschaft noch überheuchelnd) das reuige Lamm und das gebesserte Schäfchen spielte“; Lessing

### 3.2.3 Die Rede vom kannibalischen „Trieb“

Die Lesbarkeit des Werwolfs dehnt der Psychologe Lessing bis in die Tiefen der Persönlichkeit Haarmanns aus. Auch über die geheimsten Wünsche und Regungen seiner Figur vermag er Auskunft zu erteilen. Wolfgang Schäffner hat in seiner Studie *Ordnung des Wahns* (1995) bemerkt, dass in den 1920er Jahren gerade jene Prozesse zu „Sensationsprozesse[n]“ werden, bei denen – wie im Falle Haarmanns – die Täterschaft des:r Angeklagten nie in Frage steht, interessiert sich doch das forensische Dispositiv zu dieser Zeit weniger für Anthropometrie oder Indizienbeweise als für das „weite Feld der Täterpsyche“.<sup>98</sup> Dass dieses forensische Dispositiv, „das alle Details einer Verbrecherpersönlichkeit ausbreitet“, zugleich als „literarisches Programm“ funktioniert,<sup>99</sup> lässt sich an Lessings *Haarmann* zeigen.

Auf die Untrennbarkeit literarischer und psychologischer Anteile dieser Verbrecherfigur liefert bereits die auffällige Anrufung literarischer Figuren in der Haarmann-Beschreibung einen deutlichen Hinweis. Laurence Sterne, Oscar Wilde, de Sade, Shakespeare, Nietzsche und Émile Zola werden in beiläufigen bildungsbewussten Referenzen von der Fallgeschichte herangezogen.<sup>100</sup> Lessings Text verschränkt in seiner Kannibalenfigur Korporalität und Erzählerisches auf das Engste: „Wenn er [Haarmann] den Faden verliert (denn er muß wie Sternes Korporal Trim ‚alle Sachen ganz von vorn erzählen‘) macht er eine typische Leckbewegung mit der fleischigen Zunge.“<sup>101</sup>

Umgesetzt wird das literarisch-psychologische Programm durch den auktorialen Erzähler „Dr. med.“ Theodor Lessing, der psychologisch sezierend das Innenleben der Figur offen legt: Haarmanns „überwertige[.]“, also dominante „Triebbällung“ ist die „dunkle Heimlichkeit des Zerreißen und Verschlingens“.<sup>102</sup> Erzählend freigelegt wird ein „Trieb“, der Haarmanns Taten motiviert und begründet. Dies beginnt bei der beiläufigen Gleichsetzung von

---

[1925a], S. 93.

98 Schäffner (1995), S. 186. Dasselbe gilt übrigens noch für die kannibalischen Serientäter:innen in der US-amerikanischen Popkultur der 1990er Jahre: „Der Täter ist [...] früh identifiziert. Es interessiert jetzt vielmehr die ‚Karriere‘ des Mörders“; Poole (1999), S. 187.

99 Schäffner (1995), S. 189.

100 Vgl. der Verweis auf Laurence Sternes *Tristram Shandy* (1759); Lessing [1925a], S. 59; die Parallelisierung des Haarmann-Falls mit dem „Aufschrei [...] verunzüchteten Lebens“ in einer Ballade von Oscar Wilde; Lessing [1925a], S. 179; die (abgrenzenden) Bezüge zu de Sade; vgl. Lessing [1925a], S. 81; einen markanten Hamlet-Vergleich; vgl. Lessing [1925a], S. 81; die Zitate aus Nietzsches *Zarathustra* (1883); vgl. Lessing [1925a], S. 112; und die Charakterisierung von Haarmanns Familie: „[I]n seiner Familie gab es ebensoviele Erbbelastete wie in Zolas Familie Rougon-Macquart“; Lessing [1925a], S. 61.

101 Lessing [1925a], S. 59.

102 Lessing [1925a], S. 81.



„Anthropophagie“ und „Triebkannibalismus“<sup>103</sup> und setzt sich in der überbordenden Präsenz von „Trieb“-Komposita in den reflexiven Textpassagen fort.<sup>104</sup> Der Trieb fungiert als eine „moderne Letztbegründung“: Literarischen wie philosophischen und lebenswissenschaftlichen Modellen des Triebes ist, so Jan Howe und Kai Wiegand, eine „Rhetorik des Unhintergehbaren [gemeinsam], die sich als Metaphysik des Triebes bezeichnen lässt.“<sup>105</sup> In diesem Sinne – in seiner „Unhintergebarkeit“ – ist auch der Trieb eine „Ur“-Konstruktion (siehe II/1.1.3), die in Lessings Text mit der Figur des Werwolfs, dem sogenannten „Urbösen“ verwoben ist.<sup>106</sup>

Lessings Fallgeschichte betreibt eine literarische Psychologie des Werwolfs, die immer wieder auf einen ursprünglichen, alimentären wie sexuellen Hunger hinausläuft:

„Die gräßliche Traumlosigkeit seines nackten Trieblebens ging so weit, daß Haarmann außer dem gemeinsten Allgemeinen (außer Gefräßigkeit und Geschlechtstrieb) überhaupt keine persönlichen Sehnsüchte je besaß.“<sup>107</sup>

„Ganz auf Hunger und Wollust gestellt“ folgt Haarmann, so die Logik des Textes, nur den unverbrüchlichen Naturgesetzen des Lebens: „Fressen und Gefressenwerden, das sind die beiden polaren Achsen des gesamten kosmischen Lebensspieles“.<sup>108</sup> In seiner natürlichen Amoralität erscheint Haarmann „wie ein gar nicht böses, ganz im Augenblick lebendes, völlig eigenbezüglisches

---

103 Lessing [1925a], S. 82.

104 Vgl. z.B. „Triebverbrecher“ bzw. „Triebverbrechen“; Lessing [1925a], S. 61, 83, 181, 185; „Triebirrsinnige[r]“, „Triebvergehen“, „Triebirrsinn“, „seine bösen Urtriebe“, „Mordwollusttriebe“, „wirre[s] Triebleben[er]“, „zwangssüchtige[r] Triebirrsinn[er]“, „atavistische[] Triebuntergründe“, „dunkle Triebangst“, „Triebmonomane“, „Triebdruck“, „Triebvampirismus“, „die automatischen Triebreaktionen“, „Triebneurose“, „Triebwollust“, „Triebwurzeln“, „Naturtriebe“, „triebierischer [...] Mensch“, „Triebverfluchter“, „dieser arme Triebwüstling“, „Triebrausch[er]“, usw.; Lessing [1925a], S. 64, 64, 65, 73, 106, 110, 113, 115, 169, 180, 180, 181, 181, 181, 181, 184, 187, 187, 199, 199, 202.

105 Howe / Wiegand (2014), S. 11, in der Einleitung des Bandes *Trieb. Poetiken und Politiken einer modernen Letztbegründung*. Vgl. auch den von Döring und Ott herausgegebenen Band *Urworte. Zur Geschichte und Funktion erstbegründender Begriffe* (2012).

106 Lessing [1925a], S. 81. Lessing bemüht den „Begriff ‚Atavismus‘“ und vergleicht Haarmann mit der „älteste[n] Beschreibung des Urmenschen“: „Ein schwanzloser Raubaffe, welcher auf Hinterfüßen geht, in Rudeln lebt, alles frißt, ein ruheloses Herz hat, aber durch seinen Geist verlogen ist. [...] Der Feind aller übrigen Erdgeschöpfe und doch der schlimmste Feind seiner selbst“; Lessing [1925a], S. 201, 118. Es finden sich auch zeitgenössische Überlegungen, die den Fall Haarmann und Freuds Theorie vom Urvatermord miteinander in Verbindung bringen; vgl. Herbertz (1925), S. 70–72.

107 Lessing [1925a], S. 185.

108 Lessing [1925a], S. 118, 81.

und durchaus triebhaftes Tier“.<sup>109</sup> Diese innere Übereinstimmung des Kannibalen mit den Gesetzen der lebendigen Natur bei gleichzeitiger Verurteilung kannibalischer Verbrechen stellt eine Herausforderung für die auf lebensphilosophischen Theoremen fußende Argumentation Lessings dar. Zeigt der gefallsüchtige, geschwätzige Haarmann zwar auch histrionische Züge, so ist er zuletzt „doch ein Stück unmittelbare, auch noch in seiner Schauspielerei völlig naive Urnatur“.<sup>110</sup> Das Kannibalische tritt auch in Lessings *Haarmann* als primitivistische Ursprungsfigur auf (siehe II/1.1.2): An „Wesen wie diesem Haarmann“ haben wir die „Gelegenheit, uns selber in primitivster Rohnatur zu studieren“, so Lessing.<sup>111</sup>

### 3.2.4 Das „Haarmann-System“

Dennoch mehren sich in Lessings Text die Kannibalen erst in der jüngsten Geschichte: „Es ist sehr merkwürdig, daß in denselben Tagen, wo der Kriminalfall Haarmann verhandelt wurde, noch ein zweiter Fall von Anthropophagie (Triebkannibalismus) ans Tageslicht kam.“<sup>112</sup> Erneut haben wir es mit einem Text zu tun, der die Krisenhaftigkeit der Gegenwart über das Aufblitzen atavistischer kannibalischer Figuren erzählt: Haarmann ist eine so unzeitgemäße wie zeitgemäße Figur. In nicht immer ganz konsistenter Weise beruft sich Lessings Text deshalb einerseits exzessiv auf die geschichtslose Letztbegründung des Triebes, andererseits ist ihm das Kannibalische eben keine anthropologische Konstante, sondern ein Signum der Zeit: „Haarmann war in eine Zeit hineingeraten, in der alle seine bösen Urtriebe wild ins Kraut schießen konnten.“<sup>113</sup>

Wo in Lessings Text von „Schuld“ gesprochen wird, so liegt diese immer in der Gemeinschaft und im „System“.<sup>114</sup> „Unsere Irrenhäuser liefern Irrsinn. Unsere Zuchthäuser züchten Verbrecher...“<sup>115</sup> Das kannibalische Verbrechen entspricht Haarmanns Triebausstattung, es entspricht aber ebenso der Gesellschaft, in der es sich abspielt, denn hier sind ebenfalls menschenfresserische, „zehrende“ Mechanismen am Werk:

---

109 Lessing [1925a], S. 60.

110 Lessing [1925a], S. 118.

111 Lessing [1925a], S. 201.

112 Lessing [1925a], S. 82.

113 Lessing [1925a], S. 73.

114 Lessing [1925a], S. 76. Entsprechend schließt der Text mit dem Vorschlag der Errichtung eines Gedenksteins in Hannover, auf dem zu lesen stehen sollte: „Unser aller Schuld!“; Lessing [1925a], S. 193. Vgl. auch die Ausführungen im Abschnitt „Unser aller Schuld“; Lessing [1925a], S. 187–193.

115 Lessing [1925a], S. 190.

„[E]ine untergangsreife Bildungsmenschheit [...] [zehrt] mit nur halb-  
bewußter Heuchelei vom Mark der Erde [...]. Ganze Pflanzen- und  
Tierwelten, Millionen von Menschen werden geopfert, Kinder verküm-  
mern an Webstühlen, in Bergwerken, an Maschinen, überall zehrt die  
,Kultur‘ vom fremden Leben.“<sup>116</sup>

Parasitär hat sich die „zehr[ende]“ Kultur der Natur aufgedrängt und aufge-  
pfropft: Der Text zeigt einen Kulturpessimismus, dessen Vokabular nicht nur  
an dieser Stelle eine Nähe zu dem des Antisemitismus aufweist (siehe II/7.1.2).  
Dem seinerzeit dominanten Strang lebensphilosophisch-zivilisationskritischer  
Nietzsche-Rezeption folgend, sieht Lessing in seiner Gegenwart das lebens- und  
leibfeindliche „Gesetz der fortschreitenden Vernüchterung“ walten.<sup>117</sup> Diese  
Kultur der „Hemmungen“ ist es, die den „Käfig“ formt, in dem Haarmann, das  
„primitive[] Tier“, vom Wolf zum Werwolf „verunzchtet[]“ wird.<sup>118</sup> Lessing ar-  
gumentiert damit auch in der Nachfolge der Psychoanalyse, „deren Narrative  
einen späten Höhepunkt der Triebtheorie“ markieren, in der „nicht der Trieb,  
sondern die systematische und gesellschaftlich sanktionierte Unterdrückung  
von Trieben für einen Großteil abweichenden Verhaltens verantwortlich“ ge-  
macht wird.<sup>119</sup> Wie Freud insistiert Lessing auf die Fatalität unterdrückter Trie-  
be: „Nicht [...] die Natur schuf die bössartigen Ungeheuer. Der Käfig schuf sie.“<sup>120</sup>

Insofern also Haarmanns Menschenfresserei als ein Effekt misslungener  
Domestikation und symptomatisch für die Gebrechen der „Bildungsmensch-  
heit“ generell gelten kann, nähert sich Lessings Position in kriminologischer  
Hinsicht jenem Argumentationsstrang, der das Verbrechen weniger als indi-  
viduelle, denn als „soziale Krankheit“, als „sozial-pathologische Erscheinung“

---

116 Lessing [1925a], S. 87. Zum „Zehren“ von Kultur und Geist an der Natur vgl. auch  
Lessing [1925a], S. 186. Vgl. auch den ganz ähnlichen Grundtenor anderer Schriften  
Lessings, z.B. *Europa und Asien* (1918), ab 1930 unter dem Titel *Europa und Asien.  
Untergang der Erde am Geist*, sowie *Die verfluchte Kultur. Gedanken über den Gegensatz  
von Leben und Geist* (1921). Diese Überlegungen Lessings wurden z.B. in den Kontext  
frühen Umweltbewusstseins gestellt; dies tut etwa Oldemeyer (2007), S. 59–61, 64;  
besser, wenn auch allgemeiner, sind sie als Zivilisationskritik beschrieben.

117 Lessing [1925a], S. 202. Am ursprünglichen Rausch der Triebe habe „das domestizierte  
und mithin zivilisierte Menschentum keinen Anteil mehr“, stattdessen habe es sich  
mit der „sogenannte[n] Kultur“, mit „allen ihren Werken, Worten und Werten“  
ein „einziges Rausch-Surrogat“ geschaffen; Lessing [1925a], S. 202. Nietzsche wird  
mehrfach angeführt und zitiert; vgl. Lessing [1925a], S. 112, 181, 202.

118 Lessing [1925a], S. 178, 199.

119 Howe / Wiegandt (2014), S. 10. Damit ganz im Einklang Lessing: „[U]nter riesigem  
Triebdruck“ ist Haarmann „gezwungen, dem großen Liebestodgesetze scheußliche  
Treue zu wahren; ‚Scheußlich‘ nur deshalb, weil in einer selber verfratzten und  
depravierten ‚Kulturmenschheit‘ auch das Naturantlitz nur in Form der Fratze und  
Entartung durchbrechen kann“; Lessing [1925a], S. 180. Zum „Durchbruch“ siehe II/1.2.3.

120 Lessing [1925a], S. 190.

versteht.<sup>121</sup> Die nach dem Ersten Weltkrieg an Relevanz gewinnende Kriminalstatistik nahm Überlegungen der Sozialphysik der 1830er Jahre wieder auf: „Die Gesellschaft bereitet das Verbrechen vor, der Schuldige ist nur das Instrument, welches dasselbe ausführt.“<sup>122</sup> Insofern als in Lessings Narration der Kannibale Haarmann das Fleisch seiner Geliebten eben nicht im Mordrausch roh hinunterschlingt, sondern es unter Zuhilfenahme verschiedener Instrumente und Gerätschaften routiniert zerstückelt, zerhackt, kocht und in vielen Schritten zu Hackfleisch, Würsten, Sülze und ähnlichem weiterverarbeitet, erscheint er weniger als „Wilder“, denn als Kind einer ganz bestimmten Esskultur, als eine Ausgeburt der Inflationsküche. Was Haarmann praktiziert, ist – nun mit einer Unterscheidung Foucaults gesprochen – nicht „wilder“ Kannibalismus, sondern „barbarischer“ Kannibalismus, also ein Kannibalismus, der nicht auf einen vermeintlichen Naturzustand verweist, sondern nur in Relation zu einer Kultur beschrieben werden kann.<sup>123</sup>

Auf die Tendenzen der Zeit zugespitzt wird das Phänomen des kannibalischen Serienmörders, hier in Gestalt Karl Denkes, auch bei Bertolt Brecht. In einem dem [*Tuiroman*]-Fragment zugehörigen Textkonvolut, das mit „Denke und der Denkismus (oder: die Grenzen der Verwertbarkeit des Proletariats). Traktat“ überschrieben ist, heißt es in guter kulturkritischer Tradition:

„Ist der Schritt von der Pflege des Menschen, wie man sie in den Krankenhäusern beobachtet, zu seiner Schlachtung nicht ein unendlich weiterer als der von dieser Schlachtung zum Aufessen? [...] Tatsache ist jedenfalls, daß der ungeheure Gedanke des Weltkriegs nur von einem

---

121 Vgl. Franz Liszts *Das Verbrechen als sozial-pathologische Erscheinung* (1898) und Emil Kraepelins *Das Verbrechen als soziale Krankheit* (1907). Vgl. dazu Schäffner (1995), S. 186–192.

122 So Adolphe Quetelets *Sur l'homme et le développement de ses facultés, ou essai de physique sociale* (1835), in deutscher Übersetzung *Über den Menschen und die Entwicklung seiner Fähigkeiten* (1838), zit. n. Schäffner (1995), S. 190. Anfang der 1920er diskutierte man eine statistisch feststellbare „Verbrecherflut“ der Weimarer Republik, die im Jahr 1923 mit 823.900 verurteilten Straftäter:innen einen Höchststand erreichte; vgl. Claßen (1988), S. 149. Dass es sich bei Haarmann, Denke, usw. um zeitspezifische sozialpathologische Erscheinungen handle, ist Tenor vieler zeitgenössischer Kommentare: „Seine [Haarmanns] Tat hat im Hintergrund eine Zeit, in der mit Granaten und Bajonetten schlimmer in den Eingeweiden der Menschen gewühlt worden ist als von diesem da“; Süddeutsche Sonntagszeitung, 21.12.1924. „Etwas muß mit der Menschheit nicht stimmen, die solche Ungeheuer aus sich heraus gebären kann. Konnte sie nicht aber auch den Krieg gebären und schwärmt nicht ein Teil der Menschheit auch heute noch von neuen Kriegen?“, N.N.: Kannibalen, in: Vorwärts, Morgenausgabe, 31.12.1924, S. 7; siehe I/2.4.

123 Vgl. Foucault [1996], S. 230–231: Ist der Wilde ein „Naturmensch“, so sei der Barbar „völlig anders konstituiert“. Sobald der Wilde „in einem sozialen Bezug steht, hört [er] auf, wild zu sein. Dagegen ist der Barbar einer, der [...] nur im Hinblick auf eine Zivilisation, von der er ausgeschlossen ist, beschrieben werden kann.“

einzigsten Mann unter ungünstigsten Umständen in nur ganz kleinem Maßstabe zu Ende gedacht wurde: eben von Denke.“<sup>124</sup>

Entsprechend erscheinen die Deutschen bei Brecht als das „Volk der Dichter und Denkes“.<sup>125</sup>

Wo Brechts Satire die Figur des „Denkismus“ entwirft, arbeitet Lessings Fallgeschichte weiter mit der des Wolfs, zielt aber ebenfalls auf die dem Krieg verschriebene deutsche Gesellschaft:

„Dieses Wolfstum bei Radio und Elektrizität, der Kannibalismus in feiner Wäsche und eleganter Kleidung, dürfte somit ein Merkmal sein für die Seele der abendländischen Wolfsmenschheit überhaupt; im Kleinen noch einmal das Selbe wiederholend, was im Großen darlebten fünf Heldenkriegsjahre, in denen [...] die älteste Erkenntnis wieder die jüngste ward: ‚Homo homini lupus e nature‘, der Mensch ist dem Menschen von Natur der Wolf. Ich habe 1914 in einem Lazarett einen Menschen behandelt, dessen Ruhm und Glück es war, wiederholt an Wachtposten der Feinde herangeschlichen zu sein und sie mit den Händen erwürgt zu haben; dessen Brust aber – schmückte das Eiserne Kreuz. – Die Frage, ob es sich in einem solchen Falle um ‚Irrsinn‘ handle, oder ob der Mensch vor den Gesetzen verantwortlich sei, scheint mir müßig und sinnlos.“<sup>126</sup>

Trotz der Berufung auf das notorische „homo homini lupus“ des Krieges, das auch bei Lessing als Naturgesetz stehen bleiben darf, unterscheiden sich diese Bemerkungen sehr deutlich von zeitgenössischen bellizistischen Positionen. Das „Millionenmorden [...] in den sogenannten ‚großen Zeiten der Weltgeschichte“<sup>127</sup> verhilft bei Lessing keineswegs ursprünglichen Lebensimpulsen zu ihrem Recht, sondern befördert ihren Durchbruch in pervertierten Formen, die vom Wahnsinn nicht mehr zu unterscheiden sind. Die kannibalischen Verbrechen Haarmanns entsprechen einer vom Weltkrieg brutalisierten Gesellschaft.<sup>128</sup> Ähnliche Positionen wiederholt Lessing in den 1920er Jahren mehrfach, wenn es um die Helden- bzw. Mordtaten von Offizieren im Welt-

---

124 Brecht (1989), S. 15. Die „Satiren über Karl Denke“, die die erste der vier größeren Arbeitsphasen Brechts am *[Tuiroman]* bilden, werden auf um 1931 datiert; Brecht (1989), S. 469.

125 Brecht (1989), S. 12.

126 Lessing [1925a], S. 180–181.

127 Lessing [1925a], S. 188.

128 Lessings Argumentation steht hier im Einklang mit der in den Geschichtswissenschaften kontrovers diskutierten „Brutalisierungsthese“, die die Gewalt der 1920er Jahre auf die Erfahrung des Ersten Weltkriegs zurückführt. Die Brutalisierungsthese prägte George Mosses *Fallen Soldiers. Reshaping the Memory of the World Wars* (1990); sie wurde mit-

krieg geht, die „an der Front jene Manie erlitten hatten, die man damals ‚Frontkoller‘ nannte. Das Herrenmenschentum war bei ihnen ausgebrochen. Sie hatten jene Taten begangen, die man immer nur dann für verrückt hält, wenn sie erfolglos verlaufen.“<sup>129</sup>

In der Frage nach dem Irrsinn des Verbrechens bzw. dem Irrsinn der Kriegs- und Nachkriegszeit gewinnt Lessings Falldarstellung politische Brisanz: Lessing kommt hier zu einem anderen Ergebnis als das Hannoveraner Gericht. Entgegen der Einschätzung der psychiatrischen Gutachter, denen das Gericht folgt, erblickt Lessing in Haarmann einen „Triebirrsinnigen“<sup>130</sup> – und dies hätte die Anwendung des Paragraphen 51 zur Folge, der die Todesstrafe aufgrund von Unzurechnungsfähigkeit ausschließt.<sup>131</sup> Lässt sich das Verbrechen keinem souveränen Subjekt zuschreiben, sondern wurzelt es in einem Werwolf-Trieb, der in einer Werwolf-Zeit ausgelebt wird, so ist juristische Zurechnung wohl kaum möglich. Lessings Text versteht sich dann auch explizit als lebendige, „bildhafte“ und kulturkritische Erzählung, und erhebt erst nachgeordnet den Anspruch, „für die Wissenschaft: Psychologie, Psychiatrie, Strafrecht und Rechtsethik“ von Wert zu sein.<sup>132</sup> Der Text gerät so passagenweise zu einer polemischen Institutionenkritik. Die „ganze Barbarei unserer Seelenkunde wie unserer Sittenlehre“<sup>133</sup> tritt daran zutage, dass man dem Phänomen Haarmann bis zuletzt nicht gerecht werden konnte:

„Wenn das Paragraphen-Deutsch der Juristen, die verwickelte Heuchelei der Ämter und die hinter Wissenschaft, Moral oder Amtspflicht versteckte Eitelkeit der ‚bürgerlichen Gesellschaft‘, wenn alle diese vielen Lebenslügen all der ‚Bildungs- und Kulturmenschen‘ sich selbstgerecht-ahnungslos ausgesprochen hatten, dann wirkte es fast erquickend und befreiend, diesen Haarmann naiv flunkern und

---

terweile längst weithin in Frage gestellt; vgl. z.B. Schumann (2004), insb. S. 9–11; teils aber auch wieder reanimiert; vgl. Jones (2016), S. 21–22.

129 Lessing [1929], S. 378.

130 Lessing [1925a], S. 64.

131 Vgl. auch Lessing [1925a], S. 173, 181, zur Nicht-Anwendung des Paragraphen 51 aufgrund der Einschätzung befangener Experten. Lessing argumentiert allerdings nicht grundsätzlich gegen die Tötung Haarmanns: „Daß der Wolfsmensch unschädlich zu machen sei, stand für jeden von vornherein fest“; Lessing [1925a], S. 175. Lessing entwirft dafür „das [s]ittlichste“ und „das [n]atürlichste“ Szenario: Selbstmord oder „schnelle Lynchjustiz von Seiten des beleidigten Lebens. [...] Den dreißig Müttern der zerfleischten Knaben die Möglichkeit geben, durch die Schranken zu brechen und den Haarmann zu zerfleischen. Das wäre lebendige Gerechtigkeit“; Lessing [1925a], S. 116.

132 Lessing [1925a], S. 49. Vgl. auch Lessing [1925a], S. 175: „Sein [Haarmanns] Kriminalfall hatte mehr sittliche, kulturkritische und seelenkundliche als rechtswissenschaftliche Bedeutung.“

133 Lessing [1925a], S. 189.

Dichtung und Wirklichkeit untermischen zu hören. Und man empfand:  
die Wahrheitsmenschen lügen. Dieser Erzschauspieler ist wahr!<sup>134</sup>

Während das Gericht seiner Systemlogik der klaren Unterscheidung folgt – es scheidet Unzurechnungsfähigkeit von Zurechnungsfähigkeit und damit Leben von Tod – wird Haarmann als eine Figur gezeigt, die unbekümmert „Dichtung und Wirklichkeit untermisch[t]“. Haarmann funktioniert als Mischfigur, dies wurde in diesem Abschnitt bereits auf verschiedenen Ebenen der Figurengestaltung deutlich: In ihm fließen Wahrheit und Schauspiel, Mensch und Wolf, Trieb und Verformung, Normalität und Monstrosität zusammen. Angesichts dieser „Verfilzung[en] und Überschneidung[en]“ muss „wie bei Hamlet“, so Lessing, erneut den dichterischen Anteil seiner Haarmannfigur betonend, die trennscharfe Unterscheidung von „gespielte[m] Irrsinn“ und „wirkliche[r] Krankheit“ misslingen.<sup>135</sup>

### 3.3 Haarmann als Figur der Entdifferenzierung

#### 3.3.1 Kannibalismus im Lustmorddiskurs

Wie der *Haarmann*-Text seinen Protagonisten als Mischfigur ins Bild setzt, lässt sich auch an der Verhandlung geschlechtlicher und sexueller Devianz nachvollziehen. Lessings Fallgeschichte qualifiziert Haarmann als „Trieb“-Täter, als „Lust“-Mörder, der das von Lessing angenommene „große[] Liebestodgesetz[]“<sup>136</sup> in einer kulturell pervertierten Form und in pathologischer und verbrecherischer Weise auslebt: Sexuellen Verkehr verbindet er mit der körperlichen Vernichtung seiner Partner.

Das Konzept des sogenannten „Lustmords“ hatte sich in den 1880er Jahren formiert, wobei der Diskurs durch ein Wechselspiel der Sexualpathologie Richard von Krafft-Ebings mit der zeitgleichen Suche nach dem Londoner Frauenmörder Jack the Ripper wesentlich geprägt wurde. 1888, also zwei Jahre nach Erscheinen der Erstausgabe von Krafft-Ebings *Psychopathia sexualis* (1886), die die Relevanz der Sexualität für die Forensik begründete und den „Lustmord“ im forensischen Diskurs etablierte, wurde Jack the Rippers erstes Opfer Mary Ann Nichols gefunden. Weitere zwei Jahre später nahm Krafft-Ebing diesen Fall in das „Lustmord“-Kapitel der fünften Auflage seiner *Psychopathia sexualis* auf:

---

134 Lessing [1925a], S. 118–119.

135 Lessing [1925a], S. 81.

136 Lessing [1925a], S. 180.

„In die Reihe dieser psycho-sexualen Monstra gehört wohl auch der Frauenmörder von Whitechapel, auf den die Polizei noch immer vergeblich fahndet. Das regelmäßige Fehlen von Uterus, Ovarien und Labien bei den (10) Opfern dieses modernen ‚Blaubart‘, spricht überdies für die Annahme, dass er in Anthropophagie noch weitergehende Befriedigung sucht und findet.“<sup>137</sup>

Damit gehörte die Spekulation über Anthropophagie schon sehr früh zum Kern des Lustmorddiskurses. Wie hier in einem Zwischentitel der *Psychopathia sexualis* wird sie gleichsam als äußerste Steigerung des Sexualmords gefasst: „Lustmord (Wollust potenziert als Grausamkeit, Mordlust bis hin zur Anthropophagie)“.<sup>138</sup> Der Diskurs um das Kannibalische erhält also in den späten 1880er Jahren eine zusätzliche Dimension, wobei sich der nun wissenschaftlich postulierte „Zusammenhang“<sup>139</sup> von abweichender Sexualität und Kannibalismus als (bis heute) ausgesprochen stabil erweisen sollte.

In der Kunst der 1920er Jahre sind Lustmörderfiguren überaus präsent. „Die eigentliche deutsche Konjunktur des ‚Lustmord‘-Motivs beginnt [...] um 1918“.<sup>140</sup> Man denke an George Grosz' *Lustmord in der Ackerstraße* (1916) oder Otto Dix' *Der Lustmörder* (1922), an Heinrich Schäfers *Gefangenschaft* (1918), Jakob Wassermanns *Christian Wahnschaffe* (1919), Alfred Döblins *Der schwarze Vorhang* (1912/19) und *Das Leben Jacks, des Bauchaufschlitzers* (1928), Robert Musils *Vorstadtgasthof* (1924) oder die Moosbrugger-Figur im *Mann ohne Eigenschaften* (1930/32). Zumindest in manchen dieser Fälle ist die geschilderte Mordlust auch eine kannibalische: Bei Döblin werden mit klarer *Penthesilea*-Referenz Halsschlagadern durchbissen,<sup>141</sup> bei Musil ganze Zungen

---

137 Krafft-Ebing: *Psychopathia sexualis*. 5. vermehrte u. theilweise umgearb. Aufl. Stuttgart: Enke 1890, S. 50, zit. n. Höcker (2012), S. 58. Zur beschriebenen Konstellation vgl. Höcker (2012), S. 55–61. Vgl. Krafft-Ebing [1886/1912], S. 77, zu „Jack, de[m] Aufschlitzer“ in der hier sonst konsultierten 14. Auflage der *Psychopathia sexualis* von 1912.

138 Krafft-Ebing [1886/1912], S. 75. Vgl. auch Krafft-Ebing [1886/1912], S. 79, Herv. J.K.: „In derartigen Fällen kann es geschehen, dass sogar Gelüste nach dem Fleisch des ermordeten Opfers auftreten, und dass, in Folgegebung dieser perversen Betonung der bezüglichen Vorstellung, Teile der Leiche verzehrt werden.“ Auch Lombroso erschien in seiner *Verbrecher*-Studie die Anthropophagie als „die höchste Stufe“ menschlicher Grausamkeit; Lombroso (1876), S. 62.

139 Krafft-Ebing [1886/1912], S. 80.

140 So Lindner, M. (1999), S. 280.

141 Vgl. Döblins Jugendroman *Der schwarze Vorhang*: „Jeder Kuss verfehlt einen Biß“; Döblin [1912/19], S. 199. „[I]ch möchte etwas langsam, langsam zerknirschen, Rippe um Rippe, Glied um Glied – Ach, Blut sehen, mit dem Munde Blut schlürfen“; Döblin [1912/19], S. 193. Beide Zitate sind der Perspektive des männlichen Protagonisten zugeordnet. Das kannibalische Finale der Liebeshandlung wird hier voll erzählt: „Denn wie er sie umschlang, hatten seine Zähne tief in den weißen Hals und die Kehle geschlagen, das Gesicht in den Blutstrom gedrückt, schlürfte er an ihrem Halse, die mit



abgebissen.<sup>142</sup> Ausnahmslos haben wir es bei den genannten Beispielen mit männlichen Künstlern beziehungsweise Autoren, männlichen Täterfiguren und heterosexuellen Konstellationen, das heißt weiblichen Opferfiguren zu tun.<sup>143</sup> Erwähnt sei aber, dass einige Texte um 1920 zumindest unterschwellig ein subversives Spiel mit dieser Schablone der Lustmorderzählung beginnen, etwa Kurt Schwitters' *Nennen Sie es Ausschächtung* über seine Ausschächtung von „Anna Blume“,<sup>144</sup> oder Maria Lazars Einakter *Der Henker* (1921).

Die männliche Kodierung des Lustmords in Kunst und Wissenschaft stützt sich auf eine Vorstellung männlicher Sexualität, die diese als heterosexuell und als wesentlich aggressiv konzeptualisiert. Dass sich hierbei keineswegs nur die Kunst an der Wissenschaft orientierte, sondern auch andersherum wissenschaftliche Theorien ihre Konzepte auf literarische und fantastische Figuren stützten, mag Krafft-Ebings Bezugnahme auf das Blaubart-Märchen im obigen Zitat einmal mehr verdeutlichen. Krafft-Ebing ging von einer naturgegebenen Aggressivität der Sexualität des normalen Mannes aus, die bei pathologischer Steigerung „ins Masslose und Monströse“ den Lustmord motiviere.<sup>145</sup> Etabliert ist damit nichts weniger als eine „inherent connection between killing and male sexual violence“.<sup>146</sup> Mit dem Lustmörder wird nicht einfach das Negativ des bürgerlichen Normalfalls ausgestellt, sondern ein Kontinuum zwischen pathologischer und gesunder männlicher sexueller Gewalttätigkeit ausgehandelt.<sup>147</sup> Der um 1920 überaus gefragte Sexualkriminologe Erich Wulffen

---

leisem Keuchen gegen seine Umklammerung anrang. Er seufzte mit gepreßten Kiefern und zitterte: wie warm, wie warm“; Döblin [1912/19], S. 200. Siehe II/6.2.1.

- 142 Dies in Musils kleinem Text *Der Vorstadtgasthof* (1924): „Und dann dauerte es lange, bis seine Zähne ganz durch ihre Zunge kamen. Aber endlich fühlte er sie dick im Munde“; Musil [1924], S. 634.
- 143 Ein anderes Bild böte sich, wenn man auch fantastische Gestalten wie die zahlreichen Vampirinnen der Literatur der Jahrhundertwende berücksichtigt. Brittnacher (2005), S. 167, liest die Vampirin als „Angstvision von der weiblichen Usurpation eines genuin männlichen Paradigmas.“ Vgl. auch Brittnacher (2001), S. 213, zur Figur der „Männermörderin“ um 1900, die im psychopathologischen Lustmorddiskurs aber unterbeleuchtet bleibt. Stattdessen ist es die fatastische Literatur, die die Kehrseite dieses speziellen androzentrischen medizinischen Diskurses erkundet.
- 144 Schwitters (1921), S. 84.
- 145 Krafft-Ebing [1886/1912], S. 74. Vgl. Krafft-Ebing [1886/1912], S. 73: „Im Verkehr der Geschlechter kommt dem Manne die aktive, selbst aggressive Rolle zu, während das Weib passiv, defensiv sich verhält. [...] Unter normalen Verhältnissen sieht sich also der Mann einem Widerstande gegenüber, welchen zu überwinden seine Aufgabe ist und zu dessen Überwindung ihm die Natur den aggressiven Charakter gegeben hat. Dieser aggressive Charakter kann aber unter pathologischen Bedingungen gleichfalls ins Masslose wachsen und zu einem Drange werden, sich den Gegenstand seiner Begierden schrankenlos zu unterwerfen, bis zur Vernichtung, Tötung desselben.“
- 146 Bischoff (2009), S. 134. Vgl. Schöffner (1995), S. 184.
- 147 „[E]xperts devised a continuum of (ab)normality in which every single male individual was to be located. White male sexual identity was messy, multi-layered and imbued

verweist ebenfalls auf die der „bloße[n] Koitushandlung [...] physiologisch in-  
neliegende[] Gewaltsamkeit“, die sich blitzschnell zum Lustmord steigern kön-  
ne.<sup>148</sup> Und während der männliche Sexualtrieb dazu neigt, bei Hemmnissen  
oder Störungen allerhand Bestialitäten auszubilden – Wulffen spricht hier in  
einem Atemzug von „Vampiren, Lustmördern, Nekrophilen und Kannibalen“,  
wobei die Grenzen zwischen Figuren mit unterschiedlichen Fiktionalitätsgrad  
verschwimmen –, wird die weibliche Kannibalin ganz klar in den Bereich des  
„Märchen[s]“ verwiesen: Selbst der Geschlechtstrieb von Nymphomaninnen  
„gelangt“ nicht zum anthropophagen Lustmord.<sup>149</sup>

### 3.3.2 Homosexualität, Feminität, Monstrosität

Der Fall Haarmann hat sich für „die Fiktionalisierung von Perversionen“ wohl  
auch deshalb als so außerordentlich produktiv erwiesen,<sup>150</sup> weil die Figur eines  
homosexuellen Lustmörders einiges an der skizzierten Wissenskonstellation  
durcheinanderbrachte und so neue Verknüpfungen in der Diskursivierung des  
Devianten ermöglichte. 1924 konnten mann-männliche sexuelle Handlungen  
mit Gefängnisstrafe geahndet werden, dies sah der Paragraph 175 des RStGB  
vor.<sup>151</sup> Für die bereits lange währenden Bemühungen um eine Liberalisierung  
des Homosexuellenstrafrechts bedeutete der Fall Haarmann einen herben  
Rückschlag (noch verheerender wirkte er sich allerdings auf die Initiativen zur  
Abschaffung der Todesstrafe aus), schließlich hätte man für die von homose-

---

with allegedly atavistic and perverted desires“; Bischoff (2009), S. 136, u. vgl. S. 135.

148 Wulffen (1910), S. 458. Wie bei Krafft-Ebing wird auch hier argumentiert, dass der per  
se aggressive Akt der Penetration „in dem Täter die sadistischen Gefühle auslösen und  
ihn zur Tötung des Opfers führen“ könne; Wulffen (1910), S. 458.

149 Ganzes Zitat aus Wulfens *Das Weib als Sexualverbrecherin* (1923), S. 377: „Unter den  
Vampiren, Lustmördern, Nekrophilen und Kannibalen findet sich eine Reihe Impo-  
tente, die beim Weibe unfähig sind und nur unter Verübung ihrer verbrecherischen  
Handlung zu einer Ejakulation gelangen. Auch deshalb, weil das Weib einen solchen  
Zustand nicht kennt oder wenigstens nicht als Qual empfindet, liegen ihm die ge-  
nannten Verbrechen fern. Selbst bei Nymphomanen ist der Geschlechtstrieb nicht  
derartig monströs, daß er zu *Lustmord*, *Nekrophilie* und *Kannibalismus* gelangt. Aber  
im Märchen von Schneewittchen gelangt die Königin und Giftmischerin zu Anthro-  
pophagie, indem sie die inneren Teile der verhaßten schönen Stieftochter zu verzeh-  
ren wünscht. [...] Selbst die Schriftsteller, welche die pathologischen Fälle gesammelt  
haben und erklären, so Krafft-Ebing, Bloch, Rohleder, Merzbach usw., Wissen von  
weiblichen Lustmorden, weiblicher Nekrophilie (Leichenschändung) und Kanniba-  
lismus nicht zu berichten.“

150 Poole (1998), S. 229.

151 Dort heißt es: „Die widernatürliche Unzucht, welche zwischen Personen männlichen  
Geschlechts oder von Menschen mit Tieren begangen wird, ist mit Gefängnis zu be-  
strafen; auch kann auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte erkannt werden“; zit. n.  
Bruns (2011), S. 164.

xuellen Kontakten ausgehende Gemeingefahr kein besseres „Monster“ – hier zunächst im Sinne von „monstrare“ = „zeigen, hinweisen, lehren“<sup>152</sup> – erfinden können, als Fritz Haarmann, der „Knaben“ am Bahnhof anspricht, mit sich nimmt, „verführt“ und tötet.<sup>153</sup> Doch auch andere Argumentationen sind möglich. So forderten die beiden großen Organe der KPD und der SPD, die *Rote Fahne* und der *Vorwärts*, die Streichung des Paragraphen 175 aus dem Strafgesetzbuch: die *Rote Fahne* mit der Begründung, dass der Paragraph 175 Haarmanns Verbrechen begünstigt habe, indem er Homosexuelle in die Illegalität treibe; der *Vorwärts* mit der Begründung, dass der Paragraph 175 die Aufklärung des Falles erschwert habe, da Zeug:innen aus Angst vor Bestrafung geschwiegen hätten.<sup>154</sup> Dieses Problem greift auch Lessings *Haarmann* auf, wenn gemutmaßt wird, dass von Haarmann belästigte Männer „zu schamhaft waren ihn anzuzeigen“.<sup>155</sup>

Theodor Lessing hat sich, dies belegen etwa seine in der homophilen Zeitschrift *Der Eigene. Ein Blatt für männliche Kultur* publizierten Texte, mit der Homosexuellenfrage auseinandergesetzt. In einer nachgelassenen Notiz zum Fall Haarmann beschreibt Lessing die homosexuelle Liebe (unter Männern wohlgermerkt) als die letzte Bastion von „Zartheit, Tiefe und Innigkeit“.<sup>156</sup> Die drohende Profanisierung der gleichgeschlechtlichen Liebe stellt für ihn den „einzigsten wirklich stichhaltigen Einwand“ gegen die Abschaffung des Paragraphen 175 dar.<sup>157</sup> Es steht also nicht zu erwarten, dass Lessing der im Haarmannfall so massiv einsetzenden Homosexuellendiffamierung – jenem „Kurzschluß zwischen Serienmord und Homophobie“<sup>158</sup> – ohne Weiteres fol-

---

152 Vgl. Overthun (2009), S. 47. Siehe II/1.3.3.

153 So sahen sich Homosexuellen-Treffpunkte in Hannover ab Bekanntwerden des Falls Haarmann vermehrten polizeilichen Repressionen ausgesetzt und es kam zu Räumungsklagen und Lokalschließungen; vgl. Kompisch (2005), S. 101. Vgl. Hyan [1924], S. 64–67 (= „Die Homosexuellen in Hannover“).

154 Vgl. Eissler (1980), S. 106; Poole (1998), S. 220.

155 Lessing [1925a], S. 72.

156 Lessing: Typoskript, AtAH–ThLN, 2557, S. 13, zit. n. Keilson-Lauritz (2006), S. 106.

157 Lessing: Typoskript, AtAH–ThLN, 2557, S. 13, zit. n. Keilson-Lauritz (2006), S. 106. Ganzes Zitat: „Während heute alles was an Zartheit, Tiefe und Innigkeit nicht in den Seelen übrig ist, sich in zahllosen Fällen in das gleichgeschlechtliche Verhältnis hineinrettet, wird mit der völligen Preisgabe und Freiheit auch dieser Beziehung die allgemeine Verödung und der Missbrauch auch auf diesem Gebiet übergreifen und das heute oft noch veredelte gleichgeschlechtliche Geschlechtsleben wird dann sehr bald ebenso brutal, gemein und nüchtern geworden sein wie das gegengeschlechtliche es in ganz Europa geworden“; Keilson-Lauritz (2006), S. 106–107.

158 So für jüngere Sexualmorddiskurse Poole (1999), S. 190. Pooles Aufsatz untersucht u.a. den Fall des 1991 in den USA verhafteten Serienmörders Jeffrey Dahmer, der „prototypisch für die Mechanismen [ist], die sich im Umfeld einer Verbrechensaufklärung entwickeln, als deren auffälligstes Merkmal [...] die Verknüpfung von Dahmers Morden mit den Themen Kannibalismus, Rassismus und Homosexualität erscheint“; Poole (1999), S. 176. Besonders evident ist die „Fragwürdigkeit“ medialer Serienkiller-Bil-

gen wird. Während die Psychopathologie und Kriminologie im Fall Haarmann großenteils über eine prinzipielle Verbindung von Homosexualität und Sadismus argumentierte,<sup>159</sup> weist Lessing diese Lesart der Mordtaten Haarmanns energisch zurück: „Mit dem Kriminalfall des Marquis de Sade [...] hat der hochnotpeinliche Fall des Haarmann nicht die mindeste Verwandtschaft“.<sup>160</sup> Lessing zeigt sich generell skeptisch gegenüber der Diagnose „Sadismus“, mit der man das Beunruhigende scheinbar motivloser Serienmorde allzu schnell stillstelle.<sup>161</sup> Doch auch Lessings Text pathologisiert Haarmann – und er pathologisiert ihn als Homosexuellen – schlägt dabei aber einen anderen Weg ein, der ihn nicht über den Sadismus, sondern über die Feminisierung Haarmanns führt.

Lessings Text zeichnet Haarmann als androgyne Figur, wobei seine weiblichen Attribute besonders hervorgehoben werden. Schon in der Kindheit zeigen sich „seine weiblichen (,transvestiten‘) Neigungen. Er spielte gern mit Puppen, machte auch weibliche Handarbeiten und wurde in Gesellschaft von Knaben rot und verlegen.“<sup>162</sup> Haarmann empfindet Frauen „gleichsam als Nebenbuhlerinnen“, „[i]mmerhin gehört er zum Typus des ‚Weibmannes‘ (die sogenannte Tante).“<sup>163</sup> Diese auch in ihrer Begriffsverwirrung durchaus typische Verweiblichung des Homosexuellen teilt Lessings Text mit anderen zeitgenössischen Reflexionen über verschiedene Gesundheits- und Normalitätsgrade von Homosexuellen, über sexuelle Zwischenstufen und Erscheinungsformen eines „dritten Geschlechts“.<sup>164</sup> Der effeminierenden Beschreibung homosexueller Männer haftete insbesondere auch dann etwas Abwertendes an, wenn sie

---

der beim „Typus des homophilen Nekrophagen“, der „als ‚Prototyp‘ des Serienmörders schlechthin“ funktioniert, obgleich sich dieser „Typus“ ausgesprochen selten findet; Poole (1999), S. 190.

159 Vgl. z.B.: „Beide Typen, der Sadist und der Homosexuelle, sind Rückschlagserscheinungen und zeigen ein überstarkes Triebleben, das sich unmöglich den Forderungen der Kultur anpassen kann“; Stekel (1925), S. 170. Perpetuiert wurde das Bild des sadistischen Homosexuellen in der Presse, etwa wenn in der *Roten Fahne* vom 13.07.1924, 1. Beilage, beschrieben wird, dass sich Haarmann „an seinen Opfern in homosexuellen und sadistischen Orgien aus[tobte]“.

160 Lessing [1925a], S. 81.

161 Vgl.: „Die meisten beruhigten sich mit dem Schlagwort ‚Sadismus.‘“; Lessing [1925a], S. 183. Lessing diskutiert hier in einem knapp eineinhalbseitigen Exkurs den Fall eines jungen Balten, der 1915 in einem Lazarett etwa 20 Personen „durch Beimischung von Gift in ihre Speisen langsam getötet hatte“; Lessing [1925a], S. 183. Lessing erklärt diese Morde nicht mit Sadismus, sondern mit dem „Reiz des Geheimnisses“, den er auch bei Haarmann am Werk sieht; Lessing [1925a], S. 184.

162 Lessing [1925a], S. 63.

163 Lessing [1925a], S. 60.

164 Vgl. Claudia Bruns Aufsatz zu *Kontroversen zwischen Freud, Blüher und Hirschfeld. Zur Pathologisierung und Rassisierung des effeminierten Homosexuellen* (2011), hier insb. S. 162. Vgl. auch Magnus Hirschfelds auflagenstarke Schrift *Berlins Drittes Geschlecht* (1904) und dazu z.B. Beate Binders Aufsatz *Schwellenräume des Anderen: Zur Konstitu-*

dazu eingesetzt wurde, um innerhalb der Figur des Homosexuellen selbst eine strategische Spaltung einzuführen, die zwischen „einem akzeptablen, gesellschaftlich nützlichen, virilen und einem neurotischen, degenerierten, femininen Homosexuellen“ unterscheidet.<sup>165</sup>

Lessings *Haarmann* schildert den regen mann-männlichen Verkehr im Umfeld des Protagonisten nicht unbedingt unfreundlich: Die hübschen Mädchengesichter junger Männer werden beschrieben, oft erröten sie schamhaft, Männer sind anderen Männern die „Braut“ oder die „Geliebte“.<sup>166</sup> Bei Haarmann selbst allerdings gewinnt das Feminine einen entschieden pathologischen Zug. Schon bei seinem ersten Auftritt wird der Protagonist vom Text entkleidet. Steht er zu Beginn der physiognomischen Musterung als schlichter Bürger vor den Leser:innen, so ist er zum Schluss vollkommen nackt:

„Brust und Rücken zeigen wie das Gesäß rundliche weibische Fettpolster. Der Leib ist zwar derb; aber hat etwas vom Weibe. Das Geschlechtsglied ist stark; die Schambehaarung verläuft nicht im spitzen Winkel zum Nabel, sondern im flachen Bogen oberhalb des Schambeins. [...] Die Stimme, breiig, schleimig und nah am Diskant, erinnert an das Organ alter Frauen. Der ganze Habitus ist ‚androgyn‘. Man möchte sagen: nicht männlich, nicht weiblich, nicht kindlich. Aber männisch, weibisch und kindisch zugleich.“<sup>167</sup>

Hier wird deutlich, dass sich Lessing „eines Geschlechtermodells bedient, welches nur allzu stereotypisiert eine Pathologisierung des Weiblichen miteinschließt.“<sup>168</sup> Der entblößte Haarmann wird einem überaus indiskreten Blick ausgesetzt. Sein Körper wird als der eines monströsen Mischwesens zwischen den Geschlechtern und zwischen den Lebensaltern beschrieben,<sup>169</sup> wobei speziell über die weiblich codierten Zuschreibungen und deren Kombi-

---

*tion einer sexuellen Topographie Berlins im Diskurs der Sexualwissenschaft zu Beginn des 20. Jahrhunderts* (2012).

165 Bruns (2011), S. 162.

166 Zitate Lessing [1925a], S. 132–133. Zum Übrigen vgl. z.B. Lessing [1925a], S. 63, 78, 84, 89, 107, 119, 128–129, 148, 150, 159, 161, usw.

167 Lessing [1925a], S. 59.

168 Poole (1998), S. 231. Haarmanns Erscheinungsbild wurde auch in anderen Kommentaren als „weibisch“ pathologisiert, vgl. z.B. Hamburger Echo, 05.12.1924, S. 6: „Die Formen seines Körpers sind weibisch und der Gerichtssachverständige hat denn auch grauenhafte physische Eigenschaften in der Gestaltung der entwickelten Brüste und der Art der Behaarung konstatiert.“

169 Zum Monster als Mischwesen vgl. Michel Foucaults Vorlesungen *Les anormaux* aus den Jahren 1974/75, insb. Foucault [1999], S. 86–87; außerdem z.B. Schmitz-Emans (2010), S. 118; Willemsen (2015), S. 122–124. „Das Monster ist vom Mittelalter bis ins 18. Jahrhundert [...] im wesentlichen ein Mischwesen. Es ist das Mischwesen zweier Bereiche, des menschlichen und des animalischen: Der Mensch mit dem Stierkopf, der

nation mit dem Verweis auf das Alter Abstoßungs- und Ekel-Affekte generiert werden sollen. Der Text bedient sich bei der Vetula-Topik: Haarmann erscheint als hässliches altes Weib mit hoher, unangenehmer Stimme.<sup>170</sup> Das abstoßende Äußere der Vetula spiegelt die moralische Verkommenheit ihres Inneren wider. Damit folgt sie Lavaters bewährtem physiognomischem Paradigma: „Je moralisch besser; desto schöner. Je moralisch schlimmer; desto hässlicher.“<sup>171</sup> Über Haarmann als Vetula ist das archetypische Bild der menschenfresserischen Hexe aufgerufen – fast zeitgleich begegnet es an zentraler Stelle auch in Thomas Manns *Der Zauberberg* (1924).

„Zwei graue Weiber, halbnackt, zottelhaarig, mit hängenden Hexenbrüsten und fingerlangen Zitzen, hantierten dort drinnen zwischen flackernden Feuerpfannen aufs gräßlichste. Über einem Becken zerrissen sie ein kleines Kind, zerrissen es in wilder Stille mit den Händen – Hans Castorp sah zartes blondes Haar mit Blut verschmiert – und verschlang die Stücke, daß die spröden Knöchlein ihnen im Maule knackten und das Blut von ihren wüsten Lippen troff.“<sup>172</sup>

Damit stellen sowohl Lessings als auch Manns Kannibal:innen eigentümlich heimatliche Alteritätsfiguren dar: Lessings Haarmann ist ganz Hannoveraner Bürger, „spricht [...] auffallend hannoveranisch“,<sup>173</sup> und Manns Kannibalinnen „schimpf[en] stimmlos, aber mit letzter Gemeinheit, unflätig, und zwar im Volksdialekt von Hans Castorps Heimat.“<sup>174</sup>

Der von Lessing ausgestellte nackte Körper des „weibisch rohen, schwammigen und wüsten Haarmann“ lässt in seiner „weichlichen“ Konturlosigkeit auch an Aurel Kolnais Ausführungen zum Ekelhaften als dem eben nicht männlich Gestalthaften, sondern dem „Schwabbligen, Schleimigen, Breiigen“

---

Mensch mit den Vogelfüßen – lauter Monster. [...] Es ist die Mischung aus zwei Geschlechtern: Wer zugleich Mann und Weib ist, ist ein Monster“; Foucault [1999], S. 86.

170 Zur Vetula-Topik vgl. z.B. Menninghaus (1999), S. 343–345 (= „Alte Mädchen“). Die Kombination von Vetula und Kannibalin führt zu Hexendarstellungen, aber auch zu frühneuzeitlichen Reiseberichten aus der Neuen Welt: Hier nehmen protorasistische Beschreibungen vor allem lüsterne, hässliche, alte Kannibalinnen in den Blick; vgl. Schülting (1997), S. 104–106, 117–118. Vgl. z.B. Léry [1578], S. 267, über „die amerikanischen Wilden“: „Während [...] alles geröstet wird, versammeln sich die alten Frauen (die, wie ich schon erwähnte, einen erstaunlichen Appetit auf Menschenfleisch haben) [...], um das Fett, das an den Stäben dieser großen und hohen Holzroste herunterfließt, aufzufangen.“

171 Lavater [1775–1778], S. 53.

172 Mann, Th. [1924], S. 745.

173 Lessing [1925a], 59.

174 Mann, Th. [1924], S. 745. Erst daraufhin wird Castorp „so übel, so übel wie noch nie“; Mann, Th. [1924], S. 745.

denken (siehe II/2.2.2).<sup>175</sup> Die wahre Natur des kannibalischen Lustmörders Haarmanns verrät sich also nicht zuletzt in seinen „rundliche[n] weibische[n] Fettpolster[n]“. <sup>176</sup> Der schwammige Körper und die schleimige Stimme der *Vetula Haarmann* korrespondieren wiederum mit den monströsen Tiergestalten, denen Haarmann – eben kein reiner Werwolf – in seiner Weichheit und mangelnden Formfeste ähnelt: Seine Sinnlichkeit ist dem Text „ein gefräßiger Krake“, und sein Ebenbild ist das eines „im Dunkel sich vollsaugenden, schleimigen Quallentieres, etwa eines pflanzenhaften Riesenpolypen“. <sup>177</sup> Als perfektes Mischwesen steht Haarmann vollends zwischen den Gattungen und Geschlechtern, zwischen Mann und Frau, Mensch, Tier und Pflanze. In der Betonung des „Weibischen“ durch den Text kann man auch eine antisemitische Dimension von Lessings Haarmannfigur im Anschluss an entsprechende, zeitgenössisch weit verbreitete Analogieschlüsse wie in Otto Weiningers *Geschlecht und Charakter* (1903) erkennen, <sup>178</sup> die sich durch die Beschreibung Haarmanns als Inflationsfigur, als „Krake“ und „Polyp“ noch verschärfen. Dies mag Lessing, der ja selbst zum Opfer antisemitischer Kampagnen wurde, bewusst gewesen sein; jedenfalls weist sein *Haarmann*-Text ganz ausdrücklich darauf hin, dass es sich bei Fritz Haarmann eben nicht um einen Juden handelt: „Man stelle sich einmal vor, Haarmann wäre ein Jude gewesen, welche Ritualmordmären und Pogrome hätten dann im Volke entstehen müssen.“ <sup>179</sup>

In Abgrenzung zur häufigsten Lesart des Falls ist Haarmann bei Lessing also kein einfacher Sadist, sondern ein großer Verschlinger und Einverleiber, ein gefräßiges, saugendes Wesen mit einem weichen, aufnahmefähigen Körper. Konsequenterweise wird Haarmann in seinen Verhältnissen zu Männern als die weibliche, „empfangende“ Figur gezeigt. <sup>180</sup> Er ist „zweifelloser der passive Teil“. <sup>181</sup> Haarmanns Potenz ist keine phallische, sondern eine verschlingende. Deshalb fokussiert der Text Haarmanns Körperöffnungen, insbesondere seinen Mund, und spielt in der Verknüpfung von Sprache, Kannibalismus und Sexualität die Überdeterminierung des Oralen voll aus. Allzu wörtlich genommene Metaphern der Liebe – Figurenrede Haarmann: „Ich

---

175 Lessing [1925a], S. 83, 59; Kolnai [1929], S. 27.

176 Lessing [1925a], S. 59.

177 Lessing [1925a], S. 185, 83.

178 Vgl. Weinger [1903], S. 409–452. Vgl. z.B. Schüler-Springborn (2021), S. 215–216; Weinstein (2021), S. 152, 161. „Male effeminacy, inversion, intermediary, and third sex models of gender and sexuality were coded as ‚Jewish‘, in contrast to a Greek model of love between manly men, cultivated by masculinist subcultures in German right-wing circles“; Weinstein (2021), S. 152.

179 Lessing [1925a], S. 102.

180 Lessing [1925a], S. 69.

181 Lessing [1925a], S. 69.



hatte nun mal an ihm [Hans Grans] den Narren gefressen.“<sup>182</sup> – streift der Text dabei nur ganz beiläufig. Eher interessiert er sich für die materielle Qualität der gesprochenen Worte: Diese scheinen Haarmann manchmal wirklich im Mund zu liegen, etwa wenn er einen gerissenen Erzählfaden durch eine „Leckbewegung mit der fleischigen Zunge“ wieder zu knüpfen versucht.<sup>183</sup> Der Mund Fritz Haarmanns – geschwätzig, aber zum Geständnis untauglich – ist am leistungsfähigsten als Organ der Nahrungsaufnahme, des Kusses und der oralen Sexualpraktiken. Für Lessing ist „die generelle ‚libido‘ gebunden [...] an die Werkzeuge der ursprünglicheren Nahsinne (wie z. B. an Schmecken, Riechen, Ergreifen, Küssen, Saugen usw.)“.<sup>184</sup> Haarmanns körperliche Annäherung an seine Gegenüber, seine orale Übergriffigkeit bewegt sich zwischen Kuss und Biss, zwischen „Lutschfleck“ und „Wunde“ – wobei der Eindruck entsteht, dass Haarmann zwischen diesen Oralitäten zu differenzieren kaum im Stande ist:

„Haarmann gibt an: [...] Liegt da im Zimmer ein Toter. Ganz entkleidet. Hugo und Hans schnüren gerade Kleider zusammen. Ich frage: ‚Was ist das?‘ Sie sagen: ‚Einer von Deinen.‘ Ich denke: ‚Er hat am Hals keine Wunde. Die meinen haben Lutschflecke.“<sup>185</sup>

So unversehens wie der Text in diesem verschachtelten Einblick in die Psyche Haarmanns Lutschen und Verwunden vertauscht, muss der von Haarmann mit, genauer an seinen Partnern praktizierte Oralverkehr eine gefährliche Angelegenheit darstellen. Der Mund des Kannibalen Haarmann erscheint als zahnbewehrte Vagina, als Vagina Dentata,<sup>186</sup> und bildet als solche das Zentrum der monströsen Körperlichkeit Haarmanns. „Die Anatomen sagen: [...] Es gehörte [...] zu seinen perversen Leidenschaften, das Geschlechtsglied in den Mund zu nehmen und daran zu beißen.“<sup>187</sup> Weil Lessings Text so sehr auf die Gewaltpotentiale des Mundes seines Protagonisten fixiert ist, bleibt die forensische Plausibilität eines Mordes durch Kehlbiss unhinterfragt und die Rolle der

---

182 Lessing [1925a], S. 87.

183 Lessing [1925a], S. 59. Zur Koinzidenz von Essen und Sprechen im Mund siehe auch II/4.2.3.

184 Lessing [1925a], S. 184.

185 Lessing [1925a], S. 145–146.

186 Vgl. z.B. Gohr (2013), S. 27, zum „subtly prevalent myth of vagina dentata“; vgl. Kleinspehn (1993), S. 231–232. Für ein literaturgeschichtlich einschlägiges Beispiel vgl. Edgar Allan Poes *Berenice* (1835) und dazu z.B. Vedder (2013), S. 179–181.

187 Lessing [1925a], S. 126–127. Die Angst-/Lustvorstellung der als Biss misslingenden Fellatio begegnet beispielsweise auch in Alfred Kubins *Die andere Seite* (1909). Hier beobachtet der Erzähler eine apokalyptisch-kannibalische Massenorgie: „[Ich] vernahm [...] lautes Kreischen, wie Frohlocken und Schmerz. – Zu meinem Entsetzen gewahrte ich, daß eine gelbhaarige Dirne einen Betrunknen mit den Zähnen entmannt hatte“; Kubin [1909], S. 209.



Hände beim Erwürgen der Opfer unterbeleuchtet. Auch dies ist bereits im „Signalement“ des Werwolfs angelegt: Haarmann „fuchtelte [...] mit seinen weißen weichlichen Händen“, die kraftlos erscheinen im Gegensatz zu dem „frech[en]“ Mund mit den scharfen weißen Zähnen.<sup>188</sup> Wie feminin dabei der zahnbewehrte Kannibalenmund verfasst ist, zeigt sich deutlich in den zwischen Haarmann und Hans Grans ausgetauschten Küssen, bei denen Haarmanns Mund von der Zunge Grans’ penetriert wird:

„Haarmann liebte den Grans und das wußte dieser zu nutzen. Wenn der Alte tobte, so pflegte der Junge ihn um die Hüfte zu nehmen und seine Zunge ihm in den Mund zu stecken; dies erregte den Haarmann so, daß er wachweich und dem Jungen zu willien wurde.“<sup>189</sup>

Neben dem Kannibalenmund als *Vagina Dentata* seien zwei weitere bedrohliche Aspekte der Femität Haarmanns nur noch kurz erwähnt: Gert Mattenkloß erkennt in jenen „gewissen Tagen“, an denen Haarmann nicht zu sprechen ist und die Fenster verhängt,<sup>190</sup> die „typischen Versatzstücke aus der literarischen Mythologie der Menstruation: [...] das verklebte Schlüsselloch, unerklärliche Verhaltensänderungen, geheimnisvolle Blutspuren“.<sup>191</sup> Damit werden Haarmanns kannibalische Mordtaten als periodische Anfälle weiblichen Wahnsinns lesbar.<sup>192</sup> Mit seinen hausfraulichen Qualitäten allerdings, und dies wäre der andere Punkt, kann Haarmann die Ergebnisse seines periodischen Wahnsinns wieder in die bürgerliche Normalität einbinden: Haarmann verrichtet bereitwillig vom Text explizit als „weiblich[]“ klassifizierte Arbeiten, wie Kochen, Backen und Strümpfe Stopfen,<sup>193</sup> die in der Aussage der Prostituierten Dörchen wiederum mit der Zubereitung von Fleischspeisen zusammengebracht werden: „Wir stopften zusammen Strümpfe, besserten die Kleider

---

188 Lessing [1925a], S. 58–59.

189 Lessing [1925a], S. 92, 98–99.

190 Vgl. Lessing [1925a], S. 58–59.

191 Mattenkloß (1996), S. 107. Mattenkloß erkennt in Haarmanns Mund ebenfalls die *Vagina Dentata* und bezeichnet „das Weibliche an Haarmann als sein eigentliches Verbrechen“; Mattenkloß (1996), S. 108.

192 Dies funktioniert auch vor dem Hintergrund zeitgenössischen Wissens über zyklische psychopathische Krisen: „Physicians and psychiatrists identified ‚psychopathic crises‘ which every individual went through: adolescence and old age. For women, this list was extended to include pregnancy and menstruation“; Bischoff (2009), S. 127, unter Verweis auf Eugen Kahns Artikel *Die psychopathischen Persönlichkeiten* in dem von Oswald Bumke herausgegebenen *Handbuch der Geisteskrankheiten* (1928) und Karl Birnbaums Eintrag zu *Psychopathen* in dem von ihm herausgegebenen *Handwörterbuch der medizinischen Psychologie* (1930).

193 Lessing [1925a], S. 60, 63.

aus. Auch Sülze machen und Wurst bereiten konnte Herr Haarmann.<sup>194</sup> Die Verwurstung der Mordopfer fällt in einen weiblich codierten Zuständigkeitsbereich. Die Kannibalin Haarmann – als solche ist sie bei Lessing durchaus lesbar – zeichnet sich nicht zuletzt durch ihr Geschick in der Küche aus.

### 3.3.3 Paranoid Horror: Fleischzirkulation in Hannover

Die Zubereitung von Menschenfleischspeisen führt zu meinem letzten Punkt: Haarmann als Mischwesen und als Agent von Vermischung und Entdifferenzierung. Haarmann ist eine liminale Figur des „sowohl als auch“ (und weniger eine des „mal so, mal so“ oder des „weder noch“): Haarmann ist „männisch, weibisch und kindisch zugleich“,<sup>195</sup> er ist kindisch und alt, tritt auf als Mensch, Tier und Pflanze, als Amalgam aus Mensch und Wolf, als Schauspieler und Wahrhaftiger, Gauner und Polizeispitzel, stets „in beiden Welten daheim“.<sup>196</sup> Diese klassifikatorische Grenzziehungen auflösende Vermischung aller Kategorien durch die Haarmannfigur ist der Inbegriff ihrer Monstrosität, die sie sowohl mit den Naturgesetzen als auch den Gesetzen der Weimarer Republik bringt in Konflikt bringt.<sup>197</sup>

Gemäß dem Prinzip der Ansteckung setzt das Mischwesen Haarmann auch in seiner Umgebung Prozesse der Vermischung und Vertauschung in Gang: So wie Haarmann falsches, illegitimes Fleisch unter die in Hannover zirkulierenden Esswaren mischt, ist es die seinem Nutznießer Grans charakteristische Vorgehensweise, sich mit „unechten Gold- und Silbersachen“ unter die Diebe und Hehler der Stadt zu „mischen“.<sup>198</sup> Haarmann nutzt Fleisch als Währung (siehe II/3.1.3), er substituiert Geld durch Fleisch sowie Tierfleisch durch Menschenfleisch und er bietet Geld und Nahrung gegen Sex: „Er hatte die Knaben angesprochen, bewirtet und dann mit in die Wohnung genommen, wo sie gegen Geld Unsagbares machen mußten.“<sup>199</sup> Unablässig werden in Lessings Falldarstellung Sex, Fleisch und Geld gegeneinander eingetauscht: Auch darin besteht das „Haarmann-System“, an dem ganz Hannover mitzuwirken scheint (hierin übrigens dem heruntergekommenen viktorianischen London in zahl-

---

194 Lessing [1925a], S. 92.

195 Lessing [1925a], S. 59.

196 Lessing [1925a], S. 76.

197 Vgl. erneut Foucault [1999], S. 86–87. Foucault definiert Monstrosität als eine Überschreitung des Naturgesetzes, die zugleich bürgerliche oder religiöse Gesetze bricht: „Monstrosität gibt es nur dort, wo das in Unordnung gebrachte Naturgesetz an das Recht rührt, es umstürzt oder in Unruhe versetzt, sei es nun das Zivilrecht, das kanonische oder das religiöse Recht“; Foucault [1999], S. 87.

198 Lessing [1925a], S. 88.

199 Lessing [1925a], S. 78.

reichen Jack the Ripper-Bearbeitungen nicht unähnlich).<sup>200</sup> Erkennt der Text in Haarmann selbst „ein Knäuel von Krankheiten“, so ist auch der „der ganze Menschenknäuel um Haarmann herum“ potenziell infiziert.<sup>201</sup>

Lessings Nachkriegs-Hannover präsentiert sich als „Gauner- Hehler- und Prostitutionsmarkt ohnegleichen“:<sup>202</sup> Wie oben gezeigt, betreibt die Stadt einen zweifachen illegitimen Fleischhandel, zum einen „mit gestohlenem und heimlich geschlachtetem Nutzvieh, auch mit Kaninchen, Ziegen, Hunden und Katzen“, und zum andern mit sexuellen Dienstleistungen auf dem „Markt der männlichen Prostituierten“.<sup>203</sup> Unangenehme Assoziationen drängen sich den Leser:innen über die räumlichen Näheverhältnisse auf, nicht nur über die beschriebene geografische Nähe der Märkte zueinander, sondern auch über die Nähe der Beschreibungen der Märkte im Text.<sup>204</sup> In Haarmanns enger Dachstube und deren Beschreibung rücken „Bett[]“ und „Kochtopf“ ebenfalls eng zusammen: „An der Zimmerdecke, zwischen dem Tische rechts und dem Bette hatte Haarmann an Ketten einen Kochtopf aufgehängt, so daß er von unten erhitzt werden konnte.“<sup>205</sup> Während in der Raumordnung also der Kochtopf in der Mitte des Zimmers hängt, wird in der Satzordnung das Bett vom Kochtopf und seinem Aufhängepunkt umschlossen. Zugleich trennt, dies betont der Text mehrfach, nur eine „dünne Tapetenwand“ Haarmanns Mordplatz von der „Küche“ seiner Nachbar:innen,<sup>206</sup> so dass auch hier die Haarmannküche auf die Küche der Unbescholtenen überzugreifen droht.

Etabliert Lessings Text bereits bei Textestieg die Allegorie des Hannover durchfließenden Leinstromes, so wird daraus im Verlauf des Textes ein regelrechter Menschenfleischstrom. Die in Haarmanns Wohnung „einströmenden Jungen“ tragen nicht nur ihr eigenes Fleisch in Haarmanns Einflussbereich, sondern bringen auch lebendige Tiere mit: „Geflügel oder Kaninchen [...], einige Male auch eingefangene Hunde [werden] in dem Raume geschlachtet“.<sup>207</sup> Indifferent gegenüber Gattungsdifferenzen wird Menschen- und Tierfleisch in Haarmanns Dachstube hinein- und aus ihr herausbefördert, letzteres meist zerstückelt in Rucksäcken, Aktentaschen, Eimern, Wachstumstaschen, Paketen

---

200 Zur zentralen Funktion der Stadt London in Jack the Ripper-Bearbeitungen vgl. Arno Metelings Aufsatz *Jack the Ripper und die Verschwörung des Raums* (2011), insb. S. 308, 312.

201 Lessing [1925a], S. 182, 134.

202 Lessing [1925a], S. 53.

203 Lessing [1925a], S. 53–54.

204 Dies korrespondiert mit der Erregung von Ekel durch unerwünschte, „sich aufdrängende Präsenz“: „Das elementare Muster des Ekels ist die Erfahrung einer Nähe, die nicht gewollt wird“; Menninghaus (1999), S. 7.

205 Lessing [1925a], S. 101.

206 Lessing [1925a], S. 101–102.

207 Lessing [1925a], S. 99.

und Säcken.<sup>208</sup> Der Text erzeugt einen unübersichtlichen Fleischstrom: „Aus und ein flogen junge Leute. Sie brachten Rucksäcke mit Fleisch.“<sup>209</sup> Haarmann lebte „beständig von Schwärmen blutjunger Menschen umgeben [...], welche er nutzte, oder welche ihn nutzten, [und] „fröhnte jeder nur erdenklichen Wiedernatürlichkeit des Geschlechtslebens.“<sup>210</sup> In diesem Fleischstrom wechselseitiger „Nutzung“ kommt es immer wieder zu Vertauschungen, nicht nur von „Wunde[n]“ und „Lutschfleck[en]“, sondern auch von deren Empfänger:innen: So sucht die Polizei einen Verschwundenen bei Haarmann und findet „zwar nicht den vermißten Knaben, wohl aber einen anderen nackten Knaben bei ihm im Bette.“<sup>211</sup> Sogar Frauen partizipieren am Haarmann’schen Fleischfluss. Haarmann unterhält eine sogenannte „Fleisch-Freundschaft“ mit Elisabeth Engel, einer gleichsam einem Kriminalhandbuch entsprungen weiteren Veltula-Figur,<sup>212</sup> und pflegt kameradschaftlichen Umgang mit der Prostituierten Dörchen. Das System Haarmann ist ein offenes System, aufnahmebereit insbesondere auch für die der Gesellschaft abhanden Gekommenen: „Obdachlose, Arbeitslose, entlaufene Fürsorgezöglinge“, alle erhalten Zutritt zur Dachstube und dann wird „getauscht“ und „geschmaust“:<sup>213</sup>

„In der großen Butzenklappe unter der Treppe, wo er die Toten verbarg, standen neben der Leiche Töpfe mit Fleisch, lagen Näschereien, Käse, Wurst, Schokolade für die hübschen Jungen. Man schlief oft zu dreien und vieren; wechselweise Geschlechtliches treibend. Auch Elli, Dörchen und Anni kamen oft zu Gast.“<sup>214</sup>

Fleischliche Näheverhältnisse werden hier erneut in zweierlei Hinsicht und auf zweierlei Ebenen erzeugt: Die unmittelbare Nähe der Leiche zu den Töpfen mit Fleisch wiederholt sich in der Nähe der miteinander sexuell verkehrenden Menschenkörper, und auch auf Textebene folgt der sexuelle Verkehr unmittelbar auf den Hinweis über bereitliegende „Näschereien“. Haarmann agiert zugleich als „Herbergsvater“<sup>215</sup> und als Puffmutter. Er gibt nicht nur Fleisch

---

208 Zu diesen Behältnissen vgl. Lessing [1925a], S. 73, 99–100, 102, 104, 125–126, 172.

209 Lessing [1925a], S. 73.

210 Lessing [1925a], S. 78.

211 Lessing [1925a], S. 78.

212 Lessing [1925a], S. 101–102. „Vor uns steht“ – so startet die Beschreibung Engels analog zu der Haarmanns; vgl. Lessing [1925a], S. 58 – „ein kleiner, mit allen Hunden gehetzter, in allen Wassern gewaschener Zwergteufel, ein Weib von der Physiognomie jener Gesche Margarete Gottfried, die man in Kriminalwerken oft abgebildet findet. Das ist Elisabeth Engel, [...], eine Frauensperson von 50 Jahren, klein, dürr, überintelligent, war dreimal verheiratet, hatte acht Kinder, von denen nur eins am Leben blieb“; Lessing [1925a], S. 101.

213 Lessing [1925a], S. 92.

214 Lessing [1925a], S. 92.

215 Lessing [1925a], S. 92.

an Wirtschaften ab, er ist auch selbst eine Wirtfigur:<sup>216</sup> Möglich ist, so die vor Gericht bestellten Experten, „daß er das Fleisch des einen einem anderen vorgesetzt hat.“<sup>217</sup> Diese Ungeheuerlichkeit wird vom Text nicht weiter exploriert, verweist aber erneut auf den von Haarmann betriebenen Fleischstrom, der hier fast zum Kreislauf gerät. Dabei macht Haarmann nicht nur bei der Wahl seiner Fleischspeisen, sondern auch beim Verfüttern der Opfer vor der Mensch-Tier-Grenze keinen Halt: „Und dann war das auch ein kleiner Hund namens Fuchsie. Dem brachte Haarmann zuweilen einen Knochen.“<sup>218</sup> Und selbst eine Maschine findet ihren Platz im „Haarmann-System“: In der Dachkammer des Werwolves steht ein „Fleischwolf“<sup>219</sup> Haarmanns maschinelles Pendant, mit dem er wirklich alles zu einer unkenntlichen Fleischmasse verarbeiten kann.

### 3.4 Schlussbemerkung

In Theodor Lessings wahrscheinlich meistgelesenem Text artikuliert sich ein paranoischer Verdacht, der Monströses und Menschenverschlingendes inmitten des scheinbar so vertrauten Terrains der eigenen Heimatstadt aufspürt. Lessings misstrauischer, investigativer Blick auf Hannover hat dabei etwas durchaus Ethnografisches. Das Vertraute wird fremd, wenn sich der erste Satz dem Schauplatz aus der Vogelperspektive nähert:

„Hannover, die Hauptstadt der gleichnamigen deutschen Provinz und der Mittelpunkt der niedersächsischen Lande, liegt an den letzten Ausläufern des deutschen Mittelgebirges, von welchem aus sich die norddeutsche Ebene mit ihren sandigen Kiefern- und Heidebezirken bis fern zur Nordseeküste hinabzieht.“<sup>220</sup>

„Das Flößchen Leine“ wird im zweiten Satz durch seine Windungen und Stationen verfolgt und mündet schließlich „im Großen Moor.“<sup>221</sup> Damit ist die thematische Spur gelegt und das Abtauchen des Textes in die Sümpfe Hannovers vorgezeichnet: Die Leine wird sich beim Durchqueren des Einflussgebietes Haarmanns eintrüben und am Ende der Schauplatzeinführung zum Hort eines schauerhaften Geheimnisses verkommen sein: „[D]ie rätselhaften Sterne glit-

---

216 Haarmann wird explizit als „Wirt“ beschrieben, an den sich das „Schmarotzertier[]“ Hans Grans bindet; Lessing [1925a], S. 122.

217 Lessing [1925a], S. 127.

218 Lessing [1925a], S. 102.

219 Lessing [1925a], S. 99.

220 Lessing [1925a], S. 51.

221 Lessing [1925a], S. 51.

zerten im dunklen Wasser des in sich selbst versumpfenden Stromes.“<sup>222</sup> Unter der Wasseroberfläche lagern die Überreste der Opfer Haarmanns und über dem „gespenstigen schwarzen Fluß“ spiegelt sich die glücklose Hannoveraner Bevölkerung: „[D]ie schwere, dürre, zermürbte, zerarbeitete Leidensmenschheit [...] hing und hockte über der stinkenden Lagune“.<sup>223</sup>

In *Walks on the Wild Side* beschreibt Rolf Lindner, wie in frühen „Erkundungstexten“ der Stadtforschung die Stadt zu einem exotischen Raum verfremdet wird und dabei bestimmte Ausschnitte der Stadt „als Abort beschrieben [werden], als Kloake, ein vor Schmutz starrender Ort der Ansteckung, der Krankheit, des Todes.“<sup>224</sup> Dass es sich dabei um „Metapher[n] [...] für ein ‚schmutziges‘ Unterbewußtsein der Zivilisation“ handelt<sup>225</sup> und sich in diese „Beschreibungen [...] zugleich eine Faszination ein[schleicht], die mit dem Ekel ein seltsames unauflösbares Amalgam bildet“,<sup>226</sup> gilt für die Sümpfe Hannovers in Lessings *Haarmann* ebenso wie für Jack the Rippers London-Whitechapel, aber auch für das Berlin Franz Biberkopfs, das in Döblins *Berlin Alexanderplatz* (1929) ebenfalls als eigentlicher Täter begegnet.<sup>227</sup> Auch Sinclairs Chicago mit seinem Meat Packing District, in dem eine litauische Einwander:innenfamilie zugrunde geht, gehört in diese Reihe: *The Jungle* (1906) erschien in der deutschen Übersetzung passenderweise unter dem Titel *Der Sumpf*.

Das Zentrum des *Haarmann*-Textes, die vom Leinefluss umschlossene sogenannte „Insel“ in der Innenstadt Hannovers, auf der in engen, „morsche[n]“, „schmutzigen“ Bauten „in Deutschlands Elendszeit die Ärmsten der Armen [hausen]“, ist solch eine sumpfige Brutstätte infektiöser Krankheiten und Laster.<sup>228</sup> Der im Text allgegenwärtige „Sumpf“, „de[r] wimmelnde[] Sumpf“, in dem der Mörder mit der „breig[en], schleimig[en]“ Stimme sein Unwesen treibt, der „Sumpf [...], daraus allein die Schlange [Haarmann] ihre Nahrung z[ieht]“,<sup>229</sup> dieser Sumpf ist in Lessings Text ein so metaphorischer wie gegen-

---

222 Lessing [1925a], S. 55.

223 Lessing [1925a], S. 55.

224 Lindner, R. (2004), S. 19.

225 Lindner, M. (1999), S. 278. Seit Eugène Sues *Les Mystères de Paris* (1842/43) gab es diese „obsessive Beschäftigung mit der ‚Unterwelt‘ der neuentstehenden Großstädte, den Katakomben und lichtlosen Slums, die als Brutstätten des Verbrechens und der hemmungslosen Triebhaftigkeit galten“; Lindner, M. (1999), S. 278.

226 Lindner, R. (2004), S. 19.

227 *Berlin Alexanderplatz* enthält auch Haarmann-Referenzen: „Und Franz marschiert allein die heiße staubige Straße lang, rumm di bum di dummel di dei. Rumm di bum di dummel di dei. Warte warte nur ein Weilchen, bald kommt Haarmann auch zu dir, mit dem kleinen Hackebeilchen macht er Leberwurst aus dir, warte, warte nur ein Weilchen, bald kommt Haarmann auch zu dir. Verflucht, wo geh ich lang, verflucht, wo geh ich lang“; Döblin [1929], S. 309–310.

228 Lessing [1925a], S. 55.

229 Lessing [1925a], S. 124, 59, 172.

ständlicher. „Ich habe ihn aus dem Sumpfe geholt“, sagt Harmann über seinen jungen Freund Grans,<sup>230</sup> und genau dorthin stößt er seine Bekanntschaften zurück: „[I]ch ging in die Eilenride, dort wo es sumpfig ist, warf die Stücke heimlich vor mich hin und trat sie in den Sumpf.“<sup>231</sup>

Was den Philosophen Theodor Lessing in die Sümpfe Hannovers treibt, ließe sich mit Greenblatts *Filthy Rites* (1982) im nicht nur übertragenen Sinne als eine „nostalgie de merde“ bezeichnen: „at least as much ‚philia‘ as ‚phobia“.<sup>232</sup> So zieht es den Text, dem im Vorwort bekundeten „Ekel“ zum Trotz,<sup>233</sup> immer wieder in den „underbelly“ der Stadt und an jene Ab-Orte, an denen sich Haarmann seiner Opfer entledigt: Leinefluss, Sumpf und Klosett, die unterirdisch verbunden ein feuchtes System der Differenzlosigkeit bilden. Lessing streift hier eine skatologische Poetik. Um „alles hinauszubringen, und es ins Klosett oder in die Leine zu werfen“, so sagt Haarmann aus, „gebrauchte ich fünf oder sechs Gänge“.<sup>234</sup>

„Als Haarmann in das Haus einzog, erzählte er sogleich allen Mitbewohnern, daß er für Sauberkeit Sorge und sehr ‚apart‘ sei; daher das Klosett, das man zu fünf Parteien gemeinsam nutzte, nicht besuchen, sondern einen Eimer dorthin tragen werde, und sein Stoffwechsel mußte außerordentlich sein, denn man sah ihn nun alle Viertelstunde mit einem verdeckten Eimer zu dem ewig verstopften Klosett und dann zu der im Flur liegenden Wasserleitung gehen“.<sup>235</sup>

Der Stoffwechsel des Kannibalen steht dann im Zentrum, wenn es um die kritische Frage geht, was denn nun genau aus den vielen Opfern Haarmanns geworden ist. Dass die polizeiliche „Befragungsmarter“ mit der das Geständnis aus Haarmann gepresst wird, nicht nur in „unaufhörlichen Verhören“ und systematischem Schlafentzug besteht, sondern auch in der Verabreichung von „Abführmittel“,<sup>236</sup> ist in dieser Frage ein unschönes, aber aufschlussreiches Textdetail. Fast scheint es, als sollte dem Körper des Kannibalen mit dieser polizeilichen Behandlung seine Beute wieder abgerungen werden.

---

230 Lessing [1925a], S. 84.

231 Lessing [1925a], S. 126.

232 Greenblatt (1982), S. 4. Herv. getilgt J.K. „[I]t is the ethnographer’s nausea that gives him his particular discursive field“; Greenblatt (1982), S. 3. Vgl. dazu erneut Lindner, R. (2004), S. 19: „Es ist, paradox gesagt, die Faszination durch den Ekel [...], die zur Triebkraft der Forschung wird. Sie schlägt sich in einer kulturellen Praxis nieder, dem *slumming*, der Erkundung der Armenviertel als einer exotischen und zugleich unheimlichen Welt.“

233 Lessing [1925a], S. 49.

234 Lessing [1925a], S. 126.

235 Lessing [1925a], S. 102.

236 Lessing [1925a], S. 108.

Dass Haarmann seine Opfer verdaut und verstoffwechselt bzw. sie vom hungrigen Inflations-Hannover verdauen und verstoffwechseln lässt und damit wirklich zum Verschwinden bringt, ist ein Punkt, der ihn er sehr deutlich vom paradigmatischen Lustmörder unterscheidet: Im Unterschied zu Jack the Ripper hinterlässt Haarmann keine mit Zeichen versehenen Opfer. Die Schädel und Knochen der Opfer werden wohl gefunden, nicht aber die Körper – und so gibt es keine sprechenden Wunden, keine Schnittspuren, keine Handschrift des Mörders, keine Signatur, keine Botschaft. So wie sich Haarmann bei aller Geschwätzigkeit bis zuletzt des Geständnisses unfähig zeigt, beschriftet er auch die Körper seiner Opfer nicht. Diese verschwinden einfach – jedes der im Text enthaltenen Kurzportraits der Opfer startet mit „verschwand am ...“.<sup>237</sup> Von den jungen Männern bleibt „nichts [...] übrig“ als alte Kleidungsstücke, auch deren persönliche Gegenstände sind „ebenso wie die Leichenteile aus der Welt verschwunden.“<sup>238</sup> Bei Lessings Haarmann handelt es sich um einen Kannibalen, der tatsächlich vernichtet; hier wird nicht beschriftet und präsentiert, sondern zerstückelt, zerhackt, verwurstet, verdaut und „alles hinaus[gebracht]“.<sup>239</sup> Statt der Opfer wurde zuletzt Haarmann selbst ausgestellt: In Castan's Panopticum und ähnlichen Orten konnte das Publikum den Kannibalen von Hannover als Wachfigur bestaunen.<sup>240</sup>

---

237 Vgl. Lessing [1925a], S. 127–172.

238 Lessing [1925a], S. 145, 158.

239 Lessing [1925a], S. 126.

240 Vgl. Holzmann (2001), S. 62; McIsaac (2016), S. 2.





„Der ‚Menschenfresser‘ saß im Winkel zwischen zwei Wänden der Bude auf einer mit rotem Tuch ausgeschlagenen Erhöhung und hob sich dort wirksam ab im hellen Lichte zweier mit Spiegeln versehenen Lampen. Es war ein armer Kerl aus Polnisch Brody, nur schwarz angemalt. Für zwanzig Kreuzer täglich hatte er sich verpflichtet, lebendige Kaninchen vor den Augen der Zuschauer zu zerfleischen und aufzuessen. Anscheinend mit seinem Lose ganz zufrieden, blickte er behaglich auf die Menge herab, die sich zu seinen Füßen zusammendrängte.“

Gabriela Zapolska: *Kaśka Kariatyda* (1887)<sup>1</sup>

#### 4 Kannibalismus zur Schau stellen Franz Kafkas [*Menschenfresser*]-Fragment (1924)

Franz Kafkas *Ein Hungerkünstler* ist ein abgeschlossener Text. Anders als ein Großteil der heute zugänglichen Schriften Kafkas vom Autor fertiggestellt, in eine finale Form gebracht, als „erträglich“ befunden<sup>2</sup> und sogar zweimal zur Veröffentlichung freigegeben, erschien die Erzählung zuerst im Oktober 1922 in der *Neuen Rundschau*, dann ein zweites Mal im August 1924 als Titelerzählung von Kafkas letztem Erzählband. Doch auch diese Textgeschichte birgt eine kleine Unsicherheit: Es ist wenig bekannt, dass Kafka am Ende seiner kurzen Berliner Zeit, irgendwann zwischen Ende Januar und Mitte März 1924 und damit in einer Lebens- und Schreibphase, für die größere Textverluste zu verzeichnen sind, einen Nachtrag zum *Hungerkünstler* verfasste, in dem ein „Menschenfresser“ als unerwarteter Besucher auftritt. Erhalten ist dieser Nachtrag immerhin fragmentarisch auf zwei Blättern, von denen eins dem *Eine kleine Frau*-Konvolut, das andere dem *Josefine*-Konvolut zugerechnet wird – hinsichtlich der materiellen Überlieferung fällt der Nachtrag also in eine Spalte.<sup>3</sup> Das

---

1 Zapolska [1887], S. 205. Ich zitiere die deutsche Übersetzung aus dem Polnischen nach der von 1919 bis 1924 im Berliner Oesterheld-Verlag erschienenen Werkausgabe. Hier wurde der Roman unter dem Titel *Käthe. Der Roman eines Dienstmädchens* mehrfach aufgelegt.

2 Der Brief an Max Brod, in dem Kafka „die Geschichte erträglich“ nennt, stammt vom 30.06.1922; Kafka, Br, S. 379. Fertiggestellt wurde *Ein Hungerkünstler* am 23.05.1922.

3 Auf dem vierten und letzten Blatt des *Eine kleine Frau*-Konvoluts (KBod BII, 5) befindet sich zunächst ein gestrichener Fortsetzungssatz zum letzten Satz von *Eine kleine Frau*, darunter eine Einfügung und „darunter, nach kurzem, waagerechten Trennstrich, den Rest der Seite ausfüllend, das Textstück“, das inmitten eines Satzes mit „Benehmen [...]“ startet und den Beginn des [*Menschenfresser*]-Fragments bildet; Kafka, NSF II:A, S. 147. Die eigentliche Anfangspartie des Nachtrags ist nicht erhalten. Das zweite Stück des [*Menschenfresser*]-Fragments befindet sich auf zweiten Blatt des *Josefine*-Konvoluts (KBod BII, 7); vgl. Kafka, NSF II:A, S. 150; ein Faksimile dieses Blatts befin-

Fragment ist Teil einer erwogenen Variante, einer zweiten Version des *Hungerkünstlers*, die nie zustande kam. Als *Ein Hungerkünstler* im August 1924 erneut publiziert wird – bereits posthum, aber noch autorisiert –, fehlen der Erzählung alle Spuren der zwischenzeitlichen Neubeschäftigung Kafkas mit dem Stoff: Der Text ist unverändert.

Mit dem *Hungerkünstler* und seinem fragmentarischen Nachtrag befinden wir uns tief im Spätwerk eines Autors, dessen Schreiben oft auf die Formel einer „asketischen Poetik“ oder „anorektischen Kunst“ gebracht wird:<sup>4</sup> „Kafka emaciates his prose, supplanting the fat novel of the nineteenth century with the skeletal apparatus of a writing machine.“<sup>5</sup> So eigentümlich das Hungern den Texten Kafkas auch ist (mit den verstörenden Bemerkungen zum Abmagern, Hungern, Hungern und Schreiben, aber auch zur Fresslust ließen sich viele Seiten füllen),<sup>6</sup> es steht nicht jenseits historischer Bezüge: Die Hungerkunst – also das seit den 1880er Jahren gepflegte Gewerbe unterhaltsamen Schauhungerns – hatte mit dem Ersten Weltkrieg einen wenig überraschenden Popularitätstiefpunkt erreicht, schließlich wurde nun allen Ortes unfreiwillig gehungert. Zugleich dominierten ganz andere Tendenzen das öffentliche, publikumsbezogene Hungern: Es wurde als politisches Kampfmittel (wieder

---

det sich in Kafka, NSF II:A, S. 153. Dabei ist, so der Kommentar von Jost Schillemeit, „das Schriftbild des ‚Menschenfresser‘-Fragments noch durchaus vergleichbar mit dem der ‚Kleinen Frau‘ – nicht dagegen mit dem der (auf die zweite Märzhälfte datierbaren) ‚Josefine‘-Geschichte – so daß man seine Entstehung nicht allzu lange nach Ende Januar, vermutlich im Laufe der Monate Januar/Februar, spätestens bis Mitte März 1924, dabei aber jedenfalls nach Abschluß der ‚Kleinen Frau‘, wird ansetzen können. (Und dieselbe Abgrenzung wird man für das unmittelbar anschließende Stück derselben ‚Menschenfresser‘-Geschichte, das auf Bl. 2<sup>e</sup> des ‚Josefine‘-Konvoluts steht [...] festhalten können.)“; Kafka, NSF II:A, S. 149.

4 Vgl. z.B. Malte Kleinworts Monografie *Der späte Kafka* (2013), S. 139–184 (= „Asketische Poetik“), und Judith Butlers Kommentar zu Kafkas Zeichnungen: „[T]he bodily figures [...] seem to minimize the body in an anorexic trajectory“; Butler (2022), S. 289. „The transformation and diminution of the body takes place in various ways, revealing its anorexic modality in ‚A Hunger Artist‘“; Butler (2022), S. 282. Typisch auch z.B. Pekar (1994), S. 340, der von „Kafkas Idee eines umfassenden ‚Abmagerns‘ um des Schreibaktes willen“ spricht. Für Friedrich Balke erweisen sich Nietzsche und Kafka „als *produzierende Minima*. Als mit unendlich schwachen oder geschwächten Körpern ausgestattete Autoren, die ‚nichts zuzusetzen‘ haben, schreiben sie ihre Texte. Prekäre Körper sind ihre ‚Entstehungsheerde‘“; Balke (2008), S. 38, Letzteres ein Zitat aus der *Genealogie der Moral*; Nietzsche [1887], S. 259.

5 Ellmann (1993), S. 66.

6 Vgl. z.B. Neumann (1986); Pekar (1994), S. 337–341; Menninghaus (1999), S. 405–412, 421–427; Diezemann (2006), S. 99–111; Schneider, M. (2019), S. 330–335.

entdeckt, als Hungerstreik<sup>7</sup> und als Hungerdemonstration (siehe II/2).<sup>8</sup> Mit der Spannung zwischen einer Erzählung über Hungerkunst und dem realen Hunger, der zur Entstehungszeit des Textes im Frühjahr 1922 nicht zuletzt durch die Berichte von den Millionen Hungertoten in Russland allgegenwärtig war,<sup>9</sup> ist im *Hungerkünstler* ein „Zug des Katastrophischen“ aufgehoben.<sup>10</sup> Kafkas Hungerkünstler ist zwar eine anachronistische Figur,<sup>11</sup> die Erzählung aber vom ersten Satz an zeitgemäß: „In den letzten Jahrzehnten ist das Interesse an Hungerkünstlern sehr zurückgegangen.“<sup>12</sup>

Dieses Kapitel konzentriert sich auf Kafkas kannibalischen Nachtrag zum *Hungerkünstler*. Setzt man die *Hungerkünstler*-Erzählung mit dem Fragment ihrer unverwirklichten Variante in Beziehung, so hat man es jeweils mit einer Zentralfigur zu tun, die über ihr von der Norm eklatant abweichendes Essverhalten bezeichnet ist. Diese zwei sonst namenlosen Figuren sind, was sie bzw. dass sie (nicht) essen: Menschenfresser und Hungerkünstler. Die Kafka-Forschung hat sich des [*Menschenfresser*]-Fragments bislang kaum angenommen.<sup>13</sup> Die sub-

---

7 Vgl. die aufsehenerregenden Hungerstreiks der britischen Women's Social and Political Union in den 1910er Jahren, die mittels Zwangsernährung gebrochen wurden; vgl. Streng (2012), S. 102; sowie die Hungerstreiks irischer Gefängnisinsassen 1920, die ebenfalls nicht ohne Wiederhall in der Literatur blieben; vgl. Ellmann (1993), S. 60: „Yeats revised *The King's Threshold* after the death in 1920 of one of the most famous hunger strikers of the Republican movement, Terence MacSwiney, Lord Mayor of Cork, who died in Brixton Prison after seventyfour days without food. [...] [I]n the 1904 version of the work, Seanchan survives his ordeal, whereas in the 1922 edition he starves to death.“

8 Hunger, Hungerunruhen und soziale Verwerfungen in der Kriegs- und Nachkriegszeit betrafen auch Kafka, „[b]ut generally Kafka seems to have escaped antisemitic excesses, like the Prague food riots of March 1918, when he was still in Zürau“; Cornwall (2018), S. 172–173.

9 Dass Kafka den Hungerkünstler verfasste, während in der Tagespresse der Hunger in Russland allgegenwärtig war, wird in der Forschung nur gelegentlich angemerkt, z.B. von Bauer-Wabnegg (1990), S. 379; Jost (2000), S. 115. Wie viele andere Schriftsteller:innen nahm Kafka Anteil und beteiligte sich an Hilfsaktionen: „Die Spendenlisten [eines Aufrufs des Prager Tagblatts zur ‚Hilfe für das hungernde Rußland‘] verzeichneten mehrmals auch Otta und Franz Kafka mit größeren Beträgen“; Jost (2000), S. 115.

10 Jost (2000), S. 115. Im Gegensatz dazu betont Steier die „Dringlichkeitssuggestionen des Hunger-Topos“ und das „Skandalon der Hungerkunst“, schließlich gehört „zum engeren Bildbestand des Hungerns eine Dringlichkeit, die ihn als Widerpart jeder Kunst erscheinen lässt, [...] ein Mangel, der den Luxus des Ästhetischen ins Licht des Unangemessenen rückt“; Steier (2014), S. 27–28, Herv. J.K.

11 Vgl. Strowick (2007), S. 223.

12 Kafka [1922], S. 333. Vgl.

13 Zuerst veröffentlichte Malcom Pasley das Fragment aus dem Nachlass Kafkas. Er gibt es in seinem Aufsatz *Asceticism and Cannibalism. Notes on an Unpublished Kafka Text* (1966) komplett wieder und schließt eine kundige, u.a. mit Nietzsche-Bezügen argumentierende Einordnung in Kafkas Werk an. Kurze Erwähnung findet das Fragment u.a. bei Benninghoff-Lühl (1998), S. 193; Rolleston (1995), S. 141–142; Zimmermann (2018). Astrid Lange-Kirchheim hat das Fragment in ihren Aufsätzen zu Kafkas *Hunger-*

stanzialeren Beiträge tendieren dazu, dem allzu offensichtlichen Gegensatzpaar von Kannibale und Hungerkünstler eine geheime Verwandtschaft nachzuweisen: „The cannibal is, of course, the opposite of the artist“<sup>14</sup> – und dennoch besteht zwischen den beiden eine „secret alliance“,<sup>15</sup> eine „verborgene Verwandtschaft“.<sup>16</sup>

Mich interessiert im Folgenden die Frage der (Nicht)Aufführbarkeit von Hungerkunst und Kannibalismus. Kafkas [*Menschenfresser*]-Fragment, so die Ausgangsthese, ordnet das Kannibalische der Sphäre der Schaustellerei zu. Ganz anders als im rassistischen Diskurs und beispielweise im Abenteuerroman Artur Heyes hat das Kannibalische bei Kafka keine Essenz, es haftet nicht an einem exotisierten Körper, sondern wird von diesem entkoppelt und über sich selbst hinausgetrieben. Des Weiteren reflektiert Kafkas Text die Disjunktion von Essen und Sprechen, die Frage der Beobachtbarkeit von Kannibalismus und die Aporien des Negativbeweises. Die Unaufführbarkeit des Kannibalischen im Rahmen bürgerlich-kolonialer Schaukultur ist, so argumentiere ich, in der Textkonstellation von *Hungerkünstler*-Erzählung und [*Menschenfresser*]-Fragment mitgedacht. Hungerkünstler und Menschenfresser funktionieren als Duo, wobei sie sich die beiden Figuren um andere Figuren erweitern und zudem nicht – weder als Spiegelfiguren noch als Antipoden – völlig ineinander abbilden lassen. Vielmehr wird mit der Menschenfresserfigur eine Vervielfältigung des „Anderen“ in Gang gesetzt.

#### 4.1 Ungleiche Schausteller: Hungerkünstler und Menschenfresser

##### 4.1.1 Hungerschau, Völkerschau, Kannibal:innenschau

*Hungerkünstler*-Erzählung und [*Menschenfresser*]-Fragment sind vollständig in der Sphäre des schaustellenden Gewerbes angesiedelt. Die Hungerkunst ist

---

*künstler* mit im Blick; vgl. u.a. Lange-Kirchheim (1996), S. 302–303; Lange-Kirchheim (1999), S. 303–305. Winfried Menninghaus versteht in seiner Studie zum *Ekel* den Kannibalismus als letzte Steigerung „der Evokation abstoßenden Fleischverzehr“ bei Kafka und zitiert hierzu kurz das [*Menschenfresser*]-Fragment; Menninghaus (1999), S. 424. Eingehender haben sich Gerhard Neumann, Alexander Honold und Marc Christian Thompson mit dem Fragment auseinandergesetzt: Neumanns Aufsatz *Hungerkünstler und Menschenfresser. Zum Problem der Kunst im Werk Franz Kafkas* (1986) reflektiert den Zeichencharakter der Hungerkunst, Honolds Aufsatz *Menschenfresser / Hungerkünstler. Kafkas literarische Schaustellungen des Fremden* (2011) stellt Bezüge zur Kolonialkultur heraus und Thompson liest in seiner Monografie *Kafka's Blues* (2016) im letzten Kapitel „Negro's Martyrdom“ den *Hungerkünstler* unter Einbezug des Fragments als „Kafka's summation of his reflection on racial blackness“; Thompson (2016), S. 16.

14 So verkürzend Rolleston (1995), S. 141.

15 Pasley (1966), S. 107.

16 Honold (2011), S. 140, im Anschluss an Pasley.

zuallererst eine „Vorführung[]“, wie es gleich zu Beginn des Textes heißt.<sup>17</sup> Kafkas *Hungerkünstler* „verhandelt die Figur [...] in Hinblick auf die für sie konstitutiven Formen von Inszenierung“, so Elisabeth Strowick: Der Hungerkünstler steht „in einem erzählerischen Kontext, in dem es um die Eruierung von Ausstellungspraktiken (Vorführungen, Käfig, Zirkus) geht.“<sup>18</sup> In der ersten Hälfte der Erzählung hungert der Hungerkünstler in der von seiner Zunft genau regulierten, zeremoniellen Form, unter der Leitung und Vermittlung eines Impresarios und unter der vollen Aufmerksamkeit der städtischen Öffentlichkeit:

„Damals beschäftigte sich die ganze Stadt mit dem Hungerkünstler; von Hungertag zu Hungertag stieg die Teilnahme; jeder wollte den Hungerkünstler mindestens einmal täglich sehn; an den spätern Tagen gab es Abonnenten, welche tagelang vor dem kleinen Gitterkäfig saßen; auch bei Nacht fanden Besichtigungen statt, zur Erhöhung der Wirkung bei Fackelschein; an schönen Tagen wurde der Käfig ins Freie getragen.“<sup>19</sup>

Zum Leidwesen des Hungerkünstlers, der sich seine Bewachung lückenlos und sein Hungern endlos wünscht, agieren die Wächter oft absichtlich nachlässig und es sind die Vorführungen auf eine maximale Dauer von vierzig Tagen beschränkt. Damit wird es aber überhaupt erst möglich, sie immer wieder in stets ähnlicher Weise zu wiederholen: „So lebte er mit regelmäßigen kleinen Ruhepausen viele Jahre, in scheinbarem Glanz, von der Welt geehrt, bei alledem aber meist in trüber Laune.“<sup>20</sup> In der zweiten Texthälfte ist ein „Umschwung“ eingetreten: „[V]on der vergnügungssüchtigen Menge verlassen“ kommt der Künstler in einem Zirkus unter, der ihn fernab der Manege, in der Peripherie, in einem ungepflegten Käfig „in der Nähe der Stallungen“ deponiert, wo er – aus der Regelhaftigkeit gelöst, aber festgesetzt, und mit der Vermittlungsinstanz des Impresarios auch des Publikumsinteresses entledigt – unbeobachtet ungezählte Tage lang „fanatisch“ weiterhungert<sup>21</sup> – unbeobachtet zuletzt sogar vom Text selbst, der den Moment des Verhungerns der Titelfigur verpasst und seine Aufmerksamkeit lieber dem jungen Panther zuwendet, der den Käfig übernimmt.<sup>22</sup>

Auf den wenigen Seiten des Nachtrags, die wohl in der „Mitte“ der Erzählung und noch zu Zeiten des Schauhungerns unter der Leitung des Impresarios

---

17 Kafka [1922], S. 333.

18 Strowick (2007), S. 224, Herv. getilgt J.K.

19 Kafka [1922], S. 334.

20 Kafka [1922], S. 341.

21 Kafka [1922], S. 342–344.

22 Vgl. Kafka [1922], S. 349.

anzusiedeln gewesen wären,<sup>23</sup> nähert sich ein „Mann“, ein „Fremde[r]“ in offenbar unzulässiger Weise dem Gitterkäfig des Hungerkünstlers.<sup>24</sup> Die Saalangestellten, die ihm zunächst den Weg zu versperren suchen, unterwirft er rasch mit seinem bestimmten Auftreten. „Freilich“, so wird eingeräumt, „war der Impresario, der Herr, noch nicht hier und der Fremde hatte es deshalb verhältnismäßig leicht zu kommandieren.“<sup>25</sup> Ganz nah an den Käfig des im Stroh vor sich hin dämmernden Hungerkünstlers wird dem Besucher ein Sessel geschoben; dort lässt er sich nieder, er

„hatte sogar die Keckheit, [...] aus dem Käfig sich einen Strohhalm zu langen und den Hungerkünstler, der überhaupt nicht völlig wach geworden zu sein schien und wieder schlummerte, ein wenig unter dem Kinn zu kitzeln. „Nun“, sagte er, „willst Du nicht ein wenig aufwachen wenn Besuch da ist?“<sup>26</sup>

Als Menschenfresser stellt sich der Fremde selbst vor:

„Ja“, sagte er, „ich bin es, der alte, Dir und vielleicht nur Dir allein wohlgesinnte Menschenfresser. Einen kleinen Besuch will ich Dir machen, mich erholen an Deinem Anblick, die Nerven ein wenig ausruhn lassen von dem lästigen Volk.“<sup>27</sup>

Der Besucher begegnet selbst als ein von einer zudringlichen Menge Umlagerter, als ein Schausteller-Kollege. Schon Malcom Pasley, der 1966 als erster das [*Menschenfresser*]-Fragment untersuchte, bemerkt: „In the case of *Ein Hungerkünstler*, the most apposite contrast-figure to the fasting hero would no doubt be a man who performed record breaking feasts of cannibalism.“<sup>28</sup>

Plausibel ist die Interpretation der Menschenfresserfigur als Schausteller sowohl im Hinblick auf die zeitgenössische Praxis der Völkerschauen als

---

23 Den von Max Brod edierten und kommentierten Gesprächsblättern ist zu entnehmen, dass Kafka zur Korrektur des *Hungerkünstlers* vor dessen mit der Erstveröffentlichung textidentischen zweiten Publikation 1924 angab: „Ein Drittel aus der Mitte gestrichen“; Kafka, Br, S. 486. Vgl. auch Kafka, Br, S. 520; Kafka, DZL:A, S. 394. Mit diesen allerspätesten Textzeugnissen Kafkas befinden wir uns auf editionsphilologisch ungesichertem Boden; die kritische Kommentierung dieses Materials steht noch aus. Der Abschlussband der Kafka-Werkausgabe beim S. Fischer Verlag, Briefe 1921–1924, herausgegeben von Hans-Gerd Koch, ist für Oktober 2025 angekündigt.

24 Kafka, NSF II, S. 646–647.

25 Kafka, NSF II, S. 647–648.

26 Kafka, NSF II, S. 648.

27 Kafka, NSF II, S. 648–649.

28 Pasley (1966), S. 103.

auch im Textkosmos Kafkas.<sup>29</sup> „Völkerschaustellungen“, so der Begriff in Carl Hagenbecks Schrift mit dem programmatischen Titel *Von Tieren und Menschen* (1909), tourten ab Mitte der 1870er Jahre durch europäische Metropolen.<sup>30</sup> „Colonial subjects were no longer seen exclusively in photographs or read about in newspapers, travelogues, novels, and so on; they lived and breathed in colonial fantasies made real before the audience’s very eyes.“<sup>31</sup> Die dafür aus der Ferne, meist aus Kolonialgebieten verschleppten oder angeheuerteten Menschen wurden manchmal, nicht häufig, als Menschenfresser:innen ausgestellt: Als 1884/85 eine Gruppe von Australier:innen aus New Queensland als „Australier-Völkerschau“ in verschiedenen deutschen Städten gastierte, kündigten die Plakate „Male and Female Australian Cannibals“ an,<sup>32</sup> und noch im Jahr 1931 wurden im Hagenbeck’schen Zoo Menschen aus der französischen Kolonie Neukaledonien als Kannibal:innengruppe präsentiert und so zu unfreiwilligen Schausteller:innen ihres angeblich anthropophagen Lebensstils.<sup>33</sup>

- 
- 29 Vgl. z.B. Honold (2006), S. 305–311, 316–317. Zwei der Forschungsbeiträge stellen einen deutlichen Bezug zwischen Kafkas [*Menschenfresser*]-Fragment und Völkerschauen her: Thompson geht zwar in seiner Lektüre auf das Fragment letztlich wenig ein, versteht aber die Arbeit des Hungerkünstlers als „an autonomous one-man *Völkerschau*“; Thompson (2016), S. 128. „Indeed, his body itself has come to embody the very idea of the *Völkerschau*“; Thompson (2016), S. 128. Honold erkennt in Kafkas Texten ein „Reflexivwerden des ethnographischen Verfahrens“ und spitzt, ähnlich wie ich, „Kafkas Erzähl-Anordnung im *Hungerkünstler*“ dahingehend zu, „dass das Beobachter-Dilemma als die entscheidende Crux des anthropologischen Einsatzes betrachtet wird“; Honold (2011), S. 124, 140. Für Neumanns Aufsatz von 1986 spielt die Völkerschau keine Rolle, 2006 spricht er aber in Bezug auf den *Hungerkünstler* von der „ethnologischen Konstellation von Beobachter und Beobachtetem“ und stellt den Menschenfresser kurz in den Kontext der „Weltausstellungen“; Neumann (2006), S. 342–343, Herv. J.K.
- 30 Vgl. das entsprechende Kapitel in Hagenbeck (1909), S. 79–108 (= „Völkerschaustellungen“). Kafka hatte von Hagenbecks Buch mindestens durch Johannes Jensens Rezension in der *Neuen Rundschau* Kenntnis; vgl. Kilcher / Kremer (2004), S. 62. Carl Hagenbeck, Tierhändler, Zoodirektor und Pionier der Ausstellung von Menschen in Tierparks, nennt die seiner Ansicht nach allen Menschen gemeinsame Faszination „an fremden Völkerschaften und auch an exotischen Tieren“ in einem Atemzug; Hagenbeck (1909), S. 416. Auch prägte er den Begriff der „anthropologisch-zoologischen Ausstellung“; vgl. Baillet (2018), S. 343.
- 31 Thompson (2016), S. 7.
- 32 Zit. n. einem der Werbeplakate der Schauen, Hist. Museum Frankfurt, Abb. in Thode-Arora (2001), S. 94; vgl. die Version in Poignant (2004), S. 28. Es handelte sich um eine international tourende Schau einer Gruppe von Aboriginal Australians aus New Queensland, die von dem Kanadier Robert A. Cunningham mit besonderer Rücksichtslosigkeit geleitet wurde. Allein in den Monaten in Deutschland 1884/85 starben drei Personen: „Bob“ in Chemnitz, „Jimmy“ in Darmstadt und „Sussy“ in Wuppertal; vgl. Roslyn Poignants Studie *Professionals Savages. Captive Lives and Western Spectacle* (2004), hier S. 143–164, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, die Spuren dieser und einer weiteren Gruppe so genau wie möglich zu rekonstruieren.
- 33 Mediale Aufmerksamkeit für diese Gruppe und für die sich hartnäckig jeder Aufarbeitung verweigernde Haltung der Familie Hagenbeck mobilisierte jüngst der fran-



Die Gewaltgeschichte der Völkerschau ist mit der des Zoos eng verbunden<sup>34</sup> und zugleich, auch dies wurde von der Forschung herausgearbeitet, tragen die Schaustellungen Züge von Theateraufführungen.<sup>35</sup> Schon zeitgenössisch war, dies sollte man sich immer wieder ins Gedächtnis rufen, die theatrale Dimension von Völkerschauen, das Artifizielle der geschaffenen Begegnungssituation für die Besucher:innen und Zuschauer:innen durchaus erkennbar, kritisierbar und karikierbar.

Als „Schaufenster des Kolonialismus“<sup>36</sup> erfüllten Völkerschauen im 19. wie im 20. Jahrhundert politische Funktionen, dienten als Orte bürgerlicher Zerstreuung und wurden als solche monetarisiert. Stärker wandelte sich dagegen ihre wissenschaftliche Bedeutung: Der physischen Anthropologie des letzten Drittels des 19. Jahrhunderts hatten die Völkerschauen ihr Material geliefert: Gesellschaften wie die Münchener Anthropologische Gesellschaft und die Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte unterhielten Kooperation mit Völkerschau-Kompagnien, die es den Wissenschaftler:innen erlaubten, die nach Europa gebrachten Menschen nach Gutdünken zu beobachten, zu befragen, zu fotografieren und zu vermessen.<sup>37</sup> So nahm etwa Ru-

---

zösischer Fußballer Christian Karembeu. Sein Urgroßvater Willy Karembeu gehörte zu den aus Neukaledonien eingeführten Menschen vom Volk der Kanak, die in der Hagenbeck'schen Kolonialausstellung von 1931 als Kannibal:innengruppe auftraten; vgl. Kpao Sarè (2015), S. 147. Recherchen des ARD-Magazins *Panorama* förderten Briefe dieser unfreiwilligen Schausteller:innen zutage: „Sie [...] schrieben, sie müssten jeden Tag stundenlang barfuß und kaum bekleidet tanzen, auch bei Regen. ‚Hier in Hamburg [...] werden wir grob wie Sklaven behandelt und werden immer und überall beobachtet. [...] Wir wollen nicht länger hierbleiben.‘ In einem weiteren Brief kritisieren sie, sie müssten ‚fast nackt‘ auftreten. Es sei ihnen verboten, in Hose und Mantel und mit Schuhen zu tanzen [...], um die Besucher glauben zu machen, dass wir Wilde sind und keine Europäer unter Gleichen.“; Ruprecht / Seekamp (2022) unter Zitation besagter Briefe.

- 34 So ist für die Völkerschau mittlerweile auch der Begriff vom „Human Zoo“ oder „Menschen-Zoo“ geläufig; er wird z.B. von Thompson (2016) genutzt, der ausführt: „Generating and placing this other [colonial subjects] in the context of a zoo and often alongside animals associated the two in the viewer’s mind, reinforcing the common colonial-racist stereotype that blacks were located closer to animals on the evolutionary scale than to humans“; Thompson (2016), S. 7–8.
- 35 Auf Inszenierungscharakter und Theatralität der Völkerschauen wurde vielfach hingewiesen. Pointiert, aber zu vereindeutigend, führt etwa Dreesbach (2005), S. 150, Völkerschau und Theater eng. Zum Thema empfiehlt sich z.B. Volker Mergenthalers Monografie *Völkerschau – Kannibalismus – Fremdenlegion* (2005), insb. S. 19–43 (= „Räume und Körper, ‚durch und durch echt‘ – zum Problem der Authentizität im Raum der Inszenierung“), und Florence Baillets Aufsatz *Völkerschauen und die Anthropologisierung des Theaters um 1900* (2018).
- 36 Vgl. Baratay / Hardouin-Fugier [1998], S. 120–126 (= „Schaufenster des Kolonialismus“).
- 37 Vgl. Baillet (2018), S. 346. Vgl. auch Laukötter (2007), S. 38–41. „Es wurden Methoden der Anthropometrie oder der Kraniometrie eingesetzt, um anthropologische Typen voneinander zu unterscheiden. Solche Untersuchungen zielten darauf ab, Merkmale

dolf Virchow 1984 auch die genannte Gruppe von Australier:innen aus New Queensland in Augenschein.<sup>38</sup> Recht früh allerdings wurde nicht nur die wissenschaftliche Ergiebigkeit, sondern auch der die Allgemeinheit belehrende Wert der Völkerschauen in Zweifel gezogen, wobei insbesondere die wenig authentische Präsentationen der Menschen skeptische Kommentare selbst dort provozierte, wo die Schaustellungen als solche keineswegs prinzipiell in Frage gestellt wurden.<sup>39</sup> Im Fachdiskurs schätzte man die Gültigkeit von auf künstlichem Terrain gewonnenen Beobachtungen zunehmend kritisch ein,<sup>40</sup> und so trat – ganz ähnlich wie bei der Hungerkunst, die nur in ihren Anfängen als Experimentierfeld der Ernährungsphysiologie gelten konnte – der wissenschaftliche Anspruch der Völkerschauen hinter ihren offen kommunizierten Unterhaltungswert zurück. Geworben wurde, den Kuriositäten- und Gruselkabinetten vergleichbar, mit dem Schrecken des Anderen und seiner Anschaulichkeit. Die Begleitbroschüre der Frankfurter Kannibal:innenschau von 1884 verspricht

„[d]e[n] einzige[n] Trupp jener wilden tückischen uncivilisirten Menschen, welche furchtbare Narben an ihrem Körper, und Knochen sowie große Ringe durch Nase und Ohren als Schmuck tragen. Wirklich

---

der Völker näher zu bestimmen und nach den Prinzipien der ‚vergleichenden Rassenkunde‘ ‚Rassen‘ in eine hierarchische Reihenfolge zu bringen“; Baillet (2018), S. 346.

- 38 Vgl. Poignant (2004), S. 117, 131–134; Thode-Arora (2022), S. 64–66. Zur Involviertheit speziell der einflussreichen deutschen Anthropologie in die Völkerschauen vgl. Poignant (2004), S. 115–119.
- 39 So findet sich in der *Gartenlaube* schon zu den ersten Schauen Hagenbecks folgende Kritik des Tierzeichners und Illustrators Heinrich Leutemann: „Seit mehreren Jahren werden in Deutschland und Oesterreich einige Lappländer mit einem oder zwei Rennthieren gezeigt, die – jedenfalls um mehr Aufsehen zu erregen – ganz wie Eskimos gekleidet sind und mit Waffen einherschreiten, welche von den Lappländern keineswegs getragen werden. Sie geberden sich obendrein mit so affectirter Wildheit, daß der Unkundige durch alles Das einen ganz falschen Begriff von diesem Volke bekommen muß. Weil nun wissenschaftliche Vereine, sowie einzelne Gelehrte nicht bezweifeln konnten, hier wirkliche Lappländer vor sich zu haben, obgleich sie dabei die äußerliche Fälschung, wie dies in Leipzig geschah, ausdrücklich aussprachen, so wird mit dieser scheinbaren Anerkennung Reclame gemacht und das Publicum nur um so mehr irre geführt“; Leutemann (1875), S. 742.
- 40 Vgl. z.B. Baillet (2018), S. 343, die konstatiert, dass „Wissenschaftler – vor allem nach 1900 – zunehmend Abstand von den Völkerschauen nahmen und Interesse an anthropologischen Untersuchungen ‚vor Ort‘ zeigten“. Eine analoge Verschiebung ist zeitgleich in der zoologischen Verhaltensforschung zu konstatieren: „[S]eit ca. 1900 [lehnte] die Verhaltensforschung – sowohl in Gestalt des angloamerikanischen Behaviorismus als auch in der von Konrad Lorenz und Karl von Frisch begründeten Ethologie – den Zoo als Territorium zur Erforschung der Tiere mehrheitlich ab[...], da es sich nicht um deren ‚natürliche Umgebung‘ handelt. [...] Damit wird der Zoo als Unterhaltungsmaschinerie, die er bis heute für das Massenpublikum darstellt, von der wissenschaftlichen Untersuchung des natürlichen Verhaltens der Tiere deutlich abgetrennt“; Vedder (2015), S. 214.

blutdürstige Ungeheuer in abschreckend hässlich menschlicher Gestalt, mit äußerst wenigen Verstandeskräften und geringem Sprachvermögen begabt.“<sup>41</sup>

Der Werbetext macht „Unzivilisiertheit“ und „Blutdurst“ sichtbar: Im Stuart Hall'schen Sinne eines *Spectacle of The Other* (siehe II/5.1.1) werden sie untrennbar verbunden mit den beschriebenen Körpermodifikationen, den Narben am Körper, den durch Nase und Ohren gezogenen Knochen und Ringen, sowie generell der „hässlich[en]“ Gestalt.

Auch jenseits der Völkerschau gehören Kannibal:innen ins Repertoire der um 1900 florierenden bürgerlich-kolonialen Schaukultur und ihrer vielfältigen Zerstreuungs- und Konsumangebote. Auf Jahrmärkten waren „[d]ie Menschenfresser“ neben ähnlich fantastischen Attraktionen wie „Seejungfrau[en]“ zu bestaunen,<sup>42</sup> auf Varietébühnen war nicht nur Racial Crossdressing und Blackfacing, sondern auch die Kostümierung explizit als „Menschenfresser“ verbreitet,<sup>43</sup> und selbst als Werbefiguren konnten Kannibal:innen herhalten: So warb Seeligs Kaffeesurrogate mit einer Sammelkarte, auf der eine Schaubude abgebildet war, vor der sich „Menschenfresser! lebend“ präsentieren.<sup>44</sup>

Das Zur-Schau-Stellen von Kannibal:innen auf Bühnen ist ein Phänomen, das sich seinerseits wiederum karikieren lässt, wobei in den Zeichnungen die rassistische Stereotypisierung der Menschenfresser:innen die Regel ist.<sup>45</sup> In die-

---

41 Zit. n. Thode-Arora (2001), S. 93.

42 So zeigt eine 1905 versandte Postkarte des Bremer Freimarkts ein „Standardrepertoire“ üblicher Jahrmärkte-Attraktionen: „Alma, das Riesenkind“, eine „Seejungfrau“ und „Die Menschenfresser“; Bischoff (2011), S. 125, 372, Abb. 9.4. Bischoff geht zwar davon aus, dass „in Völkerschauen Anthropophagie nicht explizit thematisiert wurde“, zeigt aber, dass Anfang des 20. Jahrhunderts „der wilde Kannibale einen festen Topos des Erlebnis-Repertoires der Jahrmärkte“ bildet; Bischoff (2011), S. 124, Herv. getilgt J.K.

43 So Bischoff (2011), S. 125. Auch in Berta Lasks Theaterstück *Der Obermenschenfresser Weltkapitalismus* (1924) treten kostümierte Menschenfresser auf: der „N[\*\*\*]häuptling und Menschenfresser Nagapate“ und der „N[\*\*\*]häuptling und Menschenfresser Wampawumba“. Siehe II/7.1.

44 Vgl. das Sammelbild „Menschenfresser! lebend.“ mit dem für Seeligs Kaffeesurrogate geworben wurde; Abb. in Zeller (2008), S. 166, Datierung nach 1900. Andere Karten dieser Reihe zeigten etwa „Lebend! Seeungeheuer!“. Zeller, der sehr viel Bildmaterial zusammengetragen hat, erwähnt die Verbreitung des „Stereotyp[s] vom menschenfressenden Wilden“; Zeller (2008), S. 166.

45 Für die Bildsprache recht typisch ist etwa eine Zeichnung, die 1903 in den *Fliegenden Blättern* unter dem Titel *Der zivilisierte Kannibale* abgedruckt ist: Eine mittels rassistischer Stereotypisierung als schwarzer Mann gezeichnete Figur steht mit Speer, Federschmuck und nackten Füßen auf den Holzbrettern einer Bühne. Der „Kannibale“ fletscht die Zähne in Richtung des bürgerlich bekleideten Publikums, das gut genährt und gemütlich gefährlich nahe vor der Bühne sitzt. Neben dem Kannibalen steht der Impresario, hier: „Schaubuden-Besitzer“, und verlautet, so die Bildunterschrift: „Dieser Menschenfresser, meine Herrschaften, würde Sie sofort verspeisen, wenn es nicht nach dem ‚Bürgerlichen Gesetzbuch‘ verboten wäre!“ Der Impresario hält in seiner

sem Sinne, dem der rassistischen Belustigung, erscheint das Kannibalische Anfang des 20. Jahrhunderts zunehmend auch als komische Figur. Grenzwertig, auch genau in Fragen der Komik, ist dagegen die im Eingangszitat des Kapitels entworfene Szenerie aus Gabriela Zapolskas *Kaśka Kariatyda*. Das Dienstmädchen Käthe müsste hier bei ihrem Gang durch eine sogenannte „Westindische Menagerie“ den „Menschenfresser“ eigentlich unschwer als „schwarz angemalt[en]“ „arme[n] Kerl aus Polnisch Brody“ erkennen, gerät aber trotzdem in heftige „Aufregung“, zumal unter den Männern im Raum grobe Scherze laut werden, sie würde sich „zum Auffressen“ am besten eignen.<sup>46</sup>

#### 4.1.2 Auftritt und Bezeichnung des Menschenfressers bei Kafka

Kafkas Auseinandersetzung mit ganz verschiedenen Orten schaustellenden Gewerbes und ihren freiwilligen oder unfreiwilligen Protagonist:innen, sein Interesse etwa am Zirkus und sein Einsatz für die jüdische Theatertruppe aus Lemberg um Jizchak Löwy sind bekannt.<sup>47</sup> Auch der Hungerkünstler führt ein „Wanderleben“ und ist ausdrücklich als reisender Schausteller ausgewiesen, mit dem der Impresario „durch halb Europa [jagt]“ und alle „Weltstädte[]“ abklappert.<sup>48</sup>

Wie die Menschenfresser:innen-Schau war die Hungerkunst Teil der heterogenen Schau- und Vergnügungskultur europäischer Metropolen (aber auch kleinerer Städte), die sich, wie Gerhard Neumann formuliert, in diversen „Instituten gesellschaftlicher Exterritorialität“ organisierte.<sup>49</sup> Die Hungerkünstler:innen Riccardo Sacco und Auguste Victoria Schenk zeigten sich in für Theater- und Varietévorstellungen einschlägigen Kaffeehäusern im Wiener Prater. Giovanni Succi, der berühmte italienische Hungerkünstler, gastierte 1896 im Wiener Hotel Royal – in Mailand war er sogar während einer Hungerperiode als Rapierfechter im Teatro Dal Verme aufgetreten, um seine durch das Hungern nicht angegriffene Konstitution unter Beweis zu stellen.<sup>50</sup> Und Siegfried Herz, Künstlername „Jolly“, präsentierte sich im Jahr 1926, in dem die Hungerkunst eine letzte kleine Konjunktur erlebte, 44 Tage lang in ei-

---

linken Hand eine Peitsche, die rechte ist energisch in die Seite gestemmt, der Mund zum Sprechen weit geöffnet. Vgl. N.N.: Der civilisierte Kannibale, in: *Fliegende Blätter* (1903), S. 20.

46 Zapolska [1887], S. 198, 205–206.

47 Vgl. z.B. Bauer-Wabnegg (1990); Miron (2010), insb. S. 313–319; Scherpe (2011), insb. S. 147–148, 150–152; Honold (2011), S. 125–126; Kleinwort (2013), S. 62; Thompson (2016), S. 9–11; Patrut (2020), S. 278–281.

48 Kafka [1922], S. 336, 342, 338.

49 Neumann (1986), S. 52. Vgl. auch Willemsen (2015), S. 125–127.

50 Vgl. Lange-Kirchheim (2009), S. 17, die ein Echo dieser Szene in Kafkas *Hungerkünstler* erkennt: „[B]ei Kafka findet die Beendigung der Hungerperiode in einem Amphitheater statt“. Vgl. Kafka [1922], S. 338.

nem Lokal auf der Berliner Friedrichstraße in einem gläsernen Schaukasten, der an ein kleines Gewächshaus erinnerte.<sup>51</sup> Wie erwähnt war die Hungerkunst insbesondere in ihren Anfangsjahren auch wissenschaftlich legitimiert worden: Sie bediente und erregte das experimentelle Interesse der Medizin und Ernährungsphysiologie, wobei sich, so Jutta Person, in ihrer „spektakelhafte[n]“ Form des Zeigens und Vorführens“ auch „Überreste einer älteren Wissensordnung“, die der Wunderkammern und Kuriositätenkabinette des 16. und 17. Jahrhunderts, erhalten haben.<sup>52</sup>

Während Kafka selbst vermutlich nie eine:n Hungerkünstler:in zu Gesicht bekam, wahrscheinlich aber Zeitungsberichte über Giovanni Succi zur Kenntnis nahm,<sup>53</sup> ist seine Auseinandersetzung mit der Praxis der Völkerschau gut dokumentiert. Ab 1910 begegnen in seinen Aufzeichnungen so genannte „Ausstellungen-“ bzw. „Weltausstellungen[\*\*\*]“. Diese Figuren stehen bei Kafka in enger Relation zur Reflexion der Brüchigkeit und Dissonanz der eigenen künstlerischen Produktion:

„Kein Wort fast das ich schreibe paßt zum andern, ich höre wie sich die Konsonanten blechern an einander reiben, und die Vokale singen dazu wie Ausstellungen[\*\*\*]. Meine Zweifel stehn um jedes Wort im Kreis herum, ich sehe sie früher als das Wort, aber was denn! ich sehe das Wort überhaupt nicht, das erfinde ich.“<sup>54</sup>

Entscheidend ist, dass diese Alteritätsfiguren in den Texten Kafkas eben nicht als ausgestellte Fremde funktionieren, sondern als Aussteller:innen von Fremdheit. So notiert Kafka, wie

---

51 Vgl. die Fotografie in Heinrich (2017), o.S.

52 Person (2002), S. 245. „Die bekannten Hungerkünstler des späten 19. Jahrhunderts, wie Henry Tanner, Francisco Cetti oder Stefano Merlatti (den Luciani als Succis Konkurrenten zitiert) führten ihre Darbietungen unter ärztlicher Aufsicht vor“, die gleichwohl „Teil [d]es rituellen Spektakels“ der modernen Hungerkunst ist; Person (2002), S. 244. Ein wichtiges Zeugnis dieser Verbindung ist die Schrift des italienischen Physiologen Luigi Luciani *Fisiologia del digiuno. Studi sull'uomo* (1889), in deutscher Übersetzung *Das Hungern. Studien und Experimente am Menschen* (1890).

53 Auf der Suche nach möglichen Berührungspunkten „durchforstete Hartmut Binder Prager Tageszeitungen zwischen 1904 und 1925, ohne aber die gesuchten ‚exakten Anregungen‘“ für Kafka *Hungerkünstler* zu finden; Lange-Kirchheim (2009), S. 7. Lange-Kirchheim erschließt in der Folge die Succi-Quellen als „Intertext“ des *Hungerkünstlers*; Lange-Kirchheim (2009), S. 7.

54 Tagebucheintrag vom 15.12.1910; Kafka, T, S. 130. Den vielfältigen Spuren, die Menschausstellungen in Kafkas Texten hinterlassen haben, ist Thompson am weitesten gefolgt: „Kafka's thinking of racial blackness is integral to his work in terms of thematic progression and aesthetic form“; Thompson (2016), S. 3. Vgl. Thompson (2016), S. 113. Zum Begriff „Ausstellungn[\*\*\*]“ bei Kafka vgl. auch z.B. Kpao Sarè (2015), S. 145–146.

„[d]er N[\*\*\*], der von der Weltausstellung nach Hause gebracht wird, [...] mit ernstestem Gesicht als Überlieferung und Pflicht die Späße auführt, welche das europäische Publikum als Sitten und Gebräuche Afrikas entzückten.“<sup>55</sup>

Genau in diesem Sinne ist Kafkas Menschenfresser als „Ausstellungsmenschenfresser“ zu denken. Dabei verkehren sich in Kafkas Kannibalentext die Verhältnisse: Der Menschenfresser ist dem Hungerkünstler „wohlgesinnt[]“; er wandelt nicht auf dem Kriegspfad, sondern kommt als alter Freund; er will nicht schlachten und fressen, sondern sich „erholen“; er ist mit einem Hut hinlänglich bürgerlich bekleidet, er sitzt auch nicht im Käfig, sondern bequem im Sessel davor; er scheucht die Bediensteten, er nimmt sich allerhand heraus (nicht zuletzt den Strohalm), und er ist es, der die Rede führt.

Insofern als das Kannibalische gewöhnlich in Form des Kannibalismusverdachts oder -vorwurfs an den:die Andere:n begegnet, ist es auffällig, dass die Menschenfresserei in Kafkas Text eben nicht als Fremd-, sondern als Selbstbezeichnung eingeführt wird. In dem Fragment ist zunächst nur von dem „Mann“, dem „Besucher“ und dann immer wieder, insgesamt fünf Mal, von dem „Fremden“ die Rede.<sup>56</sup> Erst gegen Ende setzt sich die Bezeichnung „Menschenfresser“ in drei Schritten im Text fest, zuerst in der Figurenrede des Besuchers, dann in der des Hungerkünstlers, dann erst übernimmt sie auch die Erzählstimme:

„Ja, sagte er, ich bin es, der alte, Dir und vielleicht nur Dir allein wohlgesinnte Menschenfresser. Einen kleinen Besuch will ich Dir machen, mich erholen an Deinem Anblick, die Nerven ein wenig ausruhn lassen von dem lästigen Volk.“ „Du bist ein Menschenfresser?“ fragte der Hungerkünstler und drückte die Hand an die Stirn als suche er sich an etwas zu erinnern. „Du hast mich vergessen?“ sagte der Menschenfresser, ein wenig gekränkt und noch mehr verwundert als gekränkt, „ist es denn möglich? [...]“<sup>57</sup>

Doch worauf bezieht sich das anfängliche „Ja“ des Menschenfressers? Nicht etwa auf eine Frage, sondern nur auf einen Blick:

„Das war ein recht rohes Benehmen, wenn man auch dem Mann die freilich vergeblich bleibende Anstrengung ansah, den Hungerkünstler zart, gewissermaßen väterlich oder freundschaftlich zu behandeln. Besonders deutlich war dies, als er jetzt dem nun völlig erwachten und

---

55 Notiz vom 17.12.1917; Kafka, NSF II, S. 64.

56 Kafka, NSF II, S. 646–648.

57 Kafka, NSF II, S. 648–649.

ihn mit seinen großen schwarzen Augen ängstlich ansehenden Hungerkünstler lächelnd zunickte. „Ja“, sagte er [...]“.<sup>58</sup>

Die Rede des Menschenfressers beantwortet also einen Blick und auch das „Du hast mich vergessen?“ reagiert nicht auf Ausgesprochenes, sondern auf eine Geste, die Geste des Hand-an-die-Stirn-Drückens, die – deutbar für Erzählstimme und Menschenfresser gleichermaßen – auf eine fehlende Erinnerung verweist. Im Blick des Hungerkünstlers liegt also eine Ahnung, ein verschüttetes Wissen, wen er vor sich haben könnte.<sup>59</sup> Insofern bestätigt das „Ja, ich bin es“ einen unausgesprochenen Verdacht. Die Syntax der Figurenrede unterstreicht dies: Nicht „Bist du“, sondern „Du bist“; nicht „Hast du“, sondern „Du hast“; – es sind weniger Fragen als Aussagen mit Fragezeichen. Darüber hinaus verdeutlicht das „Ja“ die „Anstrengung“ des Mannes, sein ängstlich blickendes Gegenüber „zart“ zu behandeln. Der wohlgesinnte Menschenfresser bestätigt bloß den Blick des Gegenübers, bestätigt, was der Andere schon wusste, mit einem lächelnden Zunicken. Es ist ein folgsames, entgegenkommendes „Ja“ – und so gibt sich Kafkas Menschenfresser zugleich „roh[]“ und „zart“.

## 4.2 Schaulust und Verdacht

### 4.2.1 Julius Stinde *Bei den Menschenfressern* im Panoptikum

Das Andere oder Fremde ist keineswegs so anschaulich, wie es der Begriff der „Völkerschau“ impliziert, und auch auf einen rassistischen Blick der Besucher:innen ist bei der Herstellung des Anderen vielleicht nicht unbedingt Verlass. Perpetuiert wurde die Schaulust durch Werbung, die nicht nur, wie Volker Mergenthaler herausgearbeitet hat, vehement die „Echtheit“ der zur Schau gestellten Exponate und dargebotenen Situationen beteuerte,<sup>60</sup> sondern

---

58 Kafka, NSF II, S. 648–649.

59 Die dunkle Erinnerung des Hungerkünstlers an eine gemeinsame Vergangenheit mit dem Menschenfresser passt zum Kannibalen als Ursprungsfigur; siehe II/1.1. Diese Lesart stellt Thompson (2016), S. 119, in den Mittelpunkt: „Within the logic of recapitulative cannibalism, the hunger artist’s performance tells the tale of how society evolved from a group of cannibals to meat eaters able to renounce this primal instinct, perhaps on the way, teleologically speaking, to becoming vegetarians. Thus, the work of the hunger artist displays the renunciation of savagery through starvation (and not by fasting) and, in this way, removing oneself entirely from the scene of cannibalism“. „Ein Hungerkünstler‘ is at its core a profound meditation on black cannibalism and atavism at the heart of so-called civilization“, so Thompson (2016), S. 133, leider ohne die Denkfigur eines kannibalen Überrestes im Inneren der Zivilisation zu problematisieren.

60 Vgl. Mergenthaler (2005), S. 19–21. Sowohl Werbetexte als auch die von diesen manchmal kaum abweichenden journalistischen Texte zu Völkerschauen nutzen das Voka-

in Text und Bild häufig auf starke visuelle Akzente setzte: Plakate in kräftigen Farben zeigen dynamische Szenen (Kampf, Tanz, Jagd, Frauenraub) und kündigen etwa die 1884/85 durch Deutschland tourende Australier:innen-Gruppe aus New Queensland als „Tätowirte Kannibalen“ und „Australian Cannibal Boomerang Throwers“ an.<sup>61</sup> Werden Menschenfresser:innen explizit als solche beworben, gewinnen die Fragen von Echtheit und Anschaulichkeit besondere Brisanz. Schwerlich lässt sich in eine Schau übersetzen, was etwa von folgendem Plakat der „Australier-Völkerschau“ angekündigt wird:

„The first and only obtained colony of these strange savage, disfigured and most brutal race ever lured from the remote interior wilds, where they indulge in ceaseless bloody feuds and forays, to feast upon each others flesh. The very lowest order of mankind, and beyond conception most curious to look upon.“<sup>62</sup>

Der Berliner Journalist Julius Stinde berichtet am 14. Juli 1884 im *Deutschen Montagsblatt* von der so beworbenen Schau, die ab Juli 1884 für drei Monate in Berlin in Castan's Panopticum gastierte.<sup>63</sup> Die Frage der Beobachtbarkeit von Kannibalismus wird bei Stinde zum Ausgangspunkt einer kleinen Wissenschaftssatire. Dabei schlägt er einen ähnlich unernsten Ton an wie später Linke Poot. Bereits der Titel: *Aus dem Leben der Hauptstadt. Bei den Menschenfressern* legt es auf das Missverständnis an, die „Hauptstädter“ für die „Menschenfresser“ zu nehmen.

---

bular der „Echtheit“. Selbst bei Aufführungen im Theater wird das Paradigma der Unvermitteltheit und Spontanität aufrechtgehalten: „Kein Direktor, keine regieführende Instanz wird erwähnt – und doch ist der Inszenierungscharakter des Theaterbesuchs nur schwer zu übersehen“; Mergenthaler (2005), S. 37, zum Artikel *Die Beduinen im Ernst-Drucker-Theater* im *Hamburger Fremdenblatt* vom 18.06.1912.

- 61 Zit. n. den Werbeplakaten, Hist. Museum Frankfurt, Abb. in Thode-Arora (2001), S. 93–94. In Poignant (2004), S. 132, findet sich eine von Georg Koch angefertigte Zeichnung aus der *Illustrierten Zeitung Leipzig und Berlin*, 1884, die das Boomerang-Werfen vor Zuschauer:innen in der Hasenheide Berlin zeigt. Die Schauen arbeiteten mit entsprechender Rahmung und Begleitprogramm, mit Kulissen, Requisiten, (fehlender) Bekleidung, Schmuck und Aufführungen von Tänzen, Kämpfen oder alltäglicher Verrichtungen wie dem Zubereiten „typischer“ Speisen. Auch das Kochen und Essen im Rahmen der Völkerschau lud zu Karikaturen ein: „1885 erschien in den *Fliegenden Blättern* eine Karikatur, die eine typische Zoosituation umkehrte: Wilde zahlen Eintritt dafür, daß sie die Freßorgien einer Bajuwarenkarawane bestaunen können – wie im Zoo galt die Nahrungsaufnahme als ein Schauspiel“; Baratay / Hardouin-Fugier [1998], S. 124.
- 62 Zit. n. einem der Werbeplakate, Hist. Museum Frankfurt, Abb. in Thode-Arora (2001), S. 94.
- 63 Vgl. Poignant (2004), S. 129. Vgl. das Verzeichnis von Völkerschauen in Castan's Panopticum in den Jahren 1882–1911, Friederici (2011), S. 3, sowie Brändle (2023), S. 144.



„Es war von jeher einer meiner Lieblingswünsche, einmal im unservirten Zustande mit echten veritablen Menschenfressern zusammen zu kommen, mit diesen, viel wahrer und unverfälschter als wir empfindenden Naturmenschen, da wir im Affekt doch bloß sagen, daß wir jemanden aus Jemand aus Liebe aufessen möchten, während Jene nicht lange reden, sondern gleich zur Thatsache schreiten“.<sup>64</sup>

Die von Stinde formulierten Erwartungen an eine authentische Begegnung sind durch die Anhäufung entsprechender Vokabeln („echt“, „veritabel“, „wahr“, „unverfälscht“, „Natur“) schon im ersten Satz kaum für bare Münze zu nehmen. Die Anhäufung von Beteuerungen konterkariert gewissermaßen den Gegenstand, schließlich ist es auch bei Stinde eine Eigenschaft der Kannibal:innen, „nicht lange [zu] reden“, sondern ganz unmetaphorisch „gleich zur Thatsache [zu] schreiten“. Mit der Wiederholung der Formel „echte veritable Menschenfresser“ höhlt sich diese nur weiter aus:

„Als nun die Ur-Australier von Queensland – echte veritable Menschenfresser – vor Kurzem nach Berlin kamen und im Panoptikum gegen Entree sichtbar waren, machte ich mich eilends auf, die langgehegte heiße Sehnsucht zu stillen.“

Stindes Artikel führt die anthropologischen Ambitionen, die derartige Schauen flankieren, mit sich: „Wollen wir [...] wissen, wie unsere Urahnen lebten, was sie trieben und wie sie sich mit dem Dasein abfanden“, so formuliert er knapp dreißig Jahre vor Freuds *Totem und Tabu*, „so müssen wir die jetzigen Urwilden studiren, die durch die Einsamkeit der Inseln und die Undurchdringlichkeit der Urwälder konservirt wurden.“<sup>65</sup> Stinde formuliert das ganz auf primitivismustheoretischen Füßen stehende Plädoyer, „in den jetzt lebenden Wilden das Spiegelbild unserer Urahnen zu *studiren*: zu *erforschen*, wie groß der Unterschied zwischen uns und jenen ist, damit wir *wissen*, wohin die Menschheit geraten kann, wenn der Rückschlag sich einmal massenhaft geltend machen sollte“;<sup>66</sup> nur, damit sich den Leser:innen im Folgenden die Frage aufdrängt, was es hier eigentlich zu studieren, zu erforschen und zu wissen geben soll, an den mit „Schmucksachen aus den Fünfzig-Pfennig-Scherben-Bazaren“ behängten ausgestellten Menschen, die sich friedlich Zigarren von den Zuschauer:innen „[s]chnorren[]“.<sup>67</sup> Der von Stinde angeschlagene Ton lässt jedenfalls weniger die Schaubjekte als die auf sie gestülpten Theorien etwas simpel erscheinen:

---

64 Stinde (1884), S. 5. Zu Stinde vgl. auch Honold (2011), S. 142–145.

65 Stinde (1884), S. 5.

66 Stinde (1884), S. 5, Herv. J.K.

67 Stinde (1884), S. 5.

„[W]ir gruben eine gewaltige Kluft zwischen uns und unseren Urahnern. Diese Kluft heißt Kultur. [...] Carl Vogt entdeckte einst einen Blödsinnigen, der wie der gelehrte Mann selbst sagte, ganz genau dem Urmenschen entspräche, gerade so affenartig und geistig unentwickelt sei wie dieser [...]. Die Anpassung war so zu sagen heruntergerutscht.“<sup>68</sup>

Obwohl der Text den Wunsch, echte Kannibal:innen zu sehen, zum Ausgangspunkt nahm, wird ohne jede Überraschung oder Enttäuschung zur Kenntnis genommen, dass hier kein Menschenfleischverzehr zu beobachten ist. Sind „Menschenfresser“ angekündigt, sollte man das eben nicht zu wörtlich nehmen.

„Es sind herzliche Geschöpfe, die Brüder Kannibalen und Schwestern Kannibalinnen. [...] Sie tranken Kaffee und aßen Napfkuchen dazu, viel Kaffee und recht viel Napfkuchen.“<sup>69</sup>

Ähnlich wie bei Hans Schomburgks Film *Eine Weiße unter Kannibalen* (1921) gilt hier der Ausruf „Gottseidank: diese Kannibalen fressen keine Menschen!“<sup>70</sup> Die „Gefahr“, als Zuschauer:in von dem:r Schausteller:in angefallen und gefressen zu werden, begegnet bei Stinde ebenso wie bei Gabriela Zapolska und in den *Fliegenden Blättern* – aber nur als schlechter Witz.<sup>71</sup> Bei Stinde handelt es sich allerdings (und bei Zapolska in noch höherem Maße) um eine Bedrohung, der nicht gänzlich der Stachel gezogen wurde. Stinde die Gefahr des „Serviirt-Werdens“ von Anfang bis Ende im Text präsent. Zuletzt besteht sie in einer typischen Überblendung von anthropophagem und amourösem Annäherungsversuch: Ein „wilde[r] Jüngling schlängelte sich heran, um unter grinsendem Lächeln die Schulter[n] [zweier] Fräuleins zu berühren. Natürlich nur, um zu sehen, ob sie für die Pfanne oder den Schmortopf reif

---

68 Stinde (1884), S. 5. Noch deutlicher schlägt Stindes Glosse Richtung Wissenschaftssatire aus, wenn der Berichterstatte Regressionstheorien über den Schunkelwalzer aus Neuqueensland aufstellt und in seinem Notizbuch vermerkt, dass der Älteste der „Ur-Australier“ „Lieder seiner engeren Heimath“ singt, dabei aber „dem Queensländischen Texte die bekannte Melodie des Schunkelwalzers an[paßt]“: „Dies war meinem forschenden Verstande eine gewaltige Ueberraschung. Ich schrieb sogleich in mein Notizbuch: ‚Es ist anzunehmen, daß der prähistorische Mensch, bereits geschunkelt hat. Sollte der Komponist dieses Walzers vielleicht auf dem Wege des Rückschlages zu der Melodie gelangt sein? [...]‘“

69 Stinde (1884), S. 5.

70 N.N.: „Eine Weiße unter Kannibalen“, in: Film-Kurier, 03.11.1921, zit. n. Nagl (2009), S. 306. Siehe I/2.1.

71 „Ich wußte, daß keine Gefahr dabei war, denn so viel mir bekannt, ist das Menschenfressen während des kleinen Belagerungszustandes polizeilich untersagt“, Stinde (1884), S. 5.

seien.<sup>72</sup> Dieses „Betasten mit den Händen“ beschreibt Stinde bis zum Schluss als die Handlung eines Kochs.<sup>73</sup> Mit all dem berichtet Stinde letztlich nicht von Menschenfresser:innen, sondern, dem Titel des Artikels ganz entsprechend, von einem Hauptstädter bei den Menschenfresser:innen und von dessen „Gedanke[n]“, „Liebling[wünsche[n]“, „Begehr[en]“, „Sehnsucht“, „forschen-dem Verstande“ und „Neugier[]“.<sup>74</sup>

#### 4.2.2 James Cooks kannibalische Augenzeugenschaft

Die von Stinde beschriebene Unaufführbarkeit des Kannibalischen und die damit notwendig unbefriedigte Schaulust des Publikums ist, so behaupte ich, in Kafkas Konstellation von *Hungerkünstler*-Erzählung und [*Menschenfresser*]-Fragment mitgedacht. Das Kannibalische markiert nicht nur einen Extrempunkt der Zivilisationsferne, sondern auch die Grenze praktikabler Alteritätsinszenierung. Darin gleicht es der ebenfalls eigentlich nicht aufführbaren Hungerkunst. Allerdings – und damit tut sich in an dieser Grenze eine liminale Zone auf: Einem Publikum vor Augen stellen lässt sich leibhaftiger Kannibalismus doch, aber nur, wenn man wirklich vor gar nichts zurückschreckt. Dies zeigt das „Experiment“,<sup>75</sup> das James Cook in Charlotten-Sund vor der Küste Neuseelands anstellen ließ, und mit dem, zugespißt formuliert, nicht der Kannibalismus der Neuseeländer:innen, sondern dessen Beweisbarkeit bewiesen wurde. Das Cook'sche Experiment muss vor dem Hintergrund immer wieder aufflammender europäischer Kontroversen über die Existenz kannibalischer Völker an den Grenzregionen der bekannten Welt und dem nicht zuletzt reiseliterarischen Wunsch nach Augenzeugenschaft betrachtet werden. Seit der Frühen Neuzeit ist der europäische Kannibalismuskurs zentral damit beschäftigt, seine Wahrhaftigkeit zu beteuern. In dafür paradigmatischer, proto-ethnologischer Weise bekundet Hans Stadens *Warhaftige Historia* (1557), den Kannibalismus der brasilianischen Tupí „aufrichtig und wahrhaftig [...] aus seiner eigenen Erfahrung gründlich und gewiss [...] an den Tag zu bringen“.<sup>76</sup> Staden beschreibt die Lebensweise, Sitten und Gebräuche der Tupí (wobei er als deren Gefangener eine prekäre Sonderrolle eines teilnehmenden Beobachters einnimmt) und beschließt die detaillierten Kannibalismus-Schilderungen des Kapitels „Mit was für Zeremonie sie ihre Feinde töten und essen. Womit sie sie

---

72 Stinde (1884), S. 5.

73 Stinde (1884), S. 6.

74 Stinde (1884), S. 5.

75 Als solches bezeichnet es Georg Forster [1777], S. 444, der bekanntlich als junger Mann an Cooks zweiter Weltumsegelung teilnahm und bei den Ereignissen zugegen war.

76 So das Vorwort zur Erstausgabe von Johannes Dryander, Anatom und Professor für Medizin in Marburg, datiert auf 1556, in: Staden [1557], S. 230–233, hier S. 230.

totschlagen und wie sie mit ihnen umgehen“ mit den Worten: „Dies alles habe ich gesehen und bin dabeigewesen.“<sup>77</sup>

Ganz explizit rahmt auch James Cook seine Schilderung der Vorgänge am 23. November 1773 in Charlotten-Sund unter diesem Gesichtspunkt: „I have often been asked, after relateing all the circumstance, if I had actualy seen them eat human flesh my self“.<sup>78</sup> Folgt man lose der Darstellung in Georg Forsters *Reise um die Welt* (1977) – auf deren Literarizität hier ebenso hingewiesen sei wie auf die für Kannibalismusberichte typische Konstellation einer Vielzahl einander kopierender und doch nicht ganz stimmiger Quellen – so stoßen an besagtem Tag einige Männer von Cooks Schiffsgesellschaft bei einem Landgang in „Indian Cove“ auf menschliche Überreste: „Kaum hatten sie sich von der ersten Bestürzung über diesen Anblick erholt, als ihnen die Indianer verschiedene Stücke vom Körper selbst vorzeigten, und mit Worten und Gebärden zu verstehen gaben, daß sie das übrige gefressen hätten.“<sup>79</sup> Lieutenant Pickersgill erwirbt daraufhin einen menschlichen Kopf, nimmt ihn mit sich und stellt ihn an Bord der *Resolution* aus. Es bildet sich eine Traube Schaulustiger, die aus Schiffsgesellschaft und Neuseeländer:innen gleichermaßen besteht. „So bald sie [die Neu-Seeländer] des Kopfes ansichtig wurden, bezeugten sie ein großes Verlangen nach demselben, und gaben durch Zeichen deutlich zu verstehen, daß das Fleisch von vortrefflichem Geschmack sey.“<sup>80</sup> Pickersgill schneidet also ein Stück aus der Wange, röstet es und bietet es den Neuseeländer:innen an, die es verzehren. Cook, der Captain, war bei all dem abwesend. Als er an Bord zurückkehrt und Bericht erhält, ordnet er an, alles noch einmal durchzuführen:

„[B]eing desirous of being an eye wittness to a fact which many people have their doubts about, I concealed my indignation and ordered a piece of the flesh to be broiled and brought on the quarter deck where one of these Canibals eat it with a seeming good relish before the whole ships Company which had such effect on some of them as to cause them to vomit.“<sup>81</sup>

Es handelt sich um ein in der Wissensgeschichte des Kannibalismus besonders drastisches Beispiel europäischer Evidenzproduktion. Das ethische wie epistemologische Desaster setzte sich in der enormen Wirkmächtigkeit des Cook'schen Kannibalismusbeweises fort. Die persistierende Vorstellung des südpazifischen Raums als latent kannibalisch ist eng mit diesem Vorgang, sei-

---

77 Staden [1557], S. 283. Zur Zeugenschaft siehe auch II/6.1.3.

78 Cook [1777], S. 294.

79 Forster [1777], S. 443.

80 Forster [1777], S. 444.

81 Cook [1777], S. 293.

ner Beschreibung und deren Rezeption verknüpft und entsprechend hat bereits viel u.a. postkolonial informierte Forschung die Vorgänge bzw. ihre Überlieferung kommentiert und dekonstruiert.<sup>82</sup> Mit Christian Moser kann man Cooks makabere Versuchsordnung, die darauf zielt, den vermeintlichen Kannibalismus des Anderen mit den eigenen „gefräßigen Augen“<sup>83</sup> zu betrachten, als einen „fabrizierte[n] [...] Augenzeugenbeweis“ bewerten.<sup>84</sup> Moser identifiziert den kolonialen Blick als den wahren Kannibalen:

„[Cook] kannibalisiert den Kannibalismus. Er reduziert den neuseeländischen Anthropophagen auf ein Objekt, mit dem es nicht zu kommunizieren, sondern den es lediglich zu beobachten gilt. Die Kultur der Maori läßt sich mit einem Blick erfassen; die Wahrheit über ihre Kultur kann ohne hermeneutischen Aufwand angeeignet und dem anthropologischen Wissensschatz des Westens einverleibt werden. Nicht der Mund der Neuseeländer, sondern das Auge des Entdeckers ist hier das eigentliche Organ kannibalischer Ingestion.“<sup>85</sup>

Moser kommentiert die Cook'sche Tatsachenproduktion mit den Worten Stephen Greenblatts: „[He] has witnessed for himself, and therefore he possesses the truth.“<sup>86</sup> Am Ende steht bei Cook die triumphierende Feststellung: „That the New Zealanders are Canibals can now no longer be doubted“.<sup>87</sup> Georg Forster hingegen formuliert – zumindest in der deutschen Version der *Reise um die Welt* – eine eigentümliche Beinahegewissheit: „[J]etzt, da wir es offenbahr mit Augen gesehen haben, kann man wohl im geringsten nicht mehr daran zweifeln.“<sup>88</sup>

Diese gewaltsam hergestellte Wahrheit zu widerlegen und zu beweisen, dass „die Neu-Seeländer“ keine Menschenfresser:innen sind, ist nun dagegen tatsächlich ein Ding der Unmöglichkeit. Ein Epizentrum der Kontroversen um den Kannibalismus der Anderen liegt in der prinzipiellen Unmöglichkeit des Negativbeweises. Die Unschuld wird sich niemals beweisen lassen – und das

---

82 Vgl. z.B. Obeyesekere (2005), S. 30–36; Moser (2005), S. 35–55; Te Heesen (2008), S. 127–145; Stockhammer (2021), S. 116–125.

83 Vgl. Moser (2005), S. 51, 53, zum „gefräßigen Auge“ (Gert Mattenklott) bzw. „gierigen Blick“ (Gotthold Ephraim Lessing). Zu Mattenklott vgl. auch Hein (2016), S. 223–225. Für Mattenklott ist das Auge eben nicht immer „ein durchweg aufgeklärtes Organ“; es gibt auch einen „fanatis[chen]“ Blick: „Die optische Energie, mit der dann das Auge sein Opfer anfällt, ist atavistisch, visueller Kannibalismus“; Mattenklott (1982), S. 225.

84 Moser (2005), S. 38, Herv. getilgt J.K.

85 Moser (2005), S. 44.

86 Greenblatt (1991), S. 129, zit. von Moser (2005), S. 42. Zur Evidenz als Verschränkung von Sehen und Wissen vgl. auch Strowick (2009), S. 103–104.

87 Cook [1777], S. 294.

88 Forster [1777], S. 445.

ist ein Thema Kafkas. Das „Apriori der Schuld“<sup>89</sup> nicht umsonst eine Konstante der Kafka-Forschung, beherrscht auch den *Hungerkünstler*. Für einen negativen Tatbestand, für ein Nicht-Tun, ein Nicht-Essen, kann kein letztgültiger Beweis erbracht werden. Sei es der Vorwurf des Menschenfleischverzehrs oder der Vorwurf heimlichen Essens während der Hungertage: Der Verdacht ist immer im Vorteil. Auch eine Studie wie William Arens' *The Man-Eating Myth* ist sich der Unmöglichkeit des Negativbeweises bewusst:

„According to standard ethnographic methodology, it is not possible to demonstrate conclusively that a practice does not exist. Reporting the custom to be unobserved or undocumented is the best one can hope to do. Moreover, it is more reasonable for those who would claim a certain activity is prevalent to bear the major burden of proof.“<sup>90</sup>

#### 4.2.3 Aporien des Negativbeweises im *Hungerkünstler*

Die Hungerkunst ist ein für den Betrug anfälliges, ja geradezu prädestiniertes Gewerbe. Historisch gibt es kaum eine:n namhafte:n Hungerkünstler:in, dessen:deren guter Ruf nicht durch Gerüchte heimlich verzehrter Nahrung, teils auch durch sich anschließende Gerichtsprozesse beschädigt worden wäre.<sup>91</sup> Bei Kafka kreist die gesamte *Hungerkünstler*-Erzählung um den Verdacht verbotener Nahrungsaufnahme und wie ihm zu begegnen sei. Zu den Ruhmeszeiten des Hungerkünstlers halten ihn die Unverständigen, und das sind viele, für einen „Schwindler“.<sup>92</sup> Sie sind der „Meinung“, dass er sich nachts an „Erfrischung[en]“ stärkt, die er „aus irgendwelchen geheimen Vorräten hervorholen konnte.“<sup>93</sup>

„Dieses allerdings gehörte schon zu den vom Hungern überhaupt nicht zu trennenden Verdächtigungen. Niemand war ja imstande, alle die Tage und Nächte beim Hungerkünstler ununterbrochen als Wächter

---

89 Deleuze / Guattari [1975], S. 60.

90 Arens (1979), S. 181. Und weiter: „It follows, therefore, that it has not been possible to demonstrate that cannibalism did not take place among the Caribs, Aztecs, West Africans and the Fore, who were examined in some detail“; Arens (1979), S. 181.

91 Giovanni Succi etwa wird nachgesagt, während seiner Hungertage im Wiener Hotel Royal mit einem Beefsteak erwischt worden zu sein. „Die Geschichte der Hungerkunst ist im Grunde eine Geschichte wechselnder Betrugsstrategien und Entlarvungskandale. Der Hungerkünstler unterscheidet sich damit wesentlich von Artisten anderer Art, deren Leistungen in ihrer ‚Fehlerlosigkeit‘ unmittelbar evident werden“; Neumann (1986), S. 54.

92 Kafka [1922], S. 337.

93 Kafka [1922], S. 335.

zu verbringen, niemand also konnte aus eigener Anschauung wissen, ob wirklich ununterbrochen, fehlerlos gehungert worden war; nur der Hungerkünstler selbst konnte das wissen, nur er also gleichzeitig der von seinem Hungern vollkommen befriedigte Zuschauer sein.<sup>94</sup>

Nur dem Künstler selbst ist es möglich, sein Hungern „aus eigener Anschauung [zu] wissen“. Für alle anderen bietet die Erzählung vier, jedoch allesamt fehlgehende Beweismöglichkeiten an: erstens die Fotografie, zweitens den Körper des Hungerkünstlers, drittens sein Sprechen und Singen, viertens seinen Hungertod.

Die Fotografie kommt im *Hungerkünstler* explizit als Beweisfoto zum Einsatz. Dass allerdings die Hungerkunst – die eben nicht mit der des Skelettmenschen, mit genereller Magerkeit oder gar der Magersucht zu verwechseln ist<sup>95</sup> – „an sich kein geeignetes Sujet für die Visualisierung abgibt“,<sup>96</sup> bemerkte schon Lange-Kirchheim für die Fotografien von Giovanni Succi. Es ist nicht die einzelne Fotografie, sondern die Narrativität der Vorher-Nachher-Bilder bzw. der Fotoserie mitsamt den erklärenden Unterschriften, die das Hungern bedeuten soll.<sup>97</sup> Im *Hungerkünstler* wird das Foto vom Impresario ins Spiel gebracht, der mit ihm einen Beweis nicht für, sondern gegen die Wünsche des Künstlers führt: Er versucht die „Behauptung“ des Hungerkünstlers, er könne noch viel länger hungern,

---

94 Kafka [1922], S. 336–337.

95 Magerkeit nicht dasselbe wie Hungern oder Hungerkunst. Hungerkünstler:innen sind auch nicht zu verwechseln mit Skelettmenschen, die im skizzierten Schausteller:innen-Milieu ebenfalls anzutreffen waren; vgl. z.B. Person (2002), S. 245. Die Hungerkunst muss auch von zeitgenössischen medizinischen Diskursen um die Magersucht abgegrenzt werden: Typischerweise charakterisieren medizinische Schriften des 19. Jahrhunderts die Magersucht „als Erkrankung junger Frauen“, die an „Appetitverlust“ leiden; Habermas (1994), S. 67, 65. Vgl. Diezemann (2006), S. 47–67 (= „Patientinnen – Anorexie als weibliches Leiden“). Den Anorektikerinnen stellt Diezemann im Folgekapitel „Hungerkünstler – Ansichten männlichen Fastens“ gegenüber, unter das sie Kafka aber nicht summiert, vgl. Diezemann (2006), S. 69–97. Man könnte den Hungerkünstler in ein maskulines Programm asketischer Kunst um 1900 einordnen; dazu vgl. z.B. Schnurbein (2018), S. 18; meist wird Kafkas *Hungerkünstler* aber gegenläufig interpretiert, vgl. z.B. Elizabeth Boa: „[A]ll this is an utter denial of virility or phallic power [...]. The exeggeration is a cartoon-like demolition of a male body“; Boa (1996), S. 174.

96 Lange-Kirchheim (2009), S. 24.

97 Vgl. Lange-Kirchheim (2009), S. 21–22. Die Foto-Serien bestanden aus mehreren Brustbildern des bekleideten Künstlers. „Ganzkörperschauen“ des entkleideten Künstlers waren in dem Metier unüblich; Lange-Kirchheim (2009), S. 24. Zur Zeitlichkeit der Hungerkunst vgl. auch Bauer-Wabnegg (1990), S. 375, für den die Hungerkunst „eine der weitestgehenden Abstraktionen vom menschlichen Körper dar[stellt]. Sie sieht vom konkreten Hunger ab und bemißt sich als Frist. So gesehen gehört sie ins Register der Rekorde.“

„einfach genug durch Vorzeigen von Photographien, die gleichzeitig verkauft wurden, zu widerlegen, denn auf den Bildern sah man den Hungerkünstler an einem vierzigsten Hungertag, im Bett, fast verlöscht vor Entkräftung. Diese dem Hungerkünstler zwar wohlbekannt, immer aber von neuen ihn entnervende Verdrehung der Wahrheit war ihm zu viel. Was die Folge der vorzeitigen Beendigung des Hungerns war, stellte man hier als die Ursache dar! Gegen diesen Unverstand, gegen diese Welt des Unverstandes zu kämpfen, war unmöglich.“<sup>98</sup>

Die Fotografie zeigt also nicht die Wahrheit des Hungerns, sondern entstellt sie. Sie begegnet wie in Julius Stindes Artikel als ein käuflich zu erwerbendes Souvenir für die Zuschauer:innen, das ihnen ersetzt, was sie nicht zu sehen bekommen.

Zweitens könnte der Körper des Hungerkünstlers als greifbarster Beweis seiner Hungerkunst, ja als seine Kunst selbst gelten. In diesem Sinne wäre der Hungerkünstler sein eigenes Artefakt: „[T]he hunger artist turns his very flesh into a self-consuming artifact.“<sup>99</sup> „[T]he starving body is itself a text“<sup>100</sup> ein „Zeichenkörper im wörtlichsten Sinne“.<sup>101</sup> Der jede Nahrung zurückweisende Körper des Hungerkünstlers bietet dem Publikum ein Nicht-Tun dar, nicht unähnlich den Darbietungen der Mäuse-Sängerin Josefine, die sich auf ein „Nichts an Stimme“, ein „Nichts an Leistung“ summieren.<sup>102</sup> Das Paradoxon der auf ein Publikum bezogenen Verweigerung, die so viele der Künstler:innenfiguren Kafkas praktizieren, hat die Forschung ausgiebig diskutiert. *Ein Hungerkünstler* kreise, so etwa Gerhard Neumann, um „de[n] unmögliche[n] Versuch, das Nicht-Zeichen als Zeichen zu setzen“.<sup>103</sup> Indem der Künstler seine „Verweigerung als pure Negativität zur Schau stellt, bildet er selbst, als Körper, der er ist, wieder ein Zeichen, das des stummen, namenlosen, sich selbst verzehrenden Körpers: Das Zeichen eines Nicht-Zeichens.“<sup>104</sup> Dass der Hungerkünstler diesen Zeichenkörper dem Publikum zur Inspektion anbietet, wird die Fehlerlosigkeit seines Hungerns allerdings nicht beweisen:

---

98 Kafka [1922], S. 341–342.

99 Ellmann (1993), S. 59.

100 Ellmann (1993), S. 16–17.

101 Steier (2014), S. 16.

102 Kafka [1924], S. 362.

103 Neumann (1986), S. 63.

104 Neumann (1986), S. 60. Zum Nicht-Zeichen in *Josefine, die Sängerin oder das Volk der Mäuse* (1924) empfiehlt sich Christine Lubkolls Aufsatz *Dies ist kein Pfeifen. Musik und Negation in Franz Kafkas Erzählung „Josefine, die Sängerin oder Das Volk der Mäuse“* (1992).



„[D]ie Kinder [sahen] staunend, mit offenem Mund, der Sicherheit halber einander bei der Hand haltend, zu, wie er bleich, im schwarzen Trikot, mit mächtig vortretenden Rippen, sogar einen Sessel verschmähend, auf hingestreutem Stroh saß, einmal höflich nickend, angestrengt lächelnd Fragen beantwortete, auch durch das Gitter den Arm steckte, um seine Magerkeit befühlen zu lassen.“<sup>105</sup>

Zwar wird hier nicht der Arm, sondern immerhin die „Magerkeit“ befühlt (oder zumindest zum Befühlen angeboten<sup>106</sup>), nicht aber das Hungern. Das Nicht-Essen lässt sich eben nicht nur nicht anschauen, sondern auch nicht anfassen. Dabei erinnert, dies nur nebenbei, der durchs Gitter gesteckte Arm, der auf seine Fülle oder Magerkeit hin betastet wird, an Grimms *Hänsel und Gretel* (1812), einen ganz anders gelagerten Text über Hunger und Kannibalismus.<sup>107</sup> Ein Betrug findet allerdings auch im Märchen genau in dieser Situation statt, denn hier ist es nicht Hänsels Finger, sondern ein „Knöchlein“, das hinausgehalten wird, um die Hexe zu täuschen.<sup>108</sup>

Als dritte Beweismöglichkeit beruft sich Kafkas Hungerkünstler auf die für den Kannibalismuskurs so wichtige Konkurrenzbeziehung von Essen und Sprechen, die sich aus der gemeinsamen Lokalisation beider Tätigkeiten im Mund ergibt. Auch bei Deleuze und Guattari gerät mit der Literatur Kafkas diese Konkurrenz in den Blick:

„Jede Sprache, gleich ob arm oder reich, impliziert eine Deterritorialisierung des Mundes, der Zunge und der Zähne. Mund, Zunge und Zähne finden ihre ursprüngliche Territorialität in der Nahrung. Indem sie sich der Artikulation von Lauten widmen, deterritorialisieren sie sich. Es gibt also eine gewisse Disjunktion zwischen essen und sprechen – und mehr noch, dem Anschein zum Trotz, zwischen essen und schreiben: Gewiß kann man beim Essen schreiben, es ist leichter, als beim Essen zu sprechen, aber das Schreiben verwandelt die Wörter eher in Dinge, die

---

105 Kafka [1922], S. 334.

106 Der Text trifft keine Aussage darüber, ob der durch das Gitter gestreckte Arm überhaupt von jemandem ergriffen wird oder ob hier nur von der Absicht des Hungerkünstlers die Rede ist, „seine Magerkeit befühlen zu lassen“. Die Kinder halten einander dagegen sicher bei der Hand.

107 Hier begegnet mit den Figuren der Stiefmutter und der Hexe die gefräßige Anti-Mutter, nicht der gefräßige Vater wie in manchen Texten Kafkas, z.B. im *[Brief an den Vater]* oder in einem Brief aus dem Herbst 1921, wo der Söhnefresser Kronos als „ehrlichster Vater“ bezeichnet wird; Kafka, Br, S. 345. Hinter dem gefräßigen Vater die gefräßige Mutter zu sehen, legt Astrid Lange-Kirchheim nahe. Für sie tritt bei Kafka „hinter der Figur des mächtigen Vaters die Phantasie mütterlicher Allmacht hervor[...]“; Lange-Kirchheim (1996), S. 312. Dies ist auch als Einspruch gegen die „Vaterlastigkeit der Kafka-Forschung“ zu verstehen; Lange-Kirchheim (1996), S. 297.

108 Grimm / Grimm [1812], S. 106.

mit der Nahrung rivalisieren können. Disjunktion zwischen Inhalt und Ausdruck. Sprechen, und vor allem Schreiben, ist Hungern.“<sup>109</sup>

So spricht und singt Kafkas Hungerkünstler gegen den Verdacht heimlicher Nahrungsaufnahme an. Um die Wächter nur irgend wach zu halten, ist er gerne bereit, nächtelang mit ihnen zu scherzen und ihnen „Geschichten aus seinem Wanderleben zu erzählen“.<sup>110</sup>

„[M]anchmal überwand er seine Schwäche und sang während dieser Wachzeit, solange er es nur aushielt, um den Leuten zu zeigen, wie unge-recht sie ihn verdächtigten. Doch half das wenig; sie wunderten sich dann nur über seine Geschicklichkeit, selbst während des Singens zu essen.“<sup>111</sup>

Mit deutlicher Ironie verhält sich Kafkas Text zu der im Kannibalismuskurs topischen Disjunktion von Sprechen und Essen, die, recht betrachtet, keine ist: Völlig zwecklos, sich auf die Unmöglichkeit gleichzeitigen Essens und Spre-chens bzw. Singens zu berufen, wenn sie sich doch, wie selbst gewöhnliche Fleischhauer wissen (oder: gewöhnliche Fleischhauer am besten wissen), mit ein wenig „Geschicklichkeit“ umgehen lässt. Weil sich der Hungerkünstler auf die Überzeugungskraft des von Deleuze und Guattari formulierten Diktums der Disjunktion von Essen und Sprechen verlässt, wird er zur komischen Figur.

„Das waren die letzten Worte, aber noch in seinen gebrochenen Augen war die feste, wenn auch nicht mehr stolze Überzeugung, daß er weiter-hungre. / ‚Nun macht aber Ordnung!‘ sagte der Aufseher, und man be-grub den Hungerkünstler samt dem Stroh.“<sup>112</sup>

Die letzten Worte des Künstlers hatten ohnehin alles zunichte gemacht. Er hungere, so spricht er in das Ohr des Aufsehers, weil er nicht die Speise finden konnte, die ihm schmeckt. „Hätte ich sie gefunden, glaube mir, ich hätte kein Aufsehen gemacht und mich vollgeessen wie du und alle.“<sup>113</sup> Der Idee eines heroischen Hungertodes wird hier vom Künstler selbst die Grundlage entzo-gen. Damit, und das ist raffiniert, hält er nicht nur den Verdacht gegen sich und sein Metier am Laufen, sondern stellt mit dem Verdacht auch seine Kunst auf

---

109 Deleuze / Guattari [1975], S. 29. Vgl. Ellmann (1993), S. 46: „[T]he fact that language issues from the same orifice in which nutrition is imbibed means that words and food are locked in an eternal rivalry. [...] Since language must compete with food to gain the sole possession of the mouth, we must either speak and go hungry, or shut up and eat.“

110 Kafka [1922], S. 336.

111 Kafka [1922], S. 335.

112 Kafka [1922], S. 349.

113 Kafka [1922], S. 349.

Dauer, lebt diese doch besser als von der Bewunderung nur von den Verdächtigungen des Publikums. „When the hunger artist loses his audience’s suspicion, doubt, and even ridicule, his work [...] grinds to a halt.“<sup>114</sup>

#### 4.2.4 Gegenstandsloser Verdacht

Der Verdacht bleibt im *Hungerkünstler* also erhalten – und in den Verdächtigungen und deren Befuerung besteht denn auch die deutlichste Verknüpfung von *Hungerkünstler*-Erzählung und [*Menschenfresser*]-Fragment. „[V]erdächtig“ ist der Menschenfresser ab der ersten Zeile: „Benehmen verdächtig war, trat ihm sofort entgegen.“<sup>115</sup> – so beginnt der Text inmitten eines Satzes. Es handelt sich dabei, soweit wir auf Grundlage des überlieferten Textes wissen können, um einen zunächst völlig gegenstandslosen Verdacht: Die beim Auftritt des Fremden prompt von allen Seiten heraneilenden Saalangestellten wissen selbst nicht genau, „was ihren Verdacht erregte, es lag hierfür mancherlei vor, wenn man wollte, aber auch nichts.“<sup>116</sup> So ist es eigentlich ein „Nichts an Verdacht“, um mit dem *Josefine*-Text zu sprechen, auf den die Erscheinung des Besuchers gebracht werden kann.

„Am verdächtigsten, aber eigentlich nur in einer kindischen Weise verdächtig war das rote Haar des Besuchers und die Sonderbarkeit, daß er, was allerdings auch sonst in dem ungeheuern Saal mancher unterließ, den Hut nicht abnahm. Unter dem Hut aber lugten an zwei, drei Stellen winzige mit Bast umflochtene Zöpfchen hervor und ließen vermuten daß die ganze mächtige Haarfülle unter dem großen Hut auf diese allerdings sehr sonderbare, aber vom Standpunkt der Saalangestellten doch nur harmlose Weise bearbeitet war.“<sup>117</sup>

Der Verdacht verschiebt sich mit der sonderbaren Erscheinung des Besuchers weg von der Frage des Essens oder Nicht-Essens. Tatsächlich wird das Rohe und Zarte die einzige, schwache Fleischanspielung in der Beschreibung der Menschenfresserfigur bleiben. In gewisser Hinsicht enttäuscht Kafkas Menschenfresser also die mit seiner Selbstbezeichnung verbundene Erwartung.<sup>118</sup>

---

114 Thompson (2016), S. 126.

115 Kafka, NSF II, S. 646.

116 Kafka, NSF II, S. 646.

117 Kafka, NSF II, S. 646.

118 Ähnliches geschieht in Montaignes *Des Cannibales*: „Wie so oft in Montaignes Essays werden die vom aussagekräftigen Titel ‚Über die Menschenfresser‘ hervorgerufenen Erwartungen des Lesers zunächst enttäuscht. Der Kannibalismus kommt überhaupt erst in der zweiten Hälfte des Essays zur Sprache, und dort auch eher en passant. [...]

Der Blick des Textes richtet sich auf etwas anderes: Die notdürftig verborgene und vielleicht eben gar nicht so „harmlose“, „mächtige“ Fülle roten Haares weist den Besucher mindestens als Sonderling aus.<sup>119</sup> Mit ihm hat Kafka eine Figur des Fremden entworfen, die sich über den Begriff des Menschenfressers nicht ganz einhegen lässt, sondern die sich, wie ich im nun zuletzt ausführen werde, über ihr Haar immer weiter vervielfältigt.

#### 4.3 Die Auffaltung der Menschenfresserfigur

##### 4.3.1 Käfig / Bühne: Hungerkünstler, Menschenfresser, Rotpeter

Im Folgenden plädiere ich dafür, das Duo Hungerkünstler / Menschenfresser nicht ausschließlich als eine binäre Konstellation von Opposition und Spiegelung aufzufassen,<sup>120</sup> sondern diese Zweiheit darüber hinaus als eine sich vermehrende Vielheit an Alteritätsfiguren zu betrachten. Dafür bringe ich zunächst einen Dritten ins Spiel: den Affen Rotpeter aus Kafkas *Ein Bericht für eine Akademie* (1917), einem Text, der noch expliziter sogar als *Ein Hungerkünstler* als Käfig / Bühne-Reflexion funktioniert.

„In principle, each cage is a frame round the animal inside it“, schreibt John Berger in *Why look at Animals* (1977).<sup>121</sup> Bei Kafka startet der Affe Rotpeter als gefangenes Wildtier, in einem Käfig im Bauch des Hagenbeck-Dampfers, buch-

---

Bei genauerer Betrachtung zeigt sich allerdings, dass die Themen [...] kunstvoll zum Kannibalismus hinführen“; Hein (2016), S. 63.

119 Das rote Haar als Zeichnung des „Anderen“ begegnet z.B. auch in Constantin Brunners Reflexionen zum zeitgenössischen Judenhass; hier Brunner (1924), S. 138–139: „[E]s wird der Gesellschaft niemals an Juden fehlen, an den irgendwie ‚Anderen‘, die, so wenig sie es innerlich sind, doch äußerlich zu sein scheinen [...]. Unter diesem Hochmut [...] stehen [...] auch die Weiber, die schwächeren Anderen, und die Gezeichneten: die Rothaarigen, die Buckligen.“

120 Die Forschung verhandelt Hungerkünstler und Menschenfresser als Oppositions- und/oder Spiegelfiguren: Für Pasley wäre mit dem Menschenfresser eine dem Panther ähnliche Kontrastfigur zum Hungerkünstler eingeführt: „As the story stands, the hero is contrasted with the leopard which replaces him in his cage, and whose voracious appetite for flesh signalizes that ‚Freude am Leben‘ [DzL 349, J.K.] [...] which the ‚Hungerkünstler‘ lacks. Nevertheless Kafka did consider strengthening the contrast by introducing a cannibal into his story“; Pasley (1966), S. 103–104. Neumann liest den Menschenfresser „als oppositionelles Pendant zum Hungerkünstler“; dabei werde in der „Entgegensetzung von Hungerkunst und Anthropophagie“ ein „polar strukturiertes Zeichensystem etabliert“; Neumann (1986), S. 61–62. Honold argumentiert, dass es sich bei der „Komplementärfigur des Menschenfressers weniger um einen semantischen Gegenentwurf als um eine Art Double oder Alter Ego des Hungerkünstlers“ handle; Honold (2011), S. 139. „Die Extreme berühren sich“; der Hungerkünstler sei ein „umgekehrte[r] Kannibale[]“ und die Speise, die er sich versage, möglicherweise Menschenfleisch, so Honold (2011), S. 131, u. vgl. S. 138.

121 Berger [1977], S. 21.

stäblich mit dem Rücken zur Bretterwand. Mit dem Schaustück seiner Menschwerdung transformiert Rotpeter den Käfig zur Bühne, wodurch sich ihm zwei Möglichkeiten öffnen: „Zoologischer Garten oder Variété.“<sup>122</sup> Er entscheidet sich für Letzteres, ein Leben in Ansehen und ohne sichtbare Gitterstäbe, ein Menschenimitatoren-Dasein, in dem die Aufführung permanent geworden ist. Die Schaustellerlaufbahn des Hungerkünstlers verläuft andersherum, sie beginnt auf den großen Bühnen und endet in einem schäbigen Tierkäfig; in einem „kleinen Gitterkäfig“<sup>123</sup> sitzt der Hungerkünstler dabei allerdings von Anfang bis Ende.

Anders als Rotpeter – und ähnlich dem Trapezkünstler aus *Erstes Leid* (1924), der seine Bühne, die Luft nicht verlassen und den Boden nicht berühren will – sträubt sich der Hungerkünstler, aus dem Käfig zu treten: „[N]ach keiner Hungerperiode [...] hatte er freiwillig den Käfig verlassen“<sup>124</sup> und wenn er „zum Schrecken aller wie ein Tier an dem Gitter zu rütteln“ beginnt, so ist dies kein Ausbruchversuch, sondern ein „Wutausbruch“<sup>125</sup> über die eng gesteckten Grenzen seiner Zunft, die das Schauhungern nur in endlichen, abgezählten Tagen zulassen:

„Warum wollte man ihn des Ruhmes berauben, weiter zu hungern, nicht nur der größte Hungerkünstler aller Zeiten zu werden, der er ja wahrscheinlich schon war, aber auch noch sich selbst zu übertreffen bis ins Unbegreifliche, denn für seine Fähigkeit zu hungern fühlte er keine Grenzen.“<sup>126</sup>

Dabei ist Hungern in sich schon eine Übung im Selbsteinschluss, so Maud Ellmann: „The imagery of enclosure that pervades his [Kafka’s] texts is implicated in the equally obsessive theme of hunger; the starving body, enclosed upon itself, represents a microcosm of the architectural and bureaucratic barricades that dominate his fictive universe.“<sup>127</sup> Der Hungernde verkapselt sich, er verweigert den Stoffaustausch mit der Umwelt und verwandelt den eigenen Körper in ein geschlossenes autonomes System: „To fast is to create a dungeon of the body by rejecting any influx from the outer world“.<sup>128</sup>

---

122 Kafka [1917], S. 311.

123 Kafka [1922], S. 334.

124 Kafka [1922], S. 337.

125 Kafka [1922], S. 341.

126 Kafka [1922], S. 339.

127 Ellmann (1993), S. 93. Dabei rekurriert Ellmann auf die *Littérature mineure* Kafkas nach Deleuze und Guattari und bezieht die Enge des Raums auf den sich verschließenden Körper. Vgl. Deleuze / Guattari [1975], S. 25. Als Texte enger Räume in diesem Sinne funktionieren nicht nur *Ein Hungerkünstler* und *Ein Bericht für eine Akademie*, sondern auch z.B. *Die Verwandlung* (1915) mit Gregor Samsas Zimmer und *[Der Bau]* mit dem Bau unter der Erde.

128 Ellmann (1993), S. 93.

Insofern ist es eine paradoxe Transgressionsbewegung, die die Hungerkunst in Gang setzt: Die Freiheit des Hungerkünstlers liegt in seinem Käfig und im rauschhaften Immer-Weiter-Hungern.<sup>129</sup> In der Umnutzung des Käfigs als Bühne liegt ein ambivalenter Souveränitätsgewinn, der im *Hungerkünstler* anders funktioniert als im *Bericht für eine Akademie*: Dass dem Affen Rotpeter der Zoo eine so unerträgliche Aussicht erscheint – „Zoologischer Garten ist nur ein neuer Gitterkäfig; kommst du in ihn, bist du verloren.“<sup>130</sup> – und er mit seiner Wahl der Varietélaufbahn wohl wirklich das für ihn mögliche Maximum an „Freiheit“ ausschöpft, macht ihn zu einer der eingekerkertsten Künstler:innenfiguren Kafkas. Auf Ähnliches verweist Adorno mit Blick auf die Innovationen des Zoos: „Daß [...] das Tier im Käfig wirklich mehr leidet als in der Freianlage, daß also Hagenbeck tatsächlich einen Fortschritt der Humanität darstellt, besagt etwas über die Unausweichlichkeit des Gefängnisses.“<sup>131</sup> Während Rotpeters Suche nach dem „Ausweg“ damit zur Geschichte eines seine begrenzten Optionen verwaltenden Karrieristen wird, ist die des Hungerkünstlers eine Schwundgeschichte, die vielleicht ein Transgressionsmoment enthält. *Ein Bericht für eine Akademie* und *Ein Hungerkünstler* sind zwei sehr unterschiedliche Bearbeitungen des Käfig / Bühne-Problems.

Nach dem Motto „Lesen, was gestrichen wurde“<sup>132</sup> möchte ich jetzt eine getilgte Stelle etwa aus der Mitte des [*Menschenfresser*]-Fragments hinzuziehen:

„[J]edenfalls hatten sie [die Saalangestellten] sich jetzt zu irgendeiner Abwehr gesammelt und hätten davon auch nicht abgelassen, wenn nicht der Mann [der Menschenfresser], der einen Augenblick Lust zu haben schien mit ein paar Stößen alle zu verjagen, sich anders besonnen hätte und aus dem ihn schon umschließenden Kreis mit erhobener Hand dem Hungerkünstler zugerufen hätte: ‚Halloh Pedro Kleiner, guten Morgen!‘ Es half.“<sup>133</sup>

---

129 Zum Hunger als Rausch vgl. Neumann (1986), S. 56–59, in Anlehnung an Roger Caillois' *Les jeux et les hommes, le masque et le vertige* (1958). Zur Entgrenzung vgl. auch Strowick (2007), S. 224: „Wo das Hungern auf ein Grenzenloses geht, das niemals Sache des Publikums ist, bezeugt es die Unvereinbarkeit von Zeugnis und Aus- bzw. Darstellbarkeit – und wie anders sollte es diese Unvereinbarkeit bezeugen, als indem es sich bis zur Grenze der Darstellbarkeit, dem Verlust des eigenen Schauplatzes treibt, dorthin, wo der Körper des Hungerkünstlers nicht mehr vom Stroh im Käfig zu unterscheiden ist?“

130 Kafka [1917], S. 311.

131 Adorno [1951], S. 131. Vgl. Vedder (2015), S. 221.

132 Vgl. Reuß (1995), S. 9.

133 Kafka, NSF II, S. 647; Kafka, NSF II:A, S. 477. Der Stelle im Apparatband entnahm ich den gestrichenen Namen „Pedro“.

Der Hungerkünstler heißt „Pedro“; er trägt denselben Namen wie der Affe Rotpeter. Mehr noch: Der entscheidende, aus Bedrängnis befreiende Ruf ist derselbe: Auch Rotpeters rettender Sprung in das Mensch-Sein hinein vollzieht sich mit dem erlösenden Ausspruch des Wortes „Hallo“:

„Was für ein Sieg dann allerdings für ihn [meinen Lehrer] wie für mich, als ich eines Abends vor großem Zuschauerkreis [...] eine vor meinem Käfig versehentlich stehen gelassene Schnapsflasche ergriff, unter steigender Aufmerksamkeit der Gesellschaft sie schulgerecht entkorkte, an den Mund setzte und [...] wirklich und wahrhaftig leer trank; nicht mehr als Ver zweifelter, sondern als Künstler die Flasche hinwarf; [...] weil ich nicht anders konnte, weil es mich drängte, weil mir die Sinne rauschten, kurz und gut ‚Hallo!‘ ausrief, in Menschenlaut ausbrach, mit diesem Ruf in die Menschengemeinschaft sprang und ihr Echo: ‚Hört nur, er spricht!‘ wie einen Kuß auf meinem ganzen schweißtriefenden Körper fühlte.“<sup>134</sup>

Dass sich eine in einem langen Satzgefüge aufgebaute Spannung mit einem hervorgestoßenen „Hallo“ geradezu entlädt, gilt für beide Zitate. Mit dem „Hallo“ eröffnet sich Rotpeter die Varietélaufbahn, mit dem „Halloh“ durchbricht der Menschenfresser den Kreis der Saaldiener, der sich um ihn schließt. Nach seinem „Halloh“ hat der Besucher wieder einige Schritte „frei“ und kann sich vorwärtsbewegen.<sup>135</sup> Dass er sich gegen die Gewalt, gegen „Stöße“ und für den Zuruf entscheidet, also nicht tötlich wird, sondern stattdessen spricht, erhebt ihn, den verdächtigen Fremden, zum dialogfähigen Gegenüber: eine kleine Menschwerdung. Die Figur des Affen Rotpeter verteilt sich also gleichsam auf das Duo Menschenfresser / Hungerkünstler, das sich so zum Dreieck erweitern ließe: Mit dem Hungerkünstler teilt Rotpeter seinen Namen; mit dem Menschenfresser das erste ausgesprochene Wort.

#### 4.3.2 Das rote Haar des Menschenfressers

Man wird, so meine ich, mit diesen Figuren bei Kafka zu keinem Ende kommen. Verdoppeln ließe sich die Konstellation Hungerkünstler – Menschenfresser zum Beispiel auch durch die Konstellation Forscherhund – Jäger in [*Forschungen eines Hundes*]. Diesen Text begann Kafka wenige Monate nach der Fertigstellung des *Hungerkünstlers* im September 1922. Der erzählende Hund betreibt ausgedehnte Hungerexperimente, die ihn an den Rand des Verhungerns bringen: „Doch man stirbt nicht so eilig wie ein nervöser Hund glaubt. Ich fiel in Ohnmacht und als ich aufwachte und die Augen erhob, stand ein

---

134 Kafka [1917], S. 310–311.

135 Kafka, NSF II, S. 647.

fremder Hund vor mir.“<sup>136</sup> In Wortwahl und Semantik gibt es zahlreiche Überschneidungen zum [*Menschenfresser*]-Fragment; eine auffällige Ähnlichkeit besteht etwa in der schwer fassbaren Macht des Besuchers und in dem Wechselspiel von Rede und Blick:

„Irgendetwas sah oder hörte ich an ihm mit meinen durch das Hungern geschärften Sinnen, es war erst in den Anfängen, es wuchs, es näherte sich und ich wußte schon: dieser Hund hat allerdings die Macht, dich fortzutreiben [...]. Und ich sah ihn, der auf meine grobe Antwort nur sanft den Kopf geschüttelt hatte, mit immer größerer Begierde an. ‚Wer bist du?‘ fragte ich. ‚Ich bin ein Jäger‘, sagte er.“<sup>137</sup>

Auch innerhalb der Textkonstellation von *Hungerkünstler*-Erzählung und [*Menschenfresser*]-Fragment sind immer weitere Momente der Verdopplung, Vermehrung und Vervielfältigung am Werk. So ist der Hungerkünstler als Autophage, der sich von der eigenen Substanz, dem eigenen Körper nährt, sein eigener Kannibale. Die oben beschriebene Verkapselung oder Einkerkelung des Hungernden bedeutet Autokannibalismus, ähnlich wie bei Ugolino im Hungerturm.<sup>138</sup> Als Autokannibale ist der Hungerkünstler ein Doppelter: Zehrender und Aufgezehrter,<sup>139</sup> der, dessen Ruhm mit jedem Hungertag wächst, und der, der zu Stroh dahinschwindet.

Doch während sich damit im Hungerkünstler – in dem „Kleine[n]“<sup>140</sup> – das Duo von Hungerndem und Kannibalen erneut abbildet, übertrumpft der Menschenfresser in seiner sonderbaren Verfasstheit dieses Spiegelverhältnis:

---

136 Kafka, NSF II, S. 475.

137 Kafka, NSF II, S. 477.

138 Mit dem Hungerturm Ugolinos in Dantes *Commedia* wurde bereits die Zelle des Hungerkünstlers Giovanni Succi in Verbindung gebracht. Hier folge ich den Recherchen Astrid Lange-Kirchheims (2009), S. 36, zu Zeitungsartikeln zu Succi: „Die Kontrastierung mit Ugolinos Hungerturm lassen sich [neben den ‚Interessanten Blättern‘, J.K.] auch die ‚Neue Freie Presse‘ und die ‚Presse‘ nicht entgehen. Dort wird sogar eine Passage aus dem Drama ‚Ugolino‘ (1768) von Heinrich Wilhelm von Gerstenberg zitiert [...]. Am Hungern Ugolinos sensationiert die grausige Verknüpfung von Hungern als Selbstverzehr mit einem erzwungenen Tabubruch, dem Kannibalismus. Man unterstellte Ugolino, daß er sich an seinem ‚eigenen Fleisch‘, seinen Kindern, verging, um seinen Hunger zu stillen. Der [...] Konnex von Autophagie und Anthropophagie ist auch in Kafkas Horizont“.

139 Dies ist eine ähnliche Verdoppelung wie die, die Thomas Macho für den:die Selbstmörder:in beschrieben hat: Beim Suizid geschieht eine „Verdoppelung der Akteure in den, der etwas nimmt, und den, dem etwas genommen wird, etwa im selben Sinn, in dem André Breton die Umfrage der Zeitschrift *La Révolution Surréaliste*, ob der Suizid eine Lösung sei, mit einem Satz Théodore Jouffroys beantwortete: ‚Selbsttötung ist ein schlecht gewähltes Wort. Wer tötet, ist niemals identisch mit dem, der getötet wird.‘“; Macho (2015), S. 619.

140 Kafka, NSF II, S. 647. Die Gegenüberstellung großer und kleiner Fresser:innen begegnet auch z.B. in Ernst Weiß' *Der große und der kleine Gargantua* (1922) und Berta Lasks *Der Obermenschenfresser Weltkapitalismus* (1924); siehe II/7.1.3.



„Und er [der Menschenfresser] nahm den Hut ab und das Haar quoll wie lebendig, wie in einer tropischen Fülle, zum Teil geflochten, zum Teil in seiner wilden Ursprünglichkeit hervor. Sein Kopf war mächtig, aber die Haarmasse war so groß als gehöre sie einem noch viel mächtigeren Kopf an, der Kopf erschien klein unter ihr. Dabei aber hatte der Anblick nichts Lächerliches, sondern war erschreckend, es war als zeige dies übermenschliche Haar auch übermenschliche Gelüste an und die Kräfte, sie zu verwirklichen.“<sup>141</sup>

Mit dieser Enthüllung endet das Fragment. Lugten die Haare als rote, teilweise mit Bast umwickelte Zöpfchen bereits zuvor unter dem Hut des verdächtigen Fremden hervor, so werden sie nun vom diesem selbst voll präsentiert. Die Haarmasse entwickelt ein Eigenleben: Oben auf dem Kopf des Menschenfressers thront und quillt sie; dabei sind gleich mehrere Köpfe im Spiel, denn der Kopf des Menschenfressers ist mächtig, dann aber klein, und das Haar entspricht einem „noch viel mächtigeren Kopf“. Der Menschenfresser trägt das Menschenfresserische nicht „im Gebiß“ mit sich herum wie der Panther die Freiheit.<sup>142</sup> Es „steck[t]“ nicht in seinen Zähnen, in Mund, Magen oder anderen hungrigen Organen,<sup>143</sup> sondern es deterritorialisiert sich in das Haar, und damit in die Grenzregionen dessen, was überhaupt noch Körper zu nennen ist. Das Menschenfresserische löst sich von dem Mann; die Haare haben sich so weit von ihm abgesetzt, dass sie gar nicht mehr ihm, sondern nurmehr den verschiedenen Köpfen „[an]gehöre[n]“: Es ist „[s]ein“ Kopf, aber nicht „sein“ Haar, sondern „das Haar“, „die Haarmasse“, „dies übermenschliche Haar“.

Die „tropische[] Fülle“, die „wilde[] Ursprünglichkeit“, die „Gelüste“ und „Kräfte“ schlagen dabei in die exotistische, primitivistische und vitalistische Kerbe, zugleich jedoch irritiert die rote Farbe des Haars das Register des „Ausstellungsmenschenfressers“. Dieses rote Haar – in seiner Seltenheit und damit Sonderbarkeit verdächtig schon zu Beginn – ließe sich in die verschiedensten Richtungen ausdeuten. So gleicht das Haar von Kafkas Menschenfresser bis ins Detail der Haartracht der Krieger der Massai, wie sie Moritz Merker in *Die Masai. Ethnographische Monographie eines ostafrikanischen Semitenvolkes* (1904) beschreibt:<sup>144</sup> Die Haare sind „lang“ und zu „wirr um den Kopf“

---

141 Kafka, NSF II, S. 649.

142 Kafka [1922], S. 349.

143 Kafka [1922], S. 349.

144 Merkers Studie sorgte unter Ethnolog:innen mit der These vom semitischen Ursprung der Masai für Aufsehen. „[D]ie so merkwürdig sich mit hebräischen Urgeschichten berührenden Legenden der Masai“; hebt etwa Hommel im Vorwort zur 2. Auflage hervor; Hommel (1910), S. xiii. Zur Fachdiskussion vgl. z.B. Carl Meinhof in der *Zeitschrift für Ethnologie*, der Merkers Werk ausgiebig würdigt, aber dessen zentrale These zurückweist: „Trotzdem glaube ich, dass der Verfasser sich mit seiner überraschenden Deutung irrt, wonach es sich um alte Berichte handelt, die den Israeliten, die einst mit

hängenden Strähnen gewachsenen, mit „roter Schminke, einem Gemisch von animalischem Fett und roter Erde,“ gefärbt, zu „Zöpfchen“ zusammengedreht und mit „Bast“ umwickelt.<sup>145</sup> Rotes Haar ist zugleich ein im christlichen Raum weit verbreitetes antisemitisches Stereotyp. Denkbar ist in diesem Zusammenhang eine Anspielung Kafkas auf den Mythos vom Volk der „Roten Juden“, deren Land auf vormodernen Karten in unmittelbarer Nachbarschaft zu dem der Menschenfresser:innen verzeichnet ist. Etwa verortet die Walsperger Mappa Mundi von 1448 die „Roten Juden“ „weit im Nordosten Asiens“ direkt neben den ebenfalls abgebildeten „Menschenfressern“.<sup>146</sup> Popularisiert nicht zuletzt von Mendele Moicher Sforims Erzählung *Die Reisen Benjamins des Dritten* (1878) war die Figur der Roten Juden um 1900 weit geläufig. Dass Kafka mit ihr vertraut war, ist also wahrscheinlich, zumal ein Text Mendeles, der weit weniger bekannte Roman *Fischke der Krumer* (1869), aus seiner Bibliothek erhalten ist.<sup>147</sup> Die Roten Juden wurden auch mit den kannibalischen Endzeitvölkern Gog und Magog identifiziert.<sup>148</sup> Die Farbe Rot ist hier, so Rebekka Voß, von einiger Bedeutung:

„While the logic behind the moral definition of colors is both ambiguous and subjective, red – already a color that signified warning in ancient Egypt and other societies during antiquity – often held strong negative connotations in medieval and early modern Europe. Red was equated with maliciousness and deceitfulness, dangerousness and ferocity, among other things. Therefore, red was often used to stigmatize the enemies of Christ, including Jews [...]. Accordingly, Christian religious art portrayed the enemies of Christ in general and the traitor Judas Iscariot in particular with red hair and a red beard, and sometimes even with a red complexion, as a stigma of his betrayal.“<sup>149</sup>

---

den Masai ein Volk gewesen sein sollen, von daher mit den Masai gemeinsam sind“; Meinhof (1904), S. 737–738.

145 Merker [1904], S. 148.

146 Voß (2011), S. 37.

147 Vgl. Born (2011), S. 181. Mendeles bürgerlicher Name ist Scholem Jankew Abramowitsch.

148 Zu dieser Identifikation vgl. Voß (2012), S. 4–5; Benmelech (2016), S. 202–206; Koch, E. (2017), S. 95–97; Bruns (2022), S. 32. Zu Gog und Magog im apokalyptischen Kontext siehe II/1.3.3.

149 Voß (2012), S. 14. Ältere Forschung hat die Farbe Rot schon mit den unterschiedlichsten Menschengruppen in Verbindung gebracht: „Various explanations have been advanced about why Jewish and Christian fantasies conjured an image of the Ten Tribes as being red. Older theories derive this attribute from the historical ethnic groups that have been identified with the Ten Tribes in some way: an Arab tribe known as Himir (whose word root means ‚red‘ in Arabic), red-skinned people in China, Native Americans, the Mongols who invaded Europe in the thirteenth century wearing red garments and headdresses, or the Khazars with their purportedly ‚slight Mongolian pigmentation.‘ However, the sources do not support any of these speculations“; Voß (2012), S. 13.

Diese Spurensuche ließe sich fortsetzen. Kafkas rothaariger Menschenfresser führt in die liminalen Regionen der Erdrandvölker und in ein Rabbit Hole ältester Figurationen des Anderen. Der Anspielungsreichtum des roten Haars verunmöglicht es, den Menschenfresser auf ein bestimmtes „Anderes“ festzuschreiben, als ein bestimmtes „Anderes“ zu identifizieren. Sicherlich kann man in Kafkas [*Menschenfresser*]-Fragment die Röte des Haars des verdächtigen Fremden als ein Stigma lesen, auch als Stigma im wörtlichen Sinne, erinnert es doch an die roten Wundmale, denen der Affe Rotpeter seinen Namen verdankt. Rotpeters Neigung, sich vor Besucher:innen seiner Beinbekleidung zu entledigen, um ihnen die Narbe in seiner Leistengegend zu präsentieren, „die Einlaufstelle jenes Schusses zu zeigen“,<sup>150</sup> ist eine obszöne exhibitionistische Geste, die sich im Lüften des Hutes des Menschenfressers wiederholt: die bereitwillige Entblößung und Zurschaustellung eines Mals.

Mit dem roten Haar verdreht Kafkas Text die Erwartungen an einen Kannibal:innen-Auftritt ein weiteres Mal, und zugleich multipliziert das rote Haar die Alteritätsfiguren, die in diesem „Menschenfresser“ angelegt sind. Die letzten Sätze des Fragments beschreiben eine immer weitere Auffaltung der Menschenfresserfigur nach oben, die mit dem Abnehmen der Kopfbedeckung beginnt und sich mit dem selbstständigen Quellen des roten Haares ins Unabsehbare fortsetzt. Das Sich-Zurschaustellen des Anderen als Anderes wird bei Kafka über sich hinausgetrieben. So wird mit dem [*Menschenfresser*]-Fragment in der Mitte des abgeschlossenen *Hungerkünstler*-Textes eine Potentialität, ein Zuschreibungsraum geöffnet.

#### 4.4 Schlussbemerkung

Als liminale Alteritätsfigur weitet das Kannibalische die Grenze zwischen Eigenem und Anderen zu einer ungesicherten Schwellenregion aus. Für ein Denken über Liminalität sind die Texte Kafkas von der Forschung schon vielfach in Anspruch genommen worden.<sup>151</sup> Dass Kafka in der literaturwissenschaftlichen Liminalitätsforschung so oft die Rolle des Kronzeugen zukommt, liegt gewissermaßen in der Natur der Sache, haben doch zwei zentrale theoretische Referenzen der Liminalitätsforschung, Benjamin und Deleuze und Guattari, ihre entsprechenden Überlegungen an den Texten Kafkas gebildet.

In meiner Lektüre wurde deutlich, dass *Ein Hungerkünstler* als eine geradezu paradigmatische Erzählung des Liminalen gelten könnte: Dies betrifft

---

Andere der untersuchten Quellen assoziierten die Farbe Rot mit dem „bloodthirst“ der Roten Juden; Voß (2012), S. 20.

150 Kafka [1917], S. 301.

151 Vgl. z.B. Parr (2008), S. 44; Geisenhanslüke (2008), S. 98–104; Overthun (2009), S. 55–58; Ruthner (2019), S. 26; Honold (2023).

etwa das Un/Zeitgemäße der Hungerkunst, den Dämmerzustand des Künstlers zwischen Wachen und Schlafen, die Prekarität der Käfig / Bühne-Situation, und die Hungerkunst zwischen Entgrenzung und Verkapselung, die sich zuletzt asymptotisch auf das Verhungern zubewegt. Die Existenz des *[Menschenfresser]*-Fragments bricht die Geschlossenheit der *Hungerkünstler*-Erzählung auf. Zugleich betritt mit dem „Besucher[]“ eine weitere liminale Figur den Schauplatz.<sup>152</sup> Diese oszilliert zunächst zwischen Besucher und verdächtigem Fremden, um sich dann selbst auf die Position des alt bekannten Fremden, des Menschenfressers festzulegen. Mit dieser Alteritätsfigur wird das Spiel weiter getrieben: Der Text verschiebt den Fokus des Verdachts vom Mund auf das Haar. Zum Kannibalischen gehört „eigentlich“ die liminale Zone des Mundes, diesen nutzt Kafkas Menschenfresser aber zum Sprechen. Das Haar lässt sich ebenfalls als ein Problemfall für die Grenzen des Körpers auffassen: Es gehört dem lebendigen Körper nur mit Abstrichen an. Über die Röte dieses Haares schließlich wird ein Stigma der Alterität in den Text geholt, das unidentifizierbar bleibt. Kafkas Menschenfresserfigur überschreitet mit ihrem roten Haar das Register des „Ausstellungsmenschenfressers“, sie produziert Alteritätsüberschüsse und stellt so nicht das Andere, sondern die Unabschließbarkeit der Produktion des Anderen aus.

Hungerkünstler und Menschenfresser sind Figuren des Verdachts. Ihre „Tätigkeiten“ werden im Text – ganz anders etwa als in Theodor Lessings Physiognomik des Werwolfs Haarmann – nicht evident im starken Sinne einer Verschränkung von Sehen und Wissen. Die Texte Kafkas und der Kannibalismuskurs treffen sich nicht zuletzt in der Unmöglichkeit, die Unschuld zu beweisen. Während in Lessings *Haarmann* die Zentralfigur gleich einer Maschine, gleich dem alles zerkleinernden und durchmischenden „Fleischwolf“ agiert,<sup>153</sup> ist es bei Kafka nicht der Kannibalismus, sondern der Kannibalismusvorwurf, mit dem eine Maschine in Gang gesetzt wird. In Kafkas *In der Strafkolonie* (1919) wird ein Mann der Bestrafung ausgesetzt, der laut dem Report seines Vorgesetzten zunächst bei der Arbeit eingeschlafen war und dann seinen Herrn bedroht hatte: „Wirf die Peitsche weg, oder ich fresse dich.“<sup>154</sup> In Kafkas Texten finden sich etliche Figuren, die sich als Vertreter:innen der von Friedrich Nietzsche entworfenen „rohen, stürmischen, zügellosen, harten, gewaltthätig-raubthierhaften Gesundheit und Mächtigkeit“ begreifen lassen<sup>155</sup> und viele davon zeigen einen besonderen Appetit auf Fleisch. Der Menschenfres-

---

152 Kafka, NSF II, S. 646.

153 Lessing [1925a], S. 99.

154 Kafka [1919], S. 213.

155 Nietzsche [1887], S. 372. Auch Pasley (1966), S. 103, führt diese Nietzsche-Stelle an. Mit Nietzsche versteht er Kafkas Menschenfresser als „the organ of a metaphysical life force“: „Without turning Kafka into a disciple of Nietzsche, we must allow that the former's portrayals of asceticism and unfulfilled hunger of soul owe much to the latter's formulations“; Pasley (1966), S. 112, 107.

ser im [*Menschenfresser*]-Fragment gehört nicht zu ihnen – und ebenso wenig der Sträfling, der sich in der Strafkolonie aufgrund eines Reports, der ihm eine Kannibalismusdrohung in den Mund legt, unter die Maschine legen muss. In der Konstellation von *Hungerkünstler*-Erzählung und [*Menschenfresser*]-Fragment wird der Platz des „neuen Raubthier-Typus“<sup>156</sup> viel besser vom Panther eingenommen. Näher als mit Nietzsche kommt man Kafkas Menschenfresser mit der eingangs zitierten Menagerie-Szene aus Gabriela Zapolskas Dienstmädchen-Roman.

---

156 Nietzsche [1887], S. 373.

„*B u d e n b e s i t z e r*: Frißt Ratten und Mäuse bei lebendigem Leibe vor Augen verehrten Publikums. D e r deutsche Held! D i e deutsche Männerfaust! H o m u n k u l u s, mal mit Muskeln gedonnert! Achtung, verehrtes Publikum! / *H i n k e m a n n* stellt sich in *Ringerpositur* und läßt seine Muskeln spielen.“

Ernst Toller: Der deutsche Hinkemann (1923)<sup>1</sup>

## 5 Der Kannibale als Abenteuerheld Artur Heyes *Hatako, der Kannibale* (1921/22)

„Zentralafrika“ ist der erste Ort, der in dem von Heinrich Schnee herausgegebenen *Deutschen Koloniallexikon* von 1920 als Verbreitungsgebiet der Anthropophagie genannt wird.<sup>2</sup> Dies verwundert nicht, vermutet Europa kannibalische Praktiken doch typischerweise in jenen Regionen, denen sein jeweils aktuelles koloniales Interesse in besonderem Maße gilt. Im Inneren des Kongo, dort wo Joseph Conrads Erzähler Charles Marlow in *Heart of Darkness* (1899) wieder umkehrte, beginnt in Artur Heyes Abenteuerroman *Hatako, der Kannibale* die Handlung,<sup>3</sup> die aus dem „Belgisch-Kongo“ heraus und ostwärts nach „Deutsch-Ostafrika“ führt, also in jenes Gebiet, das bis zum Ersten Weltkrieg die größte und bevölkerungsreichste Kolonie des Wilhelminischen Kaiserreichs darstellte. Während das Gebiet mit Inkrafttreten des Versailler Vertrags Anfang 1920 endgültig der deutschen Verwaltung entzogen wurde, verlegt der in den Jahren 1921/22 in zwei Teilen erschienene *Hatako*-Roman die Handlung in einen nicht genau bestimmten Zeitraum vor 1914. Dass hier also über ein historisierendes Setting deutsche Kolonialherrschaft im fiktionalen Raum wiederhergestellt wird, ist in der nostalgisch gefärbten populären Kolonialkultur der Weimarer Republik alles andere als ein Alleinstellungsmerkmal. Ungewöhnlich hingegen ist, dass in Heyes Roman nicht afrikanische Kannibal:innen von Europäer:innen „besucht“ werden, sondern dass sich hier der Kannibale selbst auf die Reise macht. In *Hatako* wird der Kannibale zum Akteur: „Hatako dürfte der erste ‚richtige‘ [gemeint ist der erste nicht-europäische, J.K.] Kannibale sein, der als Zentralfigur eines deutschen Romans auftritt.“<sup>4</sup>

---

1 Toller (1923), II/3, S. 18.

2 Thilenius (1920), S. 51.

3 Dies bemerkt auch Fulda (2001b), S. 289–290.

4 Fulda (2001b), S. 289. Ähnlich sieht auch Struck (2010), S. 79, in *Hatako*, zumindest zu Romanbeginn, den „in der deutschen Kolonialliteratur in dieser Radikalität beispiellose[n] [...] Blick des ‚Kannibalen‘“.

Im Zentrum dieses Kapitels steht somit ein fiktionaler Text, der in innovativer Weise einer afrikanischen menschenfresserischen Figur die Rolle des Helden zuweist. Über das unstete Leben seines Autors Artur Heye ist nicht viel bekannt: Er wurde 1885 in Leipzig als Sohn einer Waschfrau geboren, fuhr schon in jungen Jahren zur See, schrieb Reisereportagen für die sozialdemokratische Presse und betätigte sich als Tierfotograf.<sup>5</sup> Zur Zeit des Ersten Weltkriegs gehörte er der deutschen sogenannten „Schutztruppe“ in Deutsch-Ostafrika an. Direkt im Anschluss an *Hatako* schilderte Heye seine Weltkriegserlebnisse in *Vitani. Kriegs- und Jagderlebnisse in Ostafrika, 1914–1916* (1922). Mit dem *Hatako*-Roman glückte Artur Heye als Schriftsteller sein einziger, aber durchaus beachtlicher Publikumserfolg.<sup>6</sup> Der Text ist auf eine jugendliche, männliche Leserschaft zugeschnitten, der neben Spannung und Unterhaltung auch Versatzstücke lebensphilosophischer und nihilistischer Weltanschauungslehren geboten und Argumente zur Beibehaltung bzw. Wiederherstellung deutscher Kolonialherrschaft an die Hand geliefert werden – wobei *Hatako* in dieser Frage nicht so explizit und aggressiv Stellung bezieht wie viele andere ähnlich funktionierende „Afrika“-Erzählungen.

Dass der Kannibale als Heldenfigur im Genre der Jugend- und Abenteuerliteratur gut angenommen wurde, zeigt nicht zuletzt die Neuauflage des Romans im Jahr 1927 mit dem leicht abgewandelten Titel *Hatako. Das Leben eines Kannibalen*, auf deren Cover eine eindruckliche Abbildung Hatakos prangt. Wie diese Zeichnung sind sämtliche auf „Afrika“ verweisenden Elemente des *Hatako*-Romans hochgradig stereotypisiert – schließlich sollen die Leser:innen Afrika wiedererkennen, ohne es jemals gesehen zu haben. Flora, Fauna, einzelne Figuren, „Stämme“ und „Völker“<sup>7</sup> sowie deren Namen, Sprachen, Sitten und Bräuche werden „eklektisch zu einem ‚exotischen‘ Ganzen montiert“.<sup>8</sup> Ähnlich den Requisiten des zeitgleich florierenden exotistischen Abenteuerfilms sind sie Kulisse – und als solche konstitutiver Möglichkeitsraum des Abenteurers in einer vollends entzauberten Nachkriegsmoderne.

Heyes Text führt also keinen Expert:innendiskurs über die vermeintliche Anthropophagie Afrikas, sondern ist gerade als Genreliteratur und als

---

5 Vgl. Nagl (2009), S. 212; Eden (1989), S. 84–86. „Es erstaunt heute, daß über einen der ‚meist gelesenen Autoren der Volksbüchereien‘ der Weimarer Zeit [...] nahezu nichts bekannt ist“; Eden (1989), S. 84.

6 Zwischen 1921 und 1927 wurden insgesamt 30.000 Bände verkauft; vgl. Bischoff (2018), S. 199. Es liegt nur sehr wenig Forschung zu diesem Text vor: Eden (1989), S. 85–86; Fulda (2001b), S. 289–291; Struck (2010), S. 78–79; Bischoff (2011), S. 142–145; Bischoff (2018), S. 198–199, 212–214; außerdem ein kleiner Absatz in Zimmermann (2018).

7 Heye (1921), S. 9, 41.

8 Oesterreich (2018), S. 68. Einiges von dem, was Miriam Oesterreich in ihrer Monografie *Bilder konsumieren. Inszenierungen „exotischer“ Körper in früher Bildreklame* erarbeitet, lässt sich gut auf exotische Körperinszenierungen in kolonialer Jugend- und Abenteuerliteratur übertragen.

ein so erfolgreiches wie markantes Beispiel der Populärkultur des Kannibalschen um 1920 relevant für diese Arbeit. Obgleich sich die gesamte kannibalische Handlung fernab des deutschen „Mutterlandes“ abspielt, erschöpft sich das Kannibalische hier nicht in der rassistischen Diffamierung oder dem kolonialrevisionistischen Argument, sondern es funktioniert darüber hinaus auch kulturreflexiv, indem durch die lustvolle Identifikation<sup>9</sup> deutscher Leser:innen mit diesem ungewöhnlichen Protagonisten zivilisationskritische Pointen gesetzt werden. Und spätestens als Hatako im zweiten Teil des Romans in der deutschen „Schutztruppe“ seine Bestimmung als „Askari“, also als deutscher Kolonialsoldat findet,<sup>10</sup> zeigt sich, worum dieser Text eigentlich kreist: um soldatische Männlichkeit, deren Körperlichkeit, Verletzlichkeit und Funktionslosigkeit. Mit dem rassifizierten, fetischisierten und sportlich-funktionalen Askari Hatako entwirft Heyes *Hatako*-Roman, so die These, eine kannibalisch-soldatische Kompensationsfigur, die auf den Bedeutungsverlust des männlichen Soldatenkörpers im Ersten Weltkrieg antwortet.

---

9 Vgl. Bischoff (2011), S. 142; Bischoff (2018), S. 218–219.

10 „Askari“ wurden afrikanische Männer genannt, die als Soldaten oder Polizisten für europäische Kolonialregime tätig waren, der Begriff bezeichnet also ein spezifisches koloniales und soldatisches Dienstverhältnis. Mit der Figur des Askari ist ein in der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus gepflegter Mythos aufgerufen, der in der angeblichen Anhänglichkeit, Treue und Tapferkeit der afrikanischen Soldaten einen Beweis für deutsche Kolonisationsfähigkeit sieht und der zudem die Behauptung einer „im Feld“, auch dem afrikanischen, unbesiegten deutschen Armee stützt (Stichwort: Dolchstoßlegende). Heinrich Schnee, von 1912 bis 1919 letzter deutscher Gouverneur von Deutsch-Ostafrika und Herausgeber des *Deutschen Koloniallexikons*, gibt an: „Tatsächlich stand die ganze Eingeborenenbevölkerung auf unserer Seite. Die Eingeborenen haben als Askari, als Träger durch Nahrungsmittellieferung uns in jeder Weise geholfen. Nicht nur Askari, sondern auch Träger und Boys haben bis zum Schluß treu bei uns ausgehalten“; Schnee [1919], S. 83. Ein wichtiger Katalysator für den deutschen Askari-Mythos war das Wirken von Paul von Lettow-Vorbeck, der als Kommandeur der „Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika“ im Ersten Weltkrieg Schlachten mit hunderttausenden Toten (Soldaten, Träger:innen, weitere Bedienstete, Zivilbevölkerung) befehligte hatte. Der Kult um die Person Lettow-Vorbeck erreichte in der Weimarer Republik ihren Höhepunkt: Aufsehen erregte der sorgfältig inszenierte Einzug seiner Kolonialtruppen durch das Brandenburger Tor am 2. März 1919, bei dem Lettow-Vorbeck von Heinrich Schnee flankiert und von weißen Kolonialsoldaten und Offizieren sowie von Askari begleitet wurde. Stilbildend wirkte auch Lettow-Vorbecks Jugendroman *Heia Safari. Deutschlands Kampf in Ostafrika* (1920). Alles vgl. Maß (2006), insb. S. 28–71, 158–169, 224–242; Krobb (2021), insb. S. 330–337. Zu den tatsächlichen Lebensumständen von Askari in Deutsch-Ostafrika, keinem einfachen Forschungsgebiet, vgl. z.B. Pesek (2010), S. 131–153, 362–381 (= „Afrikanische Perspektiven auf den Krieg“).



5.1 „Von anderen Menschen weißt du nichts, als daß du sie essen kannst.“

### 5.1.1 Spectacle of the Other

Ein rasch eskalierender Konflikt um Nahrung steht am Anfang dieser Abenteuergeschichte: Zwei Angehörige der Bengala plündern die Fischreusen der Mjema, eines kannibalischen kongolesischen Volksstammes, dem auch der junge Krieger Hatako angehört.<sup>11</sup> In einer exokannibalischen Racheaktion töten und verspeisen die Mjema daraufhin die beiden Bengala, wofür sie ihrerseits bestraft werden: Auf Befehl christlicher Missionare überfallen belgische Askari das Mjema-Dorf und töten etliche Bewohner:innen. Hatako entgeht dem Massaker, doch er schwört Rache: Für die verwüsteten Felder seiner Mutter und ihr zerstörtes Haus, für den erschossenen Onkel und den in den Rachen eines Krokodils getriebenen Bruder will Hatako je einen Askari töten, sein Herz essen und sein Ohr im Wasser des Lualabastroms versenken.<sup>12</sup> Während das Abschneiden von Ohren an Weltkriegs-Erzählungen über afrikanische Kriegsgräueltaten denken lässt,<sup>13</sup> deckt sich der kannibalische Teil der geplanten Aktion grob mit zeitgenössischem Gemeinwissen über die Beweg-

---

11 Im Roman variiert die Bezeichnung für Hatakos „Stamm“ oder „Volk“ zwischen „Mjema“ und „Manjema“; ich bleibe im Folgenden bei „Mjema“. Eine intertextuelle Verbindung von Heyes „Mjema“ zu den „Niamniam“, die Georg Schweinfurths vielgelesenen Reisebericht *Im Herzen von Afrika* (1874) beschrieben werden, ist möglich; vgl. Schweinfurth [1874/1918], S. 287–306. „Der Name Niamniam ist der Sprache der Dinka entlehnt und bedeutet ‚Fresser, Vielfresser‘, auf den Kannibalismus des Volkes anspielend“; Schweinfurth [1874/1918], S. 287. Vereinzelt stößt man in der Forschung auf beiläufige Gleichsetzungen: „In seiner [Schweinfurths] Nachfolge wurden [...] die von ihm besuchten zentralafrikanischen Stämme der Mangbattu bzw. Mombutti und Manjema (Niam-Niam) in gängigen Lexika der Zeit durchwegs als ‚Menschenfresser‘ bezeichnet“; Sander (2009), S. 240; vgl. Pesek (2017), S. 5. Es lässt sich auch Gegenteiliges finden, etwa führt in der *Zeitschrift für Ethnologie* Hubert Krolls Aufsatz *Die Haustiere der Batu* (1928) im „Verzeichnis der Stämme“ die „Manyema“ und die „Niam-Niam“ voneinander gesondert an; Kroll (1928), S. 277, 279. Auf keinen Fall ist nicht davon auszugehen, dass Heyes Roman korrekte Bezeichnungen für existierende Menschengruppen nutzt oder historische Ereignisse korrekt darstellt, wenn von den „Bengala“, „Mjema“, „Wadschagga“, usw. die Rede ist. Wenn in meiner Untersuchung z.B. von „den Mjema“ die Rede ist, arbeite ich mit den Bezeichnungen des fiktionalen Textes.

12 Vgl. Heye (1921), S. 15–16.

13 In der Weltkriegspropaganda verschiedener europäischer Kriegsparteien ist es ein gängiger Topos, dass die von der jeweils gegnerischen Kriegspartei eingesetzten afrikanischen Soldaten die Ohren getöteter Feinde abschneiden und als Trophäen sammeln würden; vgl. Orosz (2017), S. 5–6, und die Quellen-Zitate in El-Tayeb (2001), S. 159; Maß (2006), S. 170–174. Bei Bühner (2011), S. 205–206, findet sich darüber hinaus ein Archiv-Zitat (Autobiographische Schriften Josef Weinberger, Bayerisches Hauptstaatsarchiv, Kriegsarchiv (BayHStA KA), M200/32), in dem ein deutscher Unteroffizier von Gewalttaten neu rekrutierter Askari vom Stamm der „Manjema“ berichtet: „Die Manjema waren nicht mehr zum halten. Mit blutunterlaufenen Augen gingen sie ins Handgemenge über. [...] Singend kehrten 43 Manjema, jeder eine Siegesbeute am aufge-

gründe wilder Menschenfresserei, wie sie etwa im *Deutschen Koloniallexikon* dargestellt werden:

„Als besondere Motive für die Androphagie sind Rachsucht und mystische Vorstellungen zu nennen. Man verzehrt den erschlagenen Feind und vernichtet die ungenießbaren Reste oder läßt sie absichtlich herumliegen, um seine Seele ruhelos zu machen oder jedem Zauber preiszugeben [...]. Anderwärts glaubt man, daß durch Verspeisen des Hirns, des Herzens usw. die hierin haftenden Kräfte und Eigenschaften des Erschlagenen in den Verzehrenden übergehen.“<sup>14</sup>

Stereotype, also „Denkbilder“, die sich durch ihre reihenweise Wiederholung in stets ähnlicher Form selbst essentialisieren und enthistorisieren,<sup>15</sup> prägen in Heyes Text die Motivation und das Vorgehen des wilden Kannibalen. Auch in der Figurenzeichnung Hatakos verdichten sich die Stereotype, sowohl die des Kannibalen wie die „des Wilden“.<sup>16</sup> Bereits Hatakos erster Auftritt ist, mit Stuart Hall gesprochen, ein *Spectacle of The „Other“* (1997). In der ersten kurzen Beschreibung begegnet Hatako als eine „nackte, dunkle Gestalt“, deren Haut mit der Schwärze der „Tropennacht“ der „Kongowälder“ „verschm[ilzt]“.<sup>17</sup> Der überaus visuell arbeitende Genretext Heyes macht sich zunutze, was Hall mit Blick auf bildliche Repräsentation feststellt: „Stereotyping of blacks in popular representation was so common that cartoonists, illustrators and caricaturists could summon up a whole gallery of ‚black types‘ with a few, simple, essentialized strokes of the pen.“<sup>18</sup> So wird in *Hatako* der wilde Kannibale in bekannter Form animalisiert<sup>19</sup> und mit einem Übermaß an exotischen und kriegerischen Accessoires ausgestattet:

„Der Mann [...] war nackt bis auf ein Lendentuch. Sein tiefbrauner Körper, der jetzt in dem grünen Licht einen Schimmer wie alte Bronze annahm, war kaum mittelgroß, schlank und feingliedrig, und doch verrieten die beim Rudern spielenden Muskeln große Körperkraft. An

---

pflanzten Seitengewehr, zurück. Schauerlich war diese Beute. Abgeschnittene Hände etc. bildeten die Mehrzahl. Den energischen Verweis konnten sie nicht begreifen.“

14 Thilenius (1920), S. 51.

15 Vgl. Oesterreich (2018), S. 321.

16 Heye (1921), S. 5.

17 Heye (1921), S. 3, 5.

18 Hall (1997), S. 249. Vgl. auch Poignant (2004), S. 95. Stuart Halls Aufsatz *Spectacle of The „Other“* ist aufgrund seines Fokus auf Stereotypisierungen und Fetischisierungen in populärkulturellen Repräsentationen schwarzer männlicher Körper sehr gut für die *Hatako*-Lektüre geeignet.

19 Die Animalisierung gehört zum „Standardrepertoire der Darstellung von wilden Kannibalen im Kolonialroman“; Bischoff (2011), S. 142.

der Hüfte hing ihm eine Kürbisflasche, daneben in einer Lederscheide ein Halbschwert mit geschnitztem Elfenbeingriff, und beides wurde von einem Schulterriemen getragen. An einer Halskette war ein Lederbeutelchen und eine hölzerne Schnupftabaksdose befestigt; kupferne Ringe umgaben seine Oberarme, eine Kette von roten und weißen Perlen schlang sich durch sein buschigkrauses Haar und hielt zwei kurze, schwarz-weiße Affenschwänze, die über die Ohren herabhingen. In seine Stirn waren vier quadratische Ziernaben geschnitten; noch tiefer aber als diese schnitt eine senkrechte Falte bis zur Nasenwurzel herab, und die etwas schrägstehenden Augen darunter glommen in einem bösen, wilden Feuer. Als ihr Blick jetzt schnell und spähend am Ufer hinauf- und herunterglitt, war etwas von dem Ausdruck darin, den Raubtiere auf der Spur des Wildes haben. Und an ein Raubtier erinnerten auch die schneeweißen, spitzgefeilten Zähne, die zwischen den, für ein N[\*\*\*]gesicht sehr schmalen, Lippen hervorblinkten.“<sup>20</sup>

Diese Textpassage, in der Hatako das Kannibalische buchstäblich in den Körper eingeschrieben wird – eingeschnitten in die Stirn, eingefeilt in die Zähne –, geht über Stereotypisierung hinaus; sie folgt der verschiebenden und objektifizierenden Logik des Fetischs:

„Dem fetischisierten Körper oder dem Körper als Fetisch ist die ‚Exotik‘ eingeschrieben und damit [...] wesenseigen. Signifikant und Signifikat fallen zusammen, der dargestellte Körper *ist* der ‚exotische‘ Körper.“<sup>21</sup>

In diesem Sinne ist Hatakos Körper „das Exotische“, „das Kannibalische“. Das Exotische und Kannibalische verdinglichen sich im Objekt „Hatako“. Sowohl Halls *Spectacle of The „Other“* als auch bereits Homi Bhabhas *The Other Question* (1992) diskutieren die Funktion des Stereotyps im (kolonial) rassistischen Diskurs und begreifen dabei den Fetischismus als eine zentrale Repräsentationspraktik des Anderen.<sup>22</sup> Mit Blick auf die produktive Ambivalenz von Macht und Wissen plädiert Bhabha dafür, das rassistische Stereotyp des kolonialen Diskurses generell als eine Form des Fetischismus zu lesen<sup>23</sup> – was sich im Fol-

20 Heye (1921), S. 13–14.

21 Oesterreich (2018), S. 381, die sich auf dabei Stuart Hall und William Pietz bezieht. „Der Fetisch ist ein Ding (ein objektifiziertes Subjekt), dessen Form und Inhalt kohärent sind, die Form verweist lediglich auf sich selbst“; Oesterreich (2018), S. 381.

22 Vgl. Hall (1997), insb. S. 226, 266. Vgl. Bhabhas Aufsatz *The Other Question. Stereotype, Discrimination and the Discourse of Colonialism* (1992).

23 „There is both a structural and functional justification for reading the racial stereotype of colonial discourse in terms of fetishism“; Bhabha [1992], S. 74. Zu Bhabhas Konzeptualisierung von „power/knowledge“ unter Rückgriff auf Freud, Fanon und Foucault

genden auf eine Untersuchung des Stereotyps „wilder Kannibalismus“ in Heyes Text gut anwenden lässt.

### 5.1.2 Hatakos Bildungsweg zwischen Aufklärung und Abenteuer

Schnell gelingt es Hatako, dem Lualabastrom die versprochenen vier Menschenohren zu übergeben. Durch die Zerstörung seines Dorfes heimatlos geworden, bricht er nun, von wechselnden Verfolgern gehetzt und von immer neuen Missionen vorwärtsgetrieben, zu einer weiten Reise auf. Nacheinander tritt Hatako in die Dienste eines arabischen Händlers, eines britischen Großwildjägers und schließlich, als Schlusspunkt des ersten Buchs, in die der deutschen „Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika“. Auf dem Höhepunkt des zweiten Buchs schlägt Hatako für die Deutschen den „Aufstand“ der „Wadschagga“ nieder<sup>24</sup> und rächt zugleich den Tod einer weißen Frau. Von seinen jeweiligen

---

vgl. Bhabha [1992], S. 72–75. Vgl. auch Bhabha [1992], S. 67: „In order to understand the productivity of colonial power it is crucial to construct its regime of truth, not to subject its representations to a normalizing judgement. Only then does it become possible to understand the *productive* ambivalence of the object of colonial discourse – that ‚otherness‘ which is at once an object of desire and derision, an articulation of difference contained within the fantasy of origin and identity.“

- 24 Hatako beendet den „Wadschaggaufstand“, indem er deren König Melis tötet; Heye (1922), S. 76. Damit steht Heyes Roman in enger Verbindung zu einer der vielen grausamen Episoden deutscher Kolonialgeschichte: der Niederschlagung des antikononialen Widerstandes der Chagga in den Jahren ab 1891. Verantwortlich dafür war der Reichskommissar des Kilimandscharogebietes Carl Peters, dessen Willkür bei der Durchführung von „Strafaktionen“ und Exekutionen ihn auch auf deutscher Seite als „Hänge-Peters“ so sehr in die Kritik brachte, dass er 1892 suspendiert und 1897 unehrenhaft entlassen wurde. Währenddessen dauerte die deutsche Herrschaft über die Chagga an. In der Weimarer Republik spielte Peters keine besonders große Rolle, erst die Nationalsozialist:innen rehabilitierten ihn. Alles vgl. Maß (2006), S. 242–249 (= „Hakenkreuz und Petersstern: Carl Peters als nationalsozialistischer Kolonialheld“); Struck (2010), S. 7–45. Vgl. auch Michels (2009), S. 187–193, zu den Hängungen in Deutsch-Ostafrika. In Heyes *Hatako* fällt der Name Carl Peters nicht. Der Roman nimmt sich in der „Wadschagga“-Handlung große Freiheiten heraus. Nichts von dem, was der literarischen Figur Melis explizit und implizit zugeschrieben wird, entspricht historischer Realität – und dennoch muss davon ausgegangen werden, dass „König Melis“ auf eine reale historische Person verweisen soll. Es handelt sich um eine bis zum heutigen Tag nicht abgeschlossene Gewaltgeschichte: „Mangi Meli wurde im Jahr 1900 zusammen mit achtzehn weiteren Chagga Chiefs gehängt, da sie angeblich einen Aufstand gegen die deutsche Gewaltherrschaft in der Kilimandscharo-Region planten. Den zahlreichen und einstimmigen Überlieferungen zufolge wurde Melis Haupt anschließend vom Körper getrennt und nach Deutschland verschifft. Seitdem suchen seine Nachfahren nach Spuren von Meli und hoffen, sein Haupt nach Old Moshi zurückzubringen, um ihn schließlich wie alle Chagga-Chiefs in Würde bestatten zu können. Es ist zu vermuten, dass sein Schädel, wie Tausende anderer human remains, die einst zu rassistischen Forschungszwecken im kolonialen Kontext nach Europa gebracht wurden, bis heute in einem der Museumsarchive lagert“; <https://tanzania-network.de/node/35>.

„Herren“<sup>25</sup> erfährt Hatako stets wohlwollende Förderung, lernt unter Obhut der Deutschen etwa Lesen und Schreiben, zeigt sich aber gegen religiöse Lehren – und ihre Speisegebote – bis zum Schluss resistent.<sup>26</sup> Zuletzt besteigt Hatako den Kilimandscharo, um dort den Göttern ins Gesicht zu sehen, findet aber, dies die finale Szene mit plakativ nietzscheanischem Subtext, nur einen leeren Gipfel vor.<sup>27</sup>

In Heyes Text kann man Muster des Bildungsromans erkennen,<sup>28</sup> zudem eignet sich auch das Schema des Abenteuerromans, um die *Hatako*-Handlung als eine Vielzahl rasch aufeinander folgender Questen zu erfassen: In überwältigender Natur gilt es, Hunger, Hitze und Kälte zu trotzen, Gegner im Kampf zu besiegen, Feinde zu täuschen und Verfolger abzuschütteln, sich in Befestigungen einzuschleichen, eine Löwin im Sprung zu fotografieren, Elefanten zu erlegen und Elfenbein zu erbeuten. Die Idee hinter Hatakos Aventüren wird der wissenden Figur des deutschen Arztes in den Mund gelegt: „[e]in afrikanisches Nibelungenlied.“<sup>29</sup> Der Clou von Heyes Roman besteht darin, erstens das Abenteuergenre zu aktualisieren, indem Afrika als „Abenteurraum“ genutzt wird,<sup>30</sup>

---

Im Oktober 2018 fand in Berlin ein Studientag zum Thema „Shared History? Tansanisch-deutsche Kolonialgeschichte und Erinnerungskultur“ statt, bei dem der Enkel von Mangi Meli, Isaria Anael Meli über seine schon über fünfzig Jahre andauernde Suche nach dem Haupt seines Großvaters sprach. Die Ergebnisse sind veröffentlicht in einem Schwerpunkt der vom Tanzania-Network herausgegebenen Zeitschrift *Habari*; vgl. dort insb. LeGall (2018) zum hier Wiedergegebenen. Von der bis heute erfolglosen Suche berichtete 2018 auch die BBC und zuletzt Chandler (2023).

25 Z.B. Heye (1921), S. 30.

26 Vgl. z.B. die wiederkehrenden Versuche des arabischen Händlers, auf Hatako einzuwirken: „Abends rief ihn manchmal sein Herr auf die Veranda, hieß ihn niedersetzen und sprach über religiöse Dinge mit ihm. [...] Aufmerksam hörte Hatako zu. Als aber der Araber sagte, daß es dem Gläubigen verboten wäre, Menschenfleisch zu essen, erlahmte und erlosch sein Interesse“; Heye (1921), S. 49. Und später: „Langsam, abgerissen [...] murmelte er: ‚[...] Es ist so, mein Vater: Oft denke ich, ich bin kein Mjema mehr und kann lernen, die Gebote jenes unbegreiflich großen Allahs zu befolgen. [...] – – [A]ber, wenn mein Magen nach Nahrung schreit, oder mein Blut nach Rache, dann – – nun, laß mich, frage nicht mehr!‘ [...] Der Araber sah mit festgeschlossenen Lippen auf ihn herab“; Heye (1922), S. 45.

27 Vgl. Zimmermann (2018), o.S.: In der „pathetischen, auf Nietzsche verweisenden Schlusszene des Buchs erkennt der ‚Wilde‘, dass der vermeintliche Geisterberg leer und verlassen und er ganz auf sich selbst zurückgeworfen ist“. Auch Daniel Fulda bemerkt den Einfluss Nietzsches, mit dem sich „in Heyes Jugendroman ein ‚Übermensch‘ vom Stamme der Manjema abzeichnet“; Fulda (2001b), S. 290–291.

28 Vgl. Fulda (2001b), S. 291.

29 Heye (1921), S. 112.

30 Damit folgt Heyes Text einem alles andere als neuen Trend, vgl. Honold (2020), insb. S. 26–27. Auch Krobb (2021) untersucht in seiner Studie ein ganzes „afrikanisches Jahrhundert“ in der deutschen Jugend- und Abenteuerliteratur von 1840 bis 1940; vgl. insb. Krobb (2021), S. 23–53, 377–396 (= „Neukonfigurationen Afrikas als Abenteurraum“). Auch Struck (2010), S. 177, verweist auf „das modernekritische Modell des Kolonialro-

und dabei zweitens die Perspektive zu wechseln: Indem *Hatako* nicht etwa die Landnahme durch einen europäischen Abenteurer, sondern die Geschichte einer einheimischen Figur erzählt, erspart sich der Text das „den hochgemut ausfahrenden Protagonisten bereitete Desillusionierungs-Gefälle“, das, so Alexander Honold, in der entwickelten Moderne „zum unentbehrlichen, untrennbaren Zwilling des Abenteurers“ geworden war.<sup>31</sup> Und während das exotische Setting eskapistische Lektüreeerwartungen zivilisationsmüder Leser:innen befriedigt, kann der Held den entgegengesetzten Weg einschlagen: Erzählt wird nicht die Zivilisationsflucht des Helden, sondern dessen Aufklärung, Bildung und Zivilisierung: Hatako soll über die kannibalische Lebensweise der Mjema hinauswachsen.

Zu Beginn ist Hatakos Haltung zur Menschenfresserei noch von völliger Ahnungslosigkeit geprägt: „Sag Bruder, warum mögen andere Stämme nicht, daß wir Menschenfleisch essen? Weißt du das?“<sup>32</sup> Während Hatako erst zaghaft beginnt, die kannibalischen Sitten seines Volkes infrage zu stellen, versucht sich die Erzählinstanz bereits an einer wissenschaftlichen Erklärung, die den Lebensraum der Mjema und deren Ernährungsgewohnheiten in ein Kausalverhältnis bringt:

„Recht und Pflicht war es für einen Mjema, den Leib des [im Kampf] Getöteten als Fleischnahrung zu verwenden. Der Urwald mit seinem wenigen Jagdwild und dem für alle Haustiere tödlichen Klima gab diese sonst nicht.“<sup>33</sup>

So üppig Flora und Fauna in *Hatako* auch beschrieben werden, der „Ur“-Wald stellt eine lebensfeindliche Umwelt für Menschen dar. Hatakos anfängliche Umgebung ist wasserreiches, undurchdringliches Dunkel: „feuchtwarme[s] schwarze[s] Erdreich“, schwarze „Fluten“, in denen Krokodile lauern, „Sumpflachen“, dichte „Lianenwände“, „[s]tickig heiße, unbewegliche Moderluft, tiefes Dämmern und Schweigen“.<sup>34</sup> Seine Aufklärungsreise führt den Helden aus dieser sumpfigen Finsternis des „nächtlichen Urwaldes“ heraus, es wird heller, die Luft bewegter und frischer: „[S]anft aber stetig stieg das Land an“, als „die Grenzen der Waldherrschaft näher rückten“.<sup>35</sup> Hatako verlässt das Kongo-Tiefland, durchquert besiedelte Ebenen und erklimmt zuletzt den höchsten Berg Afrikas:

---

mans, das auf die Heilung des Moderne-Schocks in einer verdoppelten Provinz [d.h. jenseits der Metropole und jenseits von Europa, J.K.] setzt“.

31 Honold (2020), S. 25–26.

32 Heye (1921), S. 10.

33 Heye (1921), S. 40.

34 Heye (1921), S. 3, 11, 16–17.

35 Heye (1921), S. 11, 41.

Sittlich wie geografisch geht diese Bildungsreise also nach oben.<sup>36</sup> Parallel dazu wird Hatako eingekleidet, erlernt geregelte Arbeit und den Abschluss einfacher Tauschgeschäfte: „Ein großes Lernen begann nun für den Wilden.“<sup>37</sup> Im vierten Kapitel, in dem es Hatako bereits zum „Büchsenträger des weißen Mannes“ gebracht hat,<sup>38</sup> erblickt er zum ersten Mal großflächig bewirtschaftetes Land, eine Idylle afrikanischer Kulturlandschaft unter britischer Kolonialverwaltung:

„Alles Land, die Ebenen, die Täler und sogar die Hänge der Berge bis hoch hinauf waren nur ein einziges großes Feld. In Hülle und Fülle wuchsen hier Bananen und Zuckerrohr, Mais, Reis, Bataten, Bohnen und Kürbisse. Der Boden war fett und fruchtbar. Zahlreiche Flüsse durchzogen das Land, und kleine Gräben führten ihr Wasser überall hin, wo es gebraucht wurde. An diesen zehn Marschtagen sah Hatako mehr Dörfer und Menschen, als er in hundert in den Wald- und Grasländern des Kongo gesehen hatte.“<sup>39</sup>

Während die Mjema im Urwald noch auf das Fleisch ihrer Feind:innen als Nahrungsquelle angewiesen sind, können hier unter britischer Anleitung eine Vielzahl an Menschen mit landwirtschaftlichen Produkten ernährt werden – eine Ernährungssicherheit, auf deren Grundlage ein zivilisiertes Leben mit technischen Errungenschaften und Annehmlichkeiten erst möglich wird: Hier trifft Hatako auf Dampfboote, Eisenbahnen und elektrisches Licht, „Scheinwerfer[,], heller als der volle Mond“. Dies übersteigt nicht nur alles, was der von der Zivilisation unberührte Held je zuvor zu sehen bekommen hatte, sondern, daran lässt Heyes Text keinen Zweifel, auch seine intellektuellen Kapazitäten: „Die Dinge der Weißen ließen sich nicht begreifen.“<sup>40</sup>

### 5.1.3 Rassistische Festschreibung des Kannibalischen

Die fehlenden landwirtschaftlichen Strukturen können allerdings auch innerhalb der Logik des Romans die kannibalische Lebensweise der Mjema nicht

---

36 Vgl. Fulda (2001b), S. 290. Zu dieser Bildungsreise „nach oben“ vgl. auch die typischen kolonialrevisionistischen Argumente der Zeit, hier N.N.: Die Gegenvorschläge der deutschen Regierung zu den Friedensbedingungen (1919), S. 46, im Abschnitt „Kolonien“: „Die Erschließung des Landes [dieses wird nicht spezifiziert, J.K.] durch Straßen und Eisenbahnen für den Weltverkehr und seinen Handel und die Förderung vorhandener und Einführung neuer Kulturen hat das wirtschaftliche Leben der Eingeborenen auf eine höhere Stufe gehoben.“

37 Heye (1921), S. 39.

38 Heye (1921), S. 44.

39 Heye (1921), S. 54.

40 Heye (1921), S. 55.

hinlänglich begründen, scheint es sich doch nicht um rein hungerbedingten profanen Kannibalismus zu handeln. Die Mjema verfügen über diverse Lebensmittel und Nahrungsquellen: Der Text erwähnt „Abendbrot“ und Honig, Bananenhaine, Fischreusen, Kürbisfelder und Feigenbäume.<sup>41</sup> Auch Gastfreundschaft ist den Mjema nicht fremd: In einem benachbarten Mjemadorf werden Hatako nach seinem ersten kannibalischen Überfall reichlich Bananen und in Öl gebackene Süßkartoffeln serviert. In dieser Szene zeigt sich eine andere Motivation des Kannibalismus. Lachend sprechen die Mjema über die Leibesfülle des Missionars: „War der weiße Zauberer fett und gut zum Essen?“<sup>42</sup> Hier verraten Heyes Kannibalenfiguren schadenfrohes Vergnügen, Gefräßigkeit<sup>43</sup> und so etwas wie einen „verirrten Appetit“ – jene etwa aus den Reiseberichten Alexander von Humboldts bekannte „entartete[] Eßlust“, die mit einem „Mangel[] an Nahrung“ nur wenig zu tun hat.<sup>44</sup> Heyes Text schildert, wie diese über die bloße alimentäre Notwendigkeit hinausgehende kannibalische Esslust den Helden auch noch beherrscht, als er den Urwald längst hinter sich gelassen hat:

„Was in seinen Vorfahren Notwendigkeit gewesen war [den Leib des Getöteten als Fleischnahrung zu verwenden], verblieb in ihm als ein Drang, mit dem er nie ganz fertig wurde. Der Strom seiner Wildheit riß noch oft den Boden weg, der ihm eine Einstellung zu anderen Menschen gab, und stürzte ihn in manchen blutigen Raufhandel. Erst in langer Zeit bauten sich haltbare Dämme dagegen in ihm auf. Aber der eine Strudel begleitete den Strom bis zur letzten Mündung – der Kannibalismus –.“<sup>45</sup>

Einmal mehr lesen wir hier vom Kannibalismus als einem Überbleibsel der „Vorfahren“. In dieser genealogischen Herleitung wird das Kannibalische zu einem Erbe der Ahnen, zu einem tief in Hatakos Körper verankerten „Drang“, wie

---

41 Heye (1921), S. 7, u. vgl. S. 8, 19, 21.

42 Heye (1921), S. 29.

43 Bei der Gefräßigkeit handelt es sich um einen weiteren rassistischen und im hier diskutierten Kontext besonders zynischen Topos: „Die N[\*\*\*] können unendlich viel Fleisch essen und was sie nicht essen können, braten sie sich am Spieß und tragen es mit sich. Die ganze Nacht durch sieht man die Leute dann an einem Feuer sitzen, Fleisch bratend und kauend. Am nächsten Tage unterwegs stöhnen sie dann über ihren vollen Bauch, aber sie können nicht eher aufhören, bis alles vertilgt ist“; Lettow-Vorbeck (1920), S. 132.

44 Humboldt [1814–1825], S. 52. Ganzes Zitat: „Die Menschenfresserei der Völkerschaften in Guayana ist niemals das Ergebnis des Mangels an Nahrung oder eines abergläubischen Kultes wie auf den Inseln der Südsee. Sie ist vielmehr allgemein die Wirkung der Rachgier des Siegers oder (wie die Missionare sich ausdrücken) einer entarteten Eßlust.“

45 Heye (1921), S. 40–41.



er bereits am „Trieb“-Täter Fritz Haarmann diskutiert wurde (siehe II/3.2.3).<sup>46</sup> Hatakos „Biologie“ ist, mit Stuart Hall gesprochen, sein „Schicksal“:

„For blacks, ‚primitivism‘ (Culture) and ‚blackness‘ (Nature) became interchangeable. This was their ‚true nature‘ and they could not escape it. As has so often happened in the representation of women, their biology was their ‚destiny‘. Not only were blacks represented in terms of their essential characteristics. They were reduced to their essence.“<sup>47</sup>

So essentialisierend wie pathetisch wird bei Heye „ – der Kannibalismus – “ als das festgeschrieben, was dem Helden bis zu Letzt nicht auszutreiben ist. Die Essentialisierung des Kannibalischen ist eine „representational strategy designed to fix ‚difference‘, and thus secure it forever. It is an attempt to halt the inevitable ‚slide‘ of meaning, to secure discursive or ideological ‚closure‘.“<sup>48</sup>

Erst als Hatakos Bildungsweg schon weit fortgeschritten ist, gesteht es ihm der Text zu, selbst über dieses biologische Schicksal zu reflektieren – freilich ohne zu einem Ergebnis zu gelangen:

„Woher kam diese unbesiegbare Gier in seinem Blute, die es immer wieder zwang, den Feind nicht nur mit den Waffen, sondern auch mit den Zähnen zu zerreißen? – Warum war sie nur in ihm und nicht in den Schwarzen anderer Stämme und nicht in den Weißen? – Und warum war sie ihm nicht mehr so selbstverständlich wie einst und den anderen ein Abscheu und den Weißen ein Grund zum Strafen? – Mühselig und ungelent tasteten diese Gedanken herum, kreisten wie ein Tier, das eine verwischte Fährte sucht, und verloren sich doch zuletzt müde in der Weite eines fremden dunklen Landes.“<sup>49</sup>

Da Hatakos neue Dienstverhältnisse kannibalisches Verhalten nicht dulden, muss sich der Held bei seiner Bildungsreise in der permanenten Selbstkontrolle seines kannibalischen Triebs üben, wobei es im Lauf des Textes zu einer Reihe teils qualvoller und erniedrigender Rückfälle kommt, die die Handlung strukturierend begleiten.

Hatako werden einige anleitende Figuren zur Seite gestellt, die zivilisierend auf ihn einwirken: sämtlich nicht-afrikanische Männer, die geschäftliches oder militärisches Interesse auf den Kontinent geführt hat. Neben dem jungen

---

46 Vgl. Howe / Wiegandt (2004); Bischoff (2018), S. 200: „[E]xtreme Triebhaftigkeit gepaart mit mangelnder Selbstkontrolle“ zeichnet die Kannibal:innen in der Kolonialliteratur des beginnenden 20. Jahrhunderts aus.

47 Hall (1997), S. 245, Herv. getilgt J.K.

48 Hall (1997), S. 245.

49 Heye (1921), S. 81–82.

Unteroffizier und dem Arzt in der deutschen „Schutztruppe“ ist hier die Figur des arabischen Händlers Ibrahim von besonderer Bedeutung. „Der Araber“, wie er im Text immer apostrophiert wird, hat Hatako „gerettet“, führt ihn in Nahrungsge- und -verbote ein und dient als seine wichtigste spirituelle Führer- und Vaterfigur.<sup>50</sup> In diesen pädagogischen Konstellationen erfüllt Hatako Kolonisor:innenfantasien in idealer Weise, indem er den Erziehungsversuchen seine hartnäckige Wildheit entgegenzusetzen hat, also Angriffsfläche bietet, und sich zugleich so gelehrig wie dankbar zeigt:

„Ja, ich verstand es wohl, hab Dank mein Vater. Und sieh – – [...] das Gute, was Du mir gesagt und getan hast, – es ist nicht verloren. – Es ist mit mir wohl so, wie mit dem jungen Leoparden, den sie auf dem Hofe der Boma halten: Lange Zeit hat es gedauert, bis sich seine Wildheit legte, aber ab und zu zerreißt er jetzt noch einen Hund, der ihm zu nahe kommt.“<sup>51</sup>

Hatako bedarf also weiterer geduldiger Führung. Was der Hatako-Figur hier in den Mund gelegt wird, erinnert an den Abschluss von Hermann Detzners Weltkriegsschrift *Vier Jahre unter Kannibalen* (1920), die auf der letzten Seite ein schallendes „Kommt wieder!“ aus den Mündern der Kolonisierten imaginiert.<sup>52</sup> Das wichtigste kolonialrevisionistische Argument ist dabei der Unfriede unter den afrikanischen Völkern, der von umsichtiger europäischer Herrschaft befriedet werden müsse. Auch in *Hatako* besteht das grundlegende Problem des Helden in seiner „Einstellung zu anderen Menschen“.<sup>53</sup> Die Unwissenheit des Kannibalen ist letztlich keine gastronomische oder agrartechnologische, sondern eine soziale: „Von anderen Menschen weißt du nichts, als daß du sie essen kannst“, hält ihm der arabische Händler vor.<sup>54</sup> Soziale Ahnungslosigkeit und Kannibalismus werden also auch hier zusammen gedacht. Beides wird mit Hatakos Mjema-Herkunft begründet, lebt doch im Urwald jedes Dorf für sich isoliert:

„Fast ein jedes [Dorf] war von einem anderen Stamme bewohnt, sprach eine andere Sprache, hatte andere Sitten und Anschauungen – war eine Welt für sich, die dem Fremden mit Argwohn oder Haß begegnete. Im Urwald ist jeder jedermanns Feind.“<sup>55</sup>

---

50 Heye (1921), S. 39. Zur Schlüsselrolle von Muslim:innen in der Kolonialverwaltung Deutsch-Ostafrikas und der damit einhergehenden großen Präsenz islamischer Religion und Kultur vgl. Pesek (2010), S. 282–284; Wetjen (2021), S. 169–178.

51 Heye (1922), S. 52.

52 Detzner [1920], S. 338.

53 Heye (1921), S. 40.

54 Heye (1921), S. 45.

55 Heye (1921), S. 31.

Nicht miteinander sprechen zu können, bedeutet einander essen zu müssen – diese Überpointierung der topischen Idee einer Konkurrenz von Sprache und Nahrung im menschlichen Mund wird hier in eine Romanhandlung überführt.<sup>56</sup> Die Mjema kennen keine übergreifenden Gemeinschaftsstrukturen, keine „Einheit des Menschengeschlechtes“, wie es Alexander von Humboldt gut einhundert Jahre zuvor für die Bewohner:innen einer bereisten Region am Oberlauf des Orinoco formuliert hatte.<sup>57</sup> Humboldts Überlegungen „Über Anthropophagie“ begründen die „Menschenfresserei“ der „Wilden“ damit, dass diese „einzig ihre Familie [kennen]“, nicht aber „[d]ie Zivilisation“: „Sie kennen die Pflichten gegen Familie und Verwandte, nicht aber die Menschlichkeit, welche die Überzeugung eines gemeinsamen, alle uns gleichartigen Geschöpfe umfassenden Bandes voraussetzt.“<sup>58</sup>

Da Hatako genau dieser Einsicht in die Existenz einer übergreifenden Menschenfamilie entbehrt, misslingt seine Verständigung mit anderen, deshalb kennt er „Fremden“ gegenüber nur die Aggression.<sup>59</sup> So ist für ihn das Erbringen einer geregelten Arbeitsleistung reine „Gewöhnung“,

„[d]och mit den Nicht-Manjema unter den Safarileuten auszukommen, sie als Kameraden und nicht als selbstverständliche Feinde und Beute zu betrachten, ging schwerer in seinen wilden Sinn, der bis jetzt nur rücksichtslose Behauptung des eigenen Ichs und des eigenen Stammes gegen Fremde gekannt hatte. Jeder Fremde war ein Feind, mußte einer sein, denn er aß kein Menschenfleisch und verabscheute die Manjema, weil sie es taten.“<sup>60</sup>

An diesem Bild der Feindschaft sehen wir, wie bestehendes Kannibalismuswissen in der populären Genreliteratur zum Material wird: In vulgarisierter und bruchstückhafter Form, doch den Kern des Arguments durchaus treffend, arbeitet Heyes Roman dieses Wissen ein und gewinnt aus der Idee der kannibalischen Antisozialität einzelner Urwaldvölker die Ausgangssituation für die

---

56 Siehe I/1.2 und II/4.2.3. Vgl. auch Fuldas Verweis auf „[d]as traditionelle Bild vom Kannibalen als Verächter und Vernichter sprachlicher Verständigung“, Fulda (2001a), S. 16.

57 Vgl. Humboldt [1814–1825], S. 51–63 (= „Über Anthropophagie“), Zitat S. 52.

58 Humboldt [1814–1825], S. 52. Siehe I/1.4. Die Texte Humboldts und Bonplands sind es übrigens auch, die das europäische Bild vom „wildem Urwald“, einer weiteren „Ur“-Konstruktion, entscheidend mitprägten; vgl. Reichholf (2012), S. 62.

59 Im rassistischen Diskurs der Weimarer Republik spielt die Frage des Aggressionspotentials des Anderen eine wichtige Rolle, wie El-Tayeb zusammenfassend betont: „Kennzeichnend für den spezifischen Rassismus gegenüber Schwarzen war ihre Charakterisierung als – im Vergleich auch zu anderen ‚minderwertigen Rassen‘ – besonders aggressiv. [...] Im Zentrum dieser Aggression stand die Sexualität“; El-Tayeb (2001), S. 200. Zu Letzterem siehe II/5.3.2.

60 Heye (1921), S. 40.

von ihm zu erzählende Bildungs- und Abenteuergeschichte. Der *Hatako*-Roman speichert Bekanntes: die Lokalisierung des Kannibalismus bei Völkern im Inneren Afrikas, die Stufentheorie zivilisatorischer Entwicklung, die Umweltfaktoren, die den Kannibalismus begünstigen, die unmittelbaren Motivationen der Menschenfresserei wie Rachsucht, Aberglaube und übersteigerte Esslust, und schließlich die antisoziale Aggression als Kern des Kannibalischen. Wird das Kannibalische im Modus des Abenteuergenres und nach dessen Gesetzen literarisch gestaltet, weitergesponnen und neuinterpretiert, so geschieht dies im vorliegenden Fall im Einklang mit dem kolonialrevanchistischen Narrativ. Das Wissen vom menschenfresserischen Wilden wird weitergeschrieben, um es zu erhalten.

Heyes *Hatako* erzählt dabei, so meine ich, nur auf einer, nämlich der pädagogischen Ebene den Bildungsweg des Kannibalen weg vom Kannibalismus, auf der anderen Ebene wird das Abenteuer um seiner selbst willen erzählt. Dass *Hatako* bis zum letzten Satz *Hatako, der Kannibale* bleiben darf, soll nicht nur die andauernde Erziehungsbedürftigkeit der Afrikaner:innen signalisieren, sondern hat darüber hinaus auch ein triumphales, lustvolles Moment. Inwiefern und warum dieser Roman den kannibalischen „Drang“ seines Helden nicht nur nicht zähmt, sondern ihn feiert und fetischisiert, untersuchen die folgenden beiden Teilkapitel nun eingehender.

## 5.2 Der Energiehaushalt des Kannibalen

### 5.2.1 Der Kannibale als Sportler

Die Zivilisierung des Kannibalen ist nur die halbe Geschichte: Obwohl *Hatakos* Bildungsweg ihn von seinen menschenfresserischen Gewohnheiten entfernt, stellen seine kannibalischen Ausbrüche die Höhepunkte des Romans dar. Dass dabei, wie Eva Bischoff herausstellt, eine „lustvolle[] Identifikation“<sup>61</sup> nicht nur mit dem kannibalischen Protagonisten, sondern auch mit dessen kannibalischen Handlungen stattfindet, ist ein Effekt, der von der eng an *Hatakos* körperliches Erleben gebundenen Erzählperspektive bewusst erzeugt wird. Es ist also weniger das psychische oder geistige Innenleben der Hauptfigur, sondern dessen physisches Erleben im emphatischen Sinne,<sup>62</sup> dass diesen Text im Besonderen interessiert. Dementsprechend erfordern die Quests dieser Aben-

---

61 Bischoff (2011), S. 142. Diese „prekäre Ambivalenz von angstvoller Selbstkontrolle einerseits und lustvoller Identifikation mit dem wilden Kannibalen andererseits“ zeigt Bischoff auch an anderen populären Texten, etwa an Edgar Rice Burroughs' *Tarzan*-Romanen; vgl. Bischoff (2011), S. 137–142. Vgl. auch Bischoff (2018), insb. S. 218–219, die Conclusio „Angst und Lust des Kannibale-Werdens“.

62 Vergleichbar mit dem Erlebnisbegriff, den Ernst Jünger in seiner Weltkriegsschrift *Der Kampf als inneres Erlebnis* (1922) stark macht; dazu vgl. Martus (2001), S. 44–45.

teuergeschichte List und Risikobereitschaft, mehr noch jedoch körperliche „Fitness“.<sup>63</sup> Muskelkraft, Geschwindigkeit, Geschicklichkeit, Widerstandsfähigkeit und Ausdauer. Hatakos herausragende körperliche Potenz, ein weiteres zutiefst rassistisches Element seiner Figurenzeichnung,<sup>64</sup> befähigt ihn zur Bewältigung schier übermenschlicher Aufgaben. Jede Aufgabe, die er zugewiesen bekommt, vollführt Hatako mit ganzem Körpereinsatz, etwa macht er sich als Assistent des britischen Großwildfotografen mit seiner instinktiven Reaktionsgeschwindigkeit bei der „Bilderjagd“ schnell unabdingbar.<sup>65</sup>

Besonders markant, und dies soll nun genauer betrachtet werden, ist die Körperlichkeit Hatakos bei seiner Bewegung durch den Raum. Mit Alexander Honold kann man „Fahrten und Fronten“ als die elementaren Bausteine jedes Abenteuers verstehen: „Durch ihre Bewegung erzeugt die Fahrt eine sukzessive Linie, die Front hingegen steht für eine antagonistische Gefahrensituation oder Bewährungsprobe.“<sup>66</sup> Die „Fahrt“ dieses Helden ist unmittelbar an seine eigene Körperkraft gebunden: Zu Fuß durchquert Hatako den halben afrikanischen Kontinent, er wandert, marschiert, rennt, klettert, springt, schwimmt, rudert, trägt Lasten und hechtet im Laufschrift Anhöhen hinauf.

„In stundenlanger Hetze ging es über alle Busch- und Waldflächen, durch Täler und Schluchten. Er bot alle Schnelligkeit auf, wandte alle Listen an, schlug Haken und versteckte sich, aber immer wieder stöberten sie ihn auf und hetzten ihn weiter.“<sup>67</sup>

Dieser „afrikanische“ Bildungsweg besteht aus Hetzjagden und regelrechten Gewaltmärschen, die Hatako mit der ihm eigenen „große[n] Körperkraft“ wider alle Wahrscheinlichkeit bestreiten muss.<sup>68</sup>

„Nach langem, rasenden Laufe war er gestern Abend erschöpft in der Steppe zusammengebrochen und eingeschlafen. Raubtiergebrüll, Durst

---

63 Bischoff (2011), S. 142.

64 Vgl. z.B. Frantz Fanons *Peau noire, masques blancs* (1952), insb. S. 141–143, zur sexuellen Potenz Schwarzer in der Imagination Weißer. Vgl. auch Hall (1997), insb. S. 264–269.

65 „An Hatako stellte die Bilderjagd auf diese Art von Wild [Giraffen, Strauße, Antilopen] nur körperliche Anforderungen“; „[w]orauf es bei der Bilderjagd ankam, hatte er völlig begriffen“; Heye (1921), S. 68, 78. Vgl. auch Haschemi Yekani (2012), S. 87–88: Die Figuration des Großwildjägers kann als „Teil der Aufführung einer kolonialen nostalgischen Fantasie von viriler Männlichkeit“ verstanden werden; die Fotografien, die weiße Jäger und erlegte Beutetiere zeigen, verweisen auf die unhintergehbare „Theatralität kolonialer Männlichkeit“, eine Theatralität, an der Hatako schon in dieser frühen Episode des Romans partizipieren darf.

66 Honold (2020), S. 15.

67 Heye (1922), S. 33.

68 Heye (1921), S. 13.

und Kälte hatten ihn bald auf- und weiter durch die Nacht gejagt. Gegen Morgen war er auf den See gestoßen, hatte getrunken und dann ganz mühelos mit seiner Wurfkeule einen Kropfstorch erlegt.“<sup>69</sup>

Hatakos rastloser Körper ist auf beständige Energiezufuhr angewiesen. Immer wieder erschöpft er seine Kräfte – „Er fühlte, daß seine Kräfte zu Ende gingen.“<sup>70</sup> –, um sie dann durch Schlaf und Nahrungszufuhr wieder herzustellen. Wie Barbara Gronau bemerkt, unterliegt das Reden über Energie „einer Reihe von Theoretisierungsproblemen, bei der sich die scheinbar so klare physikalische Größe in ein semantisches Feld aus materiellen, lebensweltlichen oder spirituellen Parametern aufzulösen droht.“<sup>71</sup> Die Energie Hatakos ist eine an seinen Fleischkonsum gekoppelte Größe. Fleisch, ganz gleich ob Tier- oder Menschenfleisch, fungiert in Heyes Roman als die „männliche Kraftnahrung“ schlechthin, ohne die die Potenz des Helden schwindet.<sup>72</sup> Damit buchstabiert dieser Genretext aus, was sich mit Derrida als „Karno-Phallogozentrismus“ bezeichnen lässt.<sup>73</sup> Insbesondere dann, wenn Hatako keine Pausen vergönnt sind und er in Bewegung bleiben muss, erzeugt der Text den Eindruck eines umgekehrt proportionalen Verhältnisses von Laufgeschwindigkeit und Hungergefühl. In diesen Passagen erscheint der permanente Hunger des Mjema nicht länger als wahllose Gefräßigkeit, sondern erhält durch die jeweiligen Missionen Richtung und Legitimation. Hatakos Körper kann sich nur durch Nahrungsaufnahme am Laufen halten:

„Seit zwanzig Stunden war er nun ohne Schlafpause unterwegs, die Beine wollten ihm jetzt den Dienst versagen, und grimmiger Hunger zwickte ihm die Gedärme. Hier und da fand er einen Pilz oder eine Handvoll Beeren am Wege, er aß sie im rastlosen Weitergehen, aber sie machten nicht satt, und die nahrhafteren Bissen, wie Kaninchen, Klippeschliefer und Zwergantilopen, mußte er vorbeihuschen lassen, denn ein darauf abgebener Schuß hätte ihn verraten können.“<sup>74</sup>

---

69 Heye (1921), S. 86.

70 Heye (1922), S. 33.

71 Gronau, B. (2013), S. 7. Vgl. auch Gronaus Aufsatz *How to talk about Energy?* (2019), der Energie bzw. das Energetische als Performance untersucht: „The energetic can never be seen directly, but rather only perceived via the lenses of various scenarios that frame and exhibit that which is otherwise fleeting and immaterial“; Gronau, B. (2019), S. 37.

72 Mellinger (2000), S. 142.

73 Derrida [1989], S. 291, u. vgl. S. 291–295. Vgl. Derrida [1990], S. 3.

74 Heye (1922), S. 15–16.

Anders als der:die Nomad:in, der:die den Ort wechselt, ohne jemals anzukommen, erreicht Hatako stets seine Ziele. Seine Figurenzeichnung folgt dem Paradigma des Sportlers, jenes neuen maskulinen „Körperhelden“, der nach 1918 in der Alltagskultur der Weimarer Republik Figuren wie dem Krieger oder dem Feldherren den Rang ablief.<sup>75</sup> Der bereits zur Jahrhundertwende einsetzende „Kraftsport-Boom“, mit dem der „Muskelmann“, der Sportler und der Bodybuilder die (mediale) Bühne betraten, versteht sich als Gegenbewegung zu einem zivilisatorisch bedingten „schleichenden Kraftverlust“, jener allgemeinen Erschlaffung und Degeneration, die sich der moderne Westen ab Mitte des 19. Jahrhunderts selbst attestierte.<sup>76</sup> Die Figur des Sportlers wird dabei als „Ideal [...] gegen die Erschöpfung individueller und kollektiver Energien“ ins Feld geführt und der Sport zu einer Praxis der Selbstbehauptung von Menschen in der und gegen die Moderne aufgewertet.<sup>77</sup> Insbesondere in der ersten Hälfte des zweiten Teils zeigt Heyes Kannibalenroman große Überschneidungsflächen zu den populären heroischen Sportromanen der 1920er Jahre, die ein ähnliches Zielpublikum erreichten wie die koloniale Jugend- und Abenteuerliteratur. Im Genre des Sportromans, prototypisch umgesetzt etwa von Werner Scheffs *Der Läufer von Marathon* (1920), steht das Vollbringen einer singulären sportlichen Leistung – als Anstrengung des Körpers wie des „Willens“ – im Zentrum.<sup>78</sup> Wie bei Scheffs Marathonläufer ist es auch bei Hatako ein eiserner Wille, der den Helden vorantreibt. Sportliche und militärische Selbstdisziplin sind dabei nicht mehr zu unterscheiden: „[S]ein wie ein Bogen gespannter Wille trieb und trieb ihn vorwärts.“<sup>79</sup>

Liest man Hatakos Körper als den Askarikörper, der er ab Eintritt in die deutsche „Schutztruppe“ am Ende des ersten Romanteils auch de facto ist,<sup>80</sup> so verweist er auf noch ganz andere Strapazen. Soldaten und Lastenträger im Dienst der deutschen Armee brachen nicht selten vor Hunger und Durst zusammen.<sup>81</sup> Zur Ausbeutung der „Leistungsfähigkeit“ schwarzer Männer in

---

75 Vgl. Gamper (2011), insb. S. 145.

76 Sicks (2008), S. 171.

77 Sicks (2011), S. 168. Vgl. dazu auch Reichardt (2005), S. 234: Die „neuen Modesportarten der Weimarer Republik“, d.h. Kampfsportarten und solche, bei denen es auf genau messbare, hohe Geschwindigkeit ankam, nehmen emphatisch Bezug auf Ideen von „heldenhaftem Abenteuerertum und entschlußkräftiger Männlichkeit.“

78 Vgl. z.B. Scheff (1920), S. 305.

79 Heye (1922), S. 56. Vgl. auch z.B. Heye (1922), S. 58, 101, 125: „Von krampflichem Willen gezwungen, setzten sich seine Beine in ungleichen taumelnden Trab“; „in ärgerlicher Willensanstrengung zwang er die erlahmenden Beine in seine gewohnte Gangart zurück“; „die Kühle des Wassers stärkte ihn und half ihm, den Willen zu spannen zu letzter Anstrengung.“

80 Vgl. Heye (1921), S. 113.

81 Vgl. Maß (2006), S. 147. Das Verhungern und Verdursten von Afrikaner:innen im Dienst der Kolonialarmee hat es aber selten in die Berichte und Erinnerungen der

deutschen Kolonialtruppen finden sich in Paul von Lettow-Vorbecks *Heia Safari* (1920) bezeichnende Passagen:

„Die Leistungen dieser Leute waren enorm. Immer fester verwachsen sie mit der Truppe. War die Verpflegung einmal knapp und kam man ohne Beute von der Jagd zurück, so sagten sie wohl: ‚Haizuru (Schadet nichts), wir warten; ein andermal gibt’s desto mehr.‘ Viele gingen barfuß. Oft traten sie sich Dornen ein, und manch einer zog dann während des Marsches kurz entschlossen sein Messer und schnitt sich ein ganzes Stück Fleisch von seinem verletzten Fuß ab. Dann marschierte er weiter.“<sup>82</sup>

Dieses in vielerlei Hinsicht verstörende Zitat gibt mit dem ungestillten Hunger und dem vom eigenen Körper geschnittenen „ganze[n] Stück Fleisch“ einen Hinweis auf den Kräfteverschleiß in Lettow-Vorbecks Truppe, der hier den Marschierenden ganz buchstäblich an die körperliche Substanz geht. Betrachtet man die sportlichen Leistungen Hatakos in ihrem Kontext, so wird die der kolonialen Unterhaltungsliteratur permanente inhärente Gewalt recht deutlich lesbar:

„Es war das Aeußerste, was sein Körper hergegeben hatte. Er machte noch einige taumelnde Schritte, dann fiel er dicht neben einem stark begangenen Wege ins Gras und rührte sich nicht mehr.“<sup>83</sup>

### 5.2.2 Hungern und Fressen

Die intensivsten körperlichen Grenzerfahrungen Hatakos bestehen in den Hungerdelirien, die er während seiner Märsche erlebt. Tatsächlich liefert dieser Kannibalenroman mehr und eindringlichere Schilderungen des Hungers als des Menschenfleischverzehr. Das „Verhungern“ steht dabei als Gefahr durchaus im Raum.<sup>84</sup> Immer wieder ist es „rasender Hunger“, „wilde[r] Hunger“ oder „ewig nagende[r] Hunger“, den Hatako auf seinen Wanderungen lange unterdrücken und schließlich doch stillen muss.<sup>85</sup> In diesen Szenen hält sich die Erzählperspektive besonders nahe an den Protagonisten und gleitet immer

---

Deutschen geschafft; einige Stellen recherchierte Maß (2006), S. 146–147. Vgl. auch Maß (2006), S. 142, 152, zur relativ niedrigen Frequenz von Szenen expliziter Gewaltausübung in der deutschen Kolonialliteratur.

82 Lettow-Vorbeck (1920), S. 190, zur Leistung der Lastenträger.

83 Heye (1922), S. 35.

84 Heye (1921), S. 81.

85 Heye (1922), S. 28–29; Heye (1921), S. 32.



wieder von der Null- in die interne Fokalisierung, wodurch eine intime Innensicht in das körperliche Empfinden des Hungernden gewährt wird: „Frost- und fiebergeschüttelt und durchwühlt von grimmigem Hunger, erwachte er [...]. Wirre, abergläubische Vorstellungen, durch die Schleier des Fiebers gesteigert und verzerrt, gaukelten durch sein Hirn.“<sup>86</sup> Mit anwachsender Dringlichkeit des Hungers kann sich diese Nähe zur erlebten Rede steigern:

„[J]etzt spürte er mit jedem weiteren Schritt, daß er seine letzte Kraft verbrauchte. Essen! – Unbedingt etwas zu essen finden mußte er! Heißhungrig sah er sich um, trat an ein Gebüsch, riß ein paar grüne Zweige ab und biß in einen hinein. Die andern klemmte er unter den Arm, um sie beim Marschieren zu benagen und den Hunger zu betäuben.“<sup>87</sup>

Hatakos Benagen von Ersatzobjekten erinnert ein wenig an das Hungern des in den Straßen Kristianas umherstreifenden Protagonisten in Knut Hamsuns *Sult* (1890).<sup>88</sup> Im Gegensatz zu diesem glücklosen Antihelden wird bei Heye der Figur das glückliche Fressen immer irgendwann zugestanden. Ebenso wie in den Szenen akuten Hungers teilt der Text dann die Erregung, die fleischliche Nahrung bei Hatako auslöst, hier etwa als er unter einen Mahagonibaum ein totes Tier findet. Wieder ist es die interne Fokalisierung, die die Leser:innen am Mahl teilnehmen lässt:

„[E]s war eine große, tote Antilope. Hunger lohte in mächtiger Flamme in ihm auf und verzehrte alle Furcht. Dort lag die Speise – Fleisch! Mit ein paar unsicheren Sprüngen war er am Mahagonibaum, hieb und riß mit Messer und Nägeln einen Fetzen aus der abgestreiften Keule und stopfte den noch warmen Bissen in den Mund. Eine Welle neuer Kraft durchflutete ihn sogleich und mit ihr kehrte klares, scharfes Denken zurück.“<sup>89</sup>

Sehr direkt lässt der Text seine Leser:innen an der ingestiven Befriedigung teilhaben, wobei mit der im Mund verspürten Wärme des Bissens eine maximal private körperliche Sensation angesprochen ist.<sup>90</sup> Eindringliche Fressszenen

---

86 Heye (1921), S. 33.

87 Heye (1922), S. 18.

88 Dieser hungert eindrücklich und verlegt sich gegen Mitte des Romans auf Ersatzobjekte: Er beginnt, auf Holzspänen zu kauen und an einem Stück brauner Apfelsinenschale „herumzunagen“, dann nuckelt er an einem kleinen Stein, bevor er ins Autokannibalische verfällt und die eigene Zunge und schließlich seinen Zeigefinger zerbeißt. Vgl. Hamsun [1890], S. 74–76, 88, 91–92, 111–112.

89 Heye (1921), S. 33–34.

90 Z.B. Te Heesen (2008), S. 22, verweist auf die besondere Intimität der Gefühlsempfindung im Mund.

dieser Art bilden gemeinsam mit den Kampfszenen jene Textmomente, die darauf zielen, den Leser:in in Erregung zu versetzen und so in den Energiefluss zu integrieren: Die „Welle“ der „Kraft“ „flutet“ sozusagen nicht nur Hatakos Körper, sondern auch über die Grenzen des Textes hinaus. Heyes Roman ist voll mit diesen energiereichen Szenen, die man mit Gronau als „energy scenario[s]“ bezeichnen könnte: „These are the scenic, even theatrical arrangements of invisible forces, for the purpose of one’s own exploration, experience and engagement.“<sup>91</sup> Dass sich die Aufmerksamkeit des Textes nicht auf den Geschmack, sondern auf die Temperatur des Fleisches richtet, verdeutlicht weiter, dass es hier weniger um Genuss als um Energietransfer geht. Hatako ist ein sehr effizienter Esser: Er zehrt nicht nur vom kalorischen Nährwert des Fleisches, sondern verleibt sich auch die Wärme des Tierkörpers ein. Hier geht keine „Lebensenergie“ verloren. In diesem Punkt unterscheidet sich Hatako maßgeblich von den scheiternden oder fehlgehenden Sportlerfiguren der 1920er Jahre: „Der trotz Ermüdung ununterbrochen weiter angetriebene Körper wird zum Sinnbild einer rasanten Vermehrung der Entropie“, so Kai Sicks, „und birgt das Menetekel eines vollständigen Produktionsverlusts mit sich.“<sup>92</sup> So bricht der Held in Werner Scheffs *Der Läufer von Marathon* wie sein antikes Vorbild am Ende des Laufs tot zusammen, hat er seine Kräfte doch tatsächlich restlos aufgebraucht und sich in irreparabler Weise verausgabt. „Die Höchstleistung“, das lehrt das mahnende Beispiel, „ist eine liminale Größe, die immerzu in eine Nicht-Leistung umzukippen droht.“<sup>93</sup>

### 5.2.3 Rückfälle in den Hungerkannibalismus

Zwar hatten die Lektionen des arabischen Händlers Hatako „einen Weg [gewiesen], wie er dem Hunger, der wie ein wildes Tier in den Gedärmen fraß, [...] entgehen konnte“,<sup>94</sup> doch in akuten Situationen auf der Flucht, fernab der Strukturen seiner Arbeitgeber, ist er wieder dem Hunger ausgeliefert und fällt in die Gesetze des Dschungels zurück. Der Text inszeniert kannibalisches Begehren und das Ringen des Protagonisten um Selbstbeherrschung:

---

91 Gronau, B. (2019), S. 37.

92 Sicks (2011), S. 172–173.

93 Sicks (2011), S. 179. Beides entfaltet Sicks an seiner Lektüre von Scheffs *Der Läufer von Marathon*. Zu dem Ende des 19. Jahrhunderts etablierten ernährungsphysiologischen Kräftemodell, in dem Körper- und Nervenkräfte nie vollends aufgebraucht werden dürfen, um Gesundheit und Arbeitsfähigkeit zu erhalten, vgl. Diezemann (2006), S. 19–22, insb. S. 20.

94 Heye (1921), S. 39. So lernt er etwa beim Verteilen der „tägliche[n] Ration von getrockneten Bananen, Maismehl oder Hirse“ nicht zu kurz zu kommen und bei Tauschgeschäften auf seinen Vorteil zu achten; Heye (1921), S. 39.

„Schneidend wie ein Schwerthieb kam der Hunger zurück, wühlte und fraß in ihm und peitschte seinen Sinn auf zu gieriger Wildheit. Ein unruhiges Feuer flackerte in seinen Augen, als er jetzt nochmals an die Beiden [zwei junge gefesselte Dschaggakrieger, J.K.] herantrat. [...] Der Blick, der jetzt über ihre nackten Körper glitt, erfüllte sie mit herzkältem Entsetzen – so heißhungrig und erbarmungslos blickten die wilden Hunde der Steppe. – Hinter seinen zuckenden Lippen blinkten spitze, schneeweiße Zähne auf, die braune Hand krampfte sich um den Griff des Messers. – Die Beiden stierten ihn aus hervorquellenden Augen an, wie von kaltem Winde berührt, erschauerten ihre nackten Glieder, da schloß er langsam die Augen und wendete den Kopf ab.“<sup>95</sup>

Die Variationen in der Fokalisierung erlauben es, sowohl die mühsam gezügelte Fresslust Hatakos mitzerleben als auch schauernd aus den Augen der Gefesselten auf Hatako zu blicken. Dabei lässt das Vokabular wenig Zweifel daran, dass sich diese Szene drohender Menschenfresserei mit ihren nackten Körpern, dem Hin und Her der Blicke, den zuckenden Lippen und krampfenden Händen auch als eine sexuell aufgeladene lesen lässt.

Während sich Hatako in dieser Situation maßigen kann, versagt seine Selbstkontrolle nur wenige Seiten später, als er einen in einer Fallgrube aufgespießten Menschen vorfindet:

„Aufs Neue überkam ihn die Schwäche und sprang ihn der Hunger mit der Wildheit eines Raubtieres an. Schmerzen krümmten ihm den Leib, die Knie zitterten unter ihm, blutrot wogte der Rausch des Hungers durch sein Gehirn. Er bäumte sich auf, knurrte und fletschte die Zähne und sprang mit einem Satze wieder an den Rand des Loches. Seine vor Schwäche bebende Hand riß die Stange wieder auf; er schob sie unter den Körper des Toten, keuchend ruckte und zerrte er die Last herauf, dann warf er sich in hemmungsloser Gier aufstöhnend mit dem Messer darüber. Ein paar rasche Schnitte, ein kurzer, hyänenartig glimmender Blick ringsum, und, das Fleischstück in der Faust, sprang er in das Dunkel des Waldes.“<sup>96</sup>

In dieser rasch ausgeführten Attacke auf die Leiche wird Hatako zum Aasfresser, zur Hyäne.<sup>97</sup> Knurrend und springend erscheint er als die hässliche

---

95 Heye (1922), S. 23.

96 Heye (1922), S. 27.

97 Bereits im ersten Buch ist das Heulen einer Hyäne zu hören als sich der hungrige Hatako an einen Verwundeten heranmachen will, aber von seinem englischen „Herrn“ verschucht wird; vgl. Heye (1921), S. 85. Zur undankbaren Rolle des ästhetisch wie moralisch abstoßenden Aasfressers, die die Hyäne in der symbolischen Taxonomie der Tiere einnimmt, vgl. Siegert (2012), S. 193.

„Missgestalt“ eines Raubtiers.<sup>98</sup> Unwürdig ist auch das Beutestück, das sofort beiseitegeschafft und zudringlichen Blicken entzogen wird, woraufhin dann das eigentliche Fressen jenseits der Szene im Verborgenen stattfindet. Diesen Rückfall in hyänenhaften Kannibalismus erzählt der Text in jeder Hinsicht als Rückschritt in das „Dunkel des Waldes“.

Bei aller Erniedrigung Hatakos in dieser Szene sollte nicht übersehen werden, wie der Text mit dem Gefressenen umgeht: Man kann in dieser Passage nur vermuten, dass es sich bei ihm um einen weiteren „Dschaggakrieger“ handelt,<sup>99</sup> denn er wird mit keinem Wort näher charakterisiert, sondern vollkommen entmenschlicht und verfleischlicht: In einer für Tiere bestimmten Falle wird „ein zuckender, stöhnender Körper“ aufgefunden, bald ist „in dem zerfleischten Körper da unten [...] kein Leben mehr“, danach erscheint der „Körper des Toten“ als „Last“, schließlich als „Fleischstück“.<sup>100</sup> Selbst in dieser demütigendsten aller kannibalischen Szenen des Romans ist also eine gewisse Komplizenschaft des Textes mit dem fressenden Kannibalen festzustellen. Mit Bhabha gilt es, die Ambivalenz auch dieser Szene zu ermessen: „[T]hose terrifying stereotypes of savagery, cannibalism, lust and anarchy [...] are the signal points of identification and alienation, scenes of fear and desire, in colonial texts.“<sup>101</sup> In dieser Weise bewegt sich selbst bei dem unfreiwilligen Rückfall Hatakos in den Hungerkannibalismus das Kannibalische zwischen Lust und Unlust, und schwankt zwischen Phobie und Fetisch, „phobia and fetish“.<sup>102</sup>

Hatako kann den hyänenhaften Verzehr von menschlichem Aas auch noch im Rückblick, nach dem Einsetzen der Sättigung gutheißen:

„Der einsame Grübler im Wald fühlte an seinen Bauch, und ein grimmi-  
ges Lächeln huschte über sein Gesicht. Es war Recht so; ohne Nahrung  
hätte er nicht weiter gekonnt. Und er mußte weiter“.<sup>103</sup>

Der Roman beschreibt seinen Helden gelegentlich auch als „einsamen“ oder „heimatlosen“ „Wanderer“,<sup>104</sup> hier zeigt er ihn für einen Moment als Melancholiker: In Einsamkeit befühlte Hatako seinen Bauch, der das Fleisch des Anderen birgt. Hatako hat sein Gegenüber vertilgt und ist allein zurückgeblieben. Dieser

---

98 Siegert (2012), S. 193.

99 Dies bestätigt sich erst im folgenden Kapitel in der Rückschau; vgl. Heye (1922), S. 29.

100 Heye (1922), S. 26–27.

101 Bhabha [1992], S. 72.

102 Bhabha [1992], S. 72. Vgl. auch Bhabha [1992], S. 74–75, in Anlehnung an Freud: „[F]etishism is always a ‚play‘ or vacillation between the archaic affirmation of wholeness/similarity [...] and the anxiety associated with lack and difference [...]. This conflict of pleasure/unpleasure, mastery/defence, knowledge/disavowal, absence/presence, has a fundamental significance for colonial discourse.“

103 Heye (1922), S. 29.

104 Vgl. z.B. Heye (1921), S. 17, 31; Heye (1922), S. 170.

Moment wird jedoch sofort von einer paradoxen, aber nicht uncharakteristischen Kombination von militärischer Disziplin und nihilistischer Indifferenz aufgefangen. Der Text versäumt es auch hier nicht, den Kannibalismus durch die sportliche Mission des Vorankommens zu rechtfertigen. Zugleich weist sich Hatako mit seinem grimmigen Lächeln nach dem Mahl als ein Esser jenseits der Moral aus. Seine Maxime der Energiezufuhr ist eine vollkommen antisoziale, die ihn aus Interaktion, Gemeinschaft und Ordnung herauslöst. Erneut bestätigt der Text die Inkompatibilität von Menschenfresserei und Sozialität. Hatako sind seine Fleischquellen so gleichgültig, dass er sogar eine Ziegenleber verzehrt, die ein Geschenk seines Feindes ist. Hier hält zwar selbst seine Hand kurz „vor dem Munde inne“, doch dann verzehrt er den Bissen mit den Worten „[...] Doch haizuru (macht nichts), Fleisch ist Kraft!“<sup>105</sup>

### 5.3 Kannibalisches Bodybuilding. Eine Kompensationsfigur

#### 5.3.1 Zur Kriegsverletzung

Als symbolische Kastration ist die Niederlage der deutschen Streitkräfte im Ersten Weltkrieg um 1920 allgegenwärtig in den sozialpolitischen und ästhetischen Diskursen um den sogenannten „Kriegskrüppel“ oder Kriegsinvaliden. Der versehrte Körper dieser Figur kann als „Emblem der Niederlage“ betrachtet werden und fungiert dabei als durchaus auch deutungsoffenes Medium der Verständigung über den Krieg und dessen Folgen, über Traumatisierung, Schock und Verwundung.<sup>106</sup> Neuartige Waffen in Kombination mit Schutzmontur und medizinischem Fortschritt führten dazu, dass Soldaten zuvor ungekannte Kriegsverletzungen erlitten und mit diesen weiterleben konnten, so etwa die sogenannten „Gueules cassées“ (auf Deutsch in etwa „kaputte Fressen“ oder „zerbrochene Schnauzen“), Kriegsverletzte mit völlig zertrümmerten Kieferpartien: „The science and technology of the First World War simultaneously destroyed and re-created the male body.“<sup>107</sup>

Davon dass Krieg heroische Männlichkeit also nicht nur hervorbringt, sondern dieses Konzept auch erschüttert und destabilisiert, legt beispielsweise

---

105 Heye (1922), S. 44.

106 Vgl. die einschlägigen Arbeiten von Sabine Kienitz, z.B. *Die Kastrierten des Krieges. Körperbilder und Männlichkeitskonstruktionen im und nach dem Ersten Weltkrieg* (1999), *Der verwundete Körper als Emblem der Niederlage? Kriegsinvaliden in der Weimarer Republik* (2004) und *Re-Konstruktionen. Der Erste Weltkrieg und die „Krise des Körpers“* (2011). Dabei geht es auch um die Aushandlung von Geschlecht; vgl. auch z.B. Föllmer / Graf / Leo (2005), S. 27; Lickhardt (2014), S. 424, 427.

107 Perry (2020), S. 169. Zur besonderen Häufigkeit schwerer Gesichts- und Kieferverletzungen durch Artilleriegeschosse, Schrapnellkugeln und kleine Granatsplitter vgl. z.B. Hagner (2000), S. 78; Kienitz (2011), S. 96. Zu den „Gueules cassées“ in Medizin, Kunst und sozialem Raum vgl. Hagner (2000), S. 78–87; Carden-Coyne (2012), S. 160.

die fotografische Ausstellung verstümmelter Männerkörper in Ernst Friedrichs Band *Krieg dem Kriege* (1924) eindrückliches Zeugnis ab, ebenso die Lithografien in Heinrich Hoerles *Krüppelmappe* (1920) oder die an ihren ganz buchstäblichen Kriegskastrationen zugrunde gehenden Protagonisten in Ernst Tollers Drama *Der deutsche Hinkemann* (1923)<sup>108</sup> und in Ernst Weiß' Erzählung *Franta Zlin* (1919):

„Franta Zlin hatte Fürchterliches zu erleiden. Sein Geschlecht war durch einen Schrapnellzünder ganz zerfetzt und der linke Knochen des Beckens zersplittert. Franta würgte an seinem Schmerz, er konnte sich seine Wut nicht herausstampfen. Selbst zum Schrei fehlte ihm die Kraft. [...] Man bat ihn, tückisch anspielend, um einen winzigen Zigarettenstummel, um ein kleines, abgebranntes Endchen, um ‚ein klein wenig Nichts‘, um einen ‚Tschik‘.“<sup>109</sup>

Die Figur des Kriegsversehrten bewegt sich in einem „eigentümlichen Raum zwischen medizinischem Problem, Künstlermuse und Nationalsymbol“,<sup>110</sup> wobei die Art des Umgangs mit dem invaliden Männerkörper eine Grenze zwischen rechtem und linkem Körperdiskurs markiert: „Auf der politischen Rechten galt die bleibende Kriegsverletzung nur dann als Ehrenmal, wenn damit keine Entstellung des männlich gesunden Körpers verbunden werden konnte“, so Sven Reichardt.<sup>111</sup> „Der Rassismus der Rechten baute auf dem unversehrten Körper auf und Männlichkeitsvorstellungen des ‚ganzen Kerls‘ markierten eine Grenze zum linken Körperdiskurs.“<sup>112</sup> Während sich die politische Linke des versehrten Körpers annahm, um die Zerstörungskraft des industrialisierten Krieges oder das Fehlen angemessener staatlicher Sozialleistungen anzuklagen, blieb die politische Rechte dem Ideal unverletzlicher Männlichkeit verhaftet und damit auf maskulinistische Kompensationsfantasien oder schlichte Verdrängung angewiesen.<sup>113</sup>

Artur Heyes *Hatako* ist nicht zuletzt ein Kriegsroman und sein Protagonist ein Soldat, der Verletzungen erfährt und den der Wunsch nach Rache den

---

108 „*H i n k e m a n n*: [...] Wenn nun einem ... der im Krieg war *Schluckend* zum Beispiel ... zum Beispiel ... das Geschlecht ... Geschlecht fortgeschossen wurde ... was ... was würde in der neuen Gesellschaft mit dem geschehen?“; Toller (1923), II/4, S. 29.

109 Weiß [1919], S. 91.

110 Carden-Coyne (2012), S. 157. Zu Letzterem vgl. auch Reichardt (2005), S. 213: „Im beschädigten Soldatenkörper symbolisierten und spiegelten sich zunehmend Tod, Niederlage und Zerstörung des nationalen Körpers, die in weiten Teilen der Nachkriegsgesellschaft verdrängt wurden.“

111 Reichardt (2005), S. 215.

112 Reichardt (2005), S. 215.

113 Zu diesen „Strategien einer Remaskulinisierung“ vgl. Kienitz (2016), S. 172. Vgl. auch Reichardt (2005), insb. S. 224–229.

gesamten Text hindurch antreibt. Ist das Motiv der Rache auch seit jeher fester Bestandteil des Anthropophagiediskurses, so erscheint es im Nachkriegskontext der Zeit um 1920 nochmals in anderem Licht: Nicht umsonst nennt man jene politischen Bestrebungen, die die Friedensvereinbarungen des Versailler Vertrags rückgängig machen wollten, revanchistische.<sup>114</sup> Hatako ist, dies zeige ich im letzten Abschnitt, nicht nur ein resilienter Soldat, sondern auch eine Rächerfigur. Neben den Szenen des Hungerkannibalismus gibt es auch solche, die durch Wut und Rache motiviert werden:

„Sein [Hatakos] Hunger war bald gestillt, doch nicht sein Rachedurst.  
Der trieb ihn auf den Spuren seiner Feinde weiter.“<sup>115</sup>

Kraftlose, lähmende und hilflose Wut, wie sie der schwerverletzte Franta Zlin bei Ernst Weiß in seinem Lazarettbett empfindet, existiert im *Hatako*-Roman nicht; hier verwandelt sich momenthafte Ohnmacht stets in „wahnwitzige[], alle Vorsicht vergessende[] Wut“, die eine aktivierende Wirkung entfaltet und sich in triumphalen Racheschlägen entlädt.<sup>116</sup> Zeigte der Text bereits in den Szenen elenden Hungerkannibalismus bei genauerem Blick ein zumindest partielles Einverständnis mit Hatakos kannibalischer Selbsterhaltung, so fällt die Billigung des rächenden, kriegerischen Kannibalismus noch offener aus. Die Romanhandlung verleiht diesen kannibalischen Taten eine edle Motivation, indem sie auf geschehenes Unrecht bezogen werden: Hatako übt blutige Rache an seinen Kriegsgegnern, die zugleich die der deutschen Armee sind.

### 5.3.2 Pornografische Ausstellung von Rachekannibalismus

Das Motiv der Rache ist konstitutiv für die Handlung beider Romanteile: Während die Handlung im ersten Buch von Hatakos Wunsch nach Vergeltung für einen von den Belgiern befohlenen militärischen Überfall auf seine Dorfgemeinschaft angeschoben wird,<sup>117</sup> steuert das zweite Buch auf die Rächung einer

---

114 Der kolonialrevanchistische Diskurs kreiste um die Idee der Wiederherstellung des Deutschen Kolonialreichs, die Wiedergutmachung der ungerechten „Amputation“ der Kolonien und den „Dolchstoß“, den die im Feld ungeschlagene deutsche Armee von inneren Feind:innen erfahren hätte; siehe I/2.2.

115 Heye (1921), S. 25.

116 Heye (1921), S. 26. Nur ganz zu Beginn muss Hatako in „ohnmächtiger Wut“ erleben, wie sein älterer Bruder infolge des Angriffs belgischer Askari getötet wird; Heye (1921), S. 12. Danach dominiert dann stets die „tierhafte[] Wut“, die „wahnsinnige[...] Wut“, die „alles verbrennende Flamme von Wut und Rachedurst“, die „rachsüchtige[] Wut“, usw.; Heye (1921), S. 16, 35; Heye (1922), S. 65, 98.

117 In der Konkurrenz der verschiedenen Kolonialmächte untereinander war das „Versagen“ der Belgier:innen im Kongo bei anderen Kolonialmächten längst sprichwörtlich geworden (Stichwort „Kongogräuel“); vgl. Joseph Conrads *Heart of Darkness* (1899).

getöteten weißen Frau zu, die Hatako in infantiler Unschuld verehrt hatte.<sup>118</sup> Hatako übernimmt hier eine Aufgabe, die eigentlich die „eines weißen Mannes gewesen wäre“, die dann jedoch „in ihrer Ausführung kulturell eingehogter und regulierter“ hätte ausfallen müssen.<sup>119</sup> Es ist die spezifische Freiheit dieser Textgattung, eines in Afrika situieren Abenteuerromans, die zum einen das volle Ausagieren aggressiver Rachewünsche zulässt und es zum anderen erlaubt, die Rolle des Rächers einer schwarzen Figur zuzuweisen. Völlig undenkbar wäre eine solche Konstellation in den zeitgleich entstehenden Texten der Rheinlandkampagne (siehe I/2.2).

In der ersten Rachehandlung tötet Hatako nacheinander vier belgische Askari, indem er sich im Schutz der Nacht und des dichten Pflanzendickichts als „todbringender Schatten“ an seine Opfer heranpirscht und diese einzeln überwältigt.<sup>120</sup> In der ersten kannibalischen Szene des Textes wird der Moment des Tötens durch ein Gebüsch verdeckt und so zensiert, die kannibalische Handlung dagegen voll präsentiert:

„Ein Herniederfahren der Klinge, ein einziger röchelnder Laut, den eine pressende schwarze Hand erstickte – zwei Körper sanken leise in das Gebüsch. Noch eine kurze schlagende Bewegung darin, dann richtete sich der Kannibale hoch auf, die Hand hielt einen zuckenden, blutigen Fetzen empor, den er mit seinen spitzen Zähnen faßte und verschlang. Zwei dünne Blutfäden liefen aus den Mundwinkeln herab.“<sup>121</sup>

Das Kannibalische wird nicht als das Obszöne jenseits der Szene verborgen,<sup>122</sup> sondern grell beleuchtet. Der Blick des Textes „bleibt starr auf den Gegenstand geheftet, von dem e[r] sich nicht lösen kann“, und entwickelt dabei selbst eine

---

Heyes Roman ist in diesen Fragen recht zurückhaltend und bewertet die koloniale Leistung der belgischen, britischen und deutschen Herrschaft nie explizit.

118 Das Verhältnis zwischen Hatako und der weißen Frau, der einzigen distinkten Frauenfigur im Text, wird retrospektiv und post mortem eingeführt und nur sehr kurz und holzschnittartig umrissen. Es scheint sich in gütigen Gesten der Frau und Hatakos kindlicher Dankbarkeit zu erschöpfen; vgl. Heye (1922), S. 62–64. Ein sexuelles Verhältnis hat nicht stattgefunden, dies betont der Text implizit: „[E]r hing an dieser Frau und hat mir oft, unbefangen wie ein Kind, von ihr erzählt“, so der deutsche Arzt; Heye (1922), S. 70.

119 Bischoff (2018), S. 213. Bischoff legt nahe, dass Hatako mit seiner unregulierten, kannibalischen Rache einen Akt vollzieht, der „für einen weißen Leser zwar begehrenswert, aber sozial verboten war“; Bischoff (2018), S. 214. Zu diesem Begehren vgl. auch Bischoff (2011), S. 16.

120 Heye (1921), S. 23.

121 Heye (1921), S. 21.

122 „Das Obszöne beginnt dort, wo die Repräsentation versagt: in der Darstellung von Sexualität, Verbrechen, Horror, Grausamkeit und Gewalt“, so Andrea Allerkamp zu Kleists *Penthesilea*; Allerkamp (2019), S. 137. Siehe II/6.2.1.



kannibalische Schaulust.<sup>123</sup> Was Hatako praktiziert, ist so etwas wie eine idealtypische Bilderbuchvariante wilden Kannibalismus:<sup>124</sup> Mit der bloßen Hand wird in den Körper des Feindes gegriffen, sein Herz aus der Brust gerissen und dieses sofort, roh und blutig, zuckend, also gleichsam noch lebendig, aufgefressen. Lebensphilosoph:innen, die wie Ludwig Klages in *Vom kosmogonischen Eros* (1922) über „die tatsächliche Zerreißung eines lebendigen Leibes“ fantasieren, kommen hier auf ihre Kosten.<sup>125</sup> Die Drastik und Explizitat produziert dabei bei Weitem keine so heftigen Abstoßungseffekte wie etwa der kannibalische Splatter in Wilhelm Lamszus’ *Das Menschenschlachthaus* (1912). Primäre Aufmerksamkeit erfährt bei Heye schließlich die vitale Körperlichkeit des sich anschleichenden, tötenden und fressenden Kannibalen, sekundär ist dagegen die Körperlichkeit der Opfer, bei denen nur der hinterlassene Hohlraum kurzes Interesse erregt: „Die Leute der Expedition umdrangten die leblosen Körper und deuteten auf die zerklaftten Brüste, die keine Herzen mehr bargen.“<sup>126</sup>

Der Eindruck, dass Heyes Text die kannibalischen Exzesse seines Helden in pornografischer Weise ausstellt, bestätigt sich spätestens in der finalen Rachehandlung, dem Kampf gegen den für den Tod der weißen Frau verantwortlichen „Dschaggakonig“ Melis:

„Beide Hände abwehrend vorgestreckt, prallte der König zurück, ein wildes Gesicht mit spitzen weißen Zähnen erschien dicht vor dem seinen – es war das Letzte, was der Dschaggakonig sah. – Mit pfeifendem Hiebe fuhr die Klinge herunter, mit seinem Schädel zersprang klirrend das Kupferband um seiner Stirn, und noch ehe der zusammenbrechende Körper den Boden berührte, sauste die Klinge aufs neue herab, spaltete ihm die Brust – in den aufspringenden Blutstrahl tauchte die braune Hand des Wilden und riß ihm das zuckende Herz heraus. Mit schrill trillerndem Schrei schwang er es in brennender Rache hoch in die Luft, und in wilder Wut bisßen und rissen seine Pantherzahne in den blutigen Fetzen hinein.“<sup>127</sup>

Am Ende von Hatakos Bildungsweg sehen wir das Kannibalische nicht getilgt, sondern gesteigert. Diese letzte kannibalische Szene des Romans wiederholt

---

123 Mattenklott (1982), S. 224. „Wahllos frißt es [das gefräßige Auge] in sich hinein, worauf es stiert; eine Gier, nicht zu kurz zu kommen, deshalb kein Augenblick, sondern ein langes Würgen“; Mattenklott (1982), S. 225. Diese Schaulust am Kannibalischen ließe sich mit Gert Mattenklott und Christian Moser selbst als eine kannibalische fassen; siehe II/4.2.2.

124 Zur „Bilderschule“ des wilden Afrikas vgl. bereits die stereotype Figurenzeichnung Hatakos sowie z.B. Jäger (2006), insb. S. 136–138; Zeller (2008), S. 165–203.

125 Klages [1922], S. 465.

126 Heye (1921), S. 24.

127 Heye (1922), S. 120.

die Bilder der ersten, ist aber dem Prinzip pornografischer Selbstüberbietungslogik Folge leistend noch gewaltvoller, noch dynamischer und blutiger und von einem orgiastischen „schrill trillernden Schrei“ gekrönt.<sup>128</sup> Die „extremen Schauwerte des Kannibalismus“ können in der Genreliteratur voll ausgeschöpft werden: Heyes Text nähert sich hier der drastischen Visualität des Exploitation-Films.<sup>129</sup> Dabei ist die Aktivierung des:r Leser:in ein wichtiges Moment, sowohl für Heyes Kannibalenroman als auch für andere Genres, die wie die Pornografie die Art der Rezeption relativ eindeutig vorgegeben.<sup>130</sup> Bezeichnend ist auch, dass in *Hatako* beide Szenen des kriegerischen Rache-Kannibalismus in den entscheidenden Sätzen den Fokus weniger auf den verschlingenden Mund des Kannibalen als auf dessen spitze Zähne legen, sind diese doch mit der Semantik der Penetration vereinbar: Hatakos Klinge „spaltet“ den Körper, seine Hand „taucht“ in diesen hinein, seine Zähne „beißen und reißen“ in das Fleisch „hinein“. Auf inhaltlicher Ebene könnte man Hatakos Rache-Kannibalismus als symbolische Vergewaltigung des Feindes dechiffrieren, jedenfalls aber sind in Heyes Text auf der Ebene der Darstellungsweise das Kannibalische und das Pornografische eine enge Verbindung eingegangen: Sie treffen sich in ihrem Fokus auf das Aufeinandertreffen von Figurenkörpern, der Explizitheit, Repetition und Steigerung, der Auflösung der Szene in bewegte Körperpartialobjekte und dem indiskreten Blick ins Körperinnere.

Dieser Exzess muss in der Folge freilich „nach den Gesetzen der Europäer bestraft“, *Hatako* also „wegen Kannibalismus“ in der Hierarchie der deutschen Armee „degradiert“ werden.<sup>131</sup> Dass dies als Ungerechtigkeit zu werten ist, legt die inoffizielle Anerkennung von Hatakos Leistung durch seine Vorgesetzten

---

128 Worin genau die Ästhetik des Pornografischen besteht, ist literatur- bzw. medienwissenschaftlich gar nicht so leicht zu erfassen. Definitionsversuche scheinen auf eine normative Bewertung ästhetischer Qualität nicht verzichten zu wollen; vgl. Nesselhauf (2021): Die pornografische „Selbstüberbietungslogik [...] [muss] einer schematischen Wiederholung des Immergleichen [...] durch simple ‚Reizübersteigerung‘ den zunehmenden Exzess gegenüberstellen“, weshalb sie „zwangsläufig ‚ihren Reiz durch die ‚Steigerung‘ von ‚Quantität‘ und ‚Intensität‘ erhöht, während ‚erotische‘ Literatur dies durch ‚Verfeinerung‘ der ‚Qualität‘ tut“; Nesselhauf (2021), S. 45–46, unter Zitation von Hans-Dieter Gelferts *Was ist gute Literatur?* (2010). Wesentlich neutraler verfährt Niklaus Largier, bietet aber keinen genuin ästhetischen Bestimmungsversuch, abgesehen von der geläufigen Unterscheidung in Soft- und Hardcore: „Weiche‘ Pornographie fingiert sexuelle Akte, ‚harte‘ zeigt ihren Vollzug“; Largier (2003), S. 128.

129 Vgl. Brittnacher / May (2013), S. 390: „Auf die extremen Schauwerte des Kannibalismus spekulierte in den 1970er Jahren ein Subgenre der sog. Exploitation-Filme; ausgehend von Umberto Lenzis *Mondo cannibale* (1972) riefen sie eine Tradition des Kannibalenfilms ins Leben, die diesen als eine bei ‚Primitiven‘ in Afrika oder bei noch nicht entdeckten Stämmen in Übersee verbreitete Art des Umgangs mit blonden und weißhäutigen Europäern ausgab.“

130 Zur „Aktivierung“ des:r Pornografierezipient:in vgl. Nesselhauf (2021), S. 39–40, 46; ebenso Largier (2003), S. 127.

131 Heye (1922), S. 131, 156.

nahe: Der deutschen Kolonialtruppe hat er sich als wertvoller Kämpfer und den weißen deutschen Soldaten als „guter verlässlicher Kamerad [...] in Kampf und Not“ erwiesen.<sup>132</sup> Mit solchen Sätzen wird der Kannibale und seine kanibalische Art der Kriegsführung voll in die deutsche Armee integriert. Hatako vereint die Qualitäten des wilden Kannibalen mit denen des treuen Askari und synthetisiert damit „zwei emblematische Figuren“ des deutschen kolonialen Diskurses der Nachkriegszeit.<sup>133</sup> Erst diese Synthese erlaubt das Ausleben von Fantasien ungezügelter Aggression im Text, ohne dass in ihm zivilisatorische Gewissheiten oder die koloniale Ordnung ins Wanken gerieten. Der Text macht keinen Hehl daraus, dass der Kannibale in der deutschen Schutztruppe anheuerte, um „Menschen [zu] jagen“,<sup>134</sup> zugleich aber ist im Askari, so Wolfgang Struck, „die Vorstellung einer afrikanischen Widerständigkeit gebannt.“<sup>135</sup> Erneut zeigt sich die Ambivalenz des kolonialen Blicks, dem das Andere zum Objekt des Begehrens, aber auch der Belustigung werden kann.<sup>136</sup> Dass Kannibalismus insbesondere von den der Armee angehörigen Figuren jovial und „augenzwinkernd“ behandelt wird,<sup>137</sup> kann nur funktionieren, weil sich Hatakos kanibalische Aggression selbstverständlich niemals gegen seine Herren richtet. Dieser „gemischten“ Figur, dem kanibalischen Askari, kann ein deutscher Leutnant ohne Angst die Hand schütteln und in einem „fröhlichen Mischmasch von Deutsch und Kisuaheli“ auf ihn einreden:

---

132 Heye (1922), S. 132. Ähnlich auch der deutsche Unteroffizier: „Meine Sache ist es, daß Du uns brav geholfen hast“; Heye (1922), S. 131. Sandra Maß (2006), S. 158–169, zeigt, dass Askari in der Erinnerungskultur der Nachkriegszeit in den Kameradschaftsmythos aufgenommen wurden, also weithin als „schwarze Kameraden“ anerkannt waren; Maß (2006), S. 164. „[V]ereinzelt“ wurden sie sogar „narrativ in das *deutsche* Soldatenkollektiv integriert“, in Ausnahmefällen gar als „Helden“ bezeichnet; Maß (2006), S. 164, 167, Herv. J.K.

133 Struck (2010), S. 48.

134 Heye (1921), S. 113.

135 Struck (2010), S. 80. Struck liest Hatakos Werdegang als einen „[v]on der unkontrollierbaren Beweglichkeit des Kongo-Kannibalen“ hin „zur statuarischen Festigkeit des den Europäer stützenden Askari“; Struck (2010), S. 78. „Der ganze Text stellt sich dar als eine Bemühung, das am Anfang von ihm selbst aufgerufene Bild des Kannibalen wieder in Vergessenheit geraten zu lassen, es zu überschreiben, indem er es in ein vertrautes Bild des ‚treuen Askari‘ überführt“; Struck (2010), S. 79. Relativierend ist anzumerken, dass genau im Kannibalischen bis zum Schluss der Reiz der Hatako-Figur besteht und diese andersherum schon von Beginn an soldatische Züge zeigt: aufrechte Haltung und ein ausgeprägtes Ehrgefühl, Loyalität, Gewissenhaftigkeit, Gehorsam und Durchhaltevermögen.

136 Vgl. Bhabha [1992], S. 67: „[O]therness‘ [...] is at once an object of desire and derision“.

137 So auch Fulda (2001b), S. 290.

„Hatako, altes Raubein! Hast Du Dich wieder einmal ausgetobt da oben?  
– Das ist eine Zeit nach Deinem Herzen, nicht? Jetzt kannst Du Deine schwarzen Brüder, da draußen, in die Wurst hacken!“<sup>138</sup>

Führt man sich vor Augen, welche Bedrohlichkeit das kannibalische Andere in kolonialen Texten lange ausstrahlte, wird deutlich, wie viel von seinem Schrecken es in diesem Bereich um 1920 eingeübt hat. Heyes *Hatako*-Roman hat die Figur des:r wilden Kannibal:in völlig der deutschen Unterhaltungsliteratur einverleibt. Der Kannibale Hatako kann als Untergebener Gegenstand gutmütiger Belustigung werden und sein Tun erzeugt weniger Entsetzen und Abscheu als vielmehr sportliche, militärische und maskulinistische Begehrlichkeiten.

### 5.3.3 Der Askarikörper zwischen Fetisch und Funktion

Die Hauptattraktion von Heyes Roman ist die Physis Hatakos, der fetischisierte Kannibalenkörper (siehe II/5.1.1). Mit Wohlgefallen wird in der deutschen Armee nicht nur die Effektivität kannibalischen Kriegerturns, sondern auch der Körper des Kannibalen selbst zur Kenntnis genommen. Die auf diesen gerichteten Blicke werden von den fachkundigen Kommentaren des Stabsarztes angeleitet:

„Hatako sprang auf, schlank und straff stand sein nackter, nur mit dem Lendenschurz bekleideter Körper vor den Offizieren. [...] [S]chauen Sie sich nur mal diesen Körper an. Ich habe selten solch ein Beispiel von Kraft, bei aller Feinheit des Gliederbaus gesehen, wie dieses“<sup>139</sup>

Was Heyes Text hier implementiert, ist ein weißer, hungriger und so schamlos staunender wie besitzergreifender deutscher Blick auf den Körper des afrikanischen Soldaten. In unablässigen Wiederholungen umschreibt der gesamte Roman – und hier müsste man ihn schon fast als Camp-Literatur lesen – den Körper seines Protagonisten als genau diese von dem deutschen Arzt bezeichnete Synthese von Kraft und Feingliedrigkeit, von „stählerner“ Härte und raubkatzenhafter „Geschmeidigkeit“<sup>140</sup>

---

138 Heye (1922), S. 78.

139 Heye (1922), S. 66–67. Vgl. auch den Blick des britischen Großwildjägers, der Hatako aus einer Gruppe potenzieller Träger auswählt: „Auf dem Menschen vor ihm, dessen fast nackter Körper nichts als Kraft und unbändige Wildheit atmete, blieb sein Auge länger und weniger gleichgültig haften“; Heye (1921), S. 50.

140 Hatakos „Glieder [sind] stählern und geschmeidig“; den Anforderungen der Jagd sind „seine wie aus Stahl geschmiedeten Glieder spielend gewachsen“; „[g]eschmeidig und leise wie eine Katze stieg der Wilde ans Ufer“; seine „kraftvoll schlanke Gestalt straff-

Das von Hatako erfüllte Körperideal ist das des hypermaskulinen Hard Body – ein Begriff, der in der Forschung bereits genutzt wurde, um den Körper des kannibalischen Serienkillers Patrick Bateman in Bret Easton Ellis' *American Psycho* (1991) zu beschreiben:<sup>141</sup> „Das Individuum, das über einen *hard body* verfügt, grenzt sich scharf gegenüber dem Außen und dem Anderen ab. Der harte Körper dient als schützende Hülle, die einen kostbaren inneren Kern vor verderblichen äußeren Einflüssen bewahren soll.“<sup>142</sup> Indem der Text Hatakos Körperglieder immer wieder explizit als „stählern“ ausweist, schöpft er aus einem ganz anderen Register als dem stereotypen Vokabular des „Dschungels“. Der Roman verortet sich auch damit im Kontext des Ersten Weltkriegs, der von bellizistischen Stimmen um 1914, teils auch noch nach 1918, zu einem revitalisierenden „Stahlbad“ verklärt wurde.<sup>143</sup> Der kampferprobte Kannibale Hatako ähnelt dem von Ernst Jünger beispielsweise in *Der Kampf als inneres Erlebnis* (1922) entworfenen Ideal neuer Maskulinität:

„Der Geist der Materialschlacht [...] erzeugte Männer, wie sie bisher die Welt nie gesehen. Es war eine ganz neue Rasse, verkörperte Energie, mit höchster Wucht geladen. Geschmeidige, hagere, sehnige Körper, markante Gesichter, Augen in tausend Schrecken unterm Helm versteinert. Sie waren Überwinder, Stahlnaturen, eingestellt auf den Kampf in seiner gräßlichsten Form.“<sup>144</sup>

In dem so futuristischen wie regressiven Typus des Weltkriegssoldaten wird, so Inka Mülder-Bach, die „Vorstellung einer schmerzimmunen technoiden Maschine mit der einer triebhaft-animalischen Aggressivität“ überblendet.<sup>145</sup> Der Kannibale, eine archetypische Figur triebhaft-animalischer Aggressivität, eignet sich, wenn man ihn nur in dieser vulgärvitalistischen Weise versteht, für den Entwurf jenes neuen heroischen Menschen-, genauer Männerbildes, das Rechtsradikale um 1920 zu entwickeln versuchten. Ein kannibalischer Kriegsheld wie Hatako dient damit vor allem als kompensatorische Sehnsuchtsfigur.

Kompensatorisch funktioniert der Roman auch hinsichtlich der Wirksamkeit, die individuellem Handeln zugestanden wird: In *Hatako* sind die

---

te sich, wach und in höchster Lebendigkeit glitten seine Augen herum, und katzenhaft leise und geschmeidig wurde sein Tritt“; Heye (1921), S. 37, 68, 16; Heye (1922), S. 17.

141 Vgl. Poole (1999), S. 182–183; Moser (2005), S. 115–124.

142 Moser (2005), S. 117.

143 Zur Konjunktur der „Stahl“-Metapher in Bellizismen des Ersten Weltkriegs vgl. z.B. Jahr / Kaufmann (2014), S. 210–211. In den Quellen begegnet der Krieg begegnet etwa als ein mit „fast allmächtiger Heilkraft ausgerüstetes Stahlbad [...] für die im Staub langer Friedensjahre und einformiger Berufstätigkeit verdorrten und verschmachten den Nerven“; Eulenberg (1915), S. 1.

144 Jünger [1922], S. 61.

145 Mülder-Bach (2000), S. 13. Vgl. auch Mülder-Bach (2008), S. 125.

Taten eines Mannes schlachtentscheidend,<sup>146</sup> hier kann Krieg noch als „eine stolze Probe der Kraft“ erlebt werden.<sup>147</sup> Anders als den mit Fernwaffen operierenden bzw. diesen ausgesetzten Soldaten in den Schützengräben des Ersten Weltkriegs erlebt Hatako militärische Auseinandersetzungen von größter Unmittelbarkeit: Der Kannibale stellt seine Gegner im Zweikampf und kommt ihnen fressend denkbar nahe. Hatakos kriegerischer Rachekannibalismus ist das exakte Gegenbild zum Hantieren mit Distanzwaffen, wobei die Pointe des kanibalischen Soldaten natürlich darin besteht, dass sein Körper selbst die Waffe ist. Wie im Körperbild der sich um 1920 formierenden Freikorps und Wehrsportverbände wird in *Hatako* männliche Körperlichkeit als genuin gefährliche Körperlichkeit begriffen, trainiert und in Szene gesetzt.<sup>148</sup> Gezeichnet wird ein hypermaskuliner, gespannter, energiegeladener und mit seinen anschwellenden Adern gleichsam erigierter Körper:

„Plötzlich duckte und spannte sich sein Körper [...], die Adern der um den Messergriff gekrampften Hand schwellen an, weiß blinkten die Zähne.“<sup>149</sup>

„Langsam richtete sich der dunkle, nasse Körper im Uferschlamm auf, drohend und hell wie die Klinge seines Messers in der erhobenen Faust

---

146 Mit der Tötung Melis beendet Hatako im Alleingang den „Aufstand“, der wiederum dem Wirken eines einzigen Mannes zuzurechnen ist: „Melis Wort und Wille allein war die Kraft, [...] die den ganzen Aufstand gemacht hatte. Wenn Meli getötet wurde, war der Wadschaggaaufstand zu Ende!“, Heye (1922), S. 76. Zur „Romantisierung“ des Ersten Weltkriegs auf dem afrikanischen Kontinent in der deutschen Erinnerung nach 1918 vgl. Maß (2006), S. 152, 131–135 (= „Der ritterliche Krieg in Afrika und die Materialschlacht Europas“).

147 Jünger [1925], S. 54. Ganzes Zitat: „Und wie die Fabrik das Handwerk und seine Eigenart zu vernichten drohte, so schien auch in einer irrsinnigen Flut des Materials alles Glänzende und Heldische zu versinken, das einem gesunden männlichen Gefühl von jeher den Kampf als eine stolze Probe der Kraft und als die prächtigste Äußerung des Lebens einer unmittelbaren Vernichtung gegenüber erscheinen ließ“, Jünger [1925], S. 53–54.

148 Zur Imagination jedes Männerkörpers als potenziell gefährlich vgl. Bischoff (2009). Siehe II/3.2.3 zum kanibalischen „Trieb“ und II/3.3.1 zum Lustmorddiskurs. Vgl. die männlichen Körperbilder der politischen Rechten in der Weimarer Republik: „Bei den radikalen Wehrverbänden verband sich die Jugendlichkeit mit dem Gestus einer potentiell gefährlich vorgestellten Virilität“, Reichardt (2005), S. 221. „So inszenierten sich gerade die Nationalsozialisten [...] als eine durch den Ersten Weltkrieg erneuerte Bewegung [...], die aus jungen und dynamischen, kompromißlosen, gewaltbereiten und gefährlichen Männerleibern zusammengefügt war“, dagegen galt der „vergleichsweise gemüthliche[] Männermilitarismus [des Wilhelminischen Zeitalters] nach 1918 als überholt und veraltet“, Reichardt (2005), S. 219.

149 Heye (1921), S. 19.

blinkten die spitzen Zähne des Kannibalen in Wildheit und Rachgier über den Fluß.<sup>150</sup>

„Rücken und Schenkel spannten sich zum Sprunge – wie eine abschnellende Feder flog der nackte Körper in weitem, lautlosen Satze“.<sup>151</sup>

Wurde mit dem Ersten Weltkrieg die „Verletzungsoffenheit des menschlichen Körpers“ als Schwachstelle moderner Kriegsführung nur zu deutlich,<sup>152</sup> so darf es in der Abenteuerliteratur andersherum sein: Hatakos kriegerische Erfolge verdanken sich ganz seiner exzeptionellen körperlichen Potenz. Hatakos Muskeln sind also anders als die des Bodybuilders – einer Figur, die Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts entstand – nicht nur schön, sondern auch funktional.<sup>153</sup> Ihre spezifische kompensatorische Wirksamkeit entfaltet die Hatako-Figur, indem sie eine funktionale kriegerische Fitness verkörpert, und zwar zu einem Zeitpunkt, als sich die Stählung des Soldatenkörpers soeben unfreiwillig als Bodybuilding erwiesen hatte – als Form ohne Funktion – und andernorts, etwa in Ernst Tollers *Hinkemann*, der aus dem Krieg zurückgekehrte „Muskelmann“ nur noch als Schausteller auf dem Rummelplatz auftreten darf.<sup>154</sup>

#### 5.3.4 Hatakos Regenerationsfähigkeit

Dass die Hatako-Figur in der Nachkriegsliteratur so erfolgreich sein konnte, liegt zuletzt auch daran, dass diese nicht nur Hunger und Erschöpfung, sondern auch die Kriegsverletzung kennt. Dies ist zunächst mit einem gewissen Widerspruch verbunden, wird die militärische Härte und Geschlossenheit des Askari-Körpers doch so sehr auf die Spitze getrieben, dass dieser in manchen Szenen wortwörtlich zur Statue erstarrt: Der „nackte[] Askari“ steht „unbeweglich wie ein Bronzestandbild“ vor seinem Hauptmann.<sup>155</sup> „Wie aus Stein gehauen“ oder

---

150 Heye (1921), S. 12–13.

151 Heye (1921), S. 21.

152 Reichardt (2005), S. 206. Vgl. auch z.B. Kienitz (2011), S. 100.

153 Vgl. Scheller (2012), S. 41: „Während der Fitness-Körper nicht nur ‚schön‘, sondern immer auch funktional [...] sein soll, ist der Körper des Bodybuilders funktional nur in Bezug auf das Bodybuilding selbst.“ Dies gilt in dieser Klarheit noch nicht für die Kraftsportler um 1900, die wie Eugen Sandow, gemeinhin als erster Bodybuilder bekannt, noch Gewichte stemmten. Erst mit der Gründung der International Federation of Bodybuilders im Jahr 1946 war die Teilung von Form und Funktion im Muskelsport vollends besiegelt: „Neu [...] war, dass die IFBB streng zwischen dem Gewichtheben und der Kraftästhetik des Bodybuildings unterschied“; Scheller (2012), S. 42.

154 Vgl. Toller (1923), II/3, S. 16–23. Siehe Eingangszitat.

155 Heye (1922), S. 68.

„steif und stumm wie eine Holzfigur“ ragt seine „dunkle Gestalt“ im Raum.<sup>156</sup> Man könnte Hatakos gestählten Hard Body als eine spezifische Ausprägung jenes „Körperpanzer[s]“ verstehen, den Klaus Theweleit als *Männerphantasie* (1977/78) der Freikorpsliteratur beschreibt.<sup>157</sup> Neben der Entdifferenzierung unorganisierter Massen ist es „die Körperöffnung bzw. die Körperfalte, welche die glatte Oberfläche zerstört“, die diesem Diskurs als „Inbegriff des Ekelhaften“ gilt (siehe II/2.1.2 und II/2.2.2).<sup>158</sup> Punktuell werden die Wunden Hatakos vom Text als durchaus drastische Perforationen seiner Körperhülle in Szene gesetzt, etwa als nach einer Schlacht „unter den abgelösten Fellverbänden die bis auf das Weiß der Knochen gerissenen blutigen Wunden seiner Schulter sichtbar wurden.“<sup>159</sup> Auch „Blutverlust“ schwächt den Kannibalen natürlich ganz erheblich.<sup>160</sup> Letztlich verhält sich Hatakos Körper zur Kriegsverletzung aber kaum anders als zur sportlichen Herausforderung. Um das Ziel zu erreichen oder den Sieg zu erringen muss körperliche Schwäche durch Willenskraft überwunden werden:

„Jeder Mann wurde da unten gebraucht und er lag hier, festgehalten von seinen Wunden, wie ein krankes Tier. – Knirschend biß er die Zähne zusammen, straffte wütend alle Muskeln und hob stöhnend vor Schmerz und Schwäche den Oberkörper auf die stützenden Arme.“<sup>161</sup>

Anders als die ans Lazarettbett gefesselten Figuren anderer deutscher Nachkriegstexte ist Hatako nicht hilflos: Selbstständig weiß er seine Wunden zu versorgen, sei es mit Blättern und Baumbast oder mit zerkautem Gras und Leopardfellstreifen.<sup>162</sup> Hatakos Wundheilung geht stets sehr rasch vonstatten, und muss er doch einmal „lange dumpfe Wochen im Bomalazarett“ aushalten,

---

156 Heye (1922), S. 156, 66.

157 Theweleit [1977/78], Bd. 2, S. 162. Zu Jüngers Apologie der „Stahlgestalten“ der Freikorps vgl. Breuer (1990), S. 597–598. „Theweleit entziffert Jüngers Kriegsbeschreibungen und insbesondere die Ideologie des neuen Kriegers als Effekt einer bestimmten historischen Form männlicher Triebmodulation. [...] Der in Familie, Schule und Kaserne in einem schmerzhaften Prozess antrainierte ‚Körperpanzer‘ (in der gewalttätigen Selbstformierung des Kriegers sowie in der geschlossenen ‚Ganzheitsmaschine Truppe‘) wird schließlich zum Ort lustvoller Erfahrung und bildet durch die Verbindung von Lust und Schmerz die Basis für ein dauerhaftes Aggressionspotential“; Martus (2001), S. 25–26. So kann sich „animalischer Instinkt als Heroismus der Tat ausweisen“, wobei „Kreatur und Panzer“ – eine Figur die „Kehrseite“ der anderen – die Männerbilder der Nachkriegszeit bestimmen; Lickhardt (2014), S. 428.

158 Moser (2005), S. 117, unter Verweis auf Menninghaus (1999), S. 76–159.

159 Heye (1922), S. 132.

160 Heye (1922), S. 123–124.

161 Heye (1922), S. 125.

162 Vgl. Heye (1921), S. 109; Heye (1922), S. 124. Eine „Technikfolgeschichte“; Kienitz (2011), S. 94; muss am Körper Hatakos wohl kaum erzählt werden, stammen doch die



so wird umgehend versichert, dass er „[s]chon nach wenigen Tagen [...] außer Gefahr [war]“.<sup>163</sup> Hatakos Gesundheit, sein „gesundes Blut“, wie es in biologisch-essentialisierender Weise heißt,<sup>164</sup> verleiht ihm eine schier übermenschliche Regenerationsfähigkeit: „Kraftquellen [...] aus zahllosen Ahnengeschlechtern naturverbundener Wilder [speisen] seinen Körper“, heißt es an zentraler Stelle.<sup>165</sup> Liegt eine so „gesunde“ körperliche Substanz vor, ist Heilung kaum mehr als Stärkung – und so ist Nahrung Hatakos beste Medizin. Nach einer Verwundung (am Bauch übrigens) übergibt der Arzt die Verantwortung rasch an den Koch:

„Die wenige Weiterbehandlung, die der nötig hat, übernimmt am besten der Koch. Der Mann muß ein paar Mal die doppelte Fleischration und vielleicht noch einen Tag Ruhe bekommen, dann ist er wieder auf der Höhe.“<sup>166</sup>

Tatsächlich ist es schon am übernächsten Tag soweit: „Am anderen Morgen zog er eine neue Uniform an, ging zum Feldweibel und meldete sich gesund.“<sup>167</sup> Während der Körper von Franta Zlin in Ernst Weiß' kleiner Erzählung „zerfetzt“, „zersplittert“ und „zertrümmert[]“ wird, und dies auch bleibt,<sup>168</sup> und sich auch in Franz Kafkas *Ein Landarzt* (1918) die Wunde des Bettlägerigen nicht wieder schließen wird, hält sich Heyes *Hatako*-Roman immer nur sehr kurz bei den Verwundungen seiner Figur auf. Nicht selten werden die Verletzung und deren Überwindung in einem einzigen Satz erzählt.<sup>169</sup> Von etlichen Jahren erfolgloser Heilungsversuche berichtet dagegen Erich Kuttners Artikel *Vergessen! Die Kriegszermalmten in Berliner Lazaretten* (1920)<sup>170</sup> und auch in

---

schwersten Verletzungen, die diesem im Roman je zugefügt werden, von den Klauen eines Geparden.

163 Heye (1922), S. 145–146.

164 Heye (1922), S. 146.

165 Heye (1921), S. 37. In ähnlicher Weise, aber in anderem Kontext beschwört auch Thomas Mann in seiner Rede *Von deutscher Republik* (1922) die vitalisierende Kraft des Kannibalischen. Mit Novalis will er „das Organisch-Animalische“ und seine „anthropophagische Wurzel“ nicht nur in Erotik und Sympathie entdecken, sondern sogar im deutschen Republikanismus; Mann, Th. [1922], S. 551. Vgl. Fulda (2001b), S. 259–260.

166 Heye (1922), S. 67.

167 Heye (1922), S. 71.

168 Weiß [1919], S. 91. Dieser Protagonist wird nie gesund und stirbt einen gewaltsamen Tod.

169 Z.B. Heye (1922), S. 125: „Blut rann ihm aus einer Stirnwunde in die Augen, Blut aus den zerfetzten Schultern, an den Armen und aus ungezählten Rissen und Wunden am Körper herab; der peitschende Regen wusch die roten Bäche ab und die Kühle des Wassers stärkte ihn und half ihm, den Willen zu spannen zu letzter Anstrengung.“

170 Der Artikel erschien am 09.09.1920 im sozialdemokratischen *Vorwärts*: „[W]ieviele [...] haben sich jemals die Frage vorgelegt, wie der Körper eines Menschen aussehen

Wilhelm Lamszus' *Das Irrenhaus* (1919) folgt auf die Kriegsverletzung eben nicht einfach die Heilung:

„Schwester, was sagten Sie, ich müßte nichts als Schonung haben, dann könnte ich bestimmt spätestens morgen fahren... ja, ich will mich schonen, will mich schonen wie ein rohes Ei und nichts, gar nichts mehr denken und ausgrübeln. [...] Das wird vorübergehen, und in ein paar Tagen wird er wieder im Garten umherspringen...“<sup>171</sup>

„Dreimal hab ich versucht mich aufzuraffen, und jedesmal mußte ich mich wieder legen. [...] [W]ie lange noch ... [...], ich stehe hier nicht wieder auf...“<sup>172</sup>

Hatako dagegen trägt keine bleibenden Schäden davon, langwieriges Elend und vereinsamende Schmerzen kennt er nicht, nie infizieren sich seine Wunden, Narben entstellen ihn nicht, sondern sind ihm kriegerischer Schmuck oder stolzes Abzeichen, Körperfunktionsbeeinträchtigungen, Deformationen oder Amputationen spielen keine Rolle, psychische Traumata sind inexistent. Die geschlossene Schönheit des Männerkörpers bei Heye *Hatako*-Roman zeugt von einem körperpolitischen und ästhetischen Konservatismus. Der Text hat Teil an einem Diskurs, der an Kriegsinvaliden die „ungeschriebene Verpflichtung [richtet], unsichtbar zu werden“<sup>173</sup> und Verwundungen, insbesondere psychische, als „heimliche Krankheit“, so erneut Toller, mit sich herumzutragen.<sup>174</sup> Letztlich verweist die auftrumpfende Hyperpräsenz des potenten Kriegerkörpers in *Hatako* also auf eine klaffende Leerstelle. Während Toller, Kuttner und Lamszus Kriegsinvaliden zeigen, die sich aus eigener Kraft kaum mehr vom Fleck bewegen können, „trabt[.]“ der Langstreckenläufer Hatako „[i]n unbeirrbar gerader Linie [...] durch die schweigende Steppe“<sup>175</sup> während den „Gueules cassées“ die Kiefer weg-

---

muß, der nach zwei-, nach drei-, nach fünf- und sechsjähriger Behandlung noch immer nicht entlassen werden kann, obwohl bei der Entlassung von Kriegsbeschädigten alles andere als zimperlich verfahren wird. Das sind keine Kriegsbeschädigten mehr, das sind die *Kriegszermalmten!*“; Kuttner (1920), S. 1.

171 Lamszus (1919), S. 119, im Kapitel „Der Krüppel“; Lamszus (1919), S. 113–121.

172 Lamszus (1919), S. 120–121. Anstatt morgen zu „fahren“, wie die Schwester verspricht, wird der Sprecher am Ende, ähnlich wie im *Menschenschlachthaus*, zu seinen Brüdern ins „Massengrab“ „[hinausge]fahren“; Lamszus (1919), S. 121.

173 Kienitz (2016), S. 167. „[B]leibende Kriegsverletzungen und Amputationen [wurden] fast ausschließlich in der linken, kritischen Kriegsliteratur, kaum aber in der kriegsbejahenden, rechten Kriegsliteratur thematisiert“; Reichardt (2005), S. 216, unter Verweis auf Vollmer (2003), S. 128–140. Vgl. auch Maß (2006), S. 156–157.

174 Toller (1923), I/1, S. 4, ganzes Zitat: „*H i n k e m a n n hilflos*: Ja, Gretchen, was hast du denn? Ich tu dir ja nichts. Ich bin ja ein verlorener Mann. Ich bin ja eine heimliche Krankheit. Ich bin ja ein Hampelmann, an dem sie solange gezogen haben, bis er kaputt war.“

175 Heye (1922), S. 100.

gerissen wurden, wird dieser Kannibale immer weiter kraftvoll zubeißen.

#### 5.4 Schlussbemerkung

Es ist nichts weniger als eine Perversion („Verdrehung“) im strengsten Sinne des Wortes, wenn über die Verwundung eines afrikanischen Körpers die des deutschen Soldatenkörpers erzählt wird. Nachdem mit dem Ersten Weltkrieg der Bedeutungsverlust des männlichen Körpers in der modernen Kriegsführung offenkundig wurde, und sich dieser mit einer neuen Rolle, nämlich der des Kollateralschadens anfreunden musste, stehen jene Textgattungen, die traditionell auf heroische Männlichkeit angewiesen sind, unter besonderem Innovationsdruck. In diesem Kontext tritt mit dem Kannibalen Hatako ein Abenteuerheld auf, der in geradezu naiver Weise den Wunsch nach einem maskulinen Erlebnisraum ins Bild setzt, ebenso den Wunsch nach Handlungsmacht, nach Revanche und nach Heilung. Artur Heyes Roman nutzt dafür das enttabuisierende Moment eines doppelten Abenteuertraums: den „Afrikas“ und den der Genreliteratur. Die von Fanon, Bhabha und Hall beschriebene beunruhigende rassistische Fantasie: „Blacks are really super-men“ bedarf in der Genreliteratur nicht so sorgfältiger Tarnung wie an anderen Orten des Diskurses.<sup>176</sup> In Heyes Text liegt sie sogar sehr offen zutage: Das Kannibalische ist hier Phobie und Fetisch.<sup>177</sup>

Im Einzelnen zeigte sich, in welchem Ausmaß dieser unmittelbar nach dem Ende des deutschen Kolonialreichs entstandene Roman dem Reservoir kolonial generierten Wissens vom kannibalischen Anderen verpflichtet bleibt und dieses fortschreibend stabilisiert. Der *Hatako*-Roman differenziert dabei hinsichtlich Motivation, Ausführungsform und Darstellungsweise des Kannibalismus zwischen verschiedenen kannibalischen Szenarien: solchen, die den Helden demütigen und zivilisatorisch zurückwerfen (Hungerkannibalismus), und solchen, die ihn erheben (kriegerischer Rachekannibalismus). Im Gegensatz zu anderen Texten schreckt der in diesem Kapitel untersuchte vor einer Visualisierung kannibalischer Handlungen nicht zurück und mobilisiert vor allem im Fall des Rachekannibalismus viel pornografische Schaulust. In *Hatako* richten sich alle Blicke auf den fetischisierten kannibalischen Körper. Ob als Langstreckenläufer, als Krieger oder Soldat, ob dem Hunger oder der Verletzung ausgesetzt, die Kraft dieser Figur liegt in ihrer besonderen Regenerationsfähigkeit, die sie ihren menschenfresserischen Ahnen und der eigenen kulinarischen Rücksichtslosigkeit verdankt.

---

176 Vgl. Hall (1997), S. 263: „The conscious attitude amongst whites – that ‚Blacks are not proper men, they are just simple children‘ – may be a ‚cover‘, or a cover-up, for a deeper, more troubling fantasy – that ‚Blacks are really super-men, better endowed than whites, and sexually insatiable.‘“

177 Vgl. Bhabha [1992], S. 72.

Hatakos Körperlichkeit ist die des Hard Bodys, wobei seine Muskeln dem Schicksal der Funktionslosigkeit entkommen. Mit der Synthese aus Kannibale und Askari entwirft der Text einen so exotischen wie sportlich und soldatisch funktionalen, einen so formschönen wie widerstandskräftigen maskulinen Körper – eine Synthese, die in dem von Heye und seinen Offiziersfiguren angeschlagenen Tonfall vielleicht funktionieren mag, als Denkbild einer Synthese von Menschenfresser und geschlossenem statuarischem Körperpanzer zuletzt aber missglücken muss. In Heyes Roman nimmt der Kannibale den Platz des heilen, unversehrten, nicht kompromittierten Körpers ein. Wie die „living sculptur“ des Bodybuilders folgt er dem „Primat der körperlichen Unversehrtheit und Reinheit – alleine schon durch die angestrebte teflonartige Glätte der Hautoberfläche, an welcher gleichsam alle Fährnisse des Geschichtlichen und Heteronomen abperlen sollen.“<sup>178</sup> Damit gerät die grenzauflösende Dimensionen des Kannibalischen völlig aus dem Blick. Wie bei jedem Ernährungs- und Stoffwechselfvorgang wird hier auch die Materialität des:r Essenden, also des:r Kannibal:in angegriffen. Mit dem von Hatako praktizierten Exokannibalismus lässt sich der:die Feind:in nicht einfach vernichten:

„In eating, we consume the flesh of others [...]. Thus [...] eating [subverts] the privacy of bodies [...]. If our thoughts are not our own, nor is our flesh, because our bodies are composed of what we eat, and what we eat is always foreign to ourselves. Eating, then, confounds the limits between self and other.“<sup>179</sup>

In dieser unhintergehbaren Wechselseitigkeit besteht das transgressive Moment des Kannibalischen. „Im Einverleiben findet eine Form der Weltbegegnung statt, die immer auch eine Öffnung zur Welt bedeutet, einen Austausch und eine Vermischung mit dieser, ob gewollt oder nicht.“<sup>180</sup> Heyes Text handelt sich mit seinem Helden, der sich sowohl durch kannibalischen Energiefluss als auch durch soldatische Härte auszeichnen soll, also ein Paradox ein. Der Versuch, das Kannibalische für ein geschlossenes, gestähltes Soldatenideal zu funktionalisieren, führt in eine Aporie rechter Körperdiskurse.

---

178 Scheller (2012), S. 43–44. „Während Body- und PerformancekünstlerInnen bemüht sind, die *Offenheit* eines Prozesses aufrecht zu erhalten, performen Bodybuilder das Subjekt und den Körper in Hinblick auf das *Erreichen* einer monadischen *Form* (im wörtlichen Sinne) des Selbst“; Scheller (2012), S. 44.

179 Ellmann (1993), S. 56.

180 Hein (2016), S. 13.



„Das gemeinschaftliche Essen ist eine sinnbildliche Handlung der Vereinigung. [...] Alles Genießen, zueignen, und assimilieren ist Essen, oder Essen ist vielmehr nichts, als eine Zueignung. Alles Geistige Genießen kann daher durch Essen ausgedrückt werden –. In der Freundschaft ißt man in der That von seinem Freunde, oder lebt von ihm. Es ist ein ächter Trope, den Körper für den Geist zu substituieren – und bey einem Gedächtnißmahle eines Freundes in jedem Bissen mit kühner, übersinnlicher Einbildungskraft, sein Fleisch, und in jedem Trunke sein Blut zu genießen. Dem weichlichen Geschmack unserer Zeiten kommt dis freylich ganz barbarisch vor – aber wer heißt sie gleich an rohes, verwesliches Blut und Fleisch zu denken. Die körperliche Aneignung ist geheimnisvoll genug, um ein schönes Bild der Geistigen Meinung zu seyn – und sind denn Blut und Fleisch in der That etwas so widriges und unedles? Wahrlich hier ist mehr, als Gold und Diamant und die Zeit ist nicht mehr fern, wo man höhere Begriffe vom organischen Körper haben wird.“

Novalis: Ergänzungen zu den Teplitzer Fragmenten (1798)<sup>1</sup>

## 6 Kannibalische Kritik Linke Poots *Kannibalisches* (1919)

Als Alfred Döblin im Revolutionsmonat November 1918 nach Berlin zurückkehrt, beginnt für ihn wie für viele seiner Zeitgenoss:innen eine Phase politischer Neuorientierung. Der Mediziner Döblin hat zu diesem Zeitpunkt fast vier Jahre des professionellen Umgangs mit dem Krieg hinter sich: Anfang Januar 1915 hatte er eine Stelle als Militärarzt im allgemeinen Lazarett der Infanteriekaserne in Saargemünd angetreten, wo er ab März 1916 direkt an Kriegsverletzten arbeitete,<sup>2</sup> und von August 1917 bis Kriegsende war er in einem Seuchenlazarett im elsässischen Hagenau stationiert. Dort erlebt er Anfang November 1918 den Zusammenbruch des Kaiserreiches, die Auflösung der militärischen Ordnung und den ungeordneten Rückzug der Truppen.<sup>3</sup> Am 14. November, fünf Tage nach der doppelten Ausrufung der Republik, beginnt Döblin mit seiner Familie die mehrtägige Rückreise nach Berlin. Zurück in Berlin ist er spätestens am 20. November, dem Tag, an dem er an einer Gedächtnisfeier für getötete Revolutionär:innen am Potsdamer Platz teilnimmt.<sup>4</sup>

---

1 Novalis [1798], S. 620.

2 Vgl. Schoeller (2011), S. 148, 161–162.

3 Davon berichtet Döblins *Revolutionstage im Elsaß* (1919).

4 Vgl. Schoeller (2011), S. 182. Die Reise, mit Zwischenstopp in Würzburg, dauerte mehrere Tage. Das genaue Ankunftsdatum in Berlin ist nicht zu ermitteln.

Döblins Schreiben hatte im Lauf des Weltkriegs eine zunehmend kanibalische Bildlichkeit angenommen, wovon sowohl seine kleinen Texte dieser Jahre<sup>5</sup> als auch der Roman *Wallenstein* (1920) zeugen.<sup>6</sup> Dies kulminiert im Juni 1919 in einem längeren satirischen Artikel mit dem Titel *Kannibalisches*. Bei diesem unter dem Pseudonym Linke Poot veröffentlichten Text handelt es sich um einen kurzen, engagierten „Mischtext“ mit satirischen, kultur- und zeitkritischen Elementen und reportagehaften Passagen.<sup>7</sup> Im Zentrum steht die Niederschlagung des Arbeiter:innenaufstands in Berlin-Lichtenberg im März 1919 und damit eine Episode der deutschen Nachkriegsgeschichte, die zu einem „Symbol für die Massaker der Gegenrevolution“<sup>8</sup> wurde – nicht zuletzt weil hier mit dem Vorgehen der Reichswehr und der paramilitärischen Verbände der Freikorps der innenpolitische Modus operandi der Folgezeit gefunden wurde.

Verhandlungen revolutionärer Unruhen, dies wurde im zweiten Kapitel dieser Arbeit deutlich, verorten das Kannibalische häufig auf Seiten der Revolution und in der aufrührerischen Menschenmenge: Im Jahr 1919, zeitgleich mit Linke Poots *Kannibalisches*, erscheinen medizinisch-massendiagnostische Schriften wie Helenefriderike Stelzners *Psychopathologisches in der Revolution* und antirevolutionäre Romane wie Max Glass' *Die entfesselte Menschheit*. Im Gegensatz zu diesen Revolutionsdiagnosen konzentriert sich *Kannibalisches* auf die von staatlichen Instanzen und dem Militär verantwortete Gewalt. Das Kannibalische funktioniert bei Döblin insofern weiterhin als „sichere“ Alteritätsfigur (im Sinne der Unterscheidung Tudors) als hier ein Kannibalismusvorwurf an eine:n politische:n Gegner:in gerichtet wird. Zugleich handelt dieser Text vom Hier und Jetzt des Kannibalischen. Das Kannibalische in der inneren Ordnung des eigenen Staates beheimatet und buchstäblich vor der Haustür des Autors angekommen: Döblin lebte und arbeitete in Berlin-Lichtenberg; an der Frankfurter Allee unterhielt er seine kassenärztliche Praxis und zwischen den Ereignissen und der Publikation des Textes lagen nur drei Monate.

---

5 Vgl. die signifikante Häufung kannibalischer Metaphorik in Döblins kleinen, oft kriegsbezogenen Texten ab 1914; z.B. *Der dreißigjährige Krieg* (1919), S. 47, 49, 54, 58; *Der Epiker, sein Stoff und die Kritik* (1921), S. 27, 32, 35. Auffällig ist der Artikel *Reims* (1914), der ganz im Tenor deutscher Kriegspropaganda und in strukturell antisemitischer Weise „de[n] Engländer“ als „de[n] größte[n] Aussauger der Völker, de[n] Schmarotzer an fremden Blut“ bezeichnet; Döblin [1914], S. 21. Zu antisemitischer kannibalischer Kapitalismuskritik siehe II/7.1.2.

6 An diesem Roman zum Dreißigjährigen Krieg arbeitete Döblin von Oktober 1916 bis Anfang 1919. Zur kannibalischen Poetik des *Wallenstein* siehe II/7.3.2.

7 Zu den experimentellen „Mischtexten“ Döblins vgl. Ernst Ribbats Aufsatz „*Tatsachenphantasie*“. *Über einige Mischtexte Alfred Döblins* (1993). Vgl. auch Ribbat (2003). Grevel (2016) bevorzugt für die Poot-Texte die neutrale Einordnung als „Artikel“, Düsing (2007) spricht von „Essayistik“, Hahn, T. (2016), S. 199, von „Essays und Glossen“.

8 Lange, D. (2019), S. 76. Vgl. auch Pomplun (2023), S. 177–181.

*Kannibalisches* ist der erste von nach letztem Kenntnisstand 43 Texten, die Alfred Döblin zwischen 1919 und 1924 unter dem Pseudonym Linke Poot verfasste – ein Textkorpus, dessen Erforschung noch aussteht.<sup>9</sup> Die meisten Poot-Artikel wurden schnell geschrieben und umgehend publiziert, zunächst in der *Neuen Rundschau*, später auch in der *Frankfurter Zeitung* (ab April 1922) und im *Berliner Tageblatt* (ab August 1923). Im Jahr 1921 wählte Döblin elf der bis dato vorliegenden Poot-Artikel aus, um sie gesammelt unter dem Titel *Der deutsche Maskenball* (1921) in Buchform zu veröffentlichen.

Für den Einsatz des Pseudonyms gibt es mehrere plausible Erklärungen, etwa die Produktionsgeschwindigkeit des Vielschreibers Döblin, speziell in der unmittelbaren Nachkriegszeit,<sup>10</sup> die Nutzung des anderen Namens als politische „Narrenkappe“<sup>11</sup> oder „nom de guerre“<sup>12</sup> sowie die Markierung einer ganz eigenen satirischen Tonlage, die in den wenigen Forschungsbeiträgen zu

- 
- 9 Die 43 Linke-Poot-Texte sind unzureichend editorisch erschlossen und wurden bislang nur selten untersucht. Ihre Zahl setzt die Forschung häufig zu niedrig an: z.B. „rund 30“; Grevel (2016), S. 190; oder „knapp 30“; Mitidieri (2016), S. 444. Die Poot-Texte sind größtenteils über die Döblin-Werkausgabe zugänglich, allerdings verstreut auf verschiedene Bände: elf Texte in „Der deutsche Maskenball. Von Linke Poot“, zehn Texte in „Schriften zur Politik und Gesellschaft“, drei Texte in „Kleine Schriften I“ und siebzehn Texte in „Kleine Schriften II“. Darunter blieben drei der Poot-Texte zu Lebzeiten unveröffentlicht: *Thomas Münzer und Thomas Falschmünzer*, vermutlich im Mai 1922 entstanden, *Trauertag in Berlin*, nach den antisemitischen Pogromen am 11. Januar 1923 verfasst und unvollständig, sowie der vielleicht dadaistischste Linke-Poot-Artikel *Das kopflose Pferd ohne Beine*, vermutlich auf Ende September 1923 zu datieren. In keinen Band der Werkausgabe aufgenommen wurden *Ehebilder* (Erstdruck in der *Frankfurter Zeitung*, 14.07.1922) und *Dämon oder krankhafte Verstimmung* (Erstdruck im *Berliner Tageblatt*, 31.01.1924).
- 10 Das Pseudonym ermöglichte eine raschere Veröffentlichung, da so in derselben Ausgabe einer Zeitschrift zwei Artikel zugleich untergebracht werden konnten, z.B. erschienen in der November-Ausgabe 1919 der *Neuen Rundschau* sowohl *Dämmerung* von Alfred Döblin als auch *Aphrodite* von Linke Poot.
- 11 Graber (1972), S. 310; Heinrich-Jost (1998), S. 97. Beide vermuten, dass Döblin politische Attacken nur unter der „Narrenkappe“ Linke Poot in unzensurierter Form publizierte, um seinen respektablen Autornamen nicht zu beschädigen. Dies ist nicht unplausibel, zumal erst kurz zuvor Döblins *Vertreibung der Gespenster* von der *Neuen Rundschau* als zu „impulsiv“ abgelehnt worden war; diese Begründung zitiert Döblin in einem Brief an Efraim Frisch vom 23.12.1918; Döblin, Br I, S. 105. Als nicht fruchtbar haben sich Versuche erwiesen, Alfred Döblin und Linke Poot unterschiedliche politische Standpunkte zuzuordnen; dies wurde in der älteren Forschung erprobt und führte zu widersprüchlichen Ergebnissen; dies zeigt Wildenhahn (2009), S. 145–146. Es war allgemein bekannt, dass es sich bei Linke Poot um ein Pseudonym Döblins handelte, und Döblin und Poot wurden um 1920 stark miteinander identifiziert; vgl. z.B. Kurt Tucholskys Rezension *Der rechte Bruder* (1922), S. 116, und Franz Bleis *Bestiarium der modernen Literatur* (1922), in dem „[d]er Döblin“ „auf der linken Pfote“ geht; Blei (1922), S. 27.
- 12 Ribbat (2003), S. 103.



den Poot-Texten einhellig registriert wird.<sup>13</sup> Auch Döblin selbst blickt Mitte der zwanziger Jahre unter stilistischen Gesichtspunkten auf die Textproduktion Linke Poots zurück und lenkt dabei die Aufmerksamkeit auf die Bildlichkeit des Pseudonyms:

„Nach meinem Roman ‚Wallenstein‘ war ich 1919/20 heftig politisch mitgenommen, hatte fortlaufend, auch schriftlich, Stellung genommen, mit der ‚Linken Poot‘. Das war eine andere Stilart, Sprechweise; es war gut, sie besonders zu benennen.“<sup>14</sup>

„‚Linke Poot‘ – das sollte heißen: Linke Pfote, linke Hand. Ich schrieb das alles gewissermaßen mit der linken Hand – denn zur rechten, eigentlichen Hand bin ich Romanautor.“<sup>15</sup>

„Linke Poot“ ist dem Plattdeutschen entlehnt: „poot“ bedeutet „Pfote“, „Klaue“ oder „Tatze“, umgangssprachlich oder abwertend auch „Hand“ oder „Handschrift“.<sup>16</sup> Das „links“ signalisiert zweierlei: zum einen die Beiläufigkeit des „mit links“ hingeworfenen Kommentars und zum anderen eine linke Position in der politischen Landschaft.<sup>17</sup> Die „Poot“ verleiht dem Namen nicht nur etwas Dialektales und Alltagssprachliches, sondern deutet auch eine animalische Grobschlächtigkeit und das Ungelenke der Handschrift oder Schreibweise an. „Linke Poot“ ist also ein Autorennamen, der eine ästhetisch wie politisch definierte Schreibhaltung bedeutet. Die Hand oder Pfote verweist auf das Eingreifen, das Intervenieren: Linke Poots Satiren sind Invektiven, und Linke Poot kein regelrechter Poet, sondern eben eine linke Poot.

Im Unterschied zu anderen in dieser Arbeit untersuchten Texten wie Arthur Heyes Kolonialroman *Hatako* oder Theodor Lessings Fallgeschichte *Haarmann* ist das Kannibalische in *Kannibalisches* „ein ächter Trope“ im Sinne des einleitenden Novalis-Zitats. „Kannibalismus“ dient Poots Satire als übergreifende Metapher, die von Textabschnitt zu Textabschnitt in jeweils andere Be-

---

13 Unterschiede in Stil und Tonlage zwischen den Linke Poot- und den Alfred Döblin-Texten konstatieren z.B. Graber (1972), S. 306; Fulda (1999b), S. 105; Hahn, T. (2016), S. 199; und besonders Wildenhahn (2009). Diese stellt die Oralität dieser Erzählerstimme heraus und spricht vom „programmatischen Namen ‚Linke Poot‘“; Wildenhahn (2009), S. 145.

14 Döblin [1924b], S. 49. Dies im Juni 1924; im Mai 1924 war der letzte Poot-Artikel publiziert worden.

15 Döblin [1926], S. 76. Dies auf eine im Dezember 1926 durchgeführte Umfrage des *Berliner Börsen-Couriers* zur Frage „Wie kamen Sie zu ihrem Pseudonym?“

16 De Vries (2000), S. 280, 222, 346, 186–187.

17 Diese zweifache Bedeutung registriert die Forschung einhellig; vgl. Graber (1972), S. 307; Düsing (2007), S. 153; Grevel (2016), S. 193; Mitidieri (2016), S. 445; Storch (2022), S. 560.

reiche hinübergetragen wird. *Kannibalisches* verschaltet Alltägliches und Ungeheuerliches: Sechs durch Leerzeilen voneinander abgegrenzte Abschnitte behandeln erstens eine zeittypische Fleischskandal-Meldung, zweitens eine Inszenierung von Kleists *Penthesilea*, drittens – im mittig platzierten und mit Abstand längsten Abschnitt – die Lichtenberger Märzaufstände, viertens schließt sich eine Anklage gegen das Standrecht an, fünftens und sechstens folgt eine Art Nachspiel, in dem Propagandafiguren und Fragen innerstaatlicher Ordnung kommentiert werden.

Insofern als Linke Poots Artikel die Tradition des Kannibalismusvorwurfs gegen die Mächtigen und die eigene Ordnung wiederbelebt, kann man ihn als kannibalische Kulturkritik im Sinne Montaignes verstehen. Die Figur des Kannibalischen dient auch bei Poot als erkenntnisleitende Wissensfigur und hat die kulturreflexive Funktion, den Unfrieden im vermeintlichen Frieden aufzuspüren. Damit spricht die Poot'sche Satire zu einer Foucault'schen Frage:

„Seit wann, auf welche Weise und aus welchem Grund geht man davon aus, daß so etwas wie ein ununterbrochener Kampf den Frieden durchzieht, daß also die zivile Ordnung – an ihrer Basis, in ihrem Wesen, in ihren wesentlichen Mechanismen – eine Schlachtordnung ist?“<sup>18</sup>

Linke Poots *Kannibalisches* entfaltet, so die Argumentation dieses Kapitels, im Licht der Titelmetapher eine „Schlachtordnung“ der Schwellenzeit, der unfriedlichen Nachkriegsgegenwart, in die der Krieg hineinragt. Dafür entwickelt diese Satire eine spezifische Form anthropophagisch-anthropemischer Kritikfähigkeit: eine Poetik des Verschlingens und des Ausspeiens.

## 6.1 Die Speiseordnung der Nachkriegszeit

### 6.1.1 „[Z]um Entsetzen aller Hammel essenden Leser“

Als 1919 in der Juni-Ausgabe der angesehenen Literaturzeitschrift *Die Neue Rundschau* ein Artikel erscheint, der mit seinem Titel *Kannibalisches* ankündigt, ist sein Autor Linke Poot noch völlig unbekannt. Der Text setzt ein wie folgt:

„Ein Bergmann hat neulich irgendwo ein junges Kind geschlachtet, die Muskulatur als Hammelfleisch verkauft, ein Teil davon ist auch nach Berlin gekommen, zum Entsetzen aller Hammel essenden Leser.“<sup>19</sup>

---

18 Foucault [1996], S. 63, in *Il faut défendre la société*, dritte Vorlesung vom 21.01.1976.

19 Poot [1919a], S. 10.

Dies ist ein effektorientierter, aufmerksamkeitsheischender Textestieg. Als Schockmeldung eines Fleischskandals reiht er sich ein in ganz ähnliche Schlagzeilen der Zeit: „Kinder zu Wurst verarbeitet“, titeln beispielsweise die *Berliner neuesten Nachrichten* im Januar 1920.<sup>20</sup> Unter den Bedingungen der Lebensmittelknappheit in den (Nach)kriegs- und Inflationsjahren beherrschte ein von alimentären Ängsten geprägter Krisendiskurs die Verhandlungen von Essen und Essbarem, der auch anthropophage Kontaminationsszenarien einschloss (siehe II/2.2). So dürfte den Leser:innen des Poot-Artikels einiges an der entworfenen kannibalischen Situation bekannt vorgekommen sein: Zunächst die Raumordnung, in der das Menschenfleisch aus der Peripherie, der Provinz, dem „irgendwo“ in das Zentrum, die Hauptstadt vordringt; wenig überraschend ist auch der männliche Täter mit grobschlächtigen Beruf und das kleine Kind als Opfer, steht doch die Pädophagie besonders mit Erzählungen von Hungerkrisen in Verbindung; ganz besonders zeittypisch schließlich die fatale Fleischfehldeklaration und mit ihr das paranoische Spiel mit Pollution Anxieties: Die Leser:innen müssen nicht etwa befürchten, einem:r Kannibal:in zum Opfer zu fallen, sondern selbst unwissentlich Kannibal:in zu werden oder bereits Kannibal:in geworden zu sein.

Für dieses Spiel Linke Poots mit seiner Leser:innenschaft ist nicht zuletzt die Anlage der Kommunikationssituation verantwortlich: Der:die Leser:in des ersten Satzes des Poot-Artikels kann sich angesprochen fühlen, obgleich hier streng genommen gar keine direkte Publikumsanrede stattfindet. Der Textestieg bezieht sich offenbar auf eine andere, als bekannt vorausgesetzte, allerdings nicht belegbare und möglicherweise fingierte Meldung<sup>21</sup> und weiß von deren entsetzten „Leser[n]“ zu berichten. Dennoch wird der:die Leser:in von *Kannibalisches* im Moment des Lesens vom „Leser“ mit diesem in eins fallen – dies gilt umso mehr, wenn die Meldung vom kinderschlachtenden Bergmann tatsächlich fiktiv ist, also die Meldung und ihre „Leser“ ausschließlich in Form von Poots Meldung der Meldung und ihren Leser:innen existieren. Mit diesem Textestieg über einen Rückbezug auf einen anderen, vielleicht gar nicht existenten Text generiert Linke Poot bereits im ersten Satz eine komplexe Sprechsituation, die seine Stimme im Verbund und in Auseinandersetzung mit einem kalkuliert unbestimmten Chor zeitgenössischer Pressestimmen einführt.

---

20 Zit. n. Julian (1927), S. 81. In der Nachricht darunter heißt es lapidar: „In Berlin sollen vier Kinder verschwunden sein, man nimmt an, daß sie zu Wurst verarbeitet sind“; zit. n. Julian (1927), S. 81.

21 Dass die von Poot kolportierte Meldung fingiert sein könnte, vermutet Fulda (1999b), S. 106. Später im Text bezieht sich Poot auf das fehldeklarierte „Portierskind“; Poot [1919a], S. 12; liefert also ganz selbstverständlich ein weiteres Detail aus der Meldung, auf die Bezug genommen wird. Das bedeutet freilich nicht, dass es diese wirklich gegeben haben muss. Mir erscheint es vor dem Hintergrund der ausgeprägten kannibalischen Fantasie der zeitgenössischen Presse aber gar nicht so unwahrscheinlich.

Zugleich führt dieser erste Satz mit der Rede vom „geschlachtet[en]“ Kind, seiner „Muskulatur“ und dem „Hammelfleisch“ eine Attacke auf die körperliche und kulturelle Integrität des:r Leser:in. Der Bürger:innenschreckeffekt ist dabei dem Titel einer bekannten Collage von Hannah Höch nicht unähnlich: *Schnitt mit dem Küchenmesser Dada durch die letzte Weimarer Bierbauch-Kulturepoche Deutschlands* (1919). Bei Poot weist die Anrede, die keine ist, in Richtung der Publikumsbeleidigung: Die bildungsbürgerlichen Leser:innen der *Neuen Rundschau* werden von denen der Sensationspresse ununterscheidbar, sie werden zudem in ihrer profanen Existenz als Essende, gar als potenzielle Menschenfleischverzehrer:innen angesprochen. Unschmeichelhaft ist die Wendung von den „Hammel essenden Leser[n]“, die das arglose kastrierte Hausschaf in einem Atemzug mit den ebenfalls arglosen Konsument:innen seines Fleisches nennt. Damit berichtet Linke Poots erster Satz nicht nur von einer mutwilligen Fleischfehldeklaration, sondern deutet die Vertauschbarkeit von Mensch und Hammel auch syntaktisch an. Dies wird konsequent fortgeführt, wenn der Text im Folgenden mit der herkömmlichen Taxonomie des Essbaren auch die Exzeptionalität des Menschen im Tierreich in Frage stellt:

„Worüber schaudert nun aber der Gesättigte wie der Hungrige bei dem Renkontre des Bergmanns mit dem Kind – [...]. Was beleidigt uns bei diesem Kniff, ein menschliches Wesen in eine andere Tierklasse unterzubringen? Das Abmurksen ist gewöhnlich, der Braten ungewöhnlich. Schließlich bemerkt der Vegetarier: Leiche ist Leiche. Was dem Ochsen recht ist, ist dem Menschen billig, wir sind alles Wirbeltiere, zwischen dem Kannibalen und dem Durchschnittseuropäer ist kein erkenntlicher Unterschied.“<sup>22</sup>

Ochse, Wirbeltier, Kannibale – der:die Leser:in sieht sich hier mit allem Möglichen in einen Topf geworfen. In dem für Poot typischen „schnodderig[en]“ Tonfall<sup>23</sup> wird eine vegetarische Ethik anzitiert, die das sonderbar exklusive Selbstverständnis der „Tierklasse“ Mensch problematisiert. Der belustigende Effekt, der sich aus mit dem offensiv unorthodoxen Standpunkt ergibt, wird aber – und dies ist entscheidend – von Irritation überlagert: Ein wenig zu drastisch ist Poots „Leiche ist Leiche.“ Das „Entsetzen“, das „[S]chauer[n]“ und die „[B]eleidig[ung]“ werden aufgerufen, um sich demonstrativ über sie hinwegzusetzen und sie doch zugleich im Text zu erhalten. Eine Unruhe gerät so in die kategorialen Unterscheidungen von Tier und Mensch, von „Durchschnittseuropäer“ und „Kannibale[]“. Mit wenigen Sätzen werden die Taxonomie des Essbaren, die Exzeptionalität des Menschen unter den Lebewesen und das europäische Selbstverständnis untergraben. In einer für die Döblin'sche

---

22 Poot [1919a], S. 10.

23 Fulda (1999b), S. 105.

Essayistik und besonders auch für die Linke Poot-Artikel typischen Hypergeneralisierung zielt der Text auf die Regeln des „irdische[n]“ Zusammenlebens überhaupt:

„Offenbar liegt nichts weiter vor, als eine Vereinbarung zwischen den Tierklassen, sich nur gegenseitig nach bestimmten Regeln zu fressen; innerhalb der Klasse trollt man nebeneinander und treibt Pazifismus mit Hindernissen. Menschen werden nur von den und den Tieren professionell gefressen. Man ißt sich auf Umwegen. Das ist die irdische Speiseordnung. Es ist Satzung, Etikette.“<sup>24</sup>

Das gegenseitige Auffressen gemäß „Satzung“, „Etikette“, „Vereinbarung“, „Regeln“ und „[O]rdnung“ ist das, worum es dem Text geht. Poots Satire wendet sich gegen eine Ordnung, die ihr, im Bürgerkriegsjahr 1919, eine kannibalische „Speiseordnung“ des Krieges im Nachkrieg ist.

### 6.1.2 Die Märzkämpfe in Berlin-Lichtenberg 1919

Im Zentrum von *Kannibalisches* steht der dritte Abschnitt, der von der Niederschlagung der Berliner Märzunruhen berichtet. Mit Beginn dieses Abschnitts erfährt die Erzählstimme eine auffällige Modalitätsveränderung:<sup>25</sup> War das „ich“ des Textes in den ersten beiden Abschnitten als engagierte, wertende Stimme aus dem Off hörbar, so wird es nun fest an eine Figur gebunden, die sich durch die erzählte Welt bewegt. Dies geschieht als doppelter Einschluss, denn die Figur Linke Poot befindet sich nun in der teils präsentisch erzählten Handlung und wird in dieser zugleich räumlich eingefasst: „Ich war während jener Märztag in Lichtenberg eingeschlossen.“<sup>26</sup> Zudem ist der dritte Abschnitt des Textes selbst genau mittig im Artikel platziert und so von den übrigen Textteilen umschlossen. Diese Organisation wiederholt die geschilderte Belagerung Lichtenbergs auf Ebene des Textkörpers.

Ende Februar 1919 hatten organisierte Arbeiter:innen einen Generalstreik begonnen, um unverwirklichte Forderungen der Novemberrevolution durchzusetzen, insbesondere die Sozialisierung von Schlüsselindustrien, die

---

24 Poot [1919a], S. 10–11.

25 Es nicht einfach, das Verhältnis der Stimme und Figur Linke Poot zu ihrer Umgebung präzise zu erfassen. Ribbat 2003, S. 102, bemerkt: „Mit der Beobachter- und Kommentatorrolle des ‚Linke Poot‘ wird eben dieser [der Karl Kraus’sche] ‚Nörgler‘ in das Berlin um 1920 transferiert.“ Wildenhahn (2009), S. 144, bezeichnet Poot als einen „publizistische[n] Charakter[]“, der „die Weimarer Republik am eigenen Leib erfährt“; Storch (2022), S. 551, registriert seine „mobile[]“, empirieaffine[ ] und [...] neugierige[ ] Volksnähe“.

26 Poot [1919a], S. 14.

Demokratisierung der Heeresstruktur und die Verankerung des Räteprinzips in der Verfassung, mit deren Ausarbeitung die Nationalversammlung in Weimar dieser Tage befasst war.<sup>27</sup> Zentren des Streiks waren das Ruhrgebiet, Mitteldeutschland und, ab dem 3. März, Berlin. Die von Friedrich Ebert geführte Regierung entschied, die Reichswehr und paramilitärische Freikorpsverbände mit schwerem Kriegsgerät gegen die Aufständischen vorgehen zu lassen. In Berlin musste der Generalstreik nach heftigen Gefechten und gescheiterten Verhandlungen am 8. März nahezu ergebnislos abgebrochen werden. Der tags darauf von Reichswehrminister Gustav Noske ausgegebene Befehl, waffentragende Personen sofort standrechtlich zu erschießen, zielte auf die Demobilisierung der revolutionären Kräfte und die Liquidierung jener restlichen Aufständischen, die sich nach den Kämpfen in der Gegend um den Alexanderplatz in das proletarisch geprägte Berlin-Lichtenberg zurückgezogen hatten. Lichtenberg wurde von Regierungstruppen eingekesselt, Häuser nach Waffen durchsucht und Aufständische, aber auch Unbeteiligte willkürlich hingerichtet. Die Berliner Märzstreiks endeten mit circa 1000 bis 1200 Toten aufseiten der Aufständischen und der Zivilbevölkerung,<sup>28</sup> unter ihnen auch Döblins ältere Schwester Meta Goldenberg.<sup>29</sup>

Die getötete Schwester Alfred Döblins erwähnt Linke Poot nicht. Die gut siebenseitige Schilderung „jener Märztage“ ist aus der Perspektive eines persönlichen und physisch anwesenden, aber kaum teilnehmenden Beobachters verfasst. Die Ameisenperspektive des ungenügend informierten, aber sehr mobilen Fußgängers Linke Poot bedingt eine bestimmte Wahrnehmung: Aus mittlerer Entfernung und mit begrenztem Wissen wird von dem revolutionären Geschehen auf den Straßen Ostberlins berichtet, zunächst von „[u]nruhige[n] finstere[n] Menschenmassen“, von Streiks, tumultartigen Kämpfen und der Errichtung von Barrikaden, dann von der Belagerung durch das Militär und dem Auffahren von Panzern und Granatwerfern in den Wohngebieten.<sup>30</sup> Der Text arbeitet mit der Geräuschkulisse und der von Mund zu Mund weitergetragenen, ungesicherten Information:

„Schon am nächsten Tage begann ein entferntes Bummern, das wie man sagte, vom Alexanderplatz kam, ohne daß ersichtlich wurde, wer

---

27 Zu den Märzkämpfen 1919 vgl. Jones (2016), S. 251–285; Hoffrogge (2018), S. 125–126; Lange, D. (2012); Lange D. (2019).

28 Der offizielle Bericht von Noske gibt 1200 bei den Kämpfen und Hinrichtungen Getötete an, davon 75 von auf Regierungsseite. Zu den Zahlen vgl. Lange, D. (2019), S. 72; Pomplun (2023), S. 179.

29 Meta Goldenberg wurde am 12. März von einem Granatsplitter getroffen und starb im Krankenhaus an inneren Blutungen; vgl. Schoeller (2011), S. 193.

30 Poot [1919a], S. 14.

da kämpfte; wir bekamen nur noch einmal Zeitung bis zum folgenden Mittwoch.“<sup>31</sup>

Sensibilität zeigt Poot vor allem für die Akustik von Bürgerkrieg und erregter Menge: „In den Gruppen schrie man, debattierte“, es erklingt „Jubel“, „heftiges Gewehrknattern, [...] häufiges Rufen“.<sup>32</sup> Aufmerksam registriert er die Bewegung der Menschengruppen im öffentlichen Raum, das Zusammenballen und Auseinanderstieben, die Zerstreuung und das Gedränge. Die Haltung Poots zu der erregten Menschenmenge ist von raschen Wechseln zwischen Distanznahme und widerstrebender Involviertheit gezeichnet, was sich im Text mit geradezu dissoziativem Effekt besonders deutlich in den Personalpronomina niederschlägt:

„Diese Erregung unter *den Leuten*. Plötzlich strömt *alles* auf einen Fleck, flieht dann auseinander: ein Flieger über *uns*. *Sie* schreien, In die Häuser, er wirft Bomben. *Man* läuft mit, obwohl *man* es für unmöglich hält. *Ich* kehre langsam nach Osten um“.<sup>33</sup>

In Poots Schilderung des Alltags „jener Märztage“ mischen sich fast surreale Momente einer trügerischen Zivilität, einer Ahnung von Frieden, die mit der Farbe weiß besetzt wird: „Die Mehltag.“<sup>34</sup> Hier dominiert nicht die akustische, sondern die visuelle Beschreibung: „[I]nmitten der wirklichen Schießerei, gehört von Freund und Feind“ fährt einmal täglich „der Milchwagen von Bolle“: „ein rührendes Bild aus einer anderen Welt.“<sup>35</sup> Ein „eigentümliches Bild“ geben auch die Wagen der Arbeitersamariter:innen und Sanitäter:innen ab:

„Es sind gewöhnliche Wagen [...], vorn sitzt neben dem Kutscher ein Samariter mit der roten Kreuzbinde, dahinter, oft dicht beisammen, das andere Personal, jeder eine große weiße Fahne schwenkend, unaufhörlich schwingend und winkend. Es ist ein höchst merkwürdiger Anblick, mittelalterlich sanft. Auch wo einzelne gehen, schwingen sie die weiße Fahne; die Armbinde wird offenbar auf größere Entfernung nicht erkannt.“<sup>36</sup>

Eine Mehllieferung trifft ein und die „drolligen Figuren der weiß bemehlten Männlein, Weiblein und Kinder“ laufen durch die Szenerie.<sup>37</sup> „Sie schleppen

---

31 Poot [1919a], S. 14.

32 Poot [1919a], S. 14, 16.

33 Poot [1919a], S. 14, Herv. J.K.

34 Poot [1919a], S. 17.

35 Poot [1919a], S. 15–16.

36 Poot [1919a], S. 16.

37 Poot [1919a], S. 17.

Pakete und Säcke; wo sie gehen und stehen, lassen sie einen weißen Fleck.<sup>38</sup> Diese weißen Figuren, immer von allen Seiten von den laut „tack[enden]“<sup>39</sup> Maschinengewehren bedroht, sind die zivilen, machtlosen Gegenfiguren zur Ordnung der Fleischfresser: Sie hinterlassen einen weißen Fleck, keine Blutspuren. Als die Reichswehr in Lichtenberg einrückt, richtet sich schweres Kriegsgerät auf die Zivilist:innen, doch weiterhin sieht Poot zwischen den Kriegsfahrzeugen „hier und da ganz rasch ein Weiblein und Kindlein schlüpfen: unsere artigen Mehlgeschöpfe“.<sup>40</sup> Zumal in der geschlechtlichen Codierung der Speisen Fleisch männlich und Milch weiblich besetzt ist – Milch ist eine mütterlich-nähernde „generative Substanz“<sup>41</sup> –, funktionieren diese friedlichen und bedrohten Gestalten als eine feminisierte Verdichtung der Zivilbevölkerung: als „Weiblein und Kindlein“, schuldlose Milch- und Mehlgeschöpfe.

### 6.1.3 Unfreiwillige Ohrenzeugenschaft

Bei den Kämpfen zwischen Aufständischen und Sicherheitskräften ist das Gerücht der sich um Lichtenberg zusammenziehenden Reichswehr zwar präsent, doch lange „sieht und hört [man] nichts von den Regierungstruppen“.<sup>42</sup> Auch als diese schließlich an einem Dienstagmorgen mit mächtigem Getöse einrücken, bleibt Poots Haltung eine der Ungläubigkeit:

„Von allen Seiten ziehen sie an [...]. Man sollte es nicht glauben, wieviel Soldaten es jetzt auf einmal gibt. [...] Die Maschinengewehre, die man jetzt sieht und hört, sind erheblich größer, es sind ungewöhnlich mächtige Biester, sie poltern kanonenhaft – ich weiß auch jetzt nicht gegen wen, im Krieg wird viel geschossen und wenig getroffen, und da tackt, tackt es sogar in der Luft, es ist doch ein Fortschritt, dicht über den Häusern kreisen Flugzeuge und schießen anscheinend die Dächer ab, mir leuchtet dies nicht recht ein; so ein Flugzeug fährt ziemlich rasch, wen gedenkt der Mann bei der Prozedur zu treffen, höchstens wieder mal – uns.“<sup>43</sup>

---

38 Poot [1919a], S. 17.

39 Poot [1919a], S. 16, 18.

40 Poot [1919a], S. 18.

41 Dies im Sinne des von Caroline Arni und Edith Saurer herausgegebenen Bandes *Blut, Milch und DNA. Zur Geschichte generativer Substanzen* (2010); vgl. Arni / Saurer (2010), S. 7. Zur Verknüpfung von Fleischkonsum und Männlichkeit vgl. z.B. Winter (2021). Auch zeitgenössisch wurde die geschlechtliche Kodierung von Fleisch und Milch bereits diskutiert, etwa im zehnten Band von Wilhelm Wundts *Völkerpsychologie*; vgl. Wundt (1920), S. 275.

42 Poot [1919a], S. 16.

43 Poot [1919a], S. 18–19, Herv. J.K.



Nachkrieg und Krieg werden in einer elliptisch zerhackten Hypotaxe überblendet. Knapp vier Monate nach dem Ende des Weltkriegs für Deutschland (die Unterzeichnung des Waffenstillstands von Compiègne am 11. November 1918 liegt noch nicht lange zurück) wird mit dem Einsatz von Militär im Inland der heimische städtische Raum zum Kriegsschauplatz. Von den Kampfflugzeugen über „uns[eren]“ Hausdächern, dem Einzug des Kriegs in den persönlichen Nahraum, kann Poot nur im Modus des verwirrten Unverständnisses sprechen. Diesen fragilen und auch paradoxen Modus ungläubiger Berichterstattung hält Poot gegen die weiter anschwellenden Gerüchte aufrecht: „Und nun sagt man: aha sie gehen in die Häuser“.<sup>44</sup> Geschichten, Gerede, Geflüster und Getuschel wehrt Poot vehement ab: „[I]ch [...] höre, man erschießt Leute drüben auf dem Kirchhof oder im Schulhof, es sei Standrecht. Ich glaube es nicht [...]. Das mit dem Standrecht ist natürlich Schwindel.“<sup>45</sup>

Mit dieser Haltung des Nicht-Hören-Wollens geht Poot dennoch den Gerüchten nach und sucht eine Schule auf, vor der drei Erschossene liegen sollen. Der Anblick der Toten könnte nun „jede Deutlichkeit“ bringen – „gewisse Dinge glaubt man nicht, ehe man sie sieht“,<sup>46</sup> doch in diesem Text reicht der Anblick nicht zur Erkenntnis. Die Abwehr des Erzählers Poot bricht erst am Ende des Absatzes mit einem akustischen Eindruck in sich zusammen. Als ihm ein kleiner Soldatenzug entgegenkommt, missdeutet Poot das Geschehen zunächst: „[E]in baumlanger Mensch, blasses, mutiges ernstes Gesicht“, gekleidet in einen schwarzen Soldatenmantel, führt den Trupp vermeintlich an – tatsächlich wird er abgeführt:

„Und wie ich ahnungslos vorbei will, laufen hinter mir die Menschen zusammen, es heißt Straße frei, alles rennt auf die andere Seite, und wie ich mich umdrehe, steigt der baumlange Zugführer gerade die Stufen zum Kirchhof hinaus, rechts und links tuscheln sie: da wird wieder einer erschossen. Und schon, während man die Augen zukneift, knallt eine Salve.“<sup>47</sup>

Linke Poot wird so zum Ohrenzeugen einer Exekution. Das den ganzen Abschnitt hindurch betriebene Spiel des Textes mit der Distanzierung und Involvierung der Poot-Figur kommt hier an sein Ende: Im Gegensatz zu den Augen lassen sich die Ohren nicht verschließen. Im entscheidenden Satz wird noch einmal die Distanznahme mobilisiert – das „man“ statt dem „ich“, die zugekniffenen Augen –, um dann zu einem Sprechen unfreiwilliger Zeugenschaft überzuleiten. Der Text inszeniert Zeugenschaft wider Willen und wider ver-

---

44 Poot [1919a], S. 19.

45 Poot [1919a], S. 19.

46 Poot [1919a], S. 19.

47 Poot [1919a], S. 20.

meintlich besseres Wissen und daraus folgend das Aufgeben der distanzierten Haltung des Erzählers, was ich im letzten Abschnitt dieses Kapitels genauer diskutieren werde.

Poots Artikel über die kannibalischen Zustände im Berlin-Lichtenberg hat Teil an der langen Tradition des „Sprechens in Zeugenschaft“ über die Kannibal:innen und ihre Praktiken (siehe II/4.2.2). Auch in diesem Punkt arbeitet der Text nicht gegen, sondern mit den Regeln des europäischen Kannibalismuskurses: Er erhebt einen Kannibalismusvorwurf und bezeugt ihn selbst. Wie schon Hans Staden ist Poot dabei sowohl teilnehmender Beobachter als auch Gefangener, ein in Lichtenberg Eingeschlossener. Kannibalisch ist die Revolutionszeit dabei für Poot eben nicht im Sinn des geflügelten Wortes, dass die Revolution ihre Kinder verschlinge – auf diese Weise wird die Figur zeitgleich in konservativen und reaktionären Kreisen ausgiebig genutzt, etwa in Friedrich Hussongs Artikelserie zur Revolution in der *Gartenlaube*: „Die Revolution, dieses unnatürliche Kind, verschlingt ihre Erzeuger.“<sup>48</sup> Bei Linke Poot dagegen sitzt „die schlingende Stelle“ dort, wo zum Zweck der Erhaltung der staatlichen Ordnung der Einsatz von Reichswehr und Freikorps befohlen wurde.<sup>49</sup> Das Kannibalische als Figur einer unzulässigen, im Landesinneren ausgeübten Gewalt ähnelt eher den autobiografischen Reflexionen des Philosophen Constantin Brunner, wenn dieser zur Ermordung Walther Rathenaus schreibt, er habe „solchen Schmerz empfunden bei dem vom Vaterland an diesem Mann des Vaterlandes begangenen Kannibalismus.“<sup>50</sup>

## 6.2 Linke Poot sieht Kleists *Penthesilea*

### 6.2.1 Küsse, Bisse, Worte. Zum kannibalischen Liebesdiskurs

Linke Poots Ohrenzeugenschaft ist der Frage der Beobachtbarkeit und Darstellbarkeit kannibalischer Handlungen benachbart (siehe II/4). Ist das Kannibalische nicht das „Obszöne“ schlechthin, das sich nur jenseits der Szene abspielen kann?

„Eine etymologische Spur des Obszönen führt zum lateinischen *ob scaenum* – also zu dem, was außerhalb der Szene liegt und hinter den Kulissen bleibt, was im Theater nicht gezeigt werden darf oder kann. Das

---

48 Hussong (1919c), S. 87. Zum antirevolutionären Diskurs siehe II/2.1 und II/2.3.

49 Poot [1919a], S. 23.

50 Brunner (1924), S. 19, Herv. getilgt J.K. Bei „Constantin Brunner“, dies nur nebenbei, handelt es sich ebenfalls um ein Pseudonym, das Arjeh Yehuda Wertheimer nutzte, um u.a. seine zahlreichen Schriften zum Antisemitismus zu publizieren.

Obszöne beginnt dort, wo die Repräsentation versagt: in der Darstellung von Sexualität, Verbrechen, Horror, Grausamkeit und Gewalt.<sup>51</sup>

Heinrich Kleists für den kannibalischen Ausgang seiner Liebeshandlung bekanntes Trauerspiel *Penthesilea* verbannt die Anthropophagie der Heldin in ein Jenseits der Szene, um sie dafür in Botenbericht und Teichoskopie umso skandalöser zu beschreiben. Der Debatten um die Angemessenheit eines solchen Stoffes zeigt sich Döblin, den eine jahrzehntelange Faszinationsgeschichte mit Kleists *Penthesilea* verbindet, überaus bewusst: „[B]ühnengerecht (jawohl)“ sei das Stück, und „gräßlich schön“.<sup>52</sup>

In der knapp dreiseitigen *Penthesilea*-Kritik diskutiert Poots *Kannibalisches* den Zusammenhang von erregter Nachkriegszeit und Tragödie. Poot tritt hier in gewisser Weise als Theaterkritiker auf, zeigt sich dabei allerdings als „kein Freund des Theaters, besonders nicht der Tragödie“, erkennt er in ihr doch eine „höchst unreine Lust am Tragödientöten“, die dem unfriedlichen Zeitgeist entspreche.<sup>53</sup> Auf die lange Geschichte der Anthropophagie im Drama weist Poot zu Beginn seines Artikels hin: Schon „im Altertum“ seien derartige Vorfälle „bekannt geworden“ und hätten „zu den tollsten Tragödien Anlaß gegeben.“<sup>54</sup> Die Spur menschenfresserischer Tragödiendichtung zieht sich für Poot bis in die Gegenwart und zu den Theaterpräferenzen seiner Zeitgenoss:innen:

„Ein rasendes und außerordentliches Stück ist von Kleist die ‚Penthesilea‘. [...] Es ist charakteristisch, daß das Stück, das lange Zeit nur ein Lckerbissen von Literaten war, von der Volksbühne bei hervorragender Regie unter großer Ergriffenheit, mächtiger Spannung und Teilnahme gegeben werden kann.“<sup>55</sup>

Kleists Stück erscheint Poot nicht umsonst so zeitgemäß: „Kleist created his drama in a situation of post-revolutionary shock.“<sup>56</sup> Die Titelfigur kann, ein wenig paradox, schließlich handelt es sich um eine Königin der Amazonen, als Revolutionärin gelesen werden, die mit ihrem Hundemob und gleich einer Hündin über den Gegner herfällt.<sup>57</sup> Linke Poot spitzt das Drama auf den Mo-

---

51 Allerkamp (2019), S. 137.

52 Döblin [1923], S. 215; Poot [1919a], S. 11.

53 Poot [1919a], S. 11, 22.

54 Poot [1919a], S. 10. Vgl. Sarah Abletts *Dramtic Disgust* (2020), S. 11, 108, zu Kannibalismus als Ekelerreger in der antiken Tragödie, etwa in Senecas *Thyestes* und Euripides' *Bacchae*.

55 Poot [1919a], S. 11.

56 Moser (2015), S. 173.

57 Vgl. Stephan (1984), S. 39. Zum Zusammenklang der Figuren Amazone – Kannibalin – Revolutionärin vgl. Stephan (1984), S. 37–40; Schülting (1997), S. 116–117; Moser (2015),

ment des „Missverständnisses“ zu, den Moment, in dem Penthesilea ihre Liebe zu wörtlich nimmt: „– So war es ein Versehen. Küsse, Bisse, / Das reimt sich, und wer recht von Herzen liebt, / Kann schon das Eine für das Andre greifen.“<sup>58</sup>

„[D]ie Heldin [wirft sich] in einem Verwirrtheits- und Dämmerzustand über den Liebsten – in einem Mißverständnis, das so sehr Mißverständnis ist, daß sie selbst von einer Silbenverwechslung, Küssen und Bissen, von einem reimerischen Irrtum spricht –, und küßt ihn mit den Zähnen und Händen in Stücke, um nachher bluttriefend zur Besinnung zu kommen.“<sup>59</sup>

Mit dem Wörtlich-Nehmen der kannibalischen Metaphern der Liebe wird die für den Kannibalismuskurs so grundlegende gemeinsame Lokalisation von Sprechen und Essen im Mund um das Küssen vermehrt. Sprache, Nahrung und Liebe sind damit in jenes enge räumliche Näheverhältnis gebracht, das auch alltagssprachlich in den zahlreichen kannibalischen Metaphern der Liebe aufscheint: das Vor-Liebe-Auffressen, die verzehrende Liebe, usw.<sup>60</sup> Die Grenze zwischen liebendem Verschmelzungswunsch und Irrsinn ist fließend – und so kann Jacques Derrida darauf insistieren, dass nicht etwa die kannibalische, sondern die nicht-kannibalische Liebe pathologisch sei:

„[I]n Kleist's ‚Penthesilea‘ [...] a cannibalistic desire can freely find expression. To love without wanting to devour must surely be anorexic...“<sup>61</sup>

Dies deckt sich mit den Aussagen der Kannibalin. Diese spricht – und damit ist sie in der Literatur eher die Ausnahme – bereitwillig, eloquent und logisch von ihrer Tat. Kleists Penthesilea bedient sich, obwohl sie „alle Zeichen des Wahnsinns“ zeigt,<sup>62</sup> der wohlgeformten Rede und insistiert auf die Wahrfähigkeit ihrer Tat:

„Wie Manche, die am Hals des Freundes hängt, / Sagt wohl das Wort: sie lieb' ihn, o so sehr, / Daß sie vor Liebe gleich ihn essen könnte; / Und hinterher, das Wort beprüft, die Närrin! / Gesättigt sein zum Eckel ist sie

---

S. 173–178. Siehe II/2.1.1.

58 Kleist [1808], V. 2981–2983, S. 254.

59 Poot [1919a], S. 11.

60 Vgl. z.B. Mattenklott (1997); Pape (2001), S. 306–307; Te Heesen (2008), S. 22. Vgl. erneut Freud [1905a], S. 49, zum „hohen sexuellen Wert“ des Kusses, „obwohl die dabei in Betracht kommenden Körperteile nicht dem Geschlechtsapparat angehören, sondern den Eingang zum Verdauungskanal bilden.“

61 Derrida [1990], S. 3.

62 So die Regieanweisung; Kleist [1808], S. 232.

schon. / Nun du Geliebter, so verfuhr ich nicht. / Sieh her: als ich an deinem Halse hing, / Hab' ich's wahrhaftig Wort für Wort getan; / Ich war nicht so verrückt, als es wohl schien.<sup>63</sup>

Für Döblin dagegen steht der *Penthesilea*-Stoff klar im Kontext des Pathologischen. Als Mediziner interessiert ihn genau das „neuropathische Motiv“ des Stücks.<sup>64</sup> *Penthesilea* sei ein „Unwetter“, „[gestoßen] von der heißesten Pathologie“, schreibt er in *Die Pathologie im Drama* (1923).<sup>65</sup> Poot teilt dieses medizinische Interesse, formuliert aber noch unverblümt und bezeichnet *Penthesilea* kurzerhand als „Irre“.<sup>66</sup>

Bereits Döblins früher, noch zu Beginn seiner Studienzeit 1902/03 verfasste Roman *Der Schwarze Vorhang* ist ein unverhohlener *Penthesilea*-Epi-gone. Im Untertitel als *Roman von den Worten und Zufällen* ausgewiesen, erschien er zuerst 1912 im *Sturm* und 1919 in Buchform bei S. Fischer. In der hier erzählten Handlung ist es allerdings der Mann, der mit einem Kehlbiss tötet und das Blut der Geliebten aus ihrer Halsschlagader trinkt, nachdem er das Gesetz ewiger antagonistischer „Zweiheit“ begriffen hat.<sup>67</sup> Auch der:die Geliebte ist ein:e Anderer:r.

„Nun faß ich aber den Sinn des Lebens. Auf Vernichtung geht es aus, willentlich in Grausamkeit und Zerstörung lacht es. Zerfleischt eins das andere, doch sättigt, sättigt sich's sterbend. Darum ist die Liebe Krone des Lebens. Wir haben nicht Arme, um uns entzückt zu verschlingen, nur um uns zu wehren und zu kämpfen gegen das andere und zu töten, wir Grenzzerstörer. Jeder Kuß verfehlt einen Biß. Ah, darum schnürt sich das Leben zur Zweiheit ein, zu Mann und Weib, daß es sich aufs wildeste packt und zerreißt.“<sup>68</sup>

Mit der Emphase von Kampf, Grausamkeit und Zerstörung verschiebt diese Rede des Mörders den kannibalischen Liebesdiskurs in Richtung des mit diesem nicht zu verwechselnden kannibalischen Lustmorddiskurses (siehe II/3.3.1). Das liminale Moment des kannibalischen Liebesdiskurses, das Spiel mit der Grenzauflösung, wird hier zur tatsächlichen „Grenzzerstör[ung]“. Dem Lustmorddiskurs zuzuordnen ist auch der ausdrücklich „unbildlich[e]“ kannibalische „Drang“ des Tischlers Link in Döblins Fallgeschichte *Die beiden Freundinnen und ihr Giftmord* (1924): „Sein geschlechtlicher Drang

---

63 Kleist [1808], V. 2991–2999, S. 254–255, Herv. getilgt J.K.

64 Döblin [1923], S. 214.

65 Döblin [1923], S. 215.

66 Poot [1919a], S. 12.

67 Döblin [1912/19], S. 199.

68 Döblin [1912/19], S. 199.

war gesteigert. [...] Er mußte in ihrem Leib wühlen, Sinnlichkeit aus jeder Hautfalte herausfühlen. Er hatte den Drang, sie unbildlich, fast körperlich zu verschlingen.“<sup>69</sup>

Bei Döblin stößt sich der kannibalische Liebesdiskurs an der mit Worten allzu leicht zu beschwörenden Einheit der Liebenden, die auf körperlicher Ebene letztlich ohne Äquivalent bleibt.<sup>70</sup> Dieses Problem findet ein Analogon im Sozialgebilde der Essgemeinschaft: Auch das gemeinsame Mahl behauptet eine friedliche soziale Einheit, „[d]as gemeinschaftliche Essen ist eine sinnbildliche Handlung der Vereinigung“, so Novalis<sup>71</sup> – und dennoch ist es unmöglich, den einzelnen Bissen zu teilen. Er kann nur einmal gegessen werden und so isst letztlich doch jede:r für sich allein. Diese Aporie formuliert Georg Simmel in *Soziologie der Mahlzeit* (1910):

„Von allem nun, was den Menschen gemeinsam ist, ist das Gemeinsamste: daß sie essen und trinken müssen. Und gerade dieses ist eigentümlicherweise das Egoistischste, am unmittelbarsten auf das Individuum Beschränkte: was ich denke, kann ich andere wissen lassen; was ich sehe, kann ich sie sehen lassen; was ich rede, können Hunderte hören – aber was der einzelne isst, kann unter keinen Umständen ein anderer essen.“<sup>72</sup>

Ein anderes, den Egoismus des Essens weiter verschärfendes Problem der Nahrungsaufnahme (und dieses weist nun doch wieder gen Lustmorddiskurs) ist die ihr inhärente Aggressivität: Nicht nur kann jeder Bissen nur einmal gegessen werden, das gegessene Objekt wird dabei zerstört. In dieser Ambivalenz von Identifikation und Vernichtung besteht ein Kernproblem des Kannibalschen: „Lust und Zerstörung fallen [...] ineinander, die vollständige Aneignung und Identifikation mit dem Objekt erfolgt um den Preis seiner Auflösung und Zersetzung.“<sup>73</sup> So wie in *Kannibalisches* der Krieg im Nachkrieg präsent ist und, mit Foucault gesprochen, „ein ununterbrochener Kampf den Frieden durchzieht“, wirkt eine „Schlachtordnung“ auch in der Liebe.<sup>74</sup> Poot verhandelt an Kleists *Penthesilea*-Stück vor allem dessen pathologische Gewaltförmigkeit, die sich in der entsprechenden Konsumtionshaltung seines Publikums

---

69 Döblin [1924d], S. 33.

70 So schreibt Döblin zu *Der Schwarze Vorhang*: „Der lyrische Kern ist: die Unmöglichkeit der völligen Vereinigung zweier Menschen selbst in der Liebe; das Wort ‚Liebe‘ täuscht solche Vereinigung, solchen inneren Zusammenhang der Wesen vor, wirklich ist und lebt nur das Einzelne, Zusammenhanglose, der ‚Zufall‘, das Einsame, das vernichtend auf andere Einsame übergreift“; Döblin [1904], S. 23.

71 Novalis [1798], S. 620.

72 Simmel [1910], S. 140. Vgl. Mattenklott (1997), S. 474.

73 Pantenburg (2006), S. 25, u. vgl. S. 27.

74 Foucault [1996], S. 63.

verdoppelt: „[Kleist] hat [...] einen Wust solcher Perversionen auf die Bühne geworfen, daß sich die Sexualpathologen die Mäuler wischen“.<sup>75</sup> Kritisiert wird bei Poot damit weniger das „Tragödientöten“ an sich, sondern die „Lust am Tragödientöten“,<sup>76</sup> die sich nur allzu gut auf Bereiche jenseits des Theaters übertragen lässt.

### 6.2.2 Tragödienkritik nach dem Weltkrieg

Linke Poot unterstellt den Theaterbesucher:innen (eine Gruppe, die ihn selbst miteinschließt) eine mehr oder weniger bewusst eingenommene unkritische Konsumhaltung: „[W]ir füttern uns im Theater satt“ und „lassen [uns dafür] gern unser Gehirn umdüstern“ und „das bißchen Vernunft [...] rauben“.<sup>77</sup> In dieser für die Sättigung in Kauf genommenen Urteilstrübung gleicht der Konsum erregender Theaterstücke dem Verzehr zweifelhafter Fleischprodukte, denn hier wie dort gilt: „[D]as Urteil trübt sich, der Hunger wird gestillt.“<sup>78</sup>

Während dem unkritischen Hunger „in der Zeitung schon ein Portierkind genügt“, so Poot, „muß es im Theater ein Held sein“.<sup>79</sup> Hier sind es nun nicht die Konsument:innen von fehldeklariertem Fleisch, sondern die Leser:innen kanibalischer Schlagzeilen, deren Rezeptionshaltung mit der der Besucher:innen blutiger Theaterstücke gleichgesetzt wird. Auf verschiedenen Ebenen des Konsums, sei es von Fleisch, Text oder Bühnengeschehen, macht Poot also eine gierige Rezeptionshaltung aus, die darauf zielt, einen „Reizhunger“ zu stillen.<sup>80</sup> In diesem kulturpessimistischen und publikumskritischen Moment begegnen sich die Zeitdiagnosen Poots, Stelzners und Lessings (siehe II/2.3.3–4 und II/3.1.1). Poot zielt dabei auf eine der „lüstern[en]“ Konsumhaltung innewohnende Grausamkeit, mit der man sich im Theater den:die Held:in von „Köche[n] und Kellner[n]“, das heißt von Darsteller:innen und Regisseur:innen zunächst „menschlich näher [bringen]“ lasse,<sup>81</sup> um dann seiner:ihrer Opferung beizuwohnen:

„Wir schmausen Othello und Desdemona, König Lear und seine süße Tochter. Je strahlender ein Achill ist, desto lieber nehmen wir ihn, denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht.“<sup>82</sup>

---

75 Döblin [1923], S. 215.

76 Poot [1919a], S. 22.

77 Poot [1919a], S. 11–12.

78 Poot [1919a], S. 10.

79 Poot [1919a], S. 12.

80 Stelzner (1919), S. 400.

81 Poot [1919a], S. 13.

82 Poot [1919a], S. 12.

Der Text führt zwar auch einen evolutionär verankerten Mitleidstrieb ins Feld, doch „diese Mitleidsempfindung, de[r] Affentrieb“ genügt dem „kultivierte[n] Europäer“ nicht.<sup>83</sup> In der Tragödie gestattet er sich darüber hinaus die „Lust an Unmoral“.<sup>84</sup> Es ist diese Verquickung von Mitleid und menschenfresserischer Lust, in der für Poot das entscheidende Moment der Tragödie besteht: „Ein Trotzdem-Kannibalismus, Kannibalismus mit Hindernissen: Urboden der Tragik.“<sup>85</sup>

*Penthesilea* wird Poot gleichsam zum Symptom. Für den kannibalischen Zeitgeschmack ist der Erfolg dieses Stücks an der Berliner Volksbühne im Frühjahr 1919 „charakteristisch“: „Die erregte Zeit fordert starke Akzente“.<sup>86</sup> Und stets folgt der willentlichen Urteilstrübung und selbstgewählten kurzzeitigen Umnachtung das böse Erwachen: Penthesilea kommt nach ihrer Tat „bluttriefend zur Besinnung“<sup>87</sup> und gleicht damit sowohl dem Theaterpublikum nach dem Fall des Vorhangs als auch der Gesellschaft nach dem Weltkrieg. Der kathartische Effekt der Tragödie, wird, dies ist im Text zumindest als Andeutung angelegt, mit dem Topos von der Reinigung oder Läuterung im Weltkrieg überblendet: „Wenn wir uns triefend erheben, so sagt der Naive, wie seien gereinigt. Wir sind gesättigt, für diesmal.“<sup>88</sup>

Auch in Robert Musils Prosaminatur *Hasenkatastrophe* (1923) kommt man nach einem abrupten Gewaltausbruch mit wieder zur Besinnung. Hier spielt sich die titelgebende Katastrophe in kleinstem Maßstab ab, zwischen einem Hasen und einem Foxterrier, auf einem Rasen unweit eines europäischen Hotels. Paralysiert hatte die Gesellschaft das Morden betrachtet, nun „erwacht[]“ sie „aus dem Bluttausch“.<sup>89</sup> Dem tödlichen Schauspiel, in das niemand eingriff, folgt die betretenen Nachlese der Zuschauer:innen:

„Eine schale Atmosphäre menschenfresserischer Worte umgab uns, wie ‚Kampf des Daseins‘ oder ‚Grausamkeit der Natur‘.“<sup>90</sup>

Eine ganz ähnliche, und auch ganz ähnlich konnotierte Situation ergibt sich in Thomas Manns *Herr und Hund* (1919). Der Unterschied ist nur, dass hier der

---

83 Poot [1919a], S. 13.

84 Poot [1919a], S. 13.

85 Poot [1919a], S. 13.

86 Poot [1919a], S. 11.

87 Poot [1919a], S. 11.

88 Poot [1919a], S. 13. Vgl. Moser (2005), S. 21, zum kathartischen Effekt des Kannibalschen, u. z.B. Koch, L. (2014) zur kulturellen Katharsis des Ersten Weltkriegs. Vgl. Müller-Bach (2008), S. 125: Der Weltkrieg wird „als Katharsis des dekadenten Sozialkörpers – als Reinigung seiner degenerativen Elemente und Stählung seiner erschlafften und erschöpften Nerven – herbeigeseht, herbeigeredet und schließlich herbeigeführt“.

89 Musil [1923a], S. 488.

90 Musil [1923a], S. 488.



Herr eingreift und verhindert, dass sein Hund den Hasen tötet: Ist es auch sein „erster, jägerisch-feindlicher Antrieb“, den Hasen „in den Rachen“ des Hundes zu treiben, so besinnt er sich anders und bringt stattdessen den Hund mit einem „gezielte[n] und vorbedachte[n] Stockschlag“ von seinem Opfer ab.<sup>91</sup>

Besonderen Anstoß nimmt Linke Poots Satire an dem, was sie „Tragik“ nennt.<sup>92</sup> Poot diagnostiziert eine „Barbarisierung der Politik“, so Wolfgang Düsing, und dabei steht auch „[d]as Tragische [...] für ihn unter dem Verdacht des Inhumanen, des Archaischen.“<sup>93</sup> Im Nachgang der Konjunktur pathosgeladenen Sprechens im Ersten Weltkrieg gewannen zumindest für manche Autor:innen nach 1918 Formen des leiseren oder unernsteren Sprechens an Kreditabilität. „Nach einem unglücklichen Krieg müssen Komödien geschrieben werden“, bemerkt Hugo von Hofmannsthal 1921 in *Die Ironie der Dinge*.<sup>94</sup> Der Krieg wirkte, so Musil, „mehr karnevalisch als dionysisch“.<sup>95</sup>

Solch eine karnevalistische Verkehrung der Verhältnisse ist noch im *Manifesto Antropofago* (1928) des brasilianischen Avantgardisten Oswald de Andrade am Werk, das die für ihre Menschenfresserei bekannten Tupinambá in Shakespeares berühmte Hamlet-Zeile einwandern lässt: „Tupy, or not tupy that is the question.“<sup>96</sup> Andrades *Manifesto* ist eine Apologie der Aneignung und

---

91 Mann, Th. [1919], S. 102–104. Vgl. Köhler (2021), S. 87, 94, 97. Den verhinderten Hasenmord kann man als den Moment der Abwendung Thomas Manns weg von der Kriegsapologie der *Betrachtungen eines Unpolitischen* (1918) und hin zur letztlich humanistischen Einsicht Hans Castorps im *Zauberbergs* (1924) werten.

92 Poot [1919a], S. 13. Vgl. auch z.B. Lamszus (1919), S. 69, im Abschnitt „Der Dichter“: „In allen Zeitungen haben wir seine flammenden Kriegslieder gelesen. [...] Sein Drama wurde noch am letzten Tage an allen Theatern gespielt und weckte Stürme patriotischen Entzückens.“

93 Düsing (2007), S. 158.

94 Hofmannsthal [1921], S. 138. Damit greift er eine Bemerkung Novalis' auf. Wie Honold betont, ist Hofmannsthals Aussage „weder zynisch noch frivol“ gemeint, vielmehr bietet die Komödie eine Möglichkeit, „die Erfahrung geschichtlicher Kontingenz und Ambivalenz“ in „verträglich-heitere[r] Weise“ zu verarbeiten; Honold (2015), S. 20. Damit ist sie ein „effektvolles Gegengift zum heroischen oder tragischen Pathos der Kriegsverlautbarungen (dem sprichwörtlichen ‚Ernst der Lage‘)“; Honold (2015), S. 20.

95 Musil [1922], S. 1075.

96 Andrade (1928), S. 3. Das *Manifesto* erschien in der ersten Ausgabe von Andrades *Revista de Antropofagia*. In der großformatigen Zeitschrift verteilt es sich auf die Seiten 3 und 7. „[T]he MA [Manifesto Antropofago] subversively appropriates the colonialist designation of native peoples of the Americas as culture-less savages, or ‚cannibals‘ [...] [and] proposes an active, ‚cannibalistic‘ consumption of foreign culture“; so z.B. Bary (1991), S. 13. Es macht sich also nicht nur spielerisch das Kannibalische zu eigen, sondern kannibalisiert zugleich den europäischen Kannibalismuskurs, der seit der Frühen Neuzeit die Tupinambá zu seinen Objekten machte. Dabei knüpft Andrade an eine 1928 bereits einige Jahrzehnte alte Avantgarde-Tradition der Alteritätsaneignung und -anverwandlung an. Auch die europäischen Avantgarden hatten sich mit progressivem Gestus dem Barbarischen angenommen und sich das „Cannibal“ auf die Fahnen geschrieben, etwa erschienen verschiedene Arbeiten Pariser Dadaist:innen in den

dabei selbst eine Aneignung der Vereinnahmung, wobei der Shakespeare-Tragödie wenig Respekt entgegengebracht und stattdessen die Alteritätsfigur der Tupy zum Maß allen Seins erhoben wird.

Der Ansehensverlust der pathetischen Rede wirft ein Licht auf den spezifischen Unernst der Stimme Linke Poots. Clownesk spricht Poot noch von den drastischsten Dingen. Das Diktum, dass die Drastik keine Komik zulasse,<sup>97</sup> trifft für die Poot'sche Satire nicht zu. Es wird im Gegenteil bewusst gebrochen, ist Poot doch andersherum die Tragik, genauer die Tragödisierung des Drastischen verdächtig. So kommt es zustande, dass *Kannibalisches* zur Verdeutlichung der ungeheuerlichen Vorgänge in Berlin-Lichtenberg zu einem völlig unangemessenen Vergleich greift:

„Man verstehe: ein Menschenfresser hält, was er tut, für richtig, weil er nichts anderes weiß; er schlingt meinen Onkel, wie ich Spinat esse. Die hier schlingende Stelle aber [ist] mit aller Weisheit beladen, [...] dieser Staat muß seine Ordnung behalten.“<sup>98</sup>

Alle Poot-Texte arbeiten mit solch maximalen Fallhöhen wie hier zwischen dem Onkelschlingen und den standrechtlichen Erschießungen. Und gerade die Verschaltung von Politik und Nahrungsaufnahme in abrupten Textbewegungen ist charakteristisch für die Poot-Artikel. Unvermittelt fällt etwa in einem Artikel aus dem Folgejahr, *Zwischen Helm und Zylinder*, der Blick zuerst auf einen abgetriebenen Fötus, dann auf Essbares:

„Der Abortus. / Das Kind ist zerstückelt. / Wann kommt zum Fötus die unsterbliche Seele. [...] / [...] Der Fötus hat, was ich habe. Er tut mir leid. In der Emailleschüssel. Ich esse Kirschen, Heidelbeeren, Pflanzenteile, Tierstücke. Die tun mir nicht leid. / Manchmal. Manchmal habe ich ein unruhiges verbrecherisches Gefühl beim Rupfen eines Grashalmes.“<sup>99</sup>

---

zwei Ausgaben des Magazins *Cannibale*, das Francis Picabia 1920 herausgab. Andrades Antropofagia-Projekt „munches on traditional Surrealism“; Pouzet-Duzer (2013), S. 84; und es ist eine strategische Autoexotisierung, die nicht aus dem Mund eines:r Tupy stammt, mit der die Aufmerksamkeit, die proklamiertes Menschenfressen noch immer erregt, selbstbewusst ausgebeutet wird; vgl. Cardoso (2020), S. 146–147.

97 Vgl. Giuriato (2016), S. 10, Bezug nehmend auf Terézia Moras Aufsatz *Über die Drastik* (2006): „So kehren Moras Überlegungen einen normativen Anspruch hervor, der von der Kunst die Wirkung verlangt, emotional zu berühren und betroffen zu machen. Im Kern des ästhetischen Geschehens markiert das Drastische wiederum einen Bereich der frei von Humor und Ironie ist.“

98 Poot [1919a], S. 23.

99 Poot [1920b], S. 170.

Abgesehen davon, dass sich an dieser Passage gut die engen intertextuellen Austauschbeziehungen untersuchen ließen, die die Poot-Artikel zu den Döblin-Texten unterhalten,<sup>100</sup> ist hier, ganz ähnlich wie in der Eingangspassage von *Kannibalisches*, das Problem einer verunsicherten menschlichen Exzeptionalität aufgeworfen. Pflanzen-, Tier- und Kinderstücke liegen gleichermaßen vor dem Sprecher – man möchte sagen – auf dem Tisch (ein surrealistisches Arrangement, das man zum Ausgangspunkt nehmen könnte, um die Beziehung der Poot-Texte zu den Avantgarden genauer zu untersuchen). Eine menschenunfreundliche Haltung möchte sich Linke Poot deswegen aber nicht unterstellen lassen, im Gegenteil: „[D]ie ‚Menschlichkeit‘ [ist] ganz mein Fall,“ so Poot in seinem zweiten Artikel *Dionysos*, „aber die ganze und komplette Menschlichkeit, die Menschlichkeit mit Haut und Haaren.“<sup>101</sup>

### 6.2.3 Schlachtordnung und Schlachtopfer

Die kannibalische Pointe „alle[r] Tragödien“ tritt für Poot in *Penthesilea* nur überdeutlich hervor:

„[W]orauf es ankommt, Kleist wie uns: es muß einer gefressen werden, bildlich, und was hier so sensationell ist, auch unbildlich. Das ist in allen Tragödien so, und hier läßt es sich mit Händen greifen. Ein Schlachtopfer muß fallen, das Schlachtopfer, das wir brauchen. Tragödie hat seinen Namen vom Böcklein, das einstmals geopfert wurde; das Böcklein ist verschwunden, wir halten uns an den Menschen! Denn wir sind Kannibalen und brechen täglich die irdische Speiseordnung; wir füttern uns im Theater satt.“<sup>102</sup>

Poot spielt hier, sachlich völlig korrekt, auf die Etymologie der Tragödie an. Zugleich erfasst er ein Spezifikum des Kleist'schen Trauerspiels: Indem es „das der Tragödie zugrundeliegende Kultopfer aktualisiert, legt es deren wilden Ursprung frei“, so Daniel Weidner.<sup>103</sup> War schon zu Beginn des Poot-Artikels mit

---

100 Das „verbrecherische[] Gefühl beim Rupfen eines Grashalmes“ ist eine offensichtliche Anspielung auf Döblins *Die Ermordung einer Butterblume* (1910). Und ein Echo des Anblicks eines abgetriebenen Fötus vernimmt man noch im Jahr 1931, als Döblin in seinem Aufruf *Gegen die Kulturreaktion! Gegen den Abtreibungsparagraphen! Für Friedrich Wolf!* für die Abschaffung des Paragraphen 218 eintritt und dafür zu Beginn des Aufrufs klarstellt, dass er diese Position nicht leichtfertig vertritt: „Ich habe als Arzt öfter ‚Ausräumungen‘ beigewohnt. Der Anblick des ‚Fötus‘ hat mich immer erschüttert“; Döblin [1931], S. 260.

101 Poot [1919b], S. 31.

102 Poot [1919a], S. 12.

103 Weidner (2012), S. 270. Diese Radikalisierung des Opfers wird auch als Überschreitung der Gattungsform der Tragödie diskutiert: „Kleists ‚Penthesilea‘ endet mit dem doppel-

dem „Hammel“ ein gängiges Opfertier präsent, so taucht es nun als „Böcklein“ wieder auf. Erneut verweist das „Schlachtopfer“ auf die unfriedliche „Speiseordnung“ der Nachkriegszeit. Mit dem Opfer ist, so Hans Brittnacher, auf „ein archaisches Lösungsmodell“ zurückgegriffen, das insofern „Desintegrationserfahrungen der Moderne“ überwindet als den Menschen in ihm „keine austauschbaren, sondern vom Schicksal unverrückbar vorgegebene[n] Plätze“ zugewiesen werden.<sup>104</sup> Mit anderen Worten: Das Opfer stiftet Ordnung und eine Ordnung fordert Opfer. Der von Brittnacher veranschlagte Zusammenhang von „Konservatismus und Opferdenken“ tritt im Nachgang des Ersten Weltkriegs besonders deutlich hervor, hatte sich die politische Linke doch teils schon während des Krieges, spätestens aber in der Weimarer Republik von der „Opferrhetorik des Patriotismus verabschiedet“, während „der vom Zusammenspiel von Apokalyptik, Gewaltbereitschaft und Männerbündlertum geprägte rechtskonservative Diskurs der 10er und 20er Jahre nie von der Beschwörung eines militanten, eschatologischen Ereignisses abgelassen [hat]“.<sup>105</sup>

Die Zurückweisung einer in diesem Sinne verstandenen „Tragik“ – von Heroismus, Läuterung und Opfer – verbindet Poots *Penthesilea*-Kritik mit den übrigen Abschnitten des Artikels *Kannibalisches*. Über die Kritik des Opfers werden auch die beiden letzten kurzen Textabschnitte integriert. Abschnitt fünf besteht aus ein paar satirischen Bemerkungen zu jener Mutterfigur, der man allerorts „an den Häuserwänden auf Plakaten“ begegnen kann, nämlich der zu Opfern und Heldentaten aufrufenden Mutter in der patriotischen Propaganda: „Sie hat schon eine gewisse Routine [...], man begegnete ihr schon im Krieg. Sie rief zur Zeichnung der Kriegsanzüge auf, seufzte, dem Zeichnungsfaulen drohend, um ihr kleines Kind.“<sup>106</sup> Abschnitt sechs enthält eine Tierfabel, in der ein Fuchs dem Tierparlament ein Geschäft vorschlägt: „Er verzichtet auf Gemüse, faules Holz, Grünkohl, [...]“ und sie „[reservieren] ihm angesichts besagter Opfer die jüngeren Hühner“.<sup>107</sup> Diese Fabel beleuchtet die ihr nachgeschalteten Kommentare zur neuen deutschen Innenpolitik, die wahllos einzel-

---

ten Tod, der die vielleicht radikalste Entfaltung der Opferthematik in Kleists Werk darstellt. Diese Radikalisierung ist in der Forschung oft als Überschreitung des klassischen Dramenmodells betrachtet worden, insbesondere als Sprengung der Gattungsform der Tragödie“; Weidner (2012), S. 270.

104 Brittnacher (2001), S. 29.

105 Brittnacher (2001), S. 127. Als Überbleibsel des bellizistischen Diskurses ist der heroische Opferdiskurs um das Jahr der Kriegsniederlage herum sehr präsent. Alles andere als uncharakteristisch ist dabei die rhetorische Zurückweisung von Opferpathos, nur um ihn umso beharrlicher zu bemühen: „Daß der Soldat herausgehe, um sich zu opfern, ist ein ganz irreleitendes Pathos. Nicht der tote Soldat, sondern der lebende dient dem Vaterland. Daß dieser Dienst auch seine Opferung fordern kann, ist sozusagen ein Grenzfall [...]. Denn gerade damit fügt er sich dem innersten, freilich tragischen Rhythmus der Kultur ein“; Simmel [1917], S. 48.

106 Poot [1919a], S. 23–24.

107 Poot [1919a], S. 24.

ne Bevölkerungsgruppen der allgemeinen Stabilisierung der Verhältnisse zum Opfer bringt und sie, wie Poot schreibt, „für Pogromzwecke bereit[.]stell[t]“. <sup>108</sup> Darin besteht wiederum die Verbindung zur Niederschlagung revolutionärer Arbeiter:innenaufstände durch die Reichswehr, um eine innere Ordnung wiederherzustellen, die für Poot deutliche Züge des Wilhelminismus trägt: „Die kaiserlich deutsche Republik kommt wieder zu Kräften. Zwar sind ihr die Zähne ausgeschlagen und das Kreuz ist lahm, aber es macht sich ganz nett für den Anfang. Man kann sich wieder an die Arbeit begeben.“ <sup>109</sup> Poots Opfer-Kritik funktioniert also als Antwort auf den rechtskonservativen Opferdiskurs, der sich nach dem Weltkrieg im rechten und militaristischen Spektrum verhärtete, insbesondere in den paramilitärischen Freikorpsverbänden, die nach den Lichtenberger Märzkämpfen noch häufiger von der Regierung gegen revolutionäre Unruhen eingesetzt wurden. <sup>110</sup> Definiert man Heroismus über das Opfer, wie etwa Herfried Münkler, der eine „durch Opferbereitschaft und Ehrbegier gekennzeichnete heroische Disposition“ bestimmt, so demonstriert der Poot-Text eine völlig „unheroische[.] Einstellung[.]“, die sich in expliziter Abgrenzung vom „tragischen“ Opferdiskurs generiert. <sup>111</sup>

Linke Poots Opfer-Kritik ist eine Kritik (griech. „krínein“ = „(unter)scheiden“, „trennen“, „urteilen“) im Wortsinn: Der Text trifft eine moralisch urteilende Unterscheidung. Differenziert wird das Opfer („sacrifice“) im heroischen Diskurs von den Opfern („victims“) genau dieses Diskurses. Das eine Opfer wird beschworen, das andere bezeugt. Dies führt zurück in das Kernstück des Poot-Artikels, zu den Opfern („victims“) des Bürgerkriegs und zu den standrechtlichen Erschießungen:

„An der Mauer, dicht am Eingang, stehen drei blasse Menschen, gewöhnliche zerdrückte Kleidung, sie sehen übernächtigt und elend aus; der jüngere gähnt herausfordernd, die beiden anderen blicken kläglich

---

108 Poot [1919a], S. 25.

109 Poot [1919a], S. 24.

110 „Der Schießlerlass Noskes [...] ist wohl als Initialzündung für die massenhafte Gewalt der Regierungstruppen und damit auch der Freikorps bei ihren Einsätzen innerhalb des Reiches zu sehen“; Pomplun (2023), S. 179. Er lässt sich „in eine[.] Reihe (prä-)faschistischer deutscher Gewaltpolitik“ stellen; Pomplun (2023), S. 179, unter Verweis auf rechtswissenschaftliche Forschung. Zu den Freikorps vgl. auch z.B. Breuer (1990), S. 597–598. Konkret zum Vorgehen der Freikorps in Berlin-Lichtenberg vgl. Lange, D. (2012), S. 151–157 (= „Der weiße Terror“). Zur Überschneidung von Freikorps und den organisierten ehemaligen Angehörigen kolonialer „Schutztruppen“ vgl. Maß (2006), z.B. S. 44–45, 56. Zu solchen Kontinuitäten und auch zur Kontinuität von „Violence and Sacrifice“-Mythen nach dem Ersten Weltkrieg im rechten und militaristischen Spektrum bis hin zum Nationalsozialismus vgl. Weisbrod (2001). Vgl. auch Weisbrod (2001), S. 9, zum Freikorps-Hintergrund etlicher Nationalsozialisten.

111 Münkler (2007), S. 748, 745.

zu Boden. Sie sind, höre ich, noch nicht abgeurteilt, später: sie sind alle drei freigekommen.“<sup>112</sup>

Linke Poot ist offensichtlich nicht stehengeblieben, um der erwartbaren Erschießung (die Männer stehen schon „[a]n der Mauer“) zuzusehen. Als in den nächsten Sätzen in der entscheidenden Szene der „baumlange[] Mensch“ an ihm vorbei abgeführt wird, liegt es an Poots Missinterpretation der Situation und seiner Langsamkeit in Relation zu den Vorgängen, dass er sich „umdreh[t]“ und damit dem Geschehen zuwendet.<sup>113</sup> „Und schon, während man die Augen zukneift, knallt eine Salve.“<sup>114</sup> Mit ihren zugekniffenen Augen verhält sich die Poot-Figur genau anders als im Theater. Mit dem Bürgerkriegsgeschehen erzählt der Text von der nicht intendierten, der sich aufdrängenden Zeugeschaft.

### 6.3 Anthropophagie und Anthropemie

#### 6.3.1 „Zum Kotzen“. Linke Poots Vomitio

Damit hält im letzten Drittel des Artikels eine weitere Sprechweise Einzug: Nachdem die Figur Linke Poot zum Ohrenzeugen der Erschießung geworden ist, gibt die Erzählstimme Linke Poot die Haltung nüchtern-sachlicher Berichterstattung auf. Dafür wird am Ende des Abschnitts die sachliche Rede zuletzt kurz als versachlichende Rede auf die Spitze getrieben: „Soso, soso. Das war einmal. Das liegt jetzt also lang im schwarzen Soldatenmantel da. Das war einmal ein Mensch und ist jetzt ein Gegenstand.“<sup>115</sup> Hier ist der Punkt erreicht, an dem sich Linke Poot wieder (wie zuvor schon in den Abschnitten zur Fleischskandal-Meldung und zur Aufführung *Penthesileas*) als eine Kritikerfigur einschaltet, die sich durch kalkulierte Unsachlichkeit und nun schon ein Übermaß an Beteiligung auszeichnet. In der wütenden Anklage Poots gegen das Standrecht, die sich auf den Kannibalismus als eine Figur äußerster Gewalt bezieht, findet die Satire zu einer Drastik, die als „Moment affirmierter Distanzreduktion“ bewusst die ästhetisch ideale Distanz unterläuft.<sup>116</sup>

Der kurze Erlass, mit dem Gustav Noske, SPD-Mitglied und damaliger Reichswehrminister, am 9. März 1919 das Standrecht über Lichtenberg verhängte, besteht aus nur zwei Sätzen:

---

112 Poot [1919a], S. 20.

113 Poot [1919a], S. 20, 24.

114 Poot [1919a], S. 20.

115 Poot [1919a], S. 20–21.

116 Linck (2016), S. 33, u. vgl. S. 40.

„Die zunehmende Grausamkeit und Bestialität der gegen uns kämpfenden Spartakisten zwingen mich, folgenden Befehl zu erlassen: Jede Person, die im Kampfe gegen Regierungstruppen mit der Waffe in der Hand betroffen wird, ist sofort zu erschossen.“<sup>117</sup>

Die Sätze schließen nicht nur mit dem Stichwort der „Bestialität“ an den zeitgenössischen antirevolutionären Massendiskurs an, worauf zeitgenössisch bereits Emil Gumbel in *Vier Jahre politischer Mord* (1922) aufmerksam machte,<sup>118</sup> in ihnen artikuliert sich auch eine Potestas (Rechts- und Staatsgewalt), die mit ihrem Gewaltmonopol die *Violentia* beherrschen will: „Spontane Gewaltausbrüche und Gewaltanwendungen aus partikularem Interesse überwältigt sie [die Potestas] zugunsten einer höheren, nämlich staatlichen und rechtlichen Zweckmäßigkeit.“<sup>119</sup> Das Standrecht – ein Recht, das Recht außer Kraft setzt – stellt in diesem Sinne einen Grenzfall der Potestas dar. Linke Poot zumindest betont weniger das Moment der Willkür, denn der Anordnung der Willkür: „[W]as ich sah an Tötung, war gesetzlich planmäßig von den Behörden angeordnet, sozusagen als Weisheit befohlen.“<sup>120</sup>

Unter der erkenntnisleitenden Wissensfigur des Kannibalischen versucht Poot einzuordnen, was sich vor seinen Augen und Ohren in Lichtenberg abspielt: „[W]as ich [...] genau begreife, ist das Standrecht. Diese nach der Schlacht betriebene Arbeit.“<sup>121</sup> Poot erscheint das Vorgehen der Regierung und der von ihr entsandten Truppen als ebenso kannibalisch wie das Treiben eines Menschenfressers; sie unterscheiden sich nur in der besagten „höheren [...] Zweckmäßigkeit“,<sup>122</sup> die die staatlich sanktionierte Gewalt für sich in Anspruch nimmt. Während der von Poot nicht weiter spezifizierte „Menschenfresser“ in unschuldiger Naivität sein Tun für richtig hält, „weil er nichts anderes weiß“, ist im Fall des Standrechts „[d]ie hier schlingende Stelle [...] mit aller Weisheit beladen, mit aller Moral“.<sup>123</sup>

Führte Poot bereits mit seinen ersten Sätzen eine Attacke gegen seine Leser:innen, so erreicht dies nun eine neue Qualität. Die mörderisch „schlingende Stelle“, das kannibalische Zentrum der Nachkriegsordnung, wird Ge-

---

117 Zit. n. der Abb. in Lange, D. (2019), S. 54.

118 Vgl. Gumbel (1922), S. 15–16. Gumbel betont die Rolle antirevolutionärer Gerüchte und Falschmeldungen, die der Legitimation des Erlasses dienen. Dies führt auch z.B. Pomplun (2023), S. 178, an.

119 Wolf, B. (2011), S. 77.

120 Poot [1919a], S. 22.

121 Poot [1919a], S. 21.

122 Wolf, B. (2011), S. 77.

123 Poot [1919a], S. 23.

genstand eines wütenden *J'accuse...*<sup>124</sup> – einer Anklage, mit der sich Linke Poot in die Tradition des:r engagierten Intellektuellen einschreibt, was er dezidiert als Gegenentwurf zum apolitischen Modell des deutschen „Dichter[s] und Denker[s]“ verstanden wissen will.<sup>125</sup> Poot verweist auf „Zola und Voltaire“ und die Interventionen französischer Intellektueller in der Dreyfus-Affäre, woraufhin sich ihm die deutschen Verhältnisse zwischen Macht und Literatur im März 1919 als umso ernüchternder darstellen:

„Das Volk der Dichter und Denker hat keine Zeit dafür, sich mit seiner Makulatur zu befassen. Die Dichter dichten, die Denker denken, das tun sie schon seit der Eiszeit und werden sie bis zur nächsten Eiszeit tun. Die Leute, um die es sich handelt, sind ja nicht lebendig, sondern tot, mau-setot, und futsch ist futsch. Ja, massenhaft hat man sie hingeführt und abgeknallt, und die die es befohlen haben und decken, sind deutsche Behörden, gestern, heute und morgen deutsche Behörden, unsere Rechtsinstanz. Sie bebt noch heute nicht, diese Rechtsinstanz, unter dem sonst so kräftig tönenden Pathos unserer Geistigkeit [...]. Wo seid ihr jetzt, ihr Gebildeten, ihr Geistigen, ihr Dicketuer? Ihr Großmäuler! Zum Kotzen seid ihr allesamt.“<sup>126</sup>

Was der Text hier vollzieht, ist eine rhetorische Entgleisung, ein Zusammenbruch der maßvollen Rede in einer Artikulation des Ekels, die sich in ihrer Drastik selbst der Grenzverletzung schuldig macht. Poot verweist auf das Unvermögen der allzu kunstvoll geformten Rede, elementare Affekte „auszudrücken“: Mit allen „Gedichten“ und auch den „blödsinnigen neuen Ausdrucksformen“ könnten Schriftsteller:innen „nicht einmal das Älteste einfach ausdrücken: die Wut und den Schauer eines Mannes über eine solche Missetat. Ja, dazu langt es bei euch nicht, ihr psychischen Krüppel!“<sup>127</sup> Linke Poots Polemik erreicht hier ihre aggressivste Form. Dies manifestiert sich in der direkten Anrede der „Dichter und Denker“, also jener Berufskolleg:innen Linke Poots bzw. Alfred Döblins, die schweigend oder beredet mit den deutschen Verhältnissen im Bunde stehen. Es ist eine öffentliche Anrufung, die sich zuletzt zu bloßen Beleidigungen mit Ausrufezeichen kondensiert: „Ihr Großmäuler!“, „ihr Dicketuer“, „ihr psychischen Krüppel!“

---

124 So der Titel der am 13.01.1898 publizierten Schrift Émile Zolas, in dem dieser gegen die Verurteilung des jüdischen Offiziers Alfred Dreyfus wegen Hochverrats protestiert und schwere Vorwürfe gegen Militär und Justiz erhebt; vgl. z.B. Morat (2011). „Selbst wenn der Neologismus „Intellektuelle“ an einzelnen Stellen bereits früher nachgewiesen werden kann, hat sich der Begriff erst im Laufe der Dreyfus-Affäre im Frankreich der Dritten Republik allgemein etabliert“; Morat (2011), S. 3.

125 Poot [1919a], S. 22.

126 Poot [1919a], S. 22–23.

127 Poot [1919a], S. 23.



Auffällig ist die Vomitio, die Kotzrede: Aus dem „Zum Kotzen“ spricht eine Kritikerfigur, deren empfindsamer Körper den heftigen negativen Affekt des Ekel verspüren kann, und die dies gegen alle Konventionen der Mäßigung zum Ausdruck bringt. Bei Poots Ekel handelt es sich in gewisser Weise um einen moralischen Ekel, allerdings kaum im Sinne Kolnais.<sup>128</sup> Besser lässt sich der Poot'sche Ekel als ein „Organ intellektueller Kritik“ bestimmen, wie es Winfried Menninghaus für Kant beschrieben hat.<sup>129</sup> Als Kritiker vertraut Poot auf das spezifische Unterscheidungsvermögen des Ekel. Dieser „besetzt und substituiert [...] einen Mangel, ein theoretisches Defizit der Philosophie“, so Menninghaus; „seine Witterung ist schärfer, distinktiver als das nur-rationale Urteil“ und so ist er „in der Tat und ganz unmetaphorisch ein originäres philosophisches Organon.“<sup>130</sup>

„Zum Kotzen“ ist nun ein denkbar drastischer Respos, nicht nur im bezeichneten Affekt des Ausspeien-Wollens, sondern auch in der Wortwahl. Mit der kalkulierten Unangemessenheit von Poots Vomitio wird, mit Dirck Lincks Überlegungen zur Drastik gesprochen, „das ganze bürgerliche Geschmacksparadigma aufgerufen und in die Lage versetzt [...], sich befragen lassen zu müssen“.<sup>131</sup> Poots Vomitio richtet sich gegen jene „Dichter und Denker“, die sich auf ihr übergroßes Sprechorgan, ihre „Großmäuler“ reduzieren lassen: Zu deren „kräftig tönende[m] Pathos“ bildet Poots Stimme den Gegenentwurf. Die kurzen, losen Artikel Linke Poots sind nichts weiter als Einwürfe; man könnte sie als kleine Formen und als mindere Literatur verstehen und damit als Gegenstücke zur Werkästhetik großer, geschlossener und unengagierter Werke: „Gebundene Bücher haben sie [...] produziert, Material leerer Stunden.“<sup>132</sup> Poots Vomitio ist also ein hässlicher kleiner „Furor satiricus“, wobei Poot, hier ganz Satiriker, von der „Eigengewalt der Sprache“ reichlich Gebrauch macht.<sup>133</sup> Die Satire hat selbst eine archaische Dimension und der „archaisch-magische Gebrauch ‚satirischer‘ Schmäreden“ eine „physisch-konkrete, gewalthafte Primärintention: ‚to harm, mutilate, or destroy the human body.“<sup>134</sup> Ihrem Ti-

---

128 Vgl. Kolnai [1929], S. 39–47. Kolnai bestimmt den moralischen Ekel als Gegensatz zum rein „physisch[en]“ Ekel als einen „geistig[en]“; Kolnai [1929], S. 39; was für den Poot-Text nicht falsch, aber auch nicht treffend ist. Die „fünf Abarten“ des moralisch Ekelhaften, die Kolnai vorschlägt („Überdrußekel“, Ekel vor „übermäßige[r] und am falschen Ort entfaltetete[r] Vitalität“, Ekel vor der „Lüge“, Ekel vor der „Falschheit“ und Ekel vor der „moralischen ‚Weichheit‘“), erfassen Poots Kritik alle nicht; Kolnai [1929], S. 39–46, Herv. getilgt, J.K.

129 Menninghaus (1999), S. 177.

130 Menninghaus (1999), S. 178–179.

131 Linck (2016), S. 39.

132 Poot [1919a], S. 22. Vgl. Deleuze / Guattari [1975], S. 24–39.

133 Deupmann (2002), S. 4, in seiner Studie zum „Furor satiricus“.

134 Deupmann (2002), S. 4, unter Zitation von Mary Claire Randolphs Aufsatz *The medical concept in english Renaissance satiric theory* (1941). Vgl. Deupmann (2002), S. 10.

tel zum Trotz handelt es sich bei Poots Satire dennoch nicht um eine „bissige“ Satire. Wenn Poot die Gewalt der Sprache nutzt, dann nicht als „mutilat[ion]“, nicht als Bissigkeit, sondern im Gegenteil als heftiges Von-sich-Weisen, als Erbrechen. Verletzt wird nicht Körper des:r Gegner:in, sondern die ästhetische Konvention, die Regeln des guten Geschmacks, die Gebote von Maß und Distanz. Dabei ist Poots ekelgetriebene Wutrede zugleich selbst eine Reaktion auf verletzte Distanz, auf eine sich unangenehm körperlich aufdrängende Sensation – Ekel ist ein „Näheaffekt“<sup>135</sup> –, nämlich das ekelhafte Eindringen des Geräuschs der Salve, die den baumlangen Menschen tötet, in sein Ohr.

### 6.3.2 Der Text als Krypta

Zuletzt schlage ich vor, Vomitio und Kannibalisches bei Poot mit einer von Claude Lévi-Strauss in *Tristes Tropiques* (1955) eingeführten Differenzierung zu betrachten. „Anthropophagie“ und „Anthropemie“ werden hier, so möchte ich es möglichst allgemein fassen, als die zwei unterschiedlichen Verfahrensweisen von Systemen mit Irritationen bestimmt. Lévi-Strauss unterscheidet zwischen „zwei Typen von Gesellschaften“, nämlich,

„denjenigen, welche die Anthropophagie praktizieren, also in der Einverleibung gewisser Individuen, die furchterregende Kräfte besitzen, das einzige Mittel sehen, diese zu neutralisieren oder gar zu nutzen; und denjenigen, die – wie die unsrige – eine Haltung einnehmen, welche man als *Anthropemie* (von griech. *emein*, erbrechen) bezeichnen könnte. Angesichts ein und desselben Problems haben diese letzteren Gesellschaften die umgekehrte Lösung gewählt, nämlich jene gefährlichen Individuen aus dem sozialen Körper auszustoßen und sie zeitweilig oder für immer in eigens für diesen Zweck bestimmten Einrichtungen zu isolieren und von der Berührung mit anderen Menschen auszuschließen.“<sup>136</sup>

Lévi-Strauss und Linke Poot verbindet zwar ein kulturvergleichender Blick, der Eigenes und Anderes in Beziehung setzt, die hierbei genutzten Figuren des Kannibalischen liegen aber überkreuz: Während Lévi-Strauss die Anthropophagie der Anderen als eine Kulturpraktik sozialen Einschlusses nobilitiert, steht Poot in der Montaigne'schen Tradition des Kannibalismusvorwurfs gegen die eigene Ordnung. Bei Poot ist jene „Einverleibung“, die die kannibalisch „schlingende Stelle“ der Weimarer Republik betreibt, als ein Mittel des „[N]eutralisieren[s]“ äußerst gewaltförmig verfasst. Im Ausspeien, in der Vomitio besteht die Zurückweisung dieser Gewalt.

---

135 Linck (2016), S. 38.

136 Lévi-Strauss [1955], S. 382–383. Vgl. Moser (2005), S. 14–22; Moser (2008), S. 255–256.

Mit dem Begriffspaar von Anthropophagie und Anthropemie ist man also erneut auf Poots Kritikfähigkeit verwiesen. Es geht darum, ein System des Ein- und Ausschlusses zu moderieren: „Was darf ich in mich hineinnehmen, was muss ich aus mir heraushalten?“ (siehe II/2.2.2)<sup>137</sup> In Freuds Aufsatz über *Die Verneinung* (1925) ist die Gedankeninhalte bejahende oder verneinende „Urteilsfunktion“ ganz ähnlich wie später bei Lévi-Strauss „eine Frage des Außen und Innen“.<sup>138</sup> Dabei lassen sich die Entscheidungen der Urteilsfunktion, so Freud, „[i]n der Sprache der ältesten, oralen Triebregungen ausdrück[en]: das will ich essen oder will es ausspucken [...] Also: es soll in mir oder außer mir sein.“<sup>139</sup> Poots *Vomitio* ist eine anthropemische Rede nach dem Begriff von Lévi-Strauss, eine Verneinung im Sinne Freuds, und sie ließe sich mit Mary Douglas als ein Sonderfall der Beseitigung von „dirt“ verstehen, als Anstrengung, die Umwelt zu organisieren: „Eliminating it is not a negative movement, but a positive effort to organise the environment.“<sup>140</sup>

Poot will sich die kannibalische Gewalt also vom Leib halten. *Kannibalisches* kulminiert nicht in einer einverleibenden, sondern in einer ausspeienden Rede. Mit der *Vomitio* vollführt der Text auf seinem Höhepunkt eine Bewegung, die seinem Titel zuwiderläuft. Freilich ist *Kannibalisches* dennoch ebenfalls ein integrativer Text, etwa in seiner konstitutiven Intertextualität, dem Anzitiieren politischer Rede und dem Texteintritt über den aneignenden Rekurs auf eine Zeitungsmeldung. Und noch ein weiteres Moment textueller Einverleibung kann man erkennen: eine Form zärtlichen Kannibalismus, die Poots Artikel an Lévi-Strauss' Nobilitierung des Kannibalischen anschließt, ebenso an den von Döblin verhandelten kannibalischen Liebesdiskurs und an Novalis' eingangs zitierte Bemerkungen vom „Gedächtnißmale“.<sup>141</sup>

Auf die Momente des Einschlusses im dritten Block des Textes habe ich bereits hingewiesen: In diesem mittig platzierten Textabschnitt, den die übrigen umschließen, wird auch Linke Poot in Lichtenberg „eingeschlossen“.<sup>142</sup> In der Mitte dieses Absatzes wiederum finden sich die Figuren der Bürgerkriegsopfer („victims“): die weißen, „mit Kannen [und] Eimern“ ausgestatteten Milch- und „Mehlgeschöpfe“, die als feminisierte Figurationen der schuldlosen Zivilbevölkerung angelegt sind und so fried- und hoffnungsvolle wie gefährdete Gestalten darstellen.<sup>143</sup> Zieht man nun hinzu, dass Döblins Schwester Meta Goldenberg am 12. März 1919 im Zuge der Kämpfe in Lichtenberg getö-

---

137 Keck / Kording / Prochaska (1999), S. 7.

138 Freud [1925], S. 13, Herv. getilgt J.K.

139 Freud [1925], S. 13.

140 Douglas [1966], S. 2.

141 Novalis [1798], S. 620.

142 Poot [1919a], S. 14.

143 Poot [1919a], S. 16, 18.

tet wurde<sup>144</sup> und dass Döblin darüber knapp zehn Jahre später in seinem *Ersten Rückblick* (1928) schreibt, das „Ende“ hätte seine Schwester „beim Einholen von Milch“ getroffen, so kann man in den Mehl- und Milchgeschöpfen eine verwischte Figuration der Schwester erblicken. Meta Goldenberg war wohl ein zufälliges Opfer: Sie wurde von einem Granatsplitter getroffen.<sup>145</sup> In Döblins *Rückblick* wird der Tod der Schwester zu einem Bild des schuldlosen zivilen Opfers hochgradig aufgeladen: „Es war ein Ende, das gut zu ihrem Bilde paßt, das sie dann traf: der Tod beim Einholen von Milch für ihre kleinen Kinder.“<sup>146</sup> Linke Poot dagegen, der wie gesagt Meta Goldenberg nicht erwähnt, auch sonst keine:n der Toten namentlich nennt, bemerkt nur im Modus sachlicher Berichterstattung, dass „viele Zivilisten umgekommen wären, besonders Kinder beim Wasserholen und Frauen.“<sup>147</sup> Diese scheinbar „nüchterne“ Rede funktioniert kryptisch. Die getötete Schwester wurde in den Text eingeschlossen: *Kannibalisches* ist eine Krypta, eine verschlüsselte Grabkammer.

Kannibalismus ist sowohl als eine Form der Bestattungsverweigerung als auch der Bestattung beschrieben worden.<sup>148</sup> Der *Penthesilea*-Stoff führt übrigens ebenfalls nicht nur das Problem von Vereinigung und Vernichtung, sondern auch das von verweigerter Bestattung und Leichenschändung mit sich. Das Schleifen Hektors durch Achill, die Nekrophilie Achills und der Kannibalismus Penthesileas bilden eine Trias der Leichenschändung, die sich durch die verschiedenen Bearbeitungen des Stoffes zieht. Kleists *Penthesilea* lässt sich auch in diesem Sinne als „Trauerspiel der unmöglichen Trauer“ verstehen, in dem „die Radikalisierung des Konflikts die Trauerarbeit unmöglich mach[t] und schließlich Introjektion in Inkorporation kippen“ lässt.<sup>149</sup> Ähnliches geschieht in *Kannibalisches*: Der Text leistet kannibalische Trauer- und Begräbnisarbeit. Im Kannibalismus wirkt für Baudrillard ein Moment der „Erhaltung“,<sup>150</sup> für Derrida eines der „Erinnerung“: der Er-Innerung als Ver-Innerlichung des Anderen.<sup>151</sup> Als „[t]rauernde Autorschaft“ hat Eva Horn die „Formen einer sol-

---

144 Es handelt sich um den Tag, an dem der großangelegte Angriff der Freikorpstruppen der Garde-Kavallerie-Schützen-Division über die Frankfurter Allee begann und an dem besonders viele Menschen starben; vgl. Lange, D. (2019), S. 62.

145 Vgl. Schoeller (2011), S. 193.

146 Döblin [1928], S. 130.

147 Poot [1919a], S. 17.

148 Vgl. z.B. Pöhl (2015), S. 17.

149 Weidner (2012), S. 283, unter Verweis auf Marianne Schullers Aufsatz *Liebe ohne Gleichen. Bildersprache in Kleists Trauerspiel „Penthesilea“* (2008).

150 Die „Verzehrung ist ein gesellschaftlicher und symbolischer Akt, damit ein Verbindungsfaden zu dem Toten oder dem verzehrten Feind erhalten bleibe“; Baudrillard [1976], S. 249, Herv. getilgt J.K.

151 Vgl. Derrida [1990], S. 2: „The concept of ‚Erinnerung‘, which means both memory and interiorization, plays a key role in Hegel’s philosophy. Spirit incorporates history by assimilating, by remembering its own past. This assimilation acts as a kind of sublima-

chen Präsenz des anderen im Text des Ichs“ beschrieben.<sup>152</sup> Mit Nicolas Abraham und Maria Torok fasst sie die Krypta als „intrapyschische[] Höhlung“, als „innere[] Grabkammer“, die den Anderen als Ganzes einschließt und bewahrt: „unassimiliert, als anderen und *unverdaulich*“.<sup>153</sup> Diese kryptische Anthropophagie hat mit dem von Linke Poot attackierten Kannibalismus der „schlingenden Stelle“ wenig gemein, sie ist eine Form des verschlüsselten Gedenkens und Erinnerns. In diesem Sinne funktioniert *Kannibalisches* als kryptischer „Versuch[], d[ie] Toten [...] als Geheimnis im eigenen Text zu verstecken“.<sup>154</sup>

Der Tod Meta Goldenbergs ist der Döblin-Forschung bislang kaum eine Randnotiz. Zwar wurden mit Blick auf andere Texte bereits ähnliche Verfahrensweisen beschrieben, etwa untersuchte Erich Kleinschmidt die „kryptomnestisch auftauchenden Bilder“ bei Döblin und erkennt in dessen Werk ein „Bedürfnis nach Verschleierung der biographischen Rückbindung für das epische Schreiben“, eine Poetik „zwischen Vergessen, Erinnern und Erzählen“.<sup>155</sup> Die Spuren jedoch, die die Tötung der Schwester im Schreiben Döblins hinterlassen hat, ihre Konsequenzen für seine Autorschaft wurden völlig übersehen. Für das Auftreten des Alter Egos Linke Poot, einer neuen Döblin-Stimme im Frühjahr 1919, dies hoffe ich gezeigt zu haben, ist dieses Ereignis jedoch zentral.

#### 6.4 Schlussbemerkung

Das Verhältnis von Satire und Kannibalismus ist ein traditionsreiches. In Walter Benjamins *Einbahnstraße* (1928) wird die Technik des:r Kritiker:in mit der eines:r Kannibal:in verglichen. „Die Technik des Kritikers in dreizehn Thesen“ proklamiert an zehnter Stelle: „Echte Polemik nimmt ein Buch sich so liebevoll vor, wie ein Kannibale sich einen Säugling zurüstet.“<sup>156</sup> Benjamin hat dies in einem Essay zu *Karl Kraus* weiter entfaltet. Hier ist ihm „der Satiriker“ ein „Unmensch“ und Menschenfresser:

---

ted eating – spirit eats everything that is external and foreign, and thereby transforms it into something internal, something that is its own.“ Auf die Erinnerung heben auch Vanessa Höving und Peter Risthaus in ihrem Band zur *Ars metabolica* ab, wenn sie das Bildfeld des Digestiven nicht nur dem Repertoire der Beschreibung von Schreibprozessen zuordnen, sondern auch dem „Repertoire der Beschreibung von Gedächtnisprozessen“; Höving / Risthaus (2023), S. 10.

152 Horn (1998), S. 27, u. vgl. S. 13–29. Vgl. auch Horn (1999), S. 304–305.

153 Horn (1998), S. 26.

154 Horn (1998), S. 27–28.

155 Kleinschmidt (2001), S. 120.

156 Benjamin [1928], S. 108. Vgl. Schmitt-Maß' *Kritischer Kannibalismus* (2018), insb. S. 12–13, 151–154, 303.

„Nicht ohne Pietät erinnert er [der Satiriker] sich seines Ursprungs und darum ist der Vorschlag, Menschen zu fressen, in den eisernen Bestand seiner Anregungen übergegangen, von Swifts einschlägigem Projekt, betreffend die Verwendung der Kinder in minderbemittelten Volksklassen bis zu Léon Bloys Vorschlag, Hauswirten insolventen Mietern gegenüber ein Recht auf die Verwertung ihres Fleisches einzuräumen.“<sup>157</sup>

Linke Poots *Kannibalisches* gehört, besonders mit seinem Textestieg zum Hammel- und Kinderfleisch, durchaus in die Tradition des satirischen Spiels mit kannibalischen Vorschlägen. Hinsichtlich seines zentralen politischen Anliegen – man könnte auch sagen, dort wo es dieser Satire ernst ist – funktioniert Linke Poots Text aber ganz anders. Hier zeichnet sich Poots Satire durch eine doppelte Textbewegung aus, bei der das Kannibalische in zweifacher Weise poetologisch leitend ist: zum einen als Abwehr des Kannibalischen in der anthropemischen Rede und zum anderen als anthropophages Erinnern der getöteten Schwester.

In seiner Polemik gegen die Zustände in Berlin-Lichtenberg läuft *Kannibalisches* auf einen überaus scharfen Kannibalismusvorwurf hinaus, der in kulturvergleichender Tradition eine Kritik an inneren Verhältnissen übt, indem er mit der Denkfigur „Wie die Kannibalen“ einen Umweg über das Außen nimmt.<sup>158</sup> Der Text erhebt öffentliche Anklage gegen eine:n politische:n Gegner:in – bei Poot nicht genauer bezeichnet denn als „schlingende Stelle“ –, dem:r mit dem Einsatz von schwerem Kriegsgerät in den Wohngebieten Berlin-Lichtenbergs und der Verhängung des Standrechts die Kannibalisierung der eigenen Bevölkerung vorgeworfen wird. Poots Satire ist eine Invektive, die sich explizit an das Selbstverständnis des:r engagierten Intellektuellen anlehnt, während sie die „Dichter und Denker“ und die aufgeblähte Schweigsamkeit ihrer großen Werke zu einer bewusst die Regeln des Ästhetischen verletzenden *Vomitio* reizen.

Ähnlich wie in Montaignes *Des Cannibales* übertrifft bei Poot der „figurative Kannibalismus“ der eigenen Gesellschaft die „literale Anthropophagie“ der Anderen.<sup>159</sup> Montaigne erscheinen die Folterpraktiken der Europäer:innen

---

157 Benjamin [1931a], S. 355. Übrigens wird auch bei Benjamin dem menschenfresserischen Unmensch der „Durchschnittseuropäer“ gegenübergestellt; Benjamin [1931a], S. 367. „Er [der Unmensch] hat sich mit der zerstörenden Seite der Natur solidarisiert. So wie der alte Kreaturbegriff von der Liebe ausging – in der der Mensch seine Beziehung zum Mitmenschen gleichzeitig mit der Befriedigung des Geschlechtstriebes bereinigte – geht der neue, der Kreaturbegriff des Unmenschen, vom Fraße aus – indem der Menschenfresser seine Beziehung zum Mitmenschen gleichzeitig mit der Befriedigung des Nahrungstriebes bereinigt“; Benjamin [1931b], S. 1106.

158 Zur Figur „Wie die Kannibalen“ bzw. „Wie die Wilden“ vgl. Bischoff (2011), insb. S. 16, 168, 189.

159 Moser (2005), S. 60.

verwerflicher als die Bräuche der Tupinambá: „Ich denke, daß es eine schlimmere Barbarei ist, einen Menschen lebendig zu fressen, als tot zu fressen“.<sup>160</sup> Dass auch Poots *Kannibalisches* „Europäisches“ und „Anderes“ vergleicht und dabei einen Vorwurf gegen die eigene Ordnung erhebt, mit dem letztlich die Überlegenheit Europas oder zumindest des schon zu Beginn mit dem Kannibalen in Eins gesetzten „Durchschnittseuropäers“ auf dem Spiel steht,<sup>161</sup> bestätigt sich am Ende des Artikels. Poot spricht hier die im Völkerbundvertrag zu verankernde nationalstaatliche Souveränität Deutschlands an: Zuerst bemerkt er in bitterem Ton, dass die „kaiserlich deutsche Republik“ wünscht, ihre „inneren Verhältnisse“ ungestört selbst zu erledigen.<sup>162</sup> Im letzten Satz ist dann von einem anderen Vertragsentwurf die Rede: „Darin steht an einer Stelle, auch belanglos nebenbei: für unentwickelte Völker, so am Äquator oder dicht dabei, plane man Mandatare zu bestellen – –“.<sup>163</sup> Was Poot mit seiner verwickelten abschließenden Argumentation indirekt vorschlägt – und ein so ketzerischer Vorschlag wäre unter dem Autornamen Alfred Döblin wohl schwieriger zu formulieren gewesen, selbst Linke Poot behilft sich zuletzt mit drei Gedankenstrichen – ist das demokratisch unentwickelte Deutschland aufgrund der in seinem Inneren herrschenden menschenfresserischen Gewalt wie einen Kolonialstaat einer äußeren Verwaltung zu unterstellen.

Poot gehört zu den Autor:innen, die das Ende des deutschen Kolonialreichs positiv bewerten. Dies bekundet er auch im Mai 1921 in der *Neuen Rundschau* in seinem Artikel *Hei lewet noch*:

„Deutschland ist aus einem waffenklirrenden, ausdehnungswilden, wütenden Land ein schwankendes geworden. [...] [E]s hat das Glück, nicht mehr manisch denken zu müssen an Innerafrika, Brasilien, die kleinasiatische Bahn. Eine Schlammlut von Illusionen ist von ihm abgewichen. [...] Die desillusionierten Menschen leben; dies heißt: Deutschland ist lebendiger als vorher. Der Rausch ist aus, die Köpfe freier, Hände, Gedanken ungehinderter.“<sup>164</sup>

Als solch eine ungehinderte Hand versteht sich die „linke Pfote“ Linke Poot selbst. Aus dem frappanten Abschluss des Artikels spricht eine Lust am Regelverstoß, an der Verkehrung der Regeln, wenn, eigentlich ganz konventionell, vorgefundene und vom Sprecher selbst bezeugte unhaltbare kannibalische Zustände Fremdherrschaft notwendig erscheinen lassen: Angesichts der Gewalt auf den Straßen Berlin-Lichtenbergs sollte Deutschland, dem im März 1919

---

160 Montaigne [1580b], S. 237.

161 Poot [1919a], S. 10.

162 Poot [1919a], S. 24.

163 Poot [1919a], S. 25.

164 Poot [1921a], S. 117–118.

der Übergang zur Republik offensichtlich noch nicht geglückt ist, vorerst einer äußeren Verwaltung unterstellt werden. Ist zwar auch Alfred Döblin alles andere als ein vorsichtiger Autor, so ermöglicht doch erst die „Sprechweise“ des Satirikers Linke Poot einen derart groben Scherz, der das Selbstverständnis des „Durchschnitts“-Deutschen empfindlich verletzen dürfte.<sup>165</sup> Die Verkehrung der kolonialen Situation rückt hier im Modus der Satire und über die Figur des Kannibalschen in den Bereich des Vorschlagbaren.

---

165 Döblin [1924b], S. 49; Poot [1919a], S. 10.





„Das Faustrecht, wo jeder sich gegen jeden feind wußte, war eine gemüthliche Einrichtung zu den Verfolgungen, die eine Gesellschaft heute gegen einen einzigen losläßt. Man kann sich auch nicht beklagen, daß wir in Grausamkeiten und Verstümmelungen zurück sind. Bald stehe ich wieder bei meinen Maschinen, sie sind Kannibalen, auf Ehre! Darum, weil ich jung bin und nun einmal untröstlich wäre über eine brave Welt, schwärme ich für dieses tropische Europa, in dem man sich nicht langweilt. Wenn ich unter die Räder komme, werde ich Au! schreien, ganz wie ein anderer.“

Robert Müller: Tropen (1915)<sup>1</sup>

## 7 Kannibalische Ökonomien

Am Ende von Montaignes Essay *Des Cannibales* kehrt sich der ethnologische Blick um. Nicht länger werden die für ihren Kannibalismus berühmten brasilianischen Tupinambá nach europäischen Maßstäben gemustert – was der Essay in einer Textkonstruktion vollzieht, die die vielfache Vermitteltheit des Wissens vom Anderen zum Kompositionsprinzip erhebt –, stattdessen erzählt abschließend eine kleine Anekdote von der Reise dreier Tupinambá durch Frankreich. Nach der Besichtigung der prachtvollen Stadt Rouen teilen die Tupinambá mit, was ihnen dort am „Merkwürdigsten“ erschien:

„Sie sagten, sie hätten [...] bemerkt, daß es unter uns üppige mit allen Annehmlichkeiten gesättigte Menschen gebe und daß ihre andern Hälften, von Armut und Hunger ausgemergelt, bettelnd vor ihren Türen stünden; und fänden es wunderlich, wie diese derart bedürftigen Hälften eine solche Ungerechtigkeit ertragen könnten und daß sie nicht die andern an der Gurgel packten oder Feuer an ihre Häuser legen.“<sup>2</sup>

In paradigmatischer Weise imitiert *Des Cannibales* einen Blick von außen, um Kritik an inneren Verhältnissen zu üben. Zugleich unterminiert Montaignes Text den Eindruck einer authentischen Außenperspektive: „[I]ch hatte einen Dolmetscher, der mir so schlecht folgte und so unbeholfen war, meine Gedanken in seinem Stumpfsinn zu begreifen, daß ich nicht viel Vergnügen daran finden konnte“, und „sie [die Tupinambá] antworteten drei Dinge, von denen

---

1 Müller, R. [1915], S. 283. Die Passage ist recht prominent im letzten Absatz des Romans platziert.

2 Montaigne [1580b], S. 242–243.

ich das dritte vergessen habe, und bin sehr ärgerlich darob“.<sup>3</sup> Erzählt wird bei Montaigne nicht nur vom Kannibalismus der Tupinambá, sondern auch von dem der französischen Gesellschaft: Er besteht in der ungerechten Teilung der Menschen in satte, üppige, vollgestopfte Menschen, „des hommes pleins et gorgez“, und ihre ausgemergelten anderen Hälften, „leurs moitez [...] décharnez de faim et de pauvreté“.<sup>4</sup> In der Frühen Neuzeit, so Hedwig Röckelein, hat „die Metapher ‚Kannibalismus‘ Eingang gefunden in den Herrschaftsdiskurs, in die Rede von den Reichen und Mächtigen, die die Armen und Ohnmächtigen in ihrer Unersättlichkeit und Habgier auffressen.“<sup>5</sup> Mit der Sättigung der Reichen auf Kosten der Armen ist ein ökonomisches Verhältnis skizziert – wobei im Folgenden für die Untersuchungen dieses Kapitels jener enge, moderne Ökonomie-Begriff genügt, der sich „seit der Aufklärung [...] – im Sinne einer ‚politischen Ökonomie‘ – auf wirtschaftliche Sachverhalte im engeren Sinn“ bezieht und „die klassischen Sphären der Produktion, Distribution und Konsumtion“ umfasst, nicht selten aber „auch die Effizienz der Lebensführung, die Bewirtschaftung von ‚Humankapital‘ oder die Mobilisierung kreativer Ressourcen betrifft.“<sup>6</sup>

Montaignes Essay ist ein früher Stichwortgeber der kannibalischen Kritik ökonomischer Verhältnisse, die sich mit diesen weiter fortentwickelt. So spielen in der Diskursivierung dessen, was sich angetrieben durch koloniale Bereicherung in Europa mit der Industrialisierung und dem Siegeszug des Kapitalismus vollzieht, anthropophage Figuren eine konstante Rolle. Der Take-off kannibalischer ökonomischer Figuren in diesem Sinne fällt in die Mitte des 19. Jahrhunderts. Von Mead zu Engels und Marx, zu Melville, Dostojewskij, Zola und Conrad,<sup>7</sup> um nur die einschlägigsten Autoren zu nennen, zieht sich die Rede

---

3 Montaigne [1580b], S. 242–243.

4 Montaigne [1580a], S. 322.

5 Röckelein (1996), S. 13–14. Vgl. Röckelein (1996), S. 14, zur „Maßlosigkeit“ des 16. Jahrhunderts, seinen Bildern gieriger Herrscher:innen und Schlaraffenlanderzählungen. Bei Montaigne ist es die Maßlosigkeit der französischen Expansion, die schon am Anfang des Essays mit so expliziten Metaphern der Raumverschlingung belegt wird, dass das Kannibalische von Beginn an nicht als alleinige Angelegenheit der Tupinambá gelesen werden kann. Generell zum Metaphernfeld von Ökonomie, Metabolismus und Digestion vgl. z.B. Abraham (1923), S. 38–43, zum Analcharakter, sowie Ellmann (1993), S. 44; Macho (2015), S. 632; Höving / Risthaus (2023), S. 8–9.

6 Vogl / Wolf (2019), S. xi.

7 Vgl. Edward Meads menschenverschlingender *Steam King* (1843), die Arbeiter:innen aufzehrenden Fabriken bei Friedrich Engels und das Kapital als „Vampyr“ bei Karl Marx; alles genauer siehe II/7.1.2. In Fjodor Dostojewskijs *Der Idiot* (1869) schließt sich an die auf den britischen Ökonomen Thomas Malthus gemünzte Bemerkung, „ein Menschenfreund mit schwankenden sittlichen Grundsätzen sei ein Menschenfresser an der Menschheit“, eine seitenlange Diskussion über Kannibalismus an; Dostojewskij [1869], S. 519. In Émile Zolas *Germinal* (1885) verschlingt und verdaut ein Bergwerk Menschenfleisch, während sich das „Großkapital[] [...] mästet[], indem es die Leichen der an seiner Seite gefallenen kleinen Unternehmer fraß“; Zola [1885], S. 532, u. vgl. S. 20. In Joseph Conrads *Heart of Darkness* (1899) finden sich die bekannten Passagen

von menschenfressenden Maschinen, Werken und Fabriken, von der Kommodifizierung des Menschenkörpers und einem kannibalischen Kapitalismus:

„Do you know how I would call the nature of the present economic conditions? I would call it cannibalistic. That's what it is! They are nourishing their greed on the quivering flesh and the warm blood of the people – nothing else.“<sup>8</sup>

Dass es gerade die Figur des Kannibalischen ist, die der Kapitalismuskritik – hier aus dem Mund des alten Terroristen Karl Yundt in Joseph Conrads *The Secret Agent* (1907) – so sehr in die Hände spielt, liegt in der Verfasstheit der Figur selbst: Insofern als sich das Kannibalische durch eine aggressive Antisozialität auszeichnet, die verbale Verständigung und politische Bündnisbildung verweigert und stattdessen auf die rücksichtslose körperliche Verwertung des:der Anderen setzt, eignet sich die Figur vorzüglich zur Kritik wirtschaftlicher Ausbeutungsverhältnisse. Zugrunde liegt die Annahme, dass es eine prinzipielle Gleichheit gibt, die von dem:der Kannibal:in verkannt oder missachtet wird: Dies ist bei Montaignes „Hälften“ ebenso der Fall wie in Humboldts Reflexionen über den Menschenfleischverzehr am Orinoco, der die „Einheit des Menschengeschlechts“ verletzt.<sup>9</sup> Insofern macht sich der:die Kannibal:in mit der kannibalischen Handlung den:die Andere:n nicht zu eigen, sondern erst zum:r Anderen. Geht die Rede vom Kannibalismus von einem Exogamiegebot der Nahrungsaufnahme aus – man esse nur Angehörige anderer Gattungen –, so ist mit dem Vollzug einer kannibalischen Handlung eine Ungleichheit eingeführt, die es nicht geben dürfte.

Um 1920 ist die Rede von der kannibalischen Ökonomie eng mit den allseits gegenwärtigen Krisendiskursen verwoben (siehe II/2). So bilden etwa die Gewinner:innen und Verlierer:innen von Krieg und Inflation ein literarisches Figurenrepertoire, bei dem sich die ökonomische Ungleichheit oft direkt im jeweiligen Körperumfang der Figuren niederschlägt. Zugleich werden kannibalische Figuren auf alle klassischen Bereiche der ökonomischen Sphäre bezogen: auf die *Produktion* – und damit sowohl auf die Arbeit als auch auf die Produktionsmittel, die Fabriken, Maschinen und Technik –, auf die *Distribution* und auf die *Konsumtion*.<sup>10</sup> Zu Beginn der 1920er Jahre beginnt in der Weimarer Re-

---

zur Ausbeutung des Kongo durch die Gier des Elfenbeinhandels, z.B.: „This devoted band called itself the Eldorado Exploring Expedition [...]. Their talk [...] was the talk of sordid buccaneers: it was reckless without hardihood, greedy without audacity, and cruel without courage [...]. To tear treasure out of the bowels of the land was their desire, with no more moral purpose at the back of it than there is in burglars breaking into a safe“; Conrad, J. [1899], S. 87.

8 Conrad, J. [1907], S. 51.

9 Vgl. Humboldt [1814–1825], S. 52, Herv. J.K.

10 Vgl. Vogl / Wolf (2019), S. xi.

publik eine Phase ökonomischer wie kultureller „Amerikanisierung“, so das zeitgenössische Schlagwort,<sup>11</sup> die insbesondere die Produktionstechniken und die Konsummöglichkeiten erfasst. Schlüsseltechnologien wie die industrielle Fließbandfertigung kommen nun in Deutschland an: 1920 etwa besuchen die Brüder Opel die Ford-Werke in Detroit, 1923 installieren sie in ihrem Werk in Rüsselsheim das erste Fließband Deutschlands.<sup>12</sup> Die wesentlich im Europa des 19. Jahrhunderts geprägten Bilder nach Menschenhänden schnappender Maschinen müssen angesichts fordistisch optimierter Produktionsabläufe weitergedacht werden. Wohnt den zahlreichen technischen Innovationen auch das Versprechen einer Schonung des Arbeiter:innenkörpers inne, so hat sich damit das „[U]nter die Räder [K]omme[n]“, mit Robert Müller gesprochen, noch lange nicht erledigt.<sup>13</sup> Standardisierte Abläufe steigern Produktionsgeschwindigkeit und Effizienz, spannen aber zugleich als „zwangsverkettete Montageprozesse“ den Arbeiter:innenkörper mehr denn je in maschinelle Abläufe ein.<sup>14</sup> Zugleich geht mit der Massenproduktion eine Demokratisierung des Konsums einher und damit die Entstehung jener Massen- und Konsumkultur der Weimarer Republik, die so oft mit Bildern kannibalisch-kapitalistischer Gier und Völlerei belegt wird.<sup>15</sup>

In der kannibalischen Kapitalismuskritik befinden wir uns in den Jahren um 1920 in jener Phase, die zwischen die Figuren der bestialischen menschenfressenden Maschinen des 19. Jahrhunderts und die „Konsumzombies“ der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts fällt.<sup>16</sup> Ich werde im Folgenden zeigen, wie sich in dieser Phase die literarischen Reflexionen des Ökonomischen verstärkt auf die Zukunft der Arbeit richten und dabei kannibalische Szenarien von der Verwertbarkeit des Arbeiter:innenkörpers im Zeichen globalisierter Wirtschaft und neuer Produktionsabläufe und Technologien entwerfen. In diesem letzten Kapitel geht es also, grob formuliert, um das Schlachthaus Kapitalismus und das Menschenfresserische von Technik, Fabrik und Industrie. Die im Folgenden untersuchten Texte decken gemeinsam ein breites Spektrum des Diskurses um eine kannibalische Ökonomie ab. Stets ist dabei die Frage der Arbeit ein entscheidender Punkt, wobei der Arbeiter:innenkörper ganz wörtlich als ausbeutbare Ressource diskutiert wird. In Berta Lasks Propa-

---

11 Vgl. z.B. Ludwig (2022), insb. S. 13, 19, sowie Göktürk (1998), die ihrer Studie zu *Deutschen Amerika-Texten 1912–1920* „de[n] Beginn der modernen Amerikamanie in Deutschland“ noch im 19. Jahrhundert ansetzt, auch wenn der Aufstieg „fordistisch-kapitalistische[r] Utopien“ erst in „der ökonomischen Stabilisierungsphase ab 1924“ voll sichtbar werde; Göktürk (1998), S. 7.

12 Vgl. Schmidt (2017), S. 146.

13 Vgl. Müller, R. [1915], S. 283.

14 Schmidt (2017), S. 143.

15 Vgl. z.B. Lickhardt (2014), S. 422. Zu kapitalistischer Gier als kannibalischem Hunger vgl. Moser (2005), S. 113, 122–123.

16 Zur Figur der „Konsumzombies“ vgl. z.B. Moser (2005), S. 83; Zechner (2011), S. 193–194.

gandastück mit dem sprechenden Titel *Der Obermenschenfresser Weltkapitalismus und die Internationale Arbeiterhilfe* (1924) motiviert in Inflationszeiten der Einsatz für die *Internationale Arbeiterhilfe* ein Bühnengeschehen, in dem der „Obermenschenfresser Weltkapitalismus“ von einem Bündnis aus „N[\*\*\*] häuptling[en]“ und organisiertem Proletariat zu Fall gebracht wird.<sup>17</sup> Das zweite Teilkapitel richtet den Blick in Richtung der Vereinigten Staaten von Amerika, auf die Großstadt Chicago und ihre Fleischindustrie, einem Trendthema deutschsprachiger Reiseliteratur dieser Jahre, wobei das hier unter anderem untersuchte *Reisetagebuch eines Philosophen* (1919) von Hermann Keyserling eine typisch konservative und technikskeptische Position einnimmt. Noch viel weiter in die Produktionsweisen der Zukunft schweift zuletzt Alfred Döblins Science-Fiction-Roman *Berge Meere und Giganten* (1924). In der durchindustrialisierten Welt des 27. Jahrhunderts ist Herrschaft an den Besitz einer neuartigen Biotechnologie geknüpft, die auf Menschenversuchen und menschlicher Stoffwechselarbeit basiert.

## 7.1 Hungriger Kapitalismus. Berta Lasks *Der Obermenschenfresser Weltkapitalismus und die Internationale Arbeiterhilfe* (1924)

### 7.1.1 „Ich verschlinge Hunderte zu einem Frühstück“

Die 1878 in Wadowice geborene und 1901 nach Berlin übersiedelte jüdische Schriftstellerin Berta Lask gehört zu den Wegbereiter:innen des proletarisch-revolutionären Theaters in Deutschland. Mit ihren Sprechchören und Masendramen erreichte sie den Höhepunkt ihrer Produktivität, Innovationskraft und Relevanz Mitte der 1920er Jahre.<sup>18</sup> Agitatorische Wirkungsabsicht und ein enger Bezug zum Zeitgeschehen kennzeichnen wichtige ihrer Arbeiten wie *Die Befreiung. Sechzehn Bilder aus dem Leben der deutschen und russischen Frauen 1914–1920* (1926) und *Leuna 1921. Drama der Tatsachen* (1927). Das im Folgenden betrachtete Stück *Der Obermenschenfresser Weltkapitalismus und die Internationale Arbeiterhilfe. Ein Spiel für Menschen oder Marionetten* wurde 1924 in Berlin verlegt und gehört zu den unbekannteren Arbeiten dieser ohnehin wenig erforschten Autorin.

Mit seinen lediglich 13 Seiten Text kommt das Stück gut ohne Einteilung in Akte oder Szenen aus. Verglichen mit der teils sehr dichten poetischen Sprache der früheren, noch unter expressionistischem Einfluss stehenden Stücke Lasks, ist die des *Obermenschenfresser*-Stücks unnatürlich karg und einfach gehalten. Als „simpel strukturiertes“ „Propagandatheater“ begegnet Lasks Ober-

---

17 Lask (1924), S. 3.

18 Zur Bedeutung Lasks vgl. Cardinal (1995), S. 65–68; Schiller, D. (2010), S. 263–267; Spring (2015), S. 132–136; Smale (2020), S. 421–422; Sator (2021), S. 125–126.

*menschenfresser* in der Forschung, oft verbunden mit dem Verweis auf Lasks Kinderliteratur und ihre Arbeiten für das Marionettentheater.<sup>19</sup> Dem proletarischen Puppenspiel im engen Sinne, verstanden als „proletarische[] Laien-Kulturpraxis“ etwa des „Roten Kaspertheaters“, sind Lasks Marionetten-Stücke aufgrund ihres teils experimentellen, avantgardistischen Charakters aber nicht zuzurechnen, so Gina Weinkauff,<sup>20</sup> und insbesondere das *Obermenschenfresser*-Stück ist bei aller Simplizität doch zugleich zu abstrakt und akademisch, um in den genannten Gattungstraditionen aufzugehen.

Fragt man hingegen nach der Wirkungsabsicht, so ergibt sich rasch ein wesentlich klareres Bild: Lasks Stück agitiert für die Internationale Arbeiterhilfe (IAH), die schon im Titel das Gegengewicht zum *Obermenschenfresser Weltkapitalismus* bildet. Die Internationale Arbeiterhilfe war 1921 von Willi Münzenberg auf Anregung Lenins gegründet worden, um Hilfsleistungen und Spenden für die von der verheerenden Hungersnot heimgesuchten Gebiete in Sowjetrußland zu organisieren (siehe II/2.2.4).<sup>21</sup> Angesichts der inflationsbedingt schlechten Versorgungslage in Deutschland hatte sie aber 1923 auch hier Hilfstätigkeiten aufgenommen und in Berlin und anderen Städten mit der Einrichtung von Suppenküchen und Brotverteilungsstellen für Bedürftige begonnen. „In 246 großen und kleinen Städten wurden Speisestellen für Arbeitslose eingerichtet, allein in Berlin gab es 58 Küchen, von denen täglich 7000 Portionen ausgegeben wurden.“<sup>22</sup> Als sich Berta Lask Ende 1923 dem „Komitee für die deutsche Hungerhilfe“ der IAH anschloss, hatte die Hyperinflation und mit ihr der Hunger den Höhepunkt erreicht.<sup>23</sup> Das *Obermenschenfresser*-Stück weist nicht nur inhaltliche Bezüge zu dieser Situation auf – Wer kann sich „groß[]“ und „dick[]“ essen, wer hungert?<sup>24</sup> –, sondern soll auch konkret einen Beitrag zu Hungerhilfe leisten, indem es Unterstützung und Geldspenden für die IAH mobilisiert.

---

19 Schiller, D. (2010), S. 267, 264. Vgl. auch Spring (2015), S. 135. Vgl. beispielsweise Lasks *Mitternacht. Ein Spiel von Menschen, Marionetten und Geistern in fünf Akten* (1923) und *Auf dem Flügelpferde durch die Zeiten. Bilder von Klassenkampf der Jahrtausende. Erzählung für Junge Proletarier* (1925).

20 Weinkauff (1982), S. 12.

21 Zur IAH vgl. Gross (1967), S. 125–156, hier insb. S. 128. In einer Broschüre der IAH aus dem Jahr 1922 reklamiert Münzenberg, dass diese „hunderttausende von Menschen, die sonst sicher dem Hungertode verfallen wären, gerettet“ habe; Münzenberg (1922), S. 31. Münzenbergs Text bemüht eine besonders körperliche Schauersemantik des Hungers: „Wohl wurde mit ihren Anstrengungen [denen der IAH] und mit ihrer Hilfe das Rückgrad dem Hungergespent gebrochen, aber noch klaffen schwere Wunden, die die Hungersnot Sowjetrußland geschlagen hat“; Münzenberg (1922), S. 31.

22 Gross (1967), S. 157.

23 Vgl. Gross (1967), S. 157. Vgl. auch z.B. Geyer (1998), S. 385; Lickhardt (2014), S. 423.

24 Lask (1924), S. 5.

Im Einklang mit den Prinzipien von Lasks Massenpoetik, die sie in *Über die Aufgaben der revolutionären Dichtung* (1929) dargelegte,<sup>25</sup> lässt das dramatische Personal im *Obermenschenfresser*-Stück jegliche Individualität und psychologische Tiefe vermissen, um stattdessen gesellschaftliche Akteure, Massen und Kräfte zur Darstellung zu bringen. So steht in einer Art Vorspiel als erste Figur „[d]er Prolet“ auf der Bühne, „ein großer, starker Mann mit einem mächtigen Hammer in der Hand“.<sup>26</sup> Er ruft die Internationale Arbeiterhilfe, verkörpert von „drei Kinder[n]“, herbei, um diese auf den bevorstehenden antikapitalistischen Kampf einzuschwören: „Dort in dem goldnen Schloß wohnt der große Obermenschenfresser Weltkapitalismus. Gegen den kämpfen wir viele Millionen Proleten in der ganzen Welt. Ihr sollt uns helfen.“<sup>27</sup> Bürgerlich-individualistische Figurengestaltung lehnt Lask ab: Sie diene „dem Imperialismus des Einzelmenschen, der die ganze Welt für seinen persönlichen Gebrauch zergliedern, erkennen, erobern will.“<sup>28</sup> Dieser imperiale Einzelmensch, der sich die ganze Welt zu eigen macht, ist eine Figur gewaltvoller Einverleibung, die auf der Bühne im „große[n] Obermenschenfresser“ ihre Entsprechung findet.<sup>29</sup>

Indem Lasks Stück schon mit seinem Titel den „Weltkapitalismus“ als die zentrale kannibalische Figur identifiziert, könnte sich die anthropophage Bildlichkeit hier fernab des kolonialen Kontextes bewegen – dem ist aber nicht so. Bereits mit dem Kompositum „Welt-Kapitalismus“ ist ein global funktionierendes, ja erdballumspannendes Wirtschaftssystem bezeichnet, das Lasks Stück explizit als globales Ausbeutungsverhältnis begreift und verhandelt, indem es unter anderem die Frage der Solidarität mit ägyptischen und indischen Genoss:innen aufwirft.<sup>30</sup> Außerdem treten in dem Stück zwei schwarze Figuren auf: „Der N[\*\*\*]häuptling und Menschenfresser Nagapate“ und „Der N[\*\*\*]-häuptling und Menschenfresser Wampawumba“.<sup>31</sup> Sie stammen von einer nicht näher bestimmten „Insel“ und sind, so sieht es die Regieanweisung vor, „beide nur mit einem Schurz bekleidet und tragen jeder einen Speer“.<sup>32</sup> Wie alle Figu-

---

25 Hier wird die „Forderung“ erhoben, „das Proletariat als kollektive Einheit, als Masse darzustellen, mit bewußter Zurückstellung stark individualistischer Zeichnung der Einzelpersonen“; Lask [1929], S. 153–154.

26 Lask (1924), S. 4.

27 Lask (1924), S. 4.

28 Lask [1929], S. 153.

29 Lask (1924), S. 5. Figuren gewaltvoller Einverleibung nutzte Lask auch an anderer Stelle, etwa in ihrer Rede *Vom Wesen der Gewalt* (1919): „Der Gewalttätige nimmt dem Menschen Rechte und gibt ihm nichts. Durch Fäuste, Waffen oder Willkürgesetze reißt er die Kräfte und Rechte der anderen in sich hinein und bläst sein Ich zu kranker unfruchtbarer Größe auf. Der Gewalttätige stärkt und füllt sich auf Kosten anderer. Er schwächt und beraubt seinen Mitmenschen und höhlt ihn aus“; Lask [1919], S. 37–38.

30 Vgl. Lask (1924), S. 12–14.

31 Lask (1924), S. 3.

32 Lask (1924), S. 8, 5.



ren bedienen sie sich einer einfachen Sprache; anders als die übrigen sprechen sie allerdings zudem in teils gebrochenen Sätzen und von sich selbst in der dritten Person.<sup>33</sup> Dass Nagapate und Wampawumba bewusst überzeichnete, abstrakte Figuren sind und zudem als ulkige Sympathieträger fungieren sollen, die jenen Bewusstwerdungsprozess vorführen, den auch die Zuschauer:innen vollziehen sollen, kann kaum relativieren, dass Lask hier auf eine stereotype Figurenzeichnung zurückgreift, bei der schon wenige Striche genügen, um das ganze rassistische Bild aufzurufen.<sup>34</sup>

Die beiden Menschenfresser sind untereinander austauschbare, eingeschüchtert wirkende Figuren, die die Bühne, den vom Weltkapitalismus bewohnten und beherrschten Raum im Schloss, nur zögerlich betreten. Hier thront der Weltkapitalismus, „sehr groß und furchtbar dick“ in einem Sessel bei einem gedeckten Tisch.<sup>35</sup> Neben dieser raumgreifenden Figur erscheinen Nagapate und Wampawumba nicht nur so schwächling wie ohnmächtig, auch ihre Absichten schrumpfen förmlich in sich zusammen, je näher sie an den Weltkapitalismus herantreten: Ist zunächst davon die Rede, ihn zu „überwältigen“, gilt es dann nur noch, ihn zu „erschrecken“.<sup>36</sup> Schließlich stehen beide vor ihm, wetteifern um seine Anerkennung und bekunden, „von ihm lernen“ zu wollen.<sup>37</sup> Die Kräfteverhältnisse sind eindeutig: Er nennt sie „kleine Freunde“, sie ihn „großer Häuptling“ oder „Majestät“.<sup>38</sup> Und als Nagapate und Wampawumba ihre Lanzen schwingend „wild im Kreise herum“ laufen, „lacht“ der Weltkapitalismus, „daß er sich die Seiten halten muß“: „Also ihr seid die großen Menschenfresser? Ihr seid hergekommen, mir zu zeigen, wie man Menschen frißt?“<sup>39</sup> Seine Mahlzeiten spielen sich in einer ganz anderen Größenordnung ab:

„Ich verschlinge Hunderte zu einem Frühstück, Tausende zu einem Mittagsbrot und Millionen als Sonntagsbraten. Wenn ich ein Fest feiere, wie zum Beispiel den Weltkrieg, das meine Diener, Kaiser, Könige, Präsidenten, Munitionsfabrikanten, Bergwerkbesitzer, Großbankiers und Petroleumkönige mir ausrichten, verschlinge ich zehn Millionen auf einmal.“<sup>40</sup>

---

33 Z.B.: „Wampawumba: Wampawumba, großer Häuptling, auch so. Wampawumba immer andere gefressen“; Lask (1924), S. 7.

34 Vgl. Stuart Halls *Spectacle of The „Other“* (1997), insb. S. 131. Siehe II/5.1.1.

35 Lask (1924), S. 4–5.

36 Lask (1924), S. 5.

37 Lask (1924), S. 7.

38 Lask (1924), S. 6, 11.

39 Lask (1924), S. 6.

40 Lask (1924), S. 7.

Mit diesen Worten gibt sich der Weltkapitalismus als ein Herrscher des Krieges zu erkennen, als ein Kriegsgott,<sup>41</sup> und so fallen Nagapate und Wampawumba „dreimal vor ihm nieder, berühren mit der Stirn den Boden“ und akklamieren: „Großer Menschenfresser, unser Gott! Großer Menschenfresser, unser Gott!“<sup>42</sup>

Stets hungrig verschlingt Lasks Weltkapitalismus nicht nur Menschen, sondern auch „Maschinen, Häuser, Fabriken, Kirchtürme und ganze Länder.“<sup>43</sup> Ihre Insel, um die die beiden Häuptlinge sogleich fürchten, erklärt der Weltkapitalismus seiner Mühe nicht wert: „Sie ist mir zu klein, obwohl mir eigentlich nichts zu klein ist. Ich fresse Kleines und Großes durcheinander, wenns sein muß.“<sup>44</sup> Die Furcht Nagapates und Wampawumbas hat also doch ihre Berechtigung, denn letztlich ist ihrem Gegenüber keine Speise zu gering. Am vorangegangenen Abend hatte er „nichts wie ein paar verhungerte Heimarbeiterinnen“ verzehrt und „ein paar magere Arbeitslose. Alles Haut und Knochen.“<sup>45</sup> Von „Macdonald“, dies ist der Name seiner englischen Handlanger-Figur,<sup>46</sup> lässt sich der Weltkapitalismus nun reich gefüllte Schüsseln servieren, die nach und nach hereingetragen werden: „Zehntausend belgische Arbeitslose“ befinden sich darin, „neuntausend deutsche politische Gefangene“, „Aegypten, wohl-schmeckendes Gemisch, Männer, Frauen, Kinder“ und „ein Gericht indischen Proletariats“.<sup>47</sup>

---

41 Vgl. z.B. die asiatische Kriegsgottheit bei Lamszus (1912a), S. 31, und den „unersättliche[n] Baal“ bei Luxemburg (1918), S. 1; siehe II/1.3.3 und I/2.3. Vgl. auch die Gleichsetzung von (kapitalistischem) Wirtschaftsleben und Krieg in Lasks Aufsatz *Unsere Aufgabe* (1923): „Wir wissen, daß ein Krieg keine isolierte Erscheinung ist [...]. Das ganze Wirtschaftsleben ist Krieg. Das organisierte Töten großer, verbundener Massen ist nur ein Glied in einer Kette geistig, seelisch, körperlicher Geschehnisse und Beziehungen“; Lask (1923), S. 45.

42 Lask (1924), S. 8.

43 Lask (1924), S. 8.

44 Lask (1924), S. 8.

45 Lask (1924), S. 10.

46 Die Englandfeindlichkeit des Stücks ähnelt der des deutschen Nationalismus von 1914, nachzulesen etwa in Werner Sombarts *Händler und Helden. Patriotische Besinnungen* (1915) oder Stefan Georges Gedicht *Der Krieg* (1917). Lasks „Macdonald“ ist dabei ein unentschiedener Charakter: „Ich [...] kann sehr gut gleichzeitig mit einem Auge Seine Majestät, mit dem anderen Auge dieses Bild [Lenins] ansehen“; Lask (1924), S. 9. Zuletzt deutet sich zwar kein Seitenwechsel, aber doch so etwas wie eine Befehlsverweigerung „Macdonalds“ an: „Verzeihung, ich diene zwar Majestät in alter Treue, aber an die Kinder leg ich keine Hand an. Mit den Kindern bin ich selber befreundet“; Lask (1924), S. 12. Im Gegensatz zu dieser negativen Rolle Englands im *Obermenschenfresser* wird in Lasks *Die Befreiung* (1926) Nationalismus und auch speziell die Englandfeindschaft als chauvinistischer bürgerlicher Reflex karikiert: „1. Bürger: Wie ein Volk und ein Wille, Draußen der Feind. Nun schlägt die Franzosenschweine! Verjagt die Russenwölfe! Nieder mit den englischen Verrätern, den Krämern und Händlern! Immer feste druff!“; Lask (1926), S. 15.

47 Lask (1924), S. 10, 13.

### 7.1.2 Kannibalische Kapitalismuskritik

Mit dieser unersättlichen Kapitalismus-Figur knüpft Lasks Stück an eine lange Tradition kannibalischer Kapitalismuskritik an. Bereits zur Diskursivierung frühkapitalistischer Arbeitsverhältnisse erwies sich das Kannibalische als Figur der rücksichtslosen Verwertung von Menschenkörpern besonders geeignet. In diesem Sinne schlägt Jonathan Swifts bekannte Satire *A Modest Proposal or Preventing the Children of Poor People in Ireland from Being a Burthen to their Parents, or Country; and for Making Them Beneficial to the Publick* (1729) ganz im Kosten-Nutzen-Duktus der zeitgenössischen Nationalökonomie die Verwendung irischer Kinder als Nahrungsquelle vor:

„I have already computed the Charge of nursing a Beggars Child (in which list I reckon all *Cottagers, Labourers*, and four fifths of the *Farmers*) to be about two Shillings *per Annum*, Rags included, and I believe no Gentleman would repine to give Ten Shillings for the *Carcass of a good fat Child*, which, as I have said will make four Dishes of excellent Nutritive Meat, when he hath only some particular friend, or his own Family to Dine with him. Thus the 'Squire will learn to be a good Landlord, and grow popular among his Tenants, the Mother will have Eight Shillings net profit, and be fit for Work till she produces another Child.“<sup>48</sup>

Mitte des 19. Jahrhunderts beschwört Edward Meads Gedicht *The Steam King* (1843) den Industrialisierungskatalysator Dampfkraft als grausamen, kinderfressenden Tyrannen und Abkömmling Molochs,<sup>49</sup> Friedrich Engels prangert in der *Englischen Zehnstundenbill* (1859) den vollentwickelten Industriekapitalismus als eine Wirtschaftsform der „Exploitation“ an, bei der Arbeiter:innen in Fabriken so lange ausgepresst werden, wie „noch ein Muskel, eine Sehne, ein Tropfen Bluts auszubeuten“ ist,<sup>50</sup> und auch die Texte Karl Marx' sind geradezu berüchtigt für ihre „gothic images of man-eating.“<sup>51</sup> „Marx imagined capitalism as cannibalism with two ends in mind: to emphasise the sheer bru-

---

48 Swift [1729], S. 151.

49 In der Übersetzung aus dem Englischen von Friedrich Engels: „Wie der Moloch grimm, sein Ahn, der einst / Im Tale Himmon saß, / Ist Feuersglut sein [des Königs] Eingeweid', / Und Kinder sind sein Fraß“; Engels [1845], S. 405. Vgl. Eiden-Offe (2017), S. 206–207, 398. „Die physische und die politisch-soziale Macht der Industrie fassen Mead und Engels in einer monströsen Allegorie: ‚König Dampf‘ erscheint als alttestamentarisch-kannibalischer ‚monster God‘, der die Welt und die Menschen mittels einer ‚Priesterschaar‘ beherrscht“; Eiden-Offe (2017), S. 207.

50 Engels [1850], S. 233.

51 So z.B. Phillips (1998), S. 185. Auf derartige „zentrale[] Bilder[] und Metaphern des *Kapitals* wie d[ie] des ‚Gespenstischen‘ und der ‚Zirkulation‘“ verweisen auch Bies / Mengaldo (2020), S. 10, mit Verweis auf Arbeiten von Jacques Derrida, Thomas Keenan und Joseph Vogl; vgl. Bies / Mengaldo (2020), S. 9, 11.

tality of the profit-motive as a measure of human affairs, and to emphasise the profound irrationality of a system that must perforce devour itself.“<sup>52</sup> Dabei ist es in Marx’ Texten wie hier im ersten Band des *Kapitals* (1867) häufig der „Vampyr“, die archetypische anthropophage Figur der Schauerliteratur,<sup>53</sup> der die kapitalistische Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung verkörpert:

„Das Kapital ist verstorbene Arbeit, die sich nur vampyrmäßig belebt durch Einsaugung lebendiger Arbeit und um so mehr lebt, je mehr sie davon einsaugt.“<sup>54</sup>

Derartige anthropophage Bilder des Kapitalismus können rasch eine antisemitische Dynamik entwickeln.<sup>55</sup> Dahin gehend umstritten ist im Hinblick auf Marx vor allem dessen Frühschrift *Zur Judenfrage* (1843/44). Bei der Einordnung der kannibalischen Figuren dieses Textes macht es sich die Forschung teils zu leicht: „In making the Jew the living symbol of finance and mercantile capital, Marx’s intention was not to speak of Judaism, but rather to attack the alienating (cannibalistic) force of abstract economic values.“<sup>56</sup> Differenzierter ist die Einordnung Thomas Haurys, die zwar ebenfalls auf eine weitgehende Entlastung hinausläuft, dabei aber einräumt, dass Marx in diesem Text – noch ganz unter dem Einfluss von Bruno Bauer und ohne eine ökonomietheoretische Analyse des Kapitalismus – „Juden“ und „Judentum“ als Chiffren und Metaphern „für Schacher, Geldwirtschaft und Zirkulationssphäre benutzte und damit kritiklos eine zentrale jüdenfeindliche bzw. antisemitische Zuschreibung aufnahm.“<sup>57</sup>

Nach den Börsencrashes von 1873 gewann der Antisemitismus wachsenden Einfluss auf das gesellschaftliche Klima, nicht selten im Verbund mit generellem Fortschrittspessimismus.<sup>58</sup> Dass sich Argumentationspfade und Bildrepertoire antisemitischer Kapitalismuskritik zu Zeiten des Ersten Weltkriegs längst voll ausgeprägt hatten und von diesem perpetuiert wurden, verdeutlicht ein Blick etwa in Werner Sombarts *Die Juden und das Wirtschaftsleben* (1911)

---

52 Phillips (1998), S. 185.

53 Zur Literatur- und Wissensgeschichte des Vampirismus empfiehlt sich Ruthner (2005), hier insb. S. 23–26.

54 Marx [1867], S. 247. Vgl. auch Marx’ *Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte* (1852), S. 201: „Die bürgerliche Ordnung, die im Anfänge des Jahrhunderts den Staat als Schildwache vor die neuentstandene Parzelle [des Bauern] stellte und sie mit Lorbeeren düngte, ist zum Vampyr geworden, der ihr Herzblut und Hirnmark aussaugt und sie in den Alchimistenkessel des Kapitals wirft.“

55 Zum Problem antisemitischer Kapitalismuskritik im Allgemeinen vgl. Moïse Postonnes Aufsatz *Die Logik des Antisemitismus* (1982) sowie z.B. Wyrwa (2010) in dem von Wolfgang Benz herausgegebenen *Handbuch des Antisemitismus*.

56 Phillips (1998), S. 197.

57 Haury (2010), S. 175.

58 Vgl. Wyrwa (2010), S. 171.

oder Franz Schrönghamer-Heimdals *Kapitalismus* (1919). Letzterer bedient die Dolchstoßlegende und macht für den revolutionären „Umsturz im Deutschen Reiche“ eine teuflische, geheime Zusammenarbeit zwischen „jüdische[m] Bolschewismus“ und „jüdische[m] Kapitalismus“ verantwortlich.<sup>59</sup> Zahlreiche ähnliche Beispiele insbesondere aus dem deutschvölkischen Milieu ließen sich nennen. „During the turbulent economic situation of the early 1920s nearly 700 antisemitic publications and newspapers were published.“<sup>60</sup> Antisemitische Kapitalismuskritik konzentriert sich oft in verkürzender Weise auf das Wirken einzelner Personen, hebt gleichwohl auf allumgreifende Verschwörungen ab<sup>61</sup> und kommt um 1920 längst nicht mehr ohne ausgeprägten Rassismus aus. Dies lässt sich sowohl an einschlägigen Karikaturen als auch an literarischen Texten nachvollziehen. Ein signifikantes, vielgelesenes und zugleich schon seinerzeit viel kritisiertes und persifliertes Beispiel ist Artur Dinters Roman *Die Sünde Wider das Blut* (1917). Der Roman des späteren NSDAP-Gauleiters ging 1920 bereits in die zehnte Auflage. Die sowohl kannibalische als auch antisemitische Figur des parasitären Aussaugens tritt hier besonders deutlich hervor:

„Aus jeder Tätigkeit, die fleißige Menschen nur irgendwo verrichteten, wußte der Kommerzienrat seinen Gewinn zu ziehen. Hunderttausende, ja Millionen von im Schweiß ihres Angesichts arbeitende Menschen, zappelten in allen fünf Erdteilen an den Drähten, die in seiner Hand zusammenliefen. Wie eine dicke Spinne saß er in seinem Berliner Kontor, all diesen Menschen durch diese Drahtkanäle das Mark aus Leib und Seele saugend.“<sup>62</sup>

Die antisemitische kannibalische Figur des parasitären Aussaugens unterhält eine Beziehung zur langen Geschichte des antijüdischen Anthropophagievorwurfs, wie dem des ritualisierten Kinderfressens.<sup>63</sup> Die Anthropophagie ist Be-

59 Schrönghamer-Heimdals (1919), S. 5–6.

60 So Matthew Lange in seiner Studie *Antisemitic Elements in the Critique of Capitalism in German Culture, 1850–1933* (2007), S. 269.

61 Vgl. die sogenannten „Protokolle der Weisen von Zion“, eine Fälschung angeblicher jüdisch-freimaurerischer Geheimprotokolle zur Erlangung der Weltherrschaft; vgl. z.B. Luc Boltanski *Énigmes et complotes* (2012), S. 262–266, 268–276. Die angeblichen Protokolle wurden 1897 oder 1898 in Paris angefertigt, zirkulierten zuerst in Russland und dann in Übersetzungen ab um 1920 in ganz Europa, die erste deutsche Ausgabe erschien 1919; vgl. Boltanski [2012], S. 270–272.

62 Dinter [1917], S. 274–275. Zur antisemitischen Figur des:r von fremder Arbeit zehrenden Parasit:in oder Schmarotzer:in vgl. z.B. Böttcher (2016), S. 86–87, 95. Auch die Trennung in „raffendes Kapital“ und „schaffendes Kapital“ im Nationalsozialismus gehört hierzu; vgl. Wolf, M. (2017), insb. S. 18.

63 Vgl. z.B. Bruns (2022), S. 32–33, und Dorothea Baudys Aufsatz „Kinderfresser“. *Ein europäischer Topos zur Verunglimpfung des „anderen“* (1999). „Ritualmord- und Kannibalismus-Unterstellungen dienen – integriert in eine Verschwörungstheorie – stets aufs

standteil ältester Erzählungen vom Anderen und gehört von Beginn an auch zu antijüdischen Erzählungen und Mythen (siehe II/4.3.2). Für die Moderne ab um 1800, dies lässt sich mit Claudia Bruns Aufsatz *Antisemitism and Colonial Racisms. Genealogical Perspectives* (2022) festhalten, ist Kannibalismus einer der „[T]opoi“, die sowohl im antisemitischen als auch kolonialrassistischen Diskurs vorliegen.<sup>64</sup> Hier zeigt sich die besondere Mobilität des Kannibalischen als Alteritätsfigur. Als machtvolle Figur des Anderen durchquert sie unterschiedliche Diskurse mit jeweils eigener Geschichte, sie nimmt Bilder auf, überträgt sie und kann wechselseitige Verstärkungseffekte verschiedener polemischer Diskurse produzieren. In der Schwellenzeit um 1920, dies hat sich an diesem Punkt der Arbeit nun schon vielfach gezeigt, funktioniert die Figur des Kannibalischen auch als ein Link zwischen kolonialem, rassistischem, antisemitischem, antirevolutionärem und psychopathologischem Diskurs.

Verweist „[d]as monströse Imaginäre des Kapitalismus [...] auf eine ikonographische Tradition des Abweichenden, Entstellten und Widernatürlichen, das [bereits] in antiken und mittelalterlichen Kulturen Bestandteil von Konstruktionen des Fremden und des Bösen war“;<sup>65</sup> so kann man sich mit Johanna Stapelfeldt durchaus die Frage stellen, „ob Kapitalismuskritik nicht grundsätzlich auf Bilder des Monströsen verzichten müsste, um nicht ins Fahrwasser antisemitischer Argumentationsfiguren zu geraten“.<sup>66</sup> Berta Lasks *Obermenschenfresser*-Stück kann zur Diskussion dieser Frage insofern einen Beitrag leisten, als es mit einer monströsen Kapitalismus-Figur arbeitet, einschlägige antisemitische Figuren aber nicht bemüht. Gerade in der kannibalischen Bildlichkeit wird naheliegenden antisemitischen Figuren ausgewichen. Vermieden wird das gesamte Register des Blutsaugens: des Aussaugens, Auszehrens oder Anzapfens von Lebenssäften. Stattdessen wird bei Lask „gefressen“ und „aufgefressen“. Der Kapitalismus erscheint in dem Stück als eine riesenhafte, wenig personifizierte Figur und ihre Tätigkeiten als „essen“, „fresse[n]“, „auffressen“, „verschlinge[n]“, das „Maul auf[ ]reißen“ und „schluck[ ]en“.<sup>67</sup>

---

neue als Vorwand für Repressalien und Verfolgungen. Seit dem 12. Jahrhundert kurtierten wieder (wie schon in der Antike) Bezeichnungen, Juden schlachteten Christenkinder, um sie rituell zu verzehren; die Verdächtigungen führten zu Prozessen und Pogromen und dienten noch dem Holocaust zum Vorwand“; Baudy (1999), S. 260–261.

64 „[C]olonial racism and antisemitism cannot be played of against each other, but rather, in their relationship to one another, they prove to be varieties of a common, basic racist framework that has circulated between different places and spaces; has integrated certain topoi (such as cannibalism) but also abandoned them in favour of other powerful symbols (such as Black blood); and, despite all these changes, has continuously produced mutually reinforcing effects“; Bruns (2022), S. 45.

65 Breyer et al. (2017), S. 9.

66 Stapelfeldt (2016), S. 147.

67 Lask (1924), S. 8, 8, 14, 7, 5, 7, 14.

Indem das Stück darüber hinaus dem „Obermenschenfresser“ die „Menschenfresser“ gegenüberstellt, knüpft es über die beiden kleineren Figuren eine Verbindung zu jenem Kannibalismus, den „N[\*\*\*]häuptlinge“ auf ihren „Inseln“ praktizieren. Einmal mehr haben wir es mit einer Konstellation zu tun, in der der Kannibalismusvorwurf – hier gerichtet an den Kapitalismus – sich in einem kolonial geprägten Wissenskontext bewegt, indem er nach dem Schema „Wie die Wilden, nur schlimmer“ funktioniert.<sup>68</sup> Die „wilde“ Menschenfresserei der kleinen Figuren, also der als naiv und hilflos angelegten Figuren Nagapate und Wampawumba erscheint im Vergleich zu den Taten des Obermenschenfressers geradezu bescheiden und erfreulich gegenständlich: „Wenn Nagapate [...] Hunger hat und er hat nichts anderes zu essen, geht er auf Menschenjagd, schlägt einen Menschen tot und frisst ihn auf.“<sup>69</sup> Ein bewusst holzschnittartig gezeichneter „wilder“ Kannibalismus wird bei Lask also zum Bildspender für eine kannibalische Kapitalismuskritik, die nicht als antisemitische Kapitalismuskritik funktionieren will. Was mit „Menschenfresser“ und „Obermenschenfresser“ bei Lask stattdessen so überaus plakativ ins Bild gesetzt wird, ist ein Verhältnis, und zwar ein groteskes Gewalt- und Größenmissverhältnis. So erscheint das Kannibalische hier sehr wenig blutig, viszeral, dekompositorisch oder splatterhaft, sondern präsentiert sich – der riesenhaften Gestalt der Kapitalismusfigur gemäß – eher als eine Figur der räumlichen Überwältigung, als eine Figur des mit einem Happs Umschließens und Verschlingens: „Ich glaube, der frisst uns beide zusammen mit einem Maulaufreißen auf.“<sup>70</sup>

### 7.1.3 Fresser und Oberfresser: Nimmersatte Inflationsfiguren

Berta Lasks Obermenschenfresser ist eine hyperbolische Figur, die der herrschenden Hyperinflation ähnelt:

„Ich verschlinge Hunderte zu einem Frühstück, Tausende zu einem Mittagbrot und Millionen als Sonntagsbraten.“<sup>71</sup>

Die Inflation als Zerrbild des Kapitalismus spiegelt sich auch in der körperlichen Disproportion anderer Figuren dieser Zeit: George Grosz' Industrielle und Kriegsgewinnler tragen so dicke Bäuche zur Schau, als hätten sie sich

---

68 Vgl. Bischoff (2011), S. 165–194 (= „Wie die Wilden: Aberglaube, Degeneration und Kannibalismus“).

69 Lask (1924), S. 6.

70 Lask (1924), S. 5.

71 Lask (1924), S. 7.

ihre Gewinne unmittelbar einverleibt,<sup>72</sup> Figuren wie Claire Golls Kriegswitwe in *Die Schneiderin* (1918) schwinden dagegen regelrecht dahin. In überdeutlicher Zeichnung ist der Kontrast von Hungerleidenden und Übersatten auch in Hermynia zur Mühlens früher Kurzprosa allgegenwärtig, etwa in den hungrigen Kindern und ihren reichen Gegenfiguren in *Was Peterchens Freunde erzählen* (1920/21) und *Die Posaune des Gerichts* (1923).<sup>73</sup> Der sich beim Blick auf diese Figuren vielleicht einstellende Eindruck, dass die Literatur der Inflationszeit „ein erstaunlich begrenztes Repertoire an Topoi, Bildlichkeiten und Narrativen“ vorlegt, wie Maren Lickhardt schreibt,<sup>74</sup> lässt sich mit Lasks *Obermenschenfresser*-Stück ein wenig relativieren, und bezieht man eine so ambige Figur wie Theodor Lessings Fritz Haarmann mit ein, so weitet sich das literarische Imaginäre der Inflation weiter aus. Der Satiriker Linke Poot führt in seinem Artikel *Hei lewet noch* (1921) ein ganzes Panorama ausgezehrt, entkräfteter, schwindsüchtiger Nachkriegsfiguren vor und kontrastiert sie mit zwei extrem beleibten Theaterbesucher:innen, die so grotesk viel Raum einnehmen, dass sie zuletzt den kleinen, knickebeinigen Erzähler Poot regelrecht aus dem Text drängen: „Wohl mir, daß ich keinen Sitzplatz unter euch gefunden habe.“<sup>75</sup> Ein interessanter Fall ist auch Ernst Tollers Stück *Der deutsche Hinkemann* (1923), da es die ökonomische und gesellschaftliche Schieflage in einer einzigen, aus dem Gleichgewicht geratenen, hinkenden, schwankenden Figur bündelt. Als Kriegskastrierter ein Kriegsverlierer im wörtlichen Sinn muss sich Hinkemann, der zu keiner anderen Arbeit mehr fähig ist, auf dem Jahrmarkt als starker „Bärenmensch“ verdingen, wo er gegen Bezahlung harmlosen kleinen Tieren den Kopf abbeißt.<sup>76</sup>

Neben vielem anderen führte die Inflation also unter Schriftsteller:innen zu einer mehr oder minder expliziten Reflexion möglicher Bildlichkeiten für die ökonomischen Missverhältnisse. So bemerkt Franz Jung in seinem Roman *Die Eroberung der Maschinen* (1923):

„Der Typ des Herrn Fabrikanten, der in seinem Betrieb unumschränkt wirtschaftet, der Herr, dessen Bedeutung, Arroganz und Minderwertigkeit man am Glanz seines Zylinders und der weißbelederten Lackschuh erkannte, ist verschwunden. Er ist von Großen und Kräftigeren längst aufgefressen [...]. Solche Leute sind museumsreif, ebenso wie jene so

72 Vgl. z.B. Jürgens-Kirchhoff (2002), S. 300, über die Arbeiten von Otto Dix, George Grosz, Frans Masereel und anderen: „Die Kriegstreiber und Kriegsgewinnler ähneln sich – das große Maul, die habgierige Hand, der feiste Bauch.“

73 Vgl. Zur Mühlen [1920/21], S. 271–278; Zur Mühlen [1923]. Die Erstausgabe von *Was Peterchens Freunde erzählen* erschien mit Illustrationen von George Grosz im Malik-Verlag.

74 Lickhardt (2014), S. 420.

75 Poot [1921a], S. 124, u. vgl. S. 120–124.

76 Toller (1923), Akt II/3, S. 16.



genannten reichen Leute, die nach allgemeiner Vorstellung nichts weiter zu tun haben, als auf ihrem Geldsack zu sitzen. Man kann wohl sagen, Geld in dieser einfachen Form existiert nicht mehr.“<sup>77</sup>

Dass es immer einen weiteren „Großen und Kräftigeren“ gibt, der einen auffrisst, erfahren auch die Menschenfresser bei Berta Lask: Nagapate und Wampawumba steht eine Kapitalismusfigur gegenüber, die in rascher Steigerung „Hunderte“, „Tausende“, „Millionen“ verschlingt. Solch eine Konstellierung von großen und kleinen Essern ist auch in Ernst Weiß' *Der große und der kleine Gargantua* (1922) bestimmend. In der kurzen Erzählung entsteigt François Rabelais seinem mit allerlei Speisevorräten komfortabel ausgestatteten Grab und findet sich in der Inflationsgegenwart wieder: in der „jetzt grassierende[n] Epoche“, in der „alle von Papier lebten“.<sup>78</sup> Rabelais wird zwar nicht direkt als der Verfasser des fünfbandigen *Gargantua et Pantagruel* (1532–1564) vorgestellt, die Anspielung auf das dickleibige Buch und seine burlesken gefrässigen Figuren ist aber eindeutig. Weiß' Erzählung führt ihre Rabelais-Figur als „Säufer, Trinker, Fresser und Monstre-Genie“ ein.<sup>79</sup> Dieser „Fresser“ begegnet nun auf dem Friedhof einem weiteren Nimmersatt, einem grabräuberischen Riesen, der allerhand Gegenstände, ob wertvoll oder nicht – und offenbar auch Leichen, nämlich „de[n] Rest, der unter der Erde lag“ – mit folgender Erklärung einsammelt: „[E]r kaufe und verkaufe,“ er „erzeuge, verkaufe, organisiere, vertruste,“ er „[halte] die Fabrikation in Ordnung, [I]schränke [ein] oder steigere, wie es sein, des Riesen, großmächtiger Wille erheische.“<sup>80</sup> Was sich dieser Inflationsriese alles einverleibt, was er „iß[t] und s[ä]uf[t]“ und „beiß[t]“,<sup>81</sup> zählt er in einem seitenlangen Dialog in einer unordentlichen Liste auf, die ein wenig an die chinesische Enzyklopädie von Jorge Luis Borges erinnert:

„Kohle, Eisenerz, Kalkstein. [...] Rohstoffe, Halb- und Fertigfabrikate, [...] Eisenbahnversicherungsapparate, Last- und Personenkraftwagen, [...] Rindsleder, Möbel, Mauern und Häuser, Wäsche, Pelze, Fotos, Juwelen, Perlen und Smaragde, Klaviere, Perserteppiche, [...] Tanzlehrer, Mühlen und Sägen, Vogelkäfige, Fleisch, Butter, Honig und Schuhschmiere, schwarze und gelbe [...], Gold, Gänseschmalz und Silbersachen, [...] Kinder, N[\*\*\*] und Menschen, Sitzmöbel, Juden und Himbeerschnaps. [...] Gewehre, Kanonen, alles aus Schokolade, sowie

---

77 Jung (1923), S. 78.

78 Weiß [1922], S. 300.

79 Weiß [1922], S. 300.

80 Weiß [1922], S. 301–302.

81 Weiß [1922], S. 302.

Osterhasen, Zitronen, Polizisten, Romane in Einbänden aus Pergament aus der Mönchshaut, Dichter und Latrinen.<sup>82</sup>

Bei den letzten Worten zuckt Rabelais zusammen, kann er sich mit „Mönchshaut“ und „Dichter“ doch selbst angesprochen fühlen.<sup>83</sup> Der Inflationsriese setzt unterdessen seine maßlose Aufzählung fort. Begegnete Rabelais zu Textbeginn als mächtiger „Fresser und Monstre-Genie“;<sup>84</sup> so ist er im Vergleich mit dem Inflationsriesen doch nur der kleine Gargantua.

#### 7.1.4 Internationalismus bei Lask

Die Konfrontation großer und kleiner Fresser spielt sich bei Lask im Rahmen eines kommunistischen Propagandastücks ab. In drei Schritten geht es an die Überwältigung des Kapitalismus: Als erstes „erscheint“ ein Bild Lenins an der Wand (dieser war am 21. Januar 1924 gestorben) und unterbricht den Obermenschenfresser: „Ich kann nicht essen, wenn das Bild dort hängt. Ich bekomme eine Magenverstimmung. Ich bekomme Brechdurchfall. [...] Es verdirbt mir den Appetit.“<sup>85</sup> Als zweites ertönt ein starker Hammerschlag und die drei Kinder mit Sammelbüchsen und Fahnen der Internationalen Arbeiterhilfe treten auf, als drittes entsteigt der Proletarier einer der Schüsseln und schlägt den Kapitalismus nieder.<sup>86</sup> Nagapate und Wampawumba initiieren keinen dieser drei Schritte. Auf den Auftritt der IAH reagieren sie nur mit dem an den Obermenschenfresser gerichteten Wunsch, die Kinder zu verspeisen: „Bitte, Majestät, uns die Kinder zum Fressen.“<sup>87</sup> Die IAH interveniert und klärt auf:

„Die Kinder: Ihr armen dummen Menschenfresser, was wollt ihr tun? Wenn ihr uns aufgefressen habt, dann frißt er euch sofort auf. Seht ihr nicht, was für ein Riesenmaul er hat und was für schreckliche Zähne? Euch schluckt er wie ein schwarzes Lakritzenbonbon nach dem Essen. [...] [T]retet in die Internationale Arbeiterhilfe ein. Dann sorgen die Genossen der ganzen Welt dafür, daß ihr nicht aufgefressen werdet. / Die Häuptlinge: Wir treten ein. In-ter-na-tio-na-le Arbeiterhilfe! Huhu

---

82 Weiß [1922], S. 302–303.

83 Rabelais war auch in der Erzählung mehrfach als „Mönch“ apostrophiert worden; Weiß [1922], S. 302–304.

84 Weiß [1922], S. 300.

85 Lask (1924), S. 8–9.

86 Vgl. Lask (1924), S. 10, 16.

87 Lask (1924), S. 11.

hoho haha wuwuwuwuwuwu. In-ter-na-tio-na-le Arbeiterhilfe.  
(Sie wenden sich drohend gegen den Menschenfresser.) wuwuwuwu!<sup>88</sup>

Das Skandieren des IAH-Rufs mischt sich mit dem „wuwuwuwu“-Schrei, mit dem Nagapate und Wampawumba schon zu Beginn den Kapitalismus erschrecken wollten,<sup>89</sup> und diesmal verfehlt die Drohgebärde ihre Wirkung nicht: Anstatt zu lachen, greift der Kapitalismus erneut nach einer der Schüsseln, aus der nun der Prolet entsteht und ihm ein Ende bereitet. Hatten „Wampawumba u. Nagapate“ zuvor zwar gemeinsam den Menschenfresser als ihren „Gott“ angesprochen, so sprechen „[d]ie Häuptlinge“ nun, im entscheidenden Moment, erstmals im Modus des „wir“: „Wir treten ein.“<sup>90</sup> Das Stück kann so mit einer Vereinigung aller antikapitalistischen Stimmen enden:

„Die Kinder, Nagapate und Wampawumba: In-ter-na-tio-na-le Arbeiterhilfe. (Die Kinder ziehen mit erhobenen Fahnen und Sammelbüchsen durch das Zimmer, die N[\*\*\*]häuptlinge hinter ihnen her.)“<sup>91</sup>

Der Paternalismus dieser Bekehrung zur Arbeiter:innenorganisation ist offenkundig: Nagapate und Wampawumba werden von Kinderfiguren belehrt, damit vor einem schlimmen Schicksal gerettet, und zum Eintritt in die IAH bewegt. In dem finalen Bild führen nicht etwa Nagapate und Wampawumba den Zug an, auch mischen sich die beiden nicht unter die drei Kinder, sondern die Kinder laufen vorneweg und die „[H]äuptlinge“ folgen hinterher. Dass es möglich, wenn nicht sogar vorgesehen war, letztere von weißen Schauspieler:innen im Blackface spielen zu lassen, muss mit Blick auf gängige Aufführungspraxen Anfang der 1920er Jahre angenommen werden.<sup>92</sup> Gut vorstellbar ist auch, dass diese Gruppe, ihre letzten Worte weiter skandierend, durch das Publikum zog, um Geldspenden für die IAH einzusammeln.<sup>93</sup> Die letzte Regieanweisung gibt vor, die Gruppe mit Sammelbüchsen „durch das Zimmer“ ziehen zu lassen,

---

88 Lask (1924), S. 14–15.

89 Vgl. Lask (1924), S. 5.

90 Lask (1924), S. 8, 15.

91 Lask (1924), S. 16.

92 Vgl. z.B. Nagl (2009), S. 703–734 (= „Weiße Haut, schwarze Masken: Blackface im Weimarer Kino“); Wipplinger (2011); Dominguez Andersen (2020). „Die Entstehung von modernem Blackface als kultureller Praktik in Deutschland datiert die Forschung etwa auf die 1880er Jahre. [...] Auf der Bühne, in der Kunst, und vor allem auf den Kinoleinwänden der Weimarer Republik wurde Blackfacing [...] zu einem massenmedialen Phänomen“; Dominguez Andersen (2020), S. 9. Mit Wipplinger (2011), S. 473, ließe sich auch die gebrochene Sprache Nagapates und Wampawumbas als „dialect‘ monologue[]“ und als ein Element des Blackfacing begreifen.

93 Dass IAH-Spendensammlungen bei Theaterabenden üblich waren, beschreibt Münzenberg (1922), S. 14.

und Nagapate und Wampawumba hatten zuvor bereits auf der Bühne kleine Spenden in die IAH-Sammelbüchsen der Kinder geworfen und es so gleichsam vorgemacht.<sup>94</sup> Dass sich also bei Aufführungen die Situation ergeben haben mag, dass zum Schluss zwei von „Inseln“ stammende schwarze Menschenfreserfiguren im Publikum Spenden sammelten, um Suppenküchen in Deutschland zu finanzieren, ist eine letzte, merkwürdige Pointe dieses Stücks.

Das zuletzt fortdauernde gemeinsame Rufen erinnert an Lasks propagandistische Sprechchorarbeiten und es erfüllt eine der zentralen, von Lask so formulierten „Aufgaben“ revolutionärer Dichtung, nämlich „das Kollektiverlebnis: ausgebeutetes und kämpfendes Proletariat hervorzurufen“.<sup>95</sup> Lasks Stück artikuliert jenen frühen, für die 1920er Jahre typischen Antiimperialismus, der, einer vielgelesenen Schrift Lenins folgend, den *Imperialismus als jüngste Etappe des Kapitalismus* (1917) versteht.<sup>96</sup> Koloniale Expansion und deren Verlängerung in postkolonial andauernde Wirtschaftsbeziehungen bzw. Ausbeutungsverhältnisse sind demnach nicht nur in der Logik des Kapitalismus angelegt, sondern würden sich mit diesem auch erledigen. In der Frage des Zusammenhangs von Kapitalismus und Imperialismus und den sich daraus ergebenden Argumentationsweisen der Kolonialismuskritik, die um 1920 keine prinzipielle Ablehnung kolonialer Ideen bedeuten musste (siehe I/2.2), ist von der politischen Linken dieser Jahre freilich keine Homogenität zu erwarten, und selbst innerhalb der KPD, der Berta Lask 1923 beigetreten war, wurden die Akzente unterschiedlich gesetzt.

Eine dekoloniale Perspektive entwickelt Lasks Stück nicht, es geht vielmehr um eine Internationalisierung proletarischer Solidarität, als deren treibende Kraft die IAH auftritt. „Colonial peoples were one of the objects of history, the European proletariat its prime subject.“<sup>97</sup> Die IAH übernimmt die Rolle der Verteidigerin der potenziellen Opfer des Kapitalismus: Zuerst bewahrt sie aufgetischte deutsche politische Gefangene vor ihrem Schicksal – „Du darfst unsere Genossen nicht auffressen. Wir sorgen dafür. Wir wachen.“ –, dann Ägypter:innen – „Unsere ägyptischen Brüder darfst du nicht essen.

---

94 Vgl. Lask (1924), S. 15.

95 Lask [1929], S. 154.

96 Auf Deutsch erschien der Text zuerst 1921. Unter Imperialismus fasst Lenin „das monopolistische Stadium des Kapitalismus“; Lenin [1917], S. 90. „[D]ie Aufteilung der Welt [bedeutet] einen Übergang von der Kolonialpolitik, die sich hemmungslos auf die von den kapitalistischen Mächten noch nicht erfaßten Gebiete erstreckt, zu der Kolonialpolitik des monopolisierten Besitzes des Erdterritoriums, das endgültig aufgeteilt ist“; Lenin [1917], S. 90. „Imperialismus“ versteht Lenin deshalb mit Kautsky als „Drang nach Annektionen“, zudem aber auch als „Drang nach Gewalt und Reaktion überhaupt“; Lenin [1917], S. 93.

97 Stargardt (1994), S. 59, zur Rolle des revolutionären Subjekts, wobei mit dem Proletariat meist implizit das Proletariat des eigenen Staates oder das Europas gemeint war. Vgl. auch z.B. Spivak (1988), S. 272: „The invocation of the workers' struggle is baleful in its very innocence; it is incapable of dealing with global capitalism“.

Dafür sorgt die In-ter-na-tio-na-le Arbeiterhilfe.“ –, und zuletzt indische Proletarier:innen – „Unsere indischen Genossen darfst du nicht fressen.“<sup>98</sup> Der Obermenschenfresser rechnet mit weniger Widerstand der IAH, wenn er sich nicht über deutsche Arbeiter:innen, sondern über die „Bereitschaft“ aus „Indien, Aegypten und weiß der Teufel was alles“ hermacht, doch das unermüdliche Stakkato der Kinder – „in-ter-na-tio-na-le Arbeiterhilfe“ – und die Bezeichnung der Ägypter- und Inder:innen als „Brüder“ und „Genossen“ belehrt ihn eines Besseren.<sup>99</sup> Während die IAH dabei von Beginn an aus allen drei Kindern gleichzeitig, also aus einem selbstbewussten Kollektiv sprach, müssen Nagapate und Wampawumba gemeinsames Sprechen und Handeln erst lernen. Anfangs schoben sie einander bei drohender Gefahr gegenseitig vor: „Wampawumba: Wampawumba fürchtet sich nicht. [...] Aber Nagapate soll voran gehen. / Nagapate (sich hinter Wampawumba versteckend): Nagapate fürchtet sich nicht. Aber Wampawumba soll voran gehen.“<sup>100</sup> So eröffnet Berta Lasks kleines Stück zwar globale Konstellationen, das Vorangehen kann bei ihr aber nur die IAH übernehmen.

## 7.2 Hungrige Maschinen. Die Fleischfabriken Chicagos

### 7.2.1 Hermann Keyserlings *Reisetagebuch eines Philosophen* (1919)

Ein für die kannibalische Kapitalismuskritik geradezu prädestinierter Gegenstand ist die sich rasant modernisierende Fleischwirtschaft des beginnenden 20. Jahrhunderts. Dafür untersuche ich im Folgenden die kannibalischen Pointen der Beschreibung der Schlachthanlagen Chicagos in Hermann Keyserlings *Reisetagebuch eines Philosophen*, mit Seitenblicken auf Upton Sinclairs *The Jungle* und Fritz Kammers *Eines Arbeiter Weltreise*. Wie in Berta Lasks *Obermenschenfresser*-Stück wird in Keyserlings *Reisetagebuch* die Figur des Kannibalischen zur Kritik von Ausbeutungsverhältnissen genutzt, diese werden aber nicht wie bei Lask zwischen „Weltkapitalismus“ und Proletariat, sondern zwischen Mensch und Maschine gesucht.

Hermann Graf Keyserling, Spross einer deutschbaltischen Adelsfamilie, promovierter Geologie und freischaffender Philosoph, erlebte mit der entschädigungslosen Enteignung seiner Güter im Zuge der estnischen Agrarreform 1919 eine gravierende und für die Milieuverwerfungen nach dem Ersten Welt-

---

98 Lask (1924), S. 11, 13–14.

99 Lask (1924), S. 12–14. Im Begriff der „Bereitschaft“ kann man ein Echo der Marx’schen „industriellen Reservearmee“ vernehmen, die Lask hier internationalistisch denkt; Marx [1867], S. 502, u. vgl. S. 657–670.

100 Lask (1924), S. 5.

krieg typische Deklassierungserfahrung.<sup>101</sup> Von der eigenen „Sendung“ überzeugt, gründete Keyserling 1920 in Darmstadt die „Schule der Weisheit“, die eine „Erneuerung des Lebens“ von der fernöstlichen, vor allem der indischen Philosophie her propagierte.<sup>102</sup> 1919 erschien Keyserlings *Reisetagebuch eines Philosophen*, ein zweibändiges, mit weltanschaulichen Reflexionen angereichertes Reisejournal, das ihm noch im selben Jahr den Ehrenpreis der Stiftung des Nietzsche-Archivs einbrachte und in etlichen Auflagen ein großes Lesepublikum fand.<sup>103</sup> Von Zeitgenoss:innen wie Alfred Döblin und Kurt Tucholsky belächelt und verspottet,<sup>104</sup> von anderen wie Hermann Hesse, Rainer Maria Rilke und Thomas Mann hingegen wohlwollend kommentiert,<sup>105</sup> war Keyserling ein namhafter Protagonist des der frühen Weimarer Republik so oft attestierten Hangs zum Esoterischen, Spiritistischen und Sektenhaften.<sup>106</sup>

---

101 Zu Keyserlings Enteignung vgl. Gahlings (1996), S. 109. Derartige Deklassierungserfahrungen wurden immer wieder als einer der Gründe für den starken Zulauf geltend gemacht, den die verschiedenen reaktionären politischen Strömungen der Weimarer Republik erhielten; vgl. z.B. Alfred Webers *Die Not der geistigen Arbeiter* (1923) sowie z.B. Peukert (1987), S. 75, 150–151; Kaes (1989), S. 313–314.

102 Vgl. Keyserlings früh verfasste *Autobiographie* (1923): „Meine Sendung trägt [...] nicht wissenschaftlich aufklärenden, sondern praktisch reformatorischen Charakter. Ich bin wesentlich Bahnbrecher, Wegweiser, Kulturpionier“; Keyserling (1923), S. 123. Seine „Schule der Weisheit“ sei „weit eher ein strategisches Hauptquartier zu nennen, als eine Stätte des Lernens [...]. Sie unternimmt den Impuls der Erneuerung des Lebens vom Geist her [...] durch die entsprechenden psychologischen Mittel“; Keyserling (1923), S. 119. Die „Schule der Weisheit“ veranstaltete Tagungen und Exerzitien für Kleingruppen, sie bot Meditationsübungen und Einzelgespräche an und gab regelmäßige Mitteilungen (*Der Weg zur Vollendung*) und ein Jahrbuch (*Der Leuchter*) heraus.

103 Das *Reisetagebuch* machte Keyserling „über Nacht berühmt“ und erreichte bis 1923 sieben Neuauflagen; Bernhard (2017), S. 75, u. vgl. S. 79. Heute ziehen Keyserlings Texte nur noch wenig wissenschaftliches Interesse auf sich.

104 Döblins Linke Poot-Essay *Von einem Kaufman und einem Yoghi* (1921) lässt an Keyserling und seiner Schule kein gutes Haar; vgl. Poot [1921b], S. 304–306. Ebenso ungnädig verfährt Tucholsky als Peter Panter in seinem *Weltbühne*-Artikel *Der darmstädter Armleuchter* (1928).

105 Vgl. Thomas Manns *Klärungen. Offener Brief an Hermann Grafen Keyserling* (1920), in dem er Keyserlings „Wollen und Planen“ seiner „freudigen, dankbaren und hoffnungsvollen Teilnahme“ und „unendliche[n] Sympathie“ versichert; Mann, Th. [1920], S. 292–293. Auch Rilke begrüßt die „Weisheit’s-Schule“ und bekundet nach der Lektüre des *Reisetagebuchs* seine „lebhafteste und theilnehmendste Bewunderung für Keyserling“; Rilke in einem Brief an Marie von Thurn und Taxis vom 11.12.1920, zit. n. Gahlings (1996), S. 161. Hesse [1920], S. 467, bescheinigt: „Als Ganzes ist dies Buch [das *Reisetagebuch*] das bedeutendste, das in Deutschland seit Jahren erschienen ist. Keyserling ist [...] zwar nicht der erste Europäer, wohl aber der erste europäische Gelehrte und Philosoph, der Indien wirklich verstanden hat.“

106 Vgl. z.B. Kaes (1989), S. 326–327: „Massenliteratur aus dem Bereich des Okkulten und Mystischen, aber auch aus dem Bereich der Erotik, des Verbrechens und des Wahnsinns überschwemmte in der Inflationszeit den literarischen Markt. [...] Der Erfolg von Schriften von Theosophen und Anthroposophen, von Heilspropheten und Wiedertäu-

Keyserling hatte seine „Weltreise“ in den Jahren 1911/12 unternommen und bereits 1914 ein Manuskript des *Reisetagebuchs* fertiggestellt.<sup>107</sup> Die kriegsbedingte fünfjährige Verzögerung der Publikation nutzte er, um die Passagen über den Westen grundlegend zu überarbeiten: Während etwa die Kapitel „Nach den Tropen“, „Ceylon“ und „Indien“ (hier liegt mit über 300 Seiten der Schwerpunkt) unverändert geblieben, ist „Amerika“, so die Vorbemerkung, „beinahe vollständig neu verfaßt“ worden.<sup>108</sup> Im *Reisetagebuch* ist es daher gerade dieses Kapitel, das Keyserling von San Francisco bis New York führt, das in besonderem Maß auf die jüngsten Entwicklungen reagiert und in das sich vor dem Hintergrund des Ersten Weltkriegs eine gesteigerte Sensibilität für die Destruktionskraft moderner Technik eingeschrieben hat.

Wie kein anderes der von Keyserling bereisten und beschriebenen Länder repräsentieren die Vereinigten Staaten von Amerika für ihn (hier lose in der Nachfolge Tocquevilles) Fortschritt und Richtung der westlichen Zivilisation, ihren Bewegungsvektor gleichsam, und damit „Vollendungsmöglichkeit[en]“, denen er als Europäer durchaus mit Bewunderung entgegenblickt: „Dem Idealzustand, dem unsere jüngste Entwicklung zustrebt, ist Amerika, trotz des vorläufigen Charakters des meisten in ihm, entschieden näher als Europa.“<sup>109</sup> Dass dem überall in den USA zu bestaunenden technisch-maschinellen Fortschritt allerdings auch eine Gewalthaftigkeit zu eigen ist, zeigt Keyserling im Kapitel zu „Chicago“.<sup>110</sup> Unmittelbar unter der Überschrift kippt die Stimmung des Reisenden:

„Meine freundliche Stimmung ist dahin. Chicago ist fürchterlich. Alles Leben geht hier auf in maschinellem Betrieb, so sehr, daß selbst der Zugereiste sich ihm unwillkürlich einfügt, aus Furcht, sonst zugrunde zu gehen. Und sein Instinkt irrt nicht: wer in Chicago nicht Apparat sein kann oder will zu bestimmter Funktion, mit seinem ganzen Wesen ihr verschrieben, der muß verderben.“<sup>111</sup>

Einen ebenso negativen, dabei aber dynamischen statt elegischen Einstieg in das Chicago-Kapitel seines Reiseberichts wählt Arthur Holitscher in *Amerika heute und morgen* (1912):

---

fern, die breite Rezeption Swedenborgs, Laotzes und Buddhas und die Popularität des bengalischen Dichters und Mystikers Tagore sind Indizien für eine allgemeine Flucht ins Irrationale in der Inflationszeit.“

107 Keyserling [1919], S. xxvii.

108 Keyserling [1919], S. xxxi.

109 Keyserling [1919], S. 795, 793.

110 Keyserling [1919], S. 809–816.

111 Keyserling [1919], S. 809.

„Was Teufel ist mir widerfahren, hab ich was Vergiftetes gegessen? Hab ich das fliegende Fieber? Oder ist es bloß, weil ich den Mississippi von Westen nach Osten durchquert habe? Nichts von alledem. Ich bin einfach in Chicago angelangt, der schrecklichsten Stadt des Erdballs.“<sup>112</sup>

Chicago ist in diesen Jahren ein literarisches Phänomen. Die Stadt hatte um 1900 nicht nur die Zahl ihrer Einwohner:innen auf zwei Millionen verdoppelt, sondern war auch zu einem gigantischen Umschlagplatz für Agrar- und Fleischprodukte angewachsen. Chicago war berühmt für seine Getreidebörse und seine Schlachthanlagen, als „Hog Butcher for the World“, als „Schweine Metzger der Welt“, wie es in Carl Sandburgs Gedicht *Chicago* (1914) heißt.<sup>113</sup> Sozialrealistische Romane wie Frank Norris' *Epic of the Wheat* (1901–1903)<sup>114</sup> und allen voran Upton Sinclairs *The Jungle* (1906) hatten dazu beigetragen, dass insbesondere in Europa die Wirtschafts- und Arbeitswelt Chicagos als Speerspitze einer so beeindruckenden wie furchteinflößenden Entwicklung wahrgenommen wurde. Eng verbunden ist dies wiederum mit der Technikgeschichte des Fließbands: Das Fließband ist eine Entwicklung der Nahrungsmittelindustrie und kam zuerst in den 1870er Jahren in den Schlachthäusern von Cincinnati, dann in Chicago zum Einsatz: „When the assembly line was introduced in Cincinnati and then in Chicago, over thirty years before Henry Ford, the stimulus arose in the mechanization of a manual trade, slaughtering.“<sup>115</sup>

Dies ist der Hintergrund, vor dem Keyserling die Union Stock Yards Chicagos besichtigt und beschreibt:

„Meinen Besuch im Schlachthof habe ich gemacht; kein erfreuliches Unternehmen. Und doch bin ich's zufrieden: in größerer Vollkommenheit werde ich Maschinerie kaum wieder funktionieren sehen; in den Stock Yards scheint mir das äußerst Denkbare an Ausnutzung von Menschen und Zeit erreicht. So wenig Zeit geht hier verloren, daß ein Schwein in einigen zwanzig Minuten vom Leben zur Wurst befördert,

---

112 Holitscher (1912), S. 293.

113 Dies die Eingangszeile des Gedichts; Sandburg [1914], S. 3. Die deutsche Übersetzung besorgte Claire Goll.

114 Frank Norris' Trilogie blieb unvollendet: *The Octopus: A Story of California* erschien 1901, *The Pit: A Story of Chicago* 1903, *The Wolf: A Story of Europe* konnte nicht fertig gestellt werden. Bereits in *The Pit*, der von der Weizenspekulation an der Börse Chicagos erzählt, wird „mit dem Wolf als Chiffre der Börse, als fleischgierige[m] und exzessive[m] Tier“, eine anthropophage Bildlichkeit bemüht; Dommann (2014), S. 113. Mit Anspielung auf Norris' *The Pit* begegnet auch bei Holitscher die Weizenbörse Chicagos als kannibalischer Ort: „Er [ein alter Herr] ist mit seinem Jahr zufrieden, die Hyänen der ‚Grube‘ haben weder ihn noch seine Kinder zerfleischt“; Holitscher (1912), S. 297.

115 Giedion (1948), S. 115.



ein Schaf in sechsundzwanzig Minuten, und ein Ochs in fünfunddreißig zerlegt wird. Jeder Arbeiter tut ein Bestimmtes, in festgesetzten Abständen; jeder tut es auf die bestmögliche Art. Von Mensch zu Mensch vermitteln Maschinen. So kann ein einziger Schlächter in einer Stunde bequem ein halbes Tausend an ihm vorbeigehißter Schweine abstechen, und entsprechend geschwind geht alles Übrige vor sich.<sup>116</sup>

Unter „vorbeißte[n]“ Schweinen hat man sich kopfüber an einem Förderband hängende, vorbeiziehende Schweine vorzustellen. In deren arbeitsteiliger Ausweidung am Förderband liegt der technikgeschichtliche Ursprung des Fließbands, der Assembly Line. Henry Fords *My Life and Work* (1922), halb Autobiografie, halb Werbeschrift des Ford-Konzerns, beschreibt, dass die frühen Experimente der Automobilproduktion mit dem Fließband, die in etwa zur Zeit von Keyserlings Reise stattfanden, die Overhead Trolleys der Fleischindustrie vor Augen hatten:

„Along about April 1, 1913, we first tried the experiment of an assembly line. [...] I believe that this was the first moving line ever installed. The idea came in a general way from the overhead trolley that the Chicago packers use in dressing beef.“<sup>117</sup>

In Keyserlings Schilderung der Vorgänge in Chicagos Fleischfabriken tritt vor allem deren Geschwindigkeit und die tödliche Effizienz von Mensch („Schlächter“) und Maschine hervor. Die durchorganisierte und maschinell getaktete Tierverarbeitung ermöglicht eine Abfertigung in Massen und eine Rasanz des Tötens und Zerlegens, die im Text zwischen den exakten, geringen Zeitangaben („sechsundzwanzig Minuten“) und den schwindelerregenden Schätzungen der Zahl abgestochener Tiere („bequem ein halbes Tausend“) flüchtig aufscheint. Wie in Lasks *Obermenschenfresser*-Stück vermittelt der Text ein grotesk disproportionales Größenverhältnis von Vernichtung und Kraftaufwand. Die zerlegten Schweine, Schafe und Ochsen werden Keyserling zum Anlass einer Reflexion, die in der Beförderung „vom Leben zur Wurst“ ein maschinelles Prinzip der Zerteilung und Zerstörung lebendiger Einheit erblickt, das sich in den USA zu erschreckender „Vollkommenheit“ entwickelt habe: Chicago ist die „Maschinerie“.

---

116 Keyserling [1919], S. 812.

117 Ford [1922], S. 81. Vgl. Giedion (1948), S. 217, unter Zitation der *Harper's Weekly* vom 06.09.1873: „The following phase represents the origin of the assebly line: Disemboweling: The tendons of the hog are slipped over the end of the gambrel placed upon a hook attached to a grooved pulley that runs on a suspended single track railway. One man splits the animal, the next takes out the entrails, the third removes heart, liver, etc. and the carcass is washed by the hose-man after which it is rolled along the rail to the drying room.“

## 7.2.2 „Chikago! [...] Die Hölle mit der offenen Klappe“

Keyserling versteht sich als Philosoph auf Reisen, sein Besuch im Schlachthof ließe sich aber auch als touristisches Abenteuer, als Fabrik-Safari beschreiben.<sup>118</sup> In den zwischen „Amerikamanie“ und „Antiamerikanismus“ pendelnden, staunend in die neue Neue Welt schweifenden europäischen Blicken hat die Forschung eine eigene Form des „Exotismus“ erkannt, die in den 1910er und 1920er Jahren besonders viele deutsche Künstler:innen und Intellektuelle anzog.<sup>119</sup> Dies lässt sich am Diskurs über den Jazz nachvollziehen<sup>120</sup> oder an dem über Tanz und Kino, etwa an Claire Golls emphatischer Feier des *Amerikanischen Kinos* (1920).<sup>121</sup> Mit starken Exotisierungen arbeitet auch Golls manifestartiges Vorwort ihrer Lyrik-Sammlung *Die neue Welt. Eine Anthologie jüngster amerikanischer Lyrik* (1921), die auch Sandburgs *Chicago*-Gedicht enthält:

„Man entdeckte sich selbst und noch einmal Amerika. Wild und unerschöpflich das Land: exotische Natur drängte sich an eisenbeseelte Städte. Reich und unerschöpflich die Sprache, die Amalgam aus Englisch, Mexikanisch, Spanisch, Indianisch, N[\*\*\*]- und Inka-resten.“<sup>122</sup>

In dreifacher Hinsicht erkundet Hermann Keyserling also fremde Welten: den aufstrebenden neuen Kontinent (Nordamerika), die Großstadt (Chicago)<sup>123</sup> und das industrielle Schlachthaus, das als Heterotopie des Tötens den Blicken der Öffentlichkeit normalerweise entzogen ist.<sup>124</sup> Wie Christian Kassung in

---

118 „Die Fabrik als touristisches Reiseziel für eine bürgerliche Zielgruppe trat im späten 19. Jahrhundert neben die bereits etablierten Destinationen. Als Ort der angewandten Wissenschaft und der Technik schlechthin kam sie der Begeisterung für die Naturwissenschaften und deren technischen Einsatz [...] entgegen“; Mysliwicz-Fleiß (2019), S. 395.

119 Z.B. Göktürk (1998), S. 7, 9.

120 Zur Exotisierung des Jazz in der Weimarer Republik vgl. z.B. Pfeleiderer (2017), S. 43, 52.

121 Hier fokussiert Goll zuletzt den ersten asiatischen Hollywood-Star Sessue Hayakawa: „Wenn er den Liebenden spielt, hat sein Lächeln Grazie und Duft der Lotos- und Kirschblüte. Wenn er Rächer ist, explodiert sein Körper in exotischer Wildheit. Wer ihn sieht, weiß alles von Japan, von der Schönheit des mystischen Ostens“; Goll [1920], S. 69.

122 Goll (1921), S. 8. Auf der anderen Seite des Amerika-Diskurses warnt etwa Stefan Zweig vor der Amerikanisierung als *Monotonisierung der Welt* (1925). Auch Adolf Halfelds *Amerika und Amerikanismus* (1927) kritisiert Materialismus und Mechanisierung. Antiamerikanismus war nicht selten deutschnational geprägt: Erich Schlaikjer spricht im Januar 1914 im *Kunstwart* vom *Amerikanismus* als einer „Seuche der Kulturlosigkeit“; Schlaikjer (1914), S. 104. Vgl. auch Scheurmann (1929).

123 Zur Großstadt-Ethnografie vgl. z.B. Rolf Lindners *Walks on the Wild Side* (2004). Siehe II/3.4.

124 Zur Heterotopie vgl. Foucaults *Des espaces autres* (1967/84). Dabei verhält es sich mit dem Schlachthof ähnlich wie mit dem Friedhof, der im Lauf des 19. Jahrhunderts an die

*Fleisch. Die Geschichte einer Industrialisierung* (2020) darstellt, schlachtete man etwa in Berlin bis Mitte des 19. Jahrhunderts noch „direkt in der Stadt in etwa 800 privaten und drei städtischen Schlachtereien“.<sup>125</sup> „Mit diesem Konzept bricht der industrielle Schlachthof.“<sup>126</sup> Das Schlachten wird zur Massenabfertigung; es wird in großen Anlagen zentralisiert und aus den Stadtzentren ausgelagert, also aus der Alltagswelt entfernt.<sup>127</sup> Insofern hatte es für die Amerikareisenden um 1920 besonderen Reiz, nicht nur die fordistisch organisierte US-amerikanische Fabrik zu besichtigen, die für sich schon als „touristisches Reiseziel“ attraktiv war,<sup>128</sup> sondern im Besondern auch der Fleischfabrik einen Besuch abzustatten.

Zu Zeiten der Reise Keyserlings war, dies klang schon an, der Blick auf Chicago längst vorgeprägt. Entscheidenden Anteil daran hatte Upton Sinclairs sozialkritischer und sozialinvestigativer Roman *The Jungle*, dessen Titelmethapher dem exotisierenden europäischen Amerikadiskurs entgegenkommt und der, zumindest zu Beginn des Textes, eine Perspektive auf die „Neue Welt“ einnimmt, die die der Neuankömmlinge aus der „Alten Welt“ ist. Erzählt wird, wie eine Familie litauischer Einwander:innen im Meat Packing District von Chicago ein Auskommen sucht, aber von den dortigen ökonomischen Gesetzen, die in ihrer Erbarmungslosigkeit den Gesetzen des „Dschungels“ gleichen, aufgerieben und zerstört wird. Dass zufällig also sowohl Sinclairs Protagonist Jurgis als auch Keyserlings *Reisetagebuch*-Alter Ego aus dem Baltikum stammen, lässt die Differenz ihrer sozialen Blickwinkel nur noch schärfer hervortreten: Jurgis ist als Fleischfabrikarbeiter ein Insider, der die kapitalistische Verwertungslogik am eigenen Leib erfährt, Keyserlings „ich“ dagegen ein Outsider, ein philosophierender Tourist adliger Abkunft. Dennoch erkennt Jurgis erst am Ende des Romans mit Hilfe eines sozialistischen Mentors, dass es in Chicago immer auch um seine eigene Haut ging:

„Jurgis recollected how, when he had first come to Packingtown, he had stood and watched the hog-killing, and thought how cruel and savage it was, and come away congratulating himself that he was not a hog; now

---

Außengrenzen der Stadt verlegt wurde; vgl. Foucault [1967/84], S. 938; Macho (2001), S. 158–162.

125 Kassung (2020), S. 10.

126 Kassung (2020), S. 11. Kassung betont die zentrale Rolle von Fleischerzeugung, -verarbeitung und -transport in der Geschichte der Industrialisierung: „Arbeite man die vielfältigen Wechselwirkungen zwischen landwirtschaftlichem und (ingenieur-)technischem Wissen, zwischen agrarischen und industriellen Kulturtechniken auf[...]“, so zeige sich, „dass die Industrialisierung nicht nur dampf-, sondern eben auch fleischgetrieben war“; Kassung (2020), S. 5.

127 Vgl. auch Macho (2001), S. 161; Przyrembel (2011), S. 335–339.

128 Mysliwicz-Fleiß (2019), S. 395.

his new acquaintance showed him that a hog was just what he had been – one of the packers' hogs.<sup>129</sup>

Bei Sinclair ist es der Beef Trust, ein Konglomerat der Fleischindustrie, der die Rolle des „Obermenschenfressers“ einnimmt:

„They [the Beef Trust] were a gigantic combination of capital, which had crushed all opposition, and overthrown the laws of the land, and was preying upon the people. [...] [I]t [the Beef Trust] was the incarnation of blind and insensate Greed. It was a monster devouring with a thousand mouths, trampling with a thousand hoofs; it was the Great Butcher – it was the spirit of Capitalism made flesh.“<sup>130</sup>

Sinclairs „Monster“-Kapitalismus nimmt mit seinen tausend Mündern und seinen tausend trampelnden Hufen die (Un)Form eines „alttestamentarisch-kannibalische[n] ‚monster God[s]“ an und erinnert damit stark an die entsprechenden Figuren bei Mead und Engels.<sup>131</sup> Dieses monströse Chicago Sinclairs findet seinen Nachhall unter anderem in Fritz Kummers Reiseschrift *Eines Arbeiters Weltreise* (1913), die sich als proletarischer Gegenentwurf zu den zahlreichen Reiseberichten aus bürgerlicher Feder versteht. Auch Kummer reist nach Chicago und besucht dort, den Spuren von „Sinclairs Buch“ folgend, die Schlachthäuser:

„Chikago! Eine Gänsehaut bringt mir schon die bloße Erinnerung an diese Stadt. ‚Die Hölle mit der offenen Klappe‘ wird sie von den Arbeitern genannt.“<sup>132</sup>

Die „offene Klappe“ ruft das Bild eines aufgerissenen Mauls, eines Höllenschlundes hervor, und ist eine Anspielung auf die stets drohenden Arbeitsunfälle. Die dafür bereits im 19. Jahrhundert geprägten Bilder sind in der Literatur um 1920 noch sehr präsent, beispielsweise in Paul Zechs Erzählung *Das Bergwerk* (1920):

„Er [Jean] stand auf der Plattform zwischen den Schwungrädern und regulierte mit Hebel und Bremsklotz den Mahlgang. [...] Dieser Posten fraß wahrhaftig viel Nerven. Ein Griff zur unrichtigen Sekunde –: und der Tod regierte.“<sup>133</sup>

---

129 Sinclair (1906a), S. 376.

130 Sinclair (1906a), S. 376–377.

131 Eiden-Offe (2017), S. 207, zu den Kapitalismusfiguren bei Mead und Engels.

132 Kummer [1913], S. 149, 146.

133 Zech [1920], S. 210.

Bei Zech ist es der Koksbrecher, der als „Maschinenungeheuer“ und „feiste[r] Höllen-Gott“ „Nerven“, „Blut“ und „Körper“ der durch ihre Namensgebung als international ausgewiesenen Arbeiterschaft in sich hinein frisst.<sup>134</sup> „Ganze Berge fraß er in sich und wurde weder satt, noch schläfrig davon“.<sup>135</sup> Nachdem Jean den fatalen falschen Griff getan hat und „in das gierschlundige Räderwerk“ gerissen wurde, erleidet der Arbeiter „Stijn“ einen epileptischen Anfall, „Fjodor“ dagegen sprengt zum Schluss der Erzählung die Grube mit Dynamit und kommt dabei um.<sup>136</sup> Noch aussichtsloser stellen sich die Verhältnisse in Hermynia zur Mühlens Kurzgeschichte *Das Ungeheuer* (1924) dar: Hier nimmt der Arbeiter Akim Ivanowitsch alleine den ungleichen Kampf gegen eine gewaltige Dreschmaschine auf, die als „nimmersatte[r] Teufel“ gezeichnet wird: „Aber das Ungeheuer frißt weiter, surrt satt und zufrieden, speit Körner aus, und schleudert die Spreu von sich ...“.<sup>137</sup>

Die Maschine ist in Sinclairs *The Jungle* wie in den anderen Chicago-Texten eine ganze Anlage, in der von Fritz Kummer zitierten Bemerkung sogar die ganze Stadt. Die „offene Klappe“ begegnet auch in *The Jungle* in einer der drastischsten Szenen:

„[T]here were open vats near the level of the floor, their [the workers] peculiar trouble was that they fell into the vats; and when they were fished out, there was never enough of them left to be worth exhibiting, – sometimes they would be overlooked for days, till all but the bones of them had gone out to the world as Durham’s Pure Leaf Lard!“<sup>138</sup>

Ähnlich wie in der Satire Linke Poots, wo statt Hammelfleisch Kinderfleisch bei den essenden Leser:innen ankommt (siehe II/6.1.1), ist auch in diesen Zeilen Sinclairs der verunglückte Arbeiter als „Durham’s Pure Leaf Lard“ in alle Welt hinausgegangen. Bei den Leser:innen des Textes löste dies entsprechende Verunsicherung aus. *The Jungle* trat eine Debatte los und rief nicht nur, wie es vielleicht der Primärintention des Autors entsprochen haben mag, mit den geschilderten Arbeitsbedingungen Entsetzen hervor, sondern lenkte auch viel öffentliche Aufmerksamkeit auf die mangelhaften hygienischen Bedingungen in der Nahrungsmittelindustrie.<sup>139</sup> Fritz Kummer kommentierte dies so: „Sin-

---

134 Zech [1920], S. 210–212.

135 Zech [1920], S. 211.

136 Zech [1920], S. 212–213, u. vgl. S. 263–264.

137 Zur Mühlen [1924], S. 21–22.

138 Sinclair (1906a), S. 117. Mit diesem Ausruf schließt das neunte Kapitel. Ob man dies auch als Kommentar zum „melting pot“ USA lesen kann, sei dahingestellt.

139 Vgl. Bösch (2011), S. 142–146. Etwa wurde nun skandalisiert, dass im Amerikanisch-Spanischen Krieg von 1898 „zahllose“ US-Soldaten an verdorbenem Dosenfleisch gestorben waren; Bösch (2011), S. 144.

clair wollte die Herzen für die unglücklichen, mit fünf Dollar die Woche entlohnten Schlachthausarbeiter rühren und traf dabei aus Versehen den Magen der Amerikaner.<sup>140</sup> Sinclair heizte die Diskussion weiter an, indem er in mehreren Artikeln bekräftigte, dass die in seinem Roman geschilderten Missstände auf Tatsachen beruhten und weitere Details nachreichte, etwa von einem bei einem Arbeitsunfall abgetrennten Kinderfinger, der in Fleischkonserven verarbeitet worden sei<sup>141</sup> – eine Behauptung, die längst zirkulierende Figuren nach Arbeiter:innen Händen schnappender Maschinen wiederaufgreift und diese zur vollen kannibalischen Pointe bringt.

*The Jungle* erschien noch im selben Jahr in deutscher Übersetzung als *Der Sumpf* (1906), auch Sinclairs Folgeartikel wurden umgehend übersetzt, etwa als *Ist der Sumpf wahr?* (1906).<sup>142</sup> Der vom Original auffällig abweichende deutsche Titel des Romans hebt auf das moralisch wie hygienisch Ekelhafte der geschilderten Zustände ab. Damit im Einklang steht, dass in der deutschen Übersetzung die Szenen der Nahrungsmittelkontamination erhalten blieben, während man in punkto kannibalischer Kapitalismuskritik abmildernd bis zensierend in den Text eingriff, etwa in der zentralen Passage zur Menschenfresserei des Beef Trusts, wo der finale Teilsatz „it was the Great Butcher – it was the spirit of Capitalism made flesh“ gestrichen wurde.<sup>143</sup> Lewis' Chicago-Roman weckte international Misstrauen gegen die Produkte der US-amerikanischen Fleischindustrie, was sich nicht nur in verschärften Hygienebestimmungen,<sup>144</sup> sondern auch in etlichen satirischen Texten der Folgejahre widerspiegelt. Im *Simplicissimus* schreibt etwa der Autor Rataöskr als *Der deutsche Michel an den amerikanischen Fleisch-Trust* (1906) und verkündet seinen Verzicht auf US-amerikanisches Dosenfleisch, da sich in diesem Föten, alte Gänse, Katzen, Hunde und Rindkaldaunen befänden, während sich Fritz Müller in *Ist es wahr, daß in Amerika...?* (1912) darüber lustig macht, wie bereitwillig das deutsche Publikum kannibalischen Gerüchten über US-amerikanische Fleischprodukte Glauben schenkt: „Ja, verehrte Anwesende, nicht nur das, sondern es soll sogar einmal vorgekommen sein, daß man kleine Kinder...“<sup>145</sup>

---

140 Kummer [1913], S. 149.

141 Vgl. Bösch (2011), S. 144.

142 Vgl. Bösch (2011), S. 143. *The Jungle* wurde innerhalb der ersten Monate nach Erscheinen in 17 Sprachen übersetzt; in Deutschland erschien der Roman nicht nur in Buchform, auch mindestens zwölf verschiedene Zeitungen druckten ihn ab, zuerst der sozialdemokratische *Vorwärts*; vgl. Bösch (2011), S. 134–135.

143 Sinclair (1906a), S. 377; vgl. Sinclair [1906b], S. 346. Eduard Ritter besorgte deutsche Übersetzung.

144 So hatte der Roman in Deutschland Auswirkungen auf die Zollpolitik und trug zur Verschärfung des Lebensmittelhygienegesetzes bei, sogar ein Importstopp US-amerikanischer Fleischprodukte wurde diskutiert; vgl. Bösch (2011), S. 135, 147–148.

145 Beides nach Rduch (2022), S. 83–84.

Auf Fritz Kummer hat Sinclairs *The Jungle* so großen Eindruck gemacht, dass er in *Eines Arbeiters Weltreise* den Schlachthanlagen während seines Chicago-Aufenthalts ganze drei Besuche abstattet. Jedes Mal späht er vergeblich nach „dem eigentlichen ‚Sumpf‘, der Wurstmacherei“.<sup>146</sup> Im Gegensatz zu Keyserling unterschlägt Kummer dabei nicht, dass es sich bei diesen Besuchen um gut organisierte touristische Abenteuer handelt. In Kummers Reisebericht gibt es „Führer“ durch die Anlagen, die an manchen Stellen „verdächtig“ zur Eile antreiben, sowie ein Bewirtungsangebot:

„Beim Eintritt in eines der Schlachthäuser wird man von einer Dame, die durch ihre Körperfülle die Größe des Unternehmens wie des Gewinnes gut darstellt, mit Fleischerzeugnissen bewirtet, wobei sie über deren Nahrhaftigkeit erzählt.“<sup>147</sup>

Kummer weist die angebotenen Wurstspeisen zurück, nicht etwa als Resultat einer vegetarischen Ethik, sondern, wie er schreibt, ganz unwillkürlich aus Gründen der „Selbsterhaltung“.<sup>148</sup>

### 7.2.3 Die Disassembly Line

Ob Hermann Keyserling bei seiner Tour durch die Fabrikhallen von den Fleischprodukten kostete, verrät er den Leser:innen nicht. Hatte er zu Beginn des *Reisetagebuchs* die Leser:innen darauf eingestimmt, dieses „wie einen Roman“ zu lesen, so handelt es sich doch in weiten Strecken um philosophische Reflexion. In Chicago flicht der Erzähler angesichts der „Maschinerie“ und der zu tausenden vorbeiziehenden abgestochenen Tiere eine kleine Parabel in seinen Text ein: „die Parabel Dschuang-Tses vom Metzger“.<sup>149</sup> Ein mit vollkommener Geschicklichkeit beim Zerteilen von Ochsen gesegneter Metzger verrät hier sein Geheimnis:

„Als ich anfang, Rinder zu zerlegen, da sah ich eben nur Rinder vor mir. Nach drei Jahren hatte ich's soweit gebracht, daß ich die Rinder nicht mehr ungeteilt vor mir sah. Heute verlasse ich mich ganz auf den Geist und nicht mehr auf den Augenschein.“<sup>150</sup>

---

146 Kummer [1913], S. 149.

147 Kummer [1913], S. 149.

148 Kummer [1913], S. 149.

149 Keyserling [1919], S. 812.

150 Keyserling [1919], S. 812.

Ein solches Primat des „Geistes“ über den „Augenschein“ zeigt in gewisser Hinsicht auch Keyserlings *Reistagebuch* selbst: Es wird weniger betrachtet und beschrieben als philosophiert. Die Metzger-Parabel von der Rinderzerlegung bündelt das, was der Zivilisationskritiker Keyserling überall wahrnimmt: eine Weltanschauung, die die Rinder „nicht mehr ungeteilt“ vor sich sieht, die nicht mehr das ganze lebendige Wesen erkennt, sondern nur Stücke und Portionen, Teile, die sich weiterverarbeiten und verkaufen lassen. Das Prinzip besteht nicht nur darin, das Schwein wenigen Minuten „vom Leben zur Wurst [zu] beförder[n]“, sondern es von Beginn an nicht als „Leben“, sondern als „Wurst“ wahrzunehmen.<sup>151</sup> Das Fließband, die Assembly Line, gerät ihm zur Disassembly Line, zu einem maschinell dahingleitenden Zerteilungsfluss, der im Text rasch zu einem Rasonieren über die Trennung von Geist und Leben, von Idee und sinnlicher Wahrnehmung weiterleitet: „Die Stock Yards sind ein schreckhaft lehrreiches Sinnbild, was an den Zielen der modernen Zivilisation verfehlt erscheint.“<sup>152</sup>

Diese lebensphilosophisch angereicherte Zivilisationskritik kann, auch genau in dem hier angeschlagenen elegischen und mahnenden Ton, stellvertretend für eine ganze Sparte von Weltanschauungsliteratur um 1920 stehen.<sup>153</sup> „Gegen die Mechanisierung des Lebens an sich habe ich nichts“, schreibt die Keyserling und zeigt sich dennoch „tief deprimiert“.<sup>154</sup> Erwartungen an den technologischen Fortschritt greift er erst auf und weist sie dann zurück. Im Mittelpunkt steht auch bei Keyserling das Versprechen der Technik, dem menschlichen Körper Arbeitslast abzunehmen. In *My Life and Work* fasst Ford dies so: „To lift farm drudgery off flesh and blood and lay it on steel and motors has been my most constant ambition.“<sup>155</sup> „Flesh and blood should not be made to bear burdens that steel can bear.“<sup>156</sup> Gerade im Hinblick auf Zukünftiges artikulierten aber auch etliche Intellektuelle und Industrielle eine gewisse Skepsis, etwa Walter Rathenau in *Von kommenden Dingen* (1917): „Das Übel der Mechanisierung beginnt [...], wo die gewaltig entfesselte Bewegung verantwortungslos aus der dienenden Bindung sich befreit, um den Menschen [...], den Herrn des Getriebes, zum Knecht seines eigenen Werkes zu erniedrigen.“<sup>157</sup> Als

---

151 Keyserling [1919], S. 812–814.

152 Keyserling [1919], S. 813. Dies ähnelt dem, was Keyserlings „Weisheitsschule“ für Linke Poot an Erkenntnis hervorbrachte: „Wir erfuhren: das Problem unsrer Zeit ist es, die Kongruenz zu finden zwischen Ideal und Wirklichkeit [...] Das, deutet mich dunkel, habe ich schon einmal gehört und zweimal vergessen“; Poot [1921b], S. 304.

153 Vgl. Thomé (2002), z.B. S. 359, zu diesen spekulativen, oft metaphysischen, auf Sinnkohärenz zielenden Schriften.

154 Keyserling [1919], S. 809.

155 Ford [1922], S. 26.

156 Ford [1922], S. 278. Oder auch: „Power-farming is simply taking the burdens from flesh and blood and putting it on steel“; Ford [1922], S. 204.

157 Rathenau (1917), S. 48. Typische Technikkritik dieser Jahre (und etliches davon findet sich bei Keyserling) warnt vor einer drohenden Verselbstständigung der Maschinen



Technikkritiker erkennt auch Keyserling eine solche Tendenz einer fatalen Verkehrung im Verhältnis von Mensch und Maschine: In Chicago „knechtet das Werkzeug den Menschen, der es beherrschen soll.“<sup>158</sup> Das amerikanische Ideal vollkommener Mechanisierung, so schließt Keyserling, „führt [...] uns unfehlbar zur Barbarei, keiner vorläufigen, sondern einer endgültigen.“<sup>159</sup> Diese „endgültige[]“ Barbarei ist auch bei Keyserling eine kannibalische:

„Die Spirale der geschichtlichen Entwicklung hat auf erhöhter Stufe zu einer Wiederherstellung der Sklaverei geführt. Wieder wird der Mensch nach seiner Leistung allein beurteilt, wieder hat er nur Marktwert, und zwar gilt dies heute nicht bloß von Zwangsarbeitern, sondern von allen [...]. Wird auch der Kannibalismus wieder aufleben? In unserer aufgeklärten Welt stehen diesem gewiß weniger seelische Hemmungen entgegen, als unter abergläubischen Wilden. Es ist allzu wahr, was Tagore sagt: nirgends war Menschenfleisch und -seele je so billig wie im modernen Westen. Keine Zivilisation hat je der ganzen Schöpfung gegenüber eine so entwertende Stellung eingenommen wie die unsere, die ausschließlich des Nutzens gedenkt.“<sup>160</sup>

In aller Kürze werden hier Schlagwörter einer ökonomischen Verwertungslogik eingespielt: Der Mensch hat „Marktwert“, die Schöpfung ist „entwert[t]“, alles untersteht dem Primat von „Leistung“ und „Nutzen“, Menschenfleisch ist käuflich und es ist „billig“. In Keyserlings Zukunftsspekulation stürzt das junge Amerika, das fortschrittlichste aller Länder, in einer „Spirale“ der geschichtlichen Entwicklung zurück in jene „endgültige“ Barbarei, die die der „abergläubischen Wilden“ noch übertrifft. Das Kannibalische wird als primitivistische Urzeit- und als apokalyptische Endzeitfigur eingesetzt: „[G]erade die Suggestion des Zyklisch-Regressiven in zivilisatorischer Perspektive“, die einen „Rückfall zur Nullstufe menschlicher Kultur“ beschwört, so Brittnacher und May, „[erhebt] den Kannibalismus zum apokalyptischen Motiv schlechthin“.<sup>161</sup> Keyserling setzt damit Wildheit, Zivilisation und Barbarei (letztere verstanden als Rücksturz der Zivilisation in zivilisatorisch pervertierte Pseudowildheit) ins Verhältnis; genau nach dem kulturpessimistischen Muster, das etwa auch Theodor Lessings Einschätzung des „Werwolfs“ Fritz Haarmann zugrunde liegt (siehe II/3.2).

---

oder des Maschinellen, einem Übergreifen instrumenteller Logik auf andere Lebensbereiche, dem Bedeutungsverlust menschlicher Arbeit und der Entfremdung von der Objektwelt, der Natur oder dem Leben.

158 Keyserling [1919], S. 810.

159 Keyserling [1919], S. 811.

160 Keyserling [1919], S. 813–814.

161 Brittnacher / May (2013), S. 389.

Die Engführung von Sklaverei und Kannibalismus stellt das Finale von Keyserlings Chicago-Reflexion dar: Als konsequenteste Figur körperlicher Ausbeutung ist ihm die Menschenfresserei die hyperbolische Steigerung von „Zwangsarbeit[]“ und „Sklaverei“. Dabei ist die von Keyserling diagnostizierte Versklavung des Menschen durch Maschinen und Verwertungslogik eine unmarkiert weiße. Dem Text geht es um die Ausbeutung „nicht bloß von Zwangsarbeitern, sondern von allen“.<sup>162</sup> Wenn Keyserling von einer „Wiederherstellung der Sklaverei“ schreibt, dann hat er dies durch einen direkt zu Beginn des Chicago-Kapitels einsetzenden Rekurs auf die Sklavenarbeit in der Antike vorbereitet,<sup>163</sup> denn nichts liegt ihm ferner als einen Hinweis auf die Sklaverei schwarzer Menschen in den USA zu geben, obgleich diese in den 1910er Jahren – wie Artur Holitschers *Amerika heute und morgen* und Fritz Kummers *Eines Arbeiters Weltreise* für denselben Zeitraum sehr klar beschreiben – deutlich sichtbar nachwirkte.<sup>164</sup> Keyserlings technikkritische Verwendung des Begriffs ähnelt eher der, die unter dem Schlagwort „weiße Sklaven“ in der deutschsprachigen Literatur kursierte. Engels hatte die Figur 1854 in den deutschsprachigen antikapitalistischen Diskurs eingeführt<sup>165</sup> und sie war etwa in Ernst Willkomm's Roman *Weisse Sklaven oder die Leiden des Volkes* (1845) genutzt worden, um die „Kontinuität der ‚Knechtung‘“ sächsischer Textilarbeiter:innen zu veranschaulichen.<sup>166</sup> Dabei speist sich die „Skandalisierungspotenz der Rede von den ‚weißen Sklaven‘ [...] nicht unwesentlich aus dem verbreiteten Wissen um die

---

162 Keyserling [1919], S. 814.

163 Vgl. Keyserling [1919], S. 809: „[I]ch wünschte, daß alles Mechanisierbare möglichst [...] vollständig mechanisiert würde, auf daß der Geist für das Übermechanische desto mehr Kraft und Muße übrigbehalte; wie die antike Kultur ihren hohen Vollendungsgrad dem dankte, daß Sklaven den Gebildeten alle Arbeit abnahmen, die ohne freie Initiative geleistet werden konnte, so wird die moderne erst dann zu vergleichbarer Reife gelangen, wenn Maschinenbetrieb den Menschen entlastet haben wird.“

164 Vgl. Holitscher (1912), S. 60–75 (= „Der N[\*\*\*]“); Kummer [1913], S. 124–135 (= „Die N[\*\*\*] fünfzig Jahre nach ihrer Befreiung“), z.B. S. 125: „Amerika hätte sich den langen blutigen Krieg für die Befreiung der N[\*\*\*] sparen können, wollte es den Befreiten eine nicht weniger grausame Drangsal bereiten, sie gesellschaftlich zu ächten.“ Kummer referiert im Folgenden nicht nur die Anzahl der in den vorangegangenen Jahren verübten Lynchmorde, er erfasst auch mikrosoziale Geringschätzung und verweist auf die systematisch und strukturell verwehrt Teilhabe: „Allenthalben liest man an öffentlichen Orten: Für Weiße – Für Farbige. Diese Inschriften bezeugen, daß ein halbes Jahrhundert nach der Sklavenbefreiung in dem Lande, das sich nicht genug mit der Gleichheit seiner Bürger brüsten kann, es mit der gesellschaftlichen (und politischen) Gleichheit noch recht traurig bestellt ist“; Kummer [1913], S. 127.

165 „Die humanen Tories hatten recht, als sie den Fabrikarbeitern den Namen: white Slaves, weiße Sklaven, gaben“; Engels [1845], S. 398. Vgl. Eiden-Offe (2017), S. 206–207. Die „white slaves“ begegnen auch in dem von Engels übersetzten Gedicht von Edward Mead *The Steam King* (1843).

166 Breyer et al. (2019), S. 553. Vgl. Eiden-Offe (2017), S. 230–237; Breyer et al. (2019), S. 552–554.

‚schwarze‘ Sklaverei‘.<sup>167</sup> In abgeschwächtem Maße gilt dies auch dann, wenn es sich wie hier bei Keyserling um nur implizit weiße Sklav:innen handelt.

Eine zumindest kurze Einordnung verdient zum Schluss Keyserlings zentrale kulturkritische kannibalische Sentenz: „[N]irgends war Menschenfleisch und -seele je so billig wie im modernen Westen.“ Der Text schreibt sie einer nicht-westlichen Autorität zu, dem bengalischen Philosophen Rabindranath Tagore, der sich als erste:r asiatische:r Literaturnobelpreisträger:in gerade auf dem Höhepunkt seiner Popularität befand und von Keyserlings „Schule der Weisheit“ sehr verehrt wurde.<sup>168</sup> In jener typischen „kompensatorischen Identifizierung mit dem Fremden, die der westlich-modernen Esoterik zugrunde liegt“,<sup>169</sup> lässt Keyserlings Reisetagebuch den östlichen Philosophen aus sich sprechen. Die Mobilisierung einer (fiktiven) Stimme, die das Fehlgehen der westlichen Zivilisation „von außen“ kritisiert, ist um 1920 ein besonders beliebter zivilisationskritischer Kunstgriff, mit dem eine „aura of authenticity“ kreierte wird:<sup>170</sup> Bis heute anhaltenden Erfolg verdankt ihm etwa Erich Scheurmanns *Der Papalagi* (1920), ein schmales Büchlein, das sich als *Die Reden des Südseehäuptlings Tuiavii aus Tiavea. Herausgegeben von Erich Scheurmann* ausweist. Diese bestehen aber von vorne bis hinten in der literarischen Imagination eines naiven Blicks durch den Autor Scheurmann, durch den insbesondere die Geldwirtschaft kritisiert werden soll: „Er [der Weiße] ist krank und besessen, weil er seine Seele an das runde Metall und schwere Papier hängt“.<sup>171</sup> Nur wenige Jahre später allerdings formuliert Scheurmann sein Ressentiment gegen den „Amerikanismus“

---

167 Eiden-Offe (2017), S. 218. Partiiell formulierte „Einsichten in den Zusammenhang von Lohnarbeit und Sklaverei, die die metaphorische Rede von der Sklaverei der Lohnarbeit stiftet“, blieben aber „randständig“; vorherrschend ist eine „Marginalisierung der realen, (post)kolonialen Sklaverei durch ihre Verwendung als Metapher“; Eiden-Offe (2017), S. 220.

168 Tagore erhielt des Nobelpreis 1913. Im Jahr 1921 stattete er Keyserlings „Schule der Weisheit“ einen Besuch ab; vgl. Gahlings (1996), S. 165–168.

169 Voss (2019), S. 495.

170 Rogowski (2016), S. 125.

171 Scheurmann (1920), S. 41. Und weiter: „Sie [die meisten Weißen] schwellen auf in Hochmut wie faule Früchte im Tropenregen. Sie lassen mit Wollust viele ihrer Brüder in roher Arbeit, damit sie selber fett von Leib werden und gut gedeihen. [...] So gibt es in Europa eine Hälfte, die muß viel und schmutzig arbeiten, während die andere Hälfte wenig oder gar nicht arbeitet“; Scheurmann (1920), S. 42. Die Umkehr des ethnografischen Blicks in *Montaignes Des Cannibales* erfährt bei Scheurmann eine ungebrochene, ironiefreie Nachahmung, die zudem in ihrer Imitation einer exotischen Sprecherposition fatal an ähnliche Konstruktionen aus dem kolonialrevanchistischen Kontext erinnert, etwa an Fritz Bilses Roman *Die Schwarze Welle. Ein N[\*\*\*]roman von Afim Assanga, bearbeitet und herausgegeben von Fritz Oswald Bilsse* (1925). Zu Bilsse vgl. Rogowski (2016), S. 124–127. Zur Mode der „Imitationen, Plagiate[] und Fälschungen, sogenannten ‚N[\*\*\*]romanen‘ in deutscher Sprache“, zählt Nagl (2009), S. 214–215, auch Artur Heyes *Hatako*-Roman, was partiell durchaus zutreffend ist.

und alles „[M]aschinenmäßige“ und „[S]eelenlose“ wieder offen aus seiner deutschvölkischen Position heraus.<sup>172</sup>

### 7.3 Hungrige Kriegstechnologie. Alfred Döblins *Berge Meere und Giganten* (1924)

#### 7.3.1 Kriege und Massenbewegungen der Zukunft

Mit Alfred Döblins über 600 Seiten starkem Science-Fiction-Roman *Berge Meere und Giganten* aus dem Jahr 1924 kehrt diese Arbeit zum Schluss in den Bereich apokalyptisch-kannibalischer Kriegstexte zurück, die bereits zu Beginn Untersuchungsgegenstand waren (siehe II/1.3). Zugleich ist *Berge Meere und Giganten* ein Text, der die in diesem Kapitel zentralen Figuren menschenverschlingender Wirtschaft und Industrie in eine biotechnologische Schreckensvision des 27. Jahrhunderts fortschreibt. In den nahrungsmitteltechnologischen, geopolitischen und zuletzt evolutionsbiologischen Großprojekten der Zukunft wird bei Döblin der Menschenkörper zum Material, zum Experimentierfeld und zum Rohstoff. „Arbeit“ erhält dabei, so meine These, eine neue Bedeutung als Stoffwechselarbeit.<sup>173</sup>

Wie in der gut aufgestellten Forschung zu *Berge Meere und Giganten* einheitlich beschrieben,<sup>174</sup> stößt sich der Roman mit dem ersten Satz des ersten Buches von einer Gegenwart ab, die als jene des Ersten Weltkriegs zu erkennen ist – „Es lebte niemand mehr von denen, die den Krieg überstanden hatten, den man den Weltkrieg nannte“<sup>175</sup> –, um dann im Hyperzeitraffer die Geschichte des Erdballs bis weit ins dritte Jahrtausend vorzuerzählen. Dabei bleibt dieses bei aller Hyperbolik aus eigentümlicher impersonaler Distanz erzählte „Epos“ auf die Gräueltaten des Ersten Weltkriegs bezogen,<sup>176</sup> übersteigert diese aber zu

---

172 Vgl. Scheurmanns Artikel über *Amerikanismus*: „Die maschinenmäßige, seelenlose Massengesinnung [...] ist undeutsch, ist ein Fremdkörper in unserem Fleische, ist Gift in unserem Blute“; Scheurmann (1929), S. 117.

173 In der umfangreichen und aktuell schnell anwachsenden Forschung zu *Berge Meere und Giganten* sind Fragen der Arbeit ein unterbeleuchteter Aspekt; eine Ausnahme bildet Hahn, T. (2002), der die Verfasstheit von „Arbeitskraft“ in *Berge Meere und Giganten* zwischen „Trägheit“ und „Vernichtung“, „Ermüdung“ und „Entladung“ diskutiert; Hahn, T. (2002), S. 116–123.

174 Zu den zahlreichen Untersuchungen des Textes innerhalb der Döblin-Forschung treten zunehmend Ansätze des Ecocriticism sowie Forschung zu Poetiken des Post-Humanismus und des Anthropozäns. Dahingehende Interessen artikulieren z.B. Bultmann (2014); Dürbeck (2017); Gelderloos (2019), S. 103–146; May, M. (2019b); Craig (2019); Willer (2022); Richter (2022).

175 Döblin [1924a], S. 13.

176 Als Gattung ist für *Berge Meere und Giganten* der Zukunftsroman und das Epos, die Utopie bzw. Dystopie und die Science-Fiction veranschlagt worden; dies diskutieren

planetarischen Zukunftsschlachten.<sup>177</sup> Damit handelt es sich bei Döblins *Berge Meere und Giganten* wie bei Wilhelm Lamszus' *Das Menschenschlachthaus* (1912) um „Bilder vom kommenden Krieg“,<sup>178</sup> nur funktioniert der Anachronismus bei Döblin anders: Nicht mit der Gefahr eines unmittelbar bevorstehenden Kriegs vor Augen, sondern mit der Erfahrung des „Großen Kriegs“ im Rücken wird mit dem von Eco beschriebenen Konjunkturverfahren der Science Fiction die Gegenwart in unvorsichtiger Weise in die Zukunft verlängert:<sup>179</sup> „Was wird aus dem Menschen, wenn er so weiterlebt?“<sup>180</sup>

So ist es ein schwer Kriegstraumatisierter, der aus dem Uralischen Krieg mit dem scharfen Geruch von Giftgas in den Kleidern zurückkehrt, der als erster einer Reihe von Konsuln im 27. Jahrhundert in Berlin die Macht übernimmt.<sup>181</sup> Mit Konsul Marke ist eine totalitäre Ordnung installiert,<sup>182</sup> die man als Nachkriegsordnung bezeichnen könnte, wäre der Krieg in diesem Text nicht permanent. *Berge Meere und Giganten* entwirft eine technisch durchorganisierte, dem „maschinale[n] Dispositiv“ unterstellte Welt- und Gesellschaftsordnung.<sup>183</sup> Alle Technologie ist hier Kriegstechnologie. Sie ist „in- und transhuman“ konfiguriert, also längst nicht mehr menschlichem Nutzen oder menschlichem Willen unterstellt.<sup>184</sup> Die europäischen Nationalstaaten bestehen nur noch als Hülle fort und die politischen Regierungen haben „den Industriekörpern Platz gemacht“,<sup>185</sup> die mit den Produktionsmitteln, dem technologischen Wissen und der militärischen Schulung der stetig anwachsenden Bevölkerung alle Macht in sich vereinen:

---

z.B. Hahn, T. (2002), S. 110; Grätz (2008), S. 300–301; Sander (2016), S. 90; May, M. (2019b), S. 109–113; Willer (2022), S. 284. Auch als „Universalchronik“ wurde der Text bezeichnet; Koch, L. (2009), S. 65. Der Experiment-Charakter und die Hybridität des Textes sorgen dafür, dass dieser hinsichtlich seiner Gattung und in seiner Struktur „selbst Züge des Monströsen aufweis[t]“; May, M. (2019b), S. 109.

177 Zum „Fortschreiben“ des Ersten Weltkriegs in die Zukunft vgl. Scherpe (2003), S. 143; ähnlich auch Koch, L. (2009), S. 62; Willer (2022), S. 288, 291. Honold (2013), S. 212, spricht von einem „geognostische[n] Mythos“, der doch „ganz und gar zeitgenössischen Ursprungs“ ist.

178 Dies der Untertitel von Lamszus' Zukunftsroman. Siehe II/1.3.1.

179 Vgl. Eco [1964], S. 218–219.

180 Döblin [1948], S. 310, zu *Berge Meere und Giganten*.

181 Vgl. Döblin [1924a], S. 125. Zur Figur des Kriegsneurotikers Marke vgl. Hahn, T. (2002), S. 123, 125; Honold (2013), S. 218–219. Siehe II/5.3.1 zur Figur des Kriegsversehrten um 1920.

182 Von „quasi-faschistische[n] Stadtschaften“ spricht Koch, L. (2009), S. 68.

183 Schöffner (1995), S. 312.

184 Willer (2022), S. 290.

185 Döblin [1924a], S. 25.

„Das Heer war längst in der Hand der großen technischen industriellen Gruppen. Es bestand [...] aus jungen Menschen, die aus den Fabriken Werkstätten stammten, in denen sie die Herstellung und Bedienung ihrer Waffen erlernt haben“.<sup>186</sup>

Diese Synthese aus Arbeiter:in und Soldat:in hat Torsten Hahn nicht zu Unrecht mit der entsprechenden Vision Ernst Jüngers in *Der Arbeiter* (1932) verglichen.<sup>187</sup> Bei Döblin schließt sie allerdings auch weibliche Massenelemente mit ein: Da der Roman recht weitgehend mit den Möglichkeiten des epischen impersonalen Erzählens experimentiert, meidet er, wie hier mit den „jungen Menschen“, bewusst das generische Maskulinum. Dieses steht gleichwohl mit den „Giganten“ direkt im Titel. Im Text ist aber bei der Bezeichnung einer Vielheit häufig in geschlechtlich unbestimmter Weise die Rede von „Menschen“, „Mengen“, „Horden“ und „Massen“,<sup>188</sup> aus denen dann oft auch weibliche Figuren, Arbeiterinnen, Soldatinnen oder Wissenschaftlerinnen hervortreten.

*Berge Meere und Giganten* entfaltet ein kriegerisches Geschehen, das den ganzen Erdball umspannt, alle Lebensformen affiziert und die Substanz des Planeten selbst angreift. Zwar lässt das Epos eine Vielzahl grausamer Herrscher:innen und schillernder Einzelfiguren auf- und abtreten – recht hartnäckig kann sich vor allem der zweite Konsul Marduk im Text erhalten –, die eigentlichen Akteur:innen sind aber nicht Individuen, sondern unpersönliche Massen und Gewalten, die Kräfte des Fortschritts, die Energien der Elemente, die wechselhaften Bewegungen von Generationen und Menschenströmen. Indem technologischer Fortschritt als „Regression nach vorn“ gedacht wird,<sup>189</sup> entsteht ein programmatisch unausgegrenztes „Durcheinander“ der Zeiten,<sup>190</sup> eine Mischung aus Fortschritts- und Regressionsdynamik:

„Wilder als je erhob sich [...] das Gespenst der neuen Erfindung, des vernichtenden Fortschritts. Erfindungen nahmen ganzen Industrien

---

186 Döblin [1924a], S. 24.

187 Vgl. Hahn, T. (2002), S. 109. „Krieg und Arbeit verschmelzen hier nicht nur rhetorisch: [...] [E]rst der Krieg als Form der Arbeit [garantiert] die tatsächliche Vernichtung der Arbeitskraft, die als ungenutzte das Zivilisationsmodell der Ingenieure bedroht“; Hahn, T. (2002), S. 121. Vgl. Döblin [1924a], S. 105: „Mit einigen zehntausend Menschen, fachgeübten, war der Krieg zu führen. Die Überlegung riet, viele heranzuziehen, zum Beschäftigen und Vernichten.“

188 Häufig ist auch die Rede von „Männern und Frauen“, in Bezug auf die „Giganten“ von „Mann“ und „Männin“; z.B. Döblin [1924a], S. 603. Siehe auch II/7.3.3 zu Döblins Versuch, die Vorgänge im Meki-Labor simultan männlich und weiblich zu erzählen.

189 Honold (2013), S. 215.

190 Vgl. die für diesen Werkabschnitt Döblins zentrale Programmatik *Der Geist des naturalistischen Zeitalters* (1924): „Eine Zeit ist immer ein Durcheinander verschiedener Zeitalter, ist große Abschnitte hindurch undurchgoren, schlecht gebacken, trägt Rückstände anderer Kräfte, Keime neuer in sich“; Döblin [1924c], S. 187.

den Boden, leerten wie ein Krieg ein Dutzend blühender Städte aus, die sich auf die Wanderschaft begeben mußten.“<sup>191</sup>

Aus dem Szenario totalitärer Industrie, vernichteter, entleerter Städte und neuer Nomad:innen spricht ein Fortschrittspessimismus,<sup>192</sup> der vom „dystopische[n] Imperativ“ der Science-Fiction um 1920 zeugt.<sup>193</sup> Dem von Michel Foucault beschriebenen Diskurs eines „immerwährenden Krieges“ folgend, wird in *Berge Meere und Giganten* im „dunklen und manchmal blutigen Gewimmel[]“ von „Körpern, Zufällen und Leidenschaften“ die „Raserei [...] zum Prinzip der Geschichte“ erhoben.<sup>194</sup> Dabei springt die „wirre, elementare Grausamkeit [...] als ästhetisches Muster [über]“<sup>195</sup> und wird im Text produktiv in einer experimentellen und raumgreifenden, schichtenden Syntax, die den impersonalen, hypertrophen Wachstums- und Vernichtungsszenarien mit einer Textökonomie „der Verschwendung und des Überschusses“ nicht nur begegnet, sondern ähnlich wird.<sup>196</sup> Das „Gewimmel“ findet seine Entsprechung in der Maßlosigkeit des Textgebildes und seinen syntaktischen Eigentümlichkeiten, etwa den besonders auffälligen langen Reihungen ohne Kommata, die in der Forschung oft kommentiert wurden:

„[B]y decentering, rupturing, and pluralizing the syntactical thread that would tie the sentence’s meaning together in one individual strand, Döblin’s prose compels the reader to work with simultaneous processes in list form, a kind of reading that reflects the aspiration for an epic, mass poetic.“<sup>197</sup>

---

191 Döblin [1924a], S. 80.

192 Von einem „für einen linken Autor zutiefst pessimistische[n], zivilisationskritische[n] Befund“ spricht z.B. May, M. (2019b), S. 114. Es ist möglich, *Berge Meere und Giganten* „an den im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts nahezu inflationär auftretenden apokalyptischen Geschichtsdiskurs an[zu]koppel[n]“; Koch, L. (2009), S. 63. Dabei nimmt Döblins Text technopessimistische Stimmen auch in die Diegese auf; vgl. z.B. Döblin [1924a], S. 83: „Es liefen damals Vertreter von Sekten und Kirchen in allen Landschaften herum, warnend vor Fortschritten, vor den schamlosen Weltkonzernen und ihrem zerstörenden Wirken.“

193 Willer (2022), S. 284, hinsichtlich der Nachwirkung der Proto-Science-Fiction des späten 19. Jahrhunderts bis auf heutige Texte. Dieser Imperativ scheint sich mit der literarischen Ambition der Texte zu verschärfen, während an einem Massenpublikum orientierte Texte häufiger optimistische Technikszenarien erzählen; vgl. Willer (2022), S. 284.

194 Foucault [1996], S. 72, 76, in *Il faut défendre la société*, dritte Vorlesung vom 21.01.1976. Verbindungen von *Berge Meere und Giganten* zu Foucault zogen bereits Scherpe (2003), S. 146–149; Ripper (2009); Koch, L. (2009), S. 64; Craig (2019), S. 248.

195 Honold (2013), S. 219.

196 Bultmann (2014), S. 130.

197 Gelderloos (2019), S. 127.

An diesem wimmelnden Textgeschehen ist das Kannibalische an verschiedenen Stellen und auf unterschiedlichen Ebenen beteiligt. Abgesehen davon, dass entsprechende Diffamierungen bekannten Musters in der Figurenrede begegnen, etwa wenn sich Mailändische Fabrikherren von ihren revoltierenden Arbeiter:innen als „den Farbigen, den Kannibalen“ bedroht sehen,<sup>198</sup> spricht auch die heterodiegetische Erzählstimme von Kannibalismus. Oft eher beiläufig wird die anthropophage Ernährungsweise ganzer Stadtbevölkerungen, marodierender Horden oder Flüchtlingsströme erwähnt, etwa als von den „verzweifelten, oft kannibalischen hungrigen Völkermassen“ berichtet wird, „die sich aus Orleans und Paris rissen“.<sup>199</sup> Eine große Entfernung zum Geschehen zeichnet die kannibalischen Textstellen dieses Typs aus, etwa wenn sich „[d]ie russische Tier- und Menschenwelt, [...] ertrinkend verhungert verbrunnend,“ von Osten und Norden gen Europa bewegt: „Eine Woge von Barbaren und Kannibalen rollte nach Süden.“<sup>200</sup>

Ein Handlungsstrang, über den immer wieder besondere Grausamkeiten in den Text integriert werden, ist jener, der den umherziehenden barbarisch-kriegerischen Horden des Technikfeindes Marduk folgt. Diese halten sich abseits der Riesenstädte mit Feldarbeit und Plünderungen am Leben<sup>201</sup> und wüten schonungslos gegen „die Männer und Frauen der Apparate, der hohen Wissenschaft“:

„Es ist Tatsache, daß an diesem Abend auf dem europäischen Kontinent wieder Menschenzähne Menschenfleisch zerrissen und Menschenlippen Blut tranken. Das Rasen der Krieger [Marduks] um die Gefangenen, die sie sich zu entreißen suchten, war beispiellos. Die Tötung wurde lange hingezogen. Die afrikanische Durchflutung des europäischen Blutes wurde deutlich. Aus zertrümmerten Schädelschalen tranken Krieger, Männer und Frauen, noch am nächsten Tage.“<sup>202</sup>

Hier wird mit dem „[e]s ist Tatsache, daß [...]“ nicht nur auf die Wahrhaftigkeit des Erzählten insistiert – eine in dieser Hinsicht einzigartige Textstelle in *Berge Meere und Giganten* –, sondern auch eine Zeit- und Ortangabe zumindest angedeutet sowie die kannibalischen Handlungen relativ genau benannt. Man kann in dieser Passage die „Darstellung von Regression bis zu einem

---

198 Döblin [1924a], S. 35.

199 Döblin [1924a], S. 617.

200 Döblin [1924a], S. 111.

201 „Die Horden bildeten in den Lagern ihre barbarischen Sitten aus. Sie zwangen sich zu hungern, in der Kälte sich halbnackt zu bewegen, größte Ackerdienste zu tun“; Döblin [1924a], S. 251.

202 Döblin [1924a], S. 232–233. Zur „afrikanische[n] Durchflutung“ siehe II/7.3.2.



äußersten Punkt der Entmenschlichung“ erkennen,<sup>203</sup> auffallend scheint mir aber doch gerade die dreimalige Wiederholung der Gattungsbezeichnung „Mensch“. Die Satzkonstruktion, „daß [...] Menschenzähne Menschenfleisch zerrissen und Menschenlippen Blut tranken“, erzielt ihren Effekt nicht nur durch die Unmittelbarkeit des Aufeinandertreffens von Zähnen und Fleisch im Satz, sondern stellt im anaphorischen Dreiklang der „Mensch“-Komposita das Intraspezielle und zugleich das Menschliche des mensch-menschlichen Verzehrs besonders heraus.

Dass diese Menschheit auch nach dem Verebben der letzten Schlachten zwischen Untieren und Giganten ihr unruhiges Treiben fortsetzen wird (obgleich sich die abschließenden Sätze des Textes als verhaltene Andeutung eines anderen, friedlicheren Mensch-Umwelt-Verhältnisses lesen lassen), scheint mindestens wahrscheinlich:

„Aus den Löchern und Nestern der verschütteten Stadtschaften quollen die Verstörten. Sie waren ohne Nahrung; Haß und Kannibalismus herrschte. Geschlossene Horden kamen von den dröhnenden britischen Inseln, Reste von dem überschwemmten Irland, schlugen sich mordend raubend durch das westliche Europa. Die Mekifabriken waren verschüttet, die Äcker nur wenig durch Siedler bestellt. Wie ein Wolkenbruch, ein Hagelwetter stürzten verheerend die Menschen, die von den Tritten der Giganten verschont waren, auf die Landschaften. [...] Die Ausschüttung und Überschwemmung des europäischen Kontinents, die ungeheure Katastrophe, war in einem Jahr in ihrem ersten Schwall beendet. Das Verschieben der Massen, Hin- und Herdrängen, Überwallen und neues Verschütten dauerte noch lange an.“<sup>204</sup>

### 7.3.2 „Il faut être Cannibale!“ Döblins Poetik der Einverleibung

Als schwer überblickbarer kannibalischer Kriegsroman ist *Berge Meere und Giganten* einem anderen Text Döblins eng verwandt: Hatten Döblins Texte im Zuge des Weltkriegs generell eine immer kannibalischere Bildlichkeit angenommen, so wird ein erster Höhepunkt mit einem im Dreißigjährigen Krieg angesiedelten Roman erreicht: „Hier w[ird] nicht gefressen und geschlungen, sondern völlig vernichtet und restlos einverleibt.“<sup>205</sup> Döblins *Wallenstein* (1920) ist von der ersten Szene an, die ein Fressgelage mit einer siegreichen Schlacht überblendet,<sup>206</sup> gespickt mit Kannibalsmen: Erzählt wird von „menschenfres-

---

203 So Sander (2009), S. 240.

204 Döblin [1924a], S. 622.

205 Döblin [1920], S. 519. Siehe II/1.2.4.

206 Vgl. Döblin [1920], S. 9–11.

serisch lachen[den]“ Herrscherfiguren, die gierig über Dörfer herfallen,<sup>207</sup> von so langwährenden Hungersnöten, dass „in vielen Landesteilen die Leute sich selber auffressen müssen“,<sup>208</sup> und vom spontanen Umsichgreifen aggressiver Impulse: „[I]n rätselhafter Weise flammte bei den Leuten eine dunkle Wut auf, sich zu zerfleischen und zu zerkratzen wie unter einem wilden Juckreiz.“<sup>209</sup> Gerade aufseiten der Macht geben sich die muskulösen Lippen, die eiligen Kauwerkzeuge, malmenden Kiefer und nimmersatten Mägen der Herrscher:innen als grausame imperiale Organe zu erkennen.<sup>210</sup> Kannibalische Einverleibung findet im *Wallenstein* so zwar vor allem auf bildlicher Ebene statt,<sup>211</sup> gerade dadurch aber wird die im normalisierten Gebrauch verschüttete anthropophage Dimension der Kriegssprache wieder lesbar; – etwa in ausbuchstabierte Figuren der Raumverschlingung: „Sein [Wallensteins] Rachen ist weit. Ein paar hundert Quadratmeilen Land hat er bald heruntergeschluckt.“<sup>212</sup>

Nicht nur angesichts des maßlosen Auftürens anthropophager Grausamkeiten, sondern auch hinsichtlich des textuellen Verfahrens wurde Döblins *Wallenstein* bereits sowohl von Zeitgenoss:innen als auch in der Forschung mit Flauberts *Salammô* (1862) verglichen.<sup>213</sup> Die Döblin ebenso wie Flaubert eigene Arbeitsweise des „exzessiven Exzerpierens, Inkorporierens und Montierens“<sup>214</sup> folgt einer Logik, die man selbst als eine kannibalische verstehen kann: dem Herunterschlingen der Quelltexte ohne sie zu verdauen, ohne sie sich wirklich zu Eigen zu machen oder zu einem sinnvollen Ganzen zu synthetisieren. Flaubert hat diese ungerührt textmaterialverschlingende Textproduktion als kannibalischen Imperativ formuliert: „*Il faut être Cannibale!*“<sup>215</sup> Es ist diese Art des Umgangs mit dem Material, aus der sich für

---

207 Döblin [1920], S. 532.

208 Döblin [1920], S. 477. Siehe II/2.2.3 zu kriegsbedingtem Hungerkannibalismus, der um 1920 häufig am Dreißigjährigen Krieg verhandelt wird.

209 Döblin [1920], S. 349.

210 Vgl. Reiner Niehoffs Aufsatz *Magengrimmen* (2007), S. 235. Vgl. z.B. Döblin [1920], S. 95: „[K]nurrend die Mägen zogen sie auf Menschenjagd. [...] Da wollten sich einige üben im Menschenfleisshessen, mußten es aber zum Gelächter der anderen aufgeben, meinten, katholisches Fleisch schmecke sauer.“ Vgl. Honold (2013), S. 220–223, der Döblins „Erzählstil“ als „schreibende Anverwandlung an einen Rausch der überbordenden, die Gesittung und selbst die Naturordnung herausfordernden, insofern kosmo-polemischen Gewaltausübung“ bestimmt; Honold (2013), S. 222.

211 So Fulda (1999b), S. 109–110.

212 Döblin [1920], S. 234.

213 Den Flaubert-Vergleich stellten schon Zeitgenoss:innen an; vgl. z.B. Blei [1921], S. 89; Edschmid [1921], S. 92–93. Die Döblin-Forschung hat dies aufgenommen, vgl. z.B. Axel Heckers IADK-Aufsatz *Döblins Wallenstein und Flauberts Salammô. Ein strukturaler Vergleich* (1988), ebenso Fulda (1999b), S. 130–131.

214 So Pantenburg (2006), S. 42, zur Arbeitsweise Flauberts.

215 Flaubert in einem Brief vom 21.09.1853 an Luise Colet; Flaubert, C II, S. 435. Vgl. auch einen Brief vom 30.09.1859, Flaubert, C III, S. 43: „J'éventre des hommes avec prodiga-

Döblin eine dezidiert antihistorische Poetik ergibt,<sup>216</sup> die er in *Der Epiker, sein Stoff und die Kritik* (1921) verteidigt: Hier zieht er selbst die Verbindung zu *Salammô* und zitiert Flauberts „Ich lache über die Archäologie!“,<sup>217</sup> um dann seine Arbeit am *Wallenstein* als blindes Aufzehren historischen Textmaterials zu beschreiben:

„Ich ‚laß‘ die Bücher [zum Dreißigjährigen Krieg] und später zahllose andere, so, – wie die Flamme das Holz ‚liest‘. Es ist mir niemals ein ‚Faktum‘ zu Gesicht gekommen; [...] der dreißigjährige Krieg ist mir noch heute ein versiegeltes Buch wie vor 20 Jahren.“<sup>218</sup>

Döblins *Wallenstein* ist damit so sehr ein „historischer“ Roman, wie sein *Wang-lun* (1916) ein „chinesischer“.<sup>219</sup> In dieser Produktionsästhetik formuliert sich ein Kontrastprogramm zu den Weltreiseunternehmungen Hermann Keyserlings, Arthur Holitschers oder Fritz Kummers: Ich habe „niemals daran gedacht,“ so Döblin, „mich mit China zu befassen, der Gedanke etwa, nach China zu fahren, ist mir nicht im Traum eingefallen [...]. So zahlreiche Bücher bin ich in jener Zeit über China durchgegangen, aber man hätte mich schon eine Stunde nach der Lektüre vergeblich gefragt, was nun eigentlich in dem Buch stand“.<sup>220</sup>

Eine solche kannibalische Poetologie – die übrigens mit der Linke Poots nur wenig zu tun hat – ist auch in *Berge Meere und Giganten* am Werk. Im Produktionsprozess wurde diesem Roman eine große Menge an ethnologischem, geologischem und biochemischem Wissen eingespeist:

„Ich zeichnete Spezialkarten von Island, trieb Vulkan- und Erdbebenkunde. Es ging rasch ins Geologische und Mineralogische-Petrographische hinein. Wie immer schrieb ich zugleich und arbeitete im Material, ich lebe da von der Hand in den Mund.“<sup>221</sup>

Döblin konsultierte naturwissenschaftliche Fachliteratur aus den Gebieten der Geologie, Mineralogie, Meteorologie, Ozeanografie, Glaziologie und

---

lité. Je verse du sang. Je fais du style cannibale. Voilà.“ Vgl. z.B. Ott, Ch. (2011), S. 224–233.

216 Zum Antihistorismus des *Wallenstein* vgl. z.B. Scherpe (1990), insb. S. 238; Fulda (1999a), S. 380–386; Davies (2016), S. 77. Für *Berge Meere und Giganten* wiederum findet Döblin die Bezeichnung „Nichthistorie“; Döblin [1922a], S. 37.

217 Döblin [1921], S. 28.

218 Döblin [1921], S. 30–31.

219 Dementsprechend setzt Döblin das Chinesische an seinem „chinesischen‘ Roman“ in Anführungszeichen; Döblin [1921], S. 29.

220 Döblin [1921], S. 29.

221 Döblin [1924a], S. 53.

Evolutionstheorie<sup>222</sup> sowie – erneut treffen wir auf diese für die Zeit um 1920 charakteristische Konstellation – zahlreiche Nachschlagewerke, Reiseberichte und ethnologische Schriften über fremde Länder und „Völker“. Wie Gabriele Sander rekonstruieren konnte, interessierten ihn dabei die Berichte von Grönland-Expeditionen wie Adolf Nordenskiölds *Grönland* (1886) und Fridtjof Nansens *Auf Schneeschuhen durch Grönland* (1898) ebenso wie Ethnografika über „Afrika“.<sup>223</sup> Friedrich Ratzels *Die Naturvölker Afrikas* (1885), Georg Schweinfurths vielgelesener Reisebericht *Im Herzen von Afrika* (1884)<sup>224</sup> und Gustav Nachtigals *Sahara und Sudan* (1879) waren wichtige Quellen, wobei sich letzterer beispielsweise die Passagen über Lebensweise und Ernährungsgewohnheiten der „Tedas der Wüste“ verdanken.<sup>225</sup>

„In ihren dunklen Hemden, den dunklen Schal vor Mund und Nase, [...] zogen sie mit Kamelen von Brunnen zu Brunnen. Kamelmilch und Datteln ihre Nahrung, die ihre Zähne zu braunen Stummeln auflöste. Die Haut unter ihren Sohlen so hornig, daß sie über Kiesel und heißes Schiefergestein laufen konnten. Gebleichte Kamelknochen, die die fanden, pulverten sie, rührten das Pulver mit Blut, das sie einer Ader der Tiere entnahmen zu Teig; daran sättigten sie ihren Leib.“<sup>226</sup>

Diese eindringliche Nahaufnahme, die so kleine Details wie die hornige Haut der Fußsohlen der Tedas fokussieren kann, ist kein literarischer Niederschlag einer unmittelbaren Anschauung, sondern hochgradig vermittelt: das Textprodukt einer mehrstufigen Arbeit mit der *Sahara und Sudan*-Textquelle, die parzelliert, exzerpiert, neu zusammengefügt, reformuliert und eingearbeitet wurde,<sup>227</sup> – eine Verfahrensweise für die die Metaphorik des Inkorporierens so einleuchtend und treffend ist, dass sie nicht nur von Döblin selbst bemüht, sondern auch in der Forschung gerne wiederholt wird, die etwa von der „Einverleibung“ und „Einspeisung“ der Quellen oder von der „Sättigung“ mit „Wirklich-

---

222 Vgl. Sander (1988), S. 76–80.

223 Vgl. Sander (1988), S. 78; Sander (2009), S. 235–244. Vgl. auch Sanders Anmerkungen in der von ihr besorgten kritischen Neuedition von *Berge Meere und Giganten*; Döblin [1924a], S. 687–764. Döblin hat sich beim Verfassen von *Berge Meere und Giganten* „so intensiv wie nie zuvor“ mit dem Sujet „Afrika“ auseinandergesetzt, „sowohl was das Studium ethnografischer Literatur angeht als auch die Vielfalt an Szenen und Beschreibungssequenzen, in denen diese Quellen verarbeitet wurden“; Sander (2009), S. 233.

224 In diesem findet sich auch das Kapitel über die „Menschenfresser“ der Niamniam; vgl. Schweinfurth [1874/1918], S. 287–306; siehe II/5.1.1.

225 Döblin [1924a], S. 16.

226 Döblin [1924a], S. 17.

227 Die Genese dieses Abschnitts aus Textpassagen Nachtigals zeichnet Sander (1988), S. 92–96, akribisch nach.

keitsmaterial“ spricht.<sup>228</sup> Selbstbewusst reklamiert Döblins Verfahren das, was der Germanist Rudolf Unger 1908 despektierlich als skatologische Poetik beschrieben hatte: Unger erscheint der Autor als ein „Durchgangspunkt zwischen dem Bücherberg, der seinen Geist genährt hat, und dem Bändehaufen, der uns nun als das Produkt dieses geistigen Verdauungsprozesses vorliegt.“<sup>229</sup>

Auch auf der Ebene der Diegese sind Dynamiken des Einverleibens, Verschluckens und Vermischens von Textbeginn an präsent, wird hier doch eine zukünftige Welt der Eroberungskriege und globalen Wanderbewegungen erzählt, in der sich „die Ströme dunkler grauer schwarzer brauner weißer Menschen miteinander langsam mischten.“<sup>230</sup>

„Die alten politischen Staaten bestanden noch dem Namen nach. Wie die Hautfarben, die Gesichter arabisch ägyptisch n[\*\*\*]haft sich veränderten, die Sprachen zu einem Kauderwelsch wurden, in dem sich nördliche und südliche Zonen berührten, so verloren die Staaten ihren strengen Charakter. Eine fast gleichförmige Menschenmasse bevölkerte das Gebiet von Christiana bis Madrid und Konstantinopel.“<sup>231</sup>

In dieser Vision einer alle Differenzen einebnenden „Rassenmischung“ lässt sich sowohl ein Echo der rassistischen Rheinlandkampagne als auch des ressentimentgeladenen Massendiskurses um 1920 vernehmen (siehe I/2.2 und II/2.1),<sup>232</sup> das hier zwar in einem fiktiven, zeitlich weit entfernten Science-Fiction-Szenario aufgegangen ist, dabei aber durchaus mit zeitgenössisch präsenten Ängsten spielt. Angesichts der in *Berge Meere und Giganten* allgegenwärtigen Mischbewegungen im eben zitierten Sinne von einer „Tilgung exotischer Räume in einer globalisierten Moderne“ zu sprechen,<sup>233</sup> führt also in die Irre. Die Exotisierung von Räumen und Menschen jenseits Europas bleibt unverzichtbarer Bestandteil dieser vermengten, aber inhomogenen Zukunftswelt, was bereits die Passage zum Wüstenvolk der Tedas veranschaulichte.<sup>234</sup> Auch Klaus Scherpe hat bereits

---

228 Vgl. z.B.: *Berge Meere und Giganten* ist „gesättigt mit Wirklichkeitsmaterial“ und Döblin hat dem Text „große Mengen zeitgenössischen Wissens eingespeist“; Grätz (2008), S. 301; *Berge Meere und Giganten* ist „ein neuartiges Textgenre, aus alteuropäischen Wurzeln genährt“; Honold (2013), S. 212; der Text hat sich „massenhaft fremdes Datenmaterial einverleibt“; Bultmann (2014), S. 129–130.

229 Unger [1908], S. 8. Vgl. Schmitt-Maaß (2023), S. 145.

230 Döblin [1924a], S. 22, u. vgl. z.B. S. 15, 34.

231 Döblin [1924a], S. 22.

232 Zur Idee der „Rassenmischung“ vgl. El-Tayeb (2001), S. 50–56; Blome (2011), S. 25–33, 45–51.

233 Grätz (2008), S. 302. *Berge Meere und Giganten* „zeigt“, wie der afrikanische Kontinent „zum Bestandteil einer weltumspannenden Moderne wird und damit seine Bedeutung als Ort des Andern verliert“; Grätz (2008), S. 306.

234 Vgl. Döblin [1924a], S. 17.

auf die „über den ganzen Roman verstreuten exotistischen Reminiszenzen“ hingewiesen, die „das Fremde [...] sinnlich und üppig ausmal[en]“ und als Beispiel auf die Figur der schönen, rottätowierten und reich geschmückten Häuptlingstochter Mutiyamba verwiesen, die in einer der eingelagerten Fabeln des fünften Buchs besungen wird: „Wie junge Zwiebelknollen sind ihre Brüste; kein Baum trägt soviel Früchte wie sie Kleider trägt.“<sup>235</sup> In der Frage der Exotisierung geht es hier weniger darum, dass auch ein planetarisch angelegter Text eurozentristisch funktionieren kann, sondern dass dieser inhomogene Text konstitutiv auf die „ästhetische[n] Verfremdungspotentiale“<sup>236</sup> angewiesen ist, die durch die Einverleibung textlichen Wissens über das Andere gewonnen werden.

Dies ist der indifferent-kannibalische Modus, in dem auch Wissen über das Kannibalische in Döblins Textgemenge gelangt. Einmal mehr erscheint Afrika in *Berge Meere und Giganten* als der mit menschenfresserischen Praktiken assoziierte Kontinent, mehr noch, in rassistischer Weise wird das Kannibalische dem afrikanischen „Blut“ eingeschrieben, erkennt doch die Erzählstimme an den kannibalischen Exzessen von Marduks märkischen Horden „[d]ie afrikanische Durchflutung des europäischen Blutes“.<sup>237</sup> Hypothesen und Denkfiguren eines offensiv biologisch argumentierenden Rassismus – etwa von der größeren „Fruchtbarkeit“ der „lüstern[en] [...] Farbigen“<sup>238</sup> – wurden „unverdaut“ in den Text inkorporiert: Sie sind in intakter, nicht dekonstruierter, unbewerteter Form in den Text eingeflossen und grundieren ganze lange Passagen. Punktuell konterkariert ein absurdes Moment die xenophoben Szenarien, hier etwa in der Figurenrede: „Wer hat nicht ein Tröpfchen Afrika in der Ader. [...] In ein zwei Generationen sind wir hops.“<sup>239</sup>

Dass gerade den kannibalischen Metaphern der Ernst abhandenkommt, sobald die „Bedrohung“ durch das gefräßige Andere allzu konkret formuliert und bebildert wird, zeigt sich in der Mailand-Episode. Über das „schwallartige Heranwogen unermeßlicher Scharen Farbiger und Mischlinge aus den Län-

---

235 Scherpe (2003), S. 153; Döblin [1924a], S. 327–328. Auch Honold (2013), S. 214, identifiziert neben dem „Industrialismus“ den „Exotismus“ als vorrangige „ästhetisch-poetische Verfahrensweise[ ]“ dieses Romans.

236 Honold (2013), S. 214.

237 Döblin [1924a], S. 233. Zu dieser rassistischen Essentialisierung, einer biologischen Festschreibung des Kannibalischen in afrikanischen Körpern in der Literatur um 1920 siehe II/5.1.3. Die Döblin-Forschung registriert den Rassismus in *Berge Meere und Giganten*; vom Grönlandplan als „Teil biologisierender Rassenpolitik“ spricht etwa Hahn, T. (2003), S. 352.

238 Döblin [1924a], S. 20. Ganzes Zitat: „[E]s war ein sonderbares Geschick, das damals die eisernen weißen Volksstämme traf: ihre Fruchtbarkeit ließ nach. [...] Um so fruchtbarer waren die lüstern an die strahlenden Zentren drängenden Farbigen, die schweißdunstenden Männer und Frauen mit den blitzenden und melancholischen Augen, die wie Dienende und Unterworfenen erschienen und in einigen Generationen alles überfluteten“; Döblin [1924a], S. 20–21.

239 Döblin [1924a], S. 34.

dern Afrikas“ beraten die westlichen Städte: „Die westliche und nördliche Kultur war von ihnen [den Scharen] aufzunehmen, nicht aber zu verschlucken.“<sup>240</sup> Diese Mahnung vom ungeheuren Schluck-Vermögen der Ankömmlinge, dem so etwas wie eine westliche und nördliche Leitkultur entgegenzusetzen ist, wird wenige Seiten später alle Seriosität eingebüßt haben, als ein fröhlicher Aufstand „de[r] Säufer[]“, „de[r] Farbigen de[r] Kannibalen“ auf den Straßen Mailands tobt<sup>241</sup> und sich die Mächtigen der Stadt ihr ganz leibhaftiges Verschluckt-Werden ausmalen: „Sie [die Säufer] kehren vielleicht in ihrer Begeisterung wieder zu den heimatlichen Sitten zurück und fressen uns auf. Ich gratuliere euch allen zu dem warmen Wohnsitz, der euch bevorsteht. Neben Knoblauch und Sellerie und Branntwein.“<sup>242</sup> Dies ist nun genau derselbe Unernst, den Linke Poot naiver Menschenfresserei entgegenbrachte: „Er [ein Menschenfresser] schlingt meinen Onkel, wie ich Spinat esse.“<sup>243</sup>

### 7.3.3 Die Laboranlage

Die anthropophagen und kannibalischen Dynamiken, die den Science-Fiction-Roman *Berge Meere und Giganten* im Besonderen auszeichnen, betreffen die Verstoffwechslung des Menschen in gigantistischen biotechnologischen Experimenten. Biotechnik und Biomacht gehören längst zu den Hauptinteressen der Forschung an diesem Döblin-Text.<sup>244</sup> Ich fokussiere hier im Besonderen die Erzählung von Stoffwechselfprozessen. „Stoffwechsel“ verstehe ich dabei als eine ökonomische Figur, die die drei klassischen ökonomischen Sphären der Konsumtion, Produktion und Verteilung umfasst.<sup>245</sup> Mit dem Stoffwechsel ist die „Gesamtheit der Prozesse der Veränderung der von einem Organismus aus seiner Umwelt aufgenommenen Stoffe [bezeichnet], deren *Verwertung* und eventuell Umwandlung zu körpereigenen Stoffen sowie des kontrollierten Abbaus und *Austauschs* der im Körper vorhandenen Stoffe.“<sup>246</sup>

Die Meki-Stoffwechseltechnologie – benannt nach „de[m] großen“, dem „ruhreichen Meki“,<sup>247</sup> einer kaum konturierten Figur, die in *Berge Meere und Giganten* nur ganz kurz in Persona und dabei übrigens als „Philosoph“ auftritt,<sup>248</sup> – nimmt in Laboratorien zur Erzeugung synthetischer Nahrung ihren Anfang.

---

240 Döblin [1924a], S. 29.

241 Döblin [1924a], S. 32, 35.

242 Döblin [1924a], S. 32.

243 Poot [1919a], S. 23.

244 Vgl. z.B. Schäffner (1995), S. 306–332; Ripper (2009); Gelderloos (2019), S. 116–146.

245 Vgl. Vogl / Wolf (2019), S. xi.

246 Toepfer (2011), S. 410, Herv. J.K.

247 Döblin [1924a], S. 91.

248 Döblin [1924a], S. 88.

„Mit dem Aufkommen der künstlichen Lebensmittelsynthese im sechsundzwanzigsten Jahrhundert trat ein beispielloser allgemeiner Umschwung ein.“<sup>249</sup> Die Meki-Technologie revolutioniert nicht nur die globale Lebensmittelindustrie, sondern erweist sich als der zentrale Machtfaktor dieses Zukunftsromans, als eine Schlüsseltechnologie von bevölkerungspolitischer, geologischer und evolutionärer Bedeutung. Die „Mekispeisen“, „künstliche[], sehr raffiniert aufgemachte[] Stoffe“,<sup>250</sup> werden im zweiten der neun Bücher noch vor dem Ausbruch des Uralischen Kriegs zwischen dem Westen und Asien entwickelt und basieren auf einem synthetischen Verfahren, das auf grausame Menschenopfer angewiesen ist. Döblins Meki-Speisen sind kein Menschenfleischprodukt im engsten Sinne; wir haben es hier nicht mit einem „Time-Machine“- oder „Soylent Green“-Szenario zu tun: „Soylent Green is people!“<sup>251</sup> Vielmehr ist das kanibalische Moment dieser Zukunftsahrung hochgradig technologisch vermittelt: Wie in den diskutierten Chicago-Texten ist es auch in *Berge Meere und Giganten* die wirtschaftliche Sphäre der Produktion von Nahrungsmitteln, in der sich das Verhältnis von menschlichem Körper und menschlicher Arbeit zur Technologie als am vulnerabelsten und formbarsten erweist. Döblins Zukunftsroman entwirft, dies werden die folgenden Abschnitte zeigen, mit der Meki-Technologie eine neue Form unfreier und menschenleiberverzehrender Arbeit: eine fantastische Form der Stoffwechselerbeit.

Blicken wir auf die Episode, die in die Entwicklung der Meki-Speisen einführt. In Laboratorien in „Edinburg“ und – gewiss nicht zufällig – „Chicago“ wird Grundlagenforschung betrieben.<sup>252</sup> In Mekis Laborkomplex in „Edinburg“ arbeiten „zweihundert ausgewählte Menschen“.<sup>253</sup> Sie wohnen in Anlagen bei ihren Forschungsinstituten und verlassen das Gelände unter „Bewachung“ und androhter „Internierung“ jahrelang nicht.<sup>254</sup> Als geschichtsträchtig kündigt die Erzählstimme das Speisezeremoniell in der Forschungsanlage an:

„Man erzählte damals und später viel von der grünen Tafelrunde Mekis. Grüne gleichmäßige Kleider trugen die Männer und Frauen Mekis. Sie saßen zweihundert an ihren Tischen in dem großen Wohngebäude hinter den Instituten. Im selben Raum standen, in dem hufeisenförmigen

---

249 Döblin [1924a], S. 83.

250 Döblin [1924a], S. 133–134.

251 H. G. Wells Erzählung *The Time Machine* (1895) wirkte in vielerlei Hinsicht stilbildend: In ferner Zukunft hat sich die Menschheit in zwei Hälften aufgespalten, wobei sich die überirdische friedliche Eloï-Welt als Fleischfarm für die unterirdisch lebenden Morlock erweist. In Richard Fleischers Spielfilm *Soylent Green* (1973), der auf Harry Harrys Roman *Make Room! Make Room!* (1966) basiert, werden menschliche Leichen in Massen zu dem titelgebenden synthetischen Lebensmittel verarbeitet.

252 Döblin [1924a], S. 83.

253 Döblin [1924a], S. 84.

254 Döblin [1924a], S. 84.



Zwischenraum ihrer Tische, kleine Tafeln, an denen in violetten Kostümen Menschen aßen und tranken, die man Gäste nannte. [...] Es waren die Menschenopfer, die man für die Versuche brauchte, sobald sie in ein gewisses Stadium getreten waren. Sie sahen aus wie die anderen; allmählich veränderte sich ihr Anblick, sie wurden durch andere ersetzt.<sup>255</sup>

Weder aus der uniformen Masse der „Grünen“ noch der „Violetten“ treten Individuen hervor.<sup>256</sup> Bezeichnet werden sie durch eine Possessiv-Konstruktion: „[d]ie Violetten Mekis“.<sup>257</sup> Auch den Gesetzen der geschlossenen Anlage gehorchen beide Gruppen unterschiedslos.<sup>258</sup> Die Farbe ihrer Kleidung verweist dabei auf die unterschiedlichen Funktionen, die sie in der Versuchsanordnung einnehmen: Die Violetten befinden sich in völliger Ahnungslosigkeit, sie „wußten nie, was mit ihnen geschah. Sie glaubten zu leben zu essen zu trinken zu atmen wie die anderen.“<sup>259</sup> Man bringt sie in Gästezimmern unter, wiegt sie täglich und misst ihre Körperwärme; daran nehmen sie „keinen Anstoß [...], denn sie sahen, daß auch die Grünen sich selbst untereinander so wogen und kontrollierten.“<sup>260</sup> So sind die Grünen und die Violetten Mekis gleich und ungleich zugleich: „Sie [die Violetten] gingen in den Wäldern mit den anderen [den Grünen], liefen trieben Sport, aber immer wieder verschwanden welche.“<sup>261</sup> Was die violetten Versuchsobjekte in Mekis grüner Tafelrunde essen und trinken, „[w]as man ihnen vorlegte“, so provoziert die Erzählstimme unbestimmten Verdacht, „sah aus *wie* Braten, schmeckte *wie* Soße Wein Kuchen Kaffee Schokolade.“<sup>262</sup> Bei Andeutungen belässt es der Text zunächst auch hinsichtlich des weiteren Schicksals der Violetten: Manche sterben offenbar, denn sie werden bis „[ü]ber ihren Tod hinaus“ mit Untersuchungen „verfolgt“, andere „genesen“ und werden nach Chicago, in die Nähe der anderen „Station“ überführt.<sup>263</sup> „Bisweilen abends“, so der Text weiter, werden einzelne Violette „geholt“ und in hell beleuchtete Betonkeller gebracht: „Zwei drei der Grünen [...] fragten das Weib den Mann, ob es bereit sei eins seiner Glieder

---

255 Döblin [1924a], S. 84–85.

256 Döblin [1924a], S. 85.

257 Döblin [1924a], S. 85.

258 Davon ist auch Meki selbst nicht ausgenommen: „[S]ie kerkerte ihn fast zehn Jahre in seiner Edinburger Anlage ein“; Döblin [1924a], S. 91. „Sie“ ist „die Führerin dieser Völkermasse“, d.h. England, und die „Völkermasse“ ist jene der „großen westländischen Stadtschaften“; Döblin [1924a], S. 91. Hieran lässt sich gut sehen, wie sehr es dieser Text vermeidet, die erzählten Vorgänge menschlichen Akteur:innen und deren Kontrolle zuzuweisen; menschliche Zuständigkeit wird konsequent eliminiert.

259 Döblin [1924a], S. 86.

260 Döblin [1924a], S. 85.

261 Döblin [1924a], S. 85.

262 Döblin [1924a], S. 86, Herv. J.K.

263 Döblin [1924a], S. 85.

zu opfern.“<sup>264</sup> Horror wird hier evoziert, ohne dass konkrete Subjekte, deren Anzahl und Geschlecht, oder auch nur das in Rede stehende zu opfernde Glied bezeichnet würde.

Der Text ruft Vivisektions-Szenarien auf, wie sie seit Mary Shelleys *Frankenstein* (1818) oder Emil du Bois-Reymonds *Untersuchungen über die thierische Elektrizität* (1848) bekannt sind.<sup>265</sup> Im Meki-Labor werden nicht Frösche, Hunde oder einzelne Tiermuskeln an elektrische Apparate angeschlossen, sondern Menschen. Döblins Erzählung orientiert sich dabei nicht am Verlauf einer einzelnen Vivisektion, sondern erkundet den Raum, das Labor. Unpassend erscheint dabei freilich bereits dessen Bezeichnung als „Friedhof“,<sup>266</sup> werden die in die unterirdischen Betonräume geführten Violetten doch nicht zur ewigen Ruhe gebettet, sondern – zur Gänze oder in Teilen – auf unabsehbare Zeit künstlich am Leben erhalten. Hier liegen zuckende Menschen und „leinenbedeckte Gliedmaßen“ in „eigentümlichen Glaskästen, Särgen ähnlich“, hier schwimmen in durchsichtigen Behältern, „in gläsernen Schränken, in Kästen Wasserbetten“ „weiße und rote Organe und Organteile“ und „bewußtlose[] schlafende[] geöffnete[] Menschen“, die mit „ernährende[r] Durchblutungsflüssigkeit“ versorgt werden.<sup>267</sup> Herauspräparierte Därme werden mit Substanzen bestrichen und bei ihrer Arbeit beobachtet, Gehirne pulsieren in „flüssig[n] warme[n] Bett[en]“, bestückt mit „Drähte[n] und Röhrchen“, und auch Pflanzen steuern, „angebohrt“ und an „Leitungen“ angeschlossen, ihre Säfte bei.<sup>268</sup>

Die mit der Vivisektion installierte Überwachung kommt dann ans Ziel, so Wolfgang Schäffner, „wenn sie den Menschen wie eine Maschine in Bestandteile zerlegen kann, die immer noch funktionieren.“<sup>269</sup> Döblins Schilderung geht bereits einen Schritt weiter: Zwar kommt es noch nicht zu einer Verschmelzung der gleichermaßen maschinell arbeitenden Organe und Apparate, doch es werden an „lebende Organismen, lebende Organe, durchpulste Organteile“ „die beobachtenden Apparate“ nahe herangeschoben.<sup>270</sup> Die menschlichen Experimentator:innen, die Grünen, gehen hin und her, tragen Zellkulturen von einem Kasten zum anderen, leisten sozusagen Hilfsarbeiten, die Apparate hingegen „beobachten“. Die posthumane Pointe von der Humanvivisektion in *Berge Meere und Giganten* besteht in einer doppelten Dezentrierung des Menschen: in Richtung des Tieres, dessen Platz der Mensch in den

---

264 Döblin [1924a], S. 86.

265 Letzteren hat bereits Wolfgang Schäffner mit dem Labor in Döblins *Berge Meere und Giganten* in Verbindung gebracht vgl. Schäffner (1995), S. 312–313.

266 Döblin [1924a], S. 85.

267 Döblin [1924a], S. 87.

268 Döblin [1924a], S. 87–88.

269 Schäffner (1995), S. 313.

270 Döblin [1924a], S. 87.

Lebendversuchen einnimmt, und in Richtung des Apparats, der ihm die Rolle als Versuchsleiter abnimmt.

Am Ende des Meki-Laboratoriums steht kein Profitinteresse,<sup>271</sup> aber doch die Entwicklung eines neuartigen Produkts. Experimentell erschlossen werden die Stoffwechselforgänge des Lebens im Hinblick auf ihre Manipulierbarkeit und Imitierbarkeit, ihre Kopierbarkeit:

„In kleinen und unscheinbaren fabrikartig finsternen Seitenräumen und Kellern, in Bottichen, hitzeschwebenden Kesseln und Schränken geschah die Hauptarbeit dieser Anlage: die Nachahmung Nachbildung der beobachteten Vorgänge“.<sup>272</sup>

Diese Nachbildung des menschlichen Stoffwechsels liefert jene synthetischen Proteine und Fette, die den Grundstoff der Speisen bilden, die den Violetten wiederum in der Tafelrunde serviert werden. Was die Meki-Anlage damit installiert, ist eine kreisförmige kannibalische Anordnung: Die Versuchspersonen werden mit Nahrung gespeist, an deren Erzeugung sie selbst unter „Opferung“ ihrer Körper beteiligt sind. Direkte Menschenfleischverwertung im großen Stil ist hier gar nicht nötig, denn für die Nachbildung oder „Züchtung“ der Fette und Eiweiße wird nur eine verschwindend kleine Menge organischen Rohstoffs benötigt: „Meki sagte, er brauche zur Erzeugung einer Fettsorte, einer Eiweißgruppe nicht mehr lebende Substanz als der frühere Bierbrauer Hefe zu seinem Getränk.“<sup>273</sup> Gänzlich eliminieren lässt sich der organische Beitrag aber nicht: „In der Tat vermochte auch Meki nie ganz organisches Material auszuschalten.“<sup>274</sup>

#### 7.3.4 Biotechnologien der Wucherung

Die auf künstlicher Eiweiß- und Fett-Synthese basierenden Nahrungsmittel gehen umgehend in Massenproduktion (in doppeltem Sinne). Die Meki-Technologie ist eine Kriegstechnologie und sie wird „wie eine Bestie“ auf die Bevölkerung losgelassen.<sup>275</sup> Weniger als wirtschaftlichen Triumph, denn als politische Verhärtung erzählt der Text den Siegeszug der Meki-Produkte: Herrschaft ist nun an die Verfügung über dieses „beispiellose[] Machtmittel[]“ geknüpft,

---

271 Von Verkauf oder Vermarktung der Meki-Speisen ist im Roman nicht die Rede, so wie im gesamten Text die Wirtschaft nicht einer Logik des Marktes, sondern des Krieges folgt.

272 Döblin [1924a], S. 88.

273 Döblin [1924a], S. 88.

274 Döblin [1924a], S. 88.

275 Döblin [1924a], S. 91.

an „den *alleinigen* Besitz *aller* Geheimnisse der Synthese und *aller* Anlagen.“<sup>276</sup> Mit dem Meki-Monopol werden „neue Herrensichten [...] zusammenschweißt, zu Stein befestigt.“<sup>277</sup> Die global errichteten Meki-Fabriken sind schwer bewachte industrielle Anlagen, um die sich im Rest des Romans und damit in dessen Großteil ein jahrhundertlanges Hin und Her der Zerstörung und Kriege entspinnt. Dabei perpetuiert die Meki-Technologie die sich in globalen Kriegen entladende Wachstumsdynamik: Nicht nur kann sich dank ihr die Menschheit an „synthetischen Zucker[n] Fette[n] und Fleischmassen“ mästen, auch ist für deren Produktion lediglich eine „sehr geringe Arbeitsleitung“<sup>278</sup> notwendig, so dass Massen von Arbeiter:innen zu unzufriedener Untätigkeit freigesetzt werden.<sup>278</sup>

Mit der Landwirtschaft hat sich ein ganzer Wirtschaftssektor samt der in ihm zu leistenden Arbeiten einfach erledigt, Viehhöfe und Schlachthäuser werden geschlossen, Mehlspeicher geleert und angezündet, Mühlen gesprengt.<sup>279</sup> Damit ist nicht nur die vertraute Kulturlandschaft an ihr Ende gekommen, auch zuvor unverbrüchliche, natürliche Gesetzmäßigkeiten der Mensch-Umwelt-Beziehung werden historisch:

„Man dachte längst mit Widerwillen und halbem Lachen an die Hungersnöte, die ein einziger dürrer Sommer über ganze Landstriche bringen konnte; diese absurde Abhängigkeit der Menschen von Hitze und Trockenheit. Diese Chemiker und Physiker haßten nichts so wie grüne Saatfelder Wiesen, die burleske Ansammlung von Viehherden. Wie aus früheren Erdperioden ragten noch in diese Zeit Schlachthöfe Wurstläden Bäckereien hinein. Bäckereien: Das waren Dinge, die man auf altasyrischen Tontafeln meldete.“<sup>280</sup>

Als sie Äcker und Felder verlassen, geben die Menschen, so heißt es, „den größten Teil der Erde frei.“<sup>281</sup> Fast vollständig werden sie „von den Stadtschaften verschlungen“, wo sie „fest in die Hände ihrer eisernen Regenten“ und in die Abhängigkeit der Meki-Werke geraten: Es sind „riesige[] Massen, mit denen fast ruckartig nach der Freigabe der Entdeckung Mekis die Stadtschaften sich vollsogen und die sich untätig um die ernährenden Werke versammelten.“<sup>282</sup> Die von der künstlichen Nahrungsmittelsynthese eröffneten, „[z]auberhaft“<sup>282</sup> erscheinenden Möglichkeiten unbegrenzter Nahrungsmittelerzeugung erre-

---

276 Döblin [1924a], S. 91, Herv. J.K.

277 Döblin [1924a], S. 91.

278 Döblin [1924a], S. 91.

279 Vgl. Döblin [1924a], S. 92.

280 Döblin [1924a], S. 84.

281 Döblin [1924a], S. 94.

282 Döblin [1924a], S. 94–96.

gen Träume vom „Schlaraffenland“: „Sie haben künstliche Tiere. Sie können Bäume machen.“<sup>283</sup> Man bewundert die Stärke der „Butter Öle Speisefette“, labt sich an „Brot und Kuchen im Übermaß“ und will die Zartheit und den „nach Belieben abwechselnden Geschmack“ der Speisen bald nicht mehr missen.<sup>284</sup> Fleisch jedoch scheint auch im 27. Jahrhundert noch immer als das heikelste, am schwersten substituierbare Nahrungsmittel. Das „Mekiffleisch“, eine „fleischartige gehärtete Gallerte, die Trägerin der Eiweißstoffe“, erinnert an qualitativ fragwürdige Fleischsurrogatprodukte der (Nach)kriegs- und Inflationszeit wie das 1916 entwickelte „De-De-Fleisch“ (siehe II/2.2.1–3):

„Was überall aus den Fabriken in Waggons angefahren wurde, die schneidbare bald leber- bald knochenartige braune und rosa Grundmasse, die sich auf Kochen erweichte, bisweilen bis zur Weiche des Leims, wurde ausgespien, behagte den starken Zähnen, die reißen und zerren wollten, den Backenmuskeln, die knirsch- und mahlbegierig waren, nicht.“<sup>285</sup>

Paradoxe Evolutionsbewegungen einer wuchernden Degeneration setzen sich in Gang. Es passen sich nicht etwa die Speisen den knirschbegierigen Menschenzähnen an, sondern andersherum die Menschen an ihre Nahrung:

„Es wäre den Menschen, die schon in dritter und vierter Generation künstliche Nahrung zu sich nahmen, schwer geworden, zur natürlichen Kost zurückzukehren. Ihre Mägen sonderten nicht mehr genug Säure ab für die Aufspaltung tierischer Muskeln, die Därme waren träge und schlaff geworden, die großen unbeschäftigten Bauchdrüsen eingeschrumpft.“<sup>286</sup>

Diese physiologischen Veränderungen im Inneren des Menschenkörpers spiegeln die auf Ebene der Wirtschaft: Organe verkümmern, Untätigkeit herrscht. Die Rede von der weichen, „zarten“, „mästende[n] lähmende[n] fette[n] süße[n] Nahrung“<sup>287</sup> zeugt von einem Ressentiment gegen die weiche und süße Speise, das an Aurel Kolnai kulturphilosophische Überlegungen zum *Ekel* (1929) erinnert und eine mindestens latente Misogynie zur Schau stellt.<sup>288</sup> Die

---

283 Döblin [1924a], S. 134, 93.

284 Döblin [1924a], S. 93, 134.

285 Döblin [1924a], S. 93.

286 Döblin [1924a], S. 134.

287 Döblin [1924a], S. 134.

288 Vgl. Kolnai [1929], S. 26–27, 40. Auch der „moralische“ Ekel vor der „übermäßige[n] und am falschen Ort entfaltete[n] Vitalität“ greift hier; Kolnai [1929], S. 41, Herv. getilgt J.K. Siehe II/2.2.2. Vgl. auch Menninghaus (1999), S. 40–47 (= „Das Schöne als Vomi-

Essenden der kriegerischen Zukunft in *Berge Meere und Giganten* lassen jede Härte vermissen, sie sind nicht gestählt oder „eisern“<sup>289</sup> und sie begegnen auch nicht als Kannibal:innen mit kraftvollen Raubtiergebissen (siehe II/5.3), sondern als abhängige, passive Konsument:innenmasse. In aller Opulenz schildert der Roman die allgemein einsetzende Verfettung und die, mit Kolnai gesprochen, entdifferenzierende „Lebensüppigkeit“:<sup>290</sup> „Die Massen in allen Zentren des westlichen Völkerkreises“, die „hier weißen, dort n[\*\*\*]haften, dort bräunlichgelben üppigen Menschen“, „wurden fetter träger zuckten exotisch heftig launenhaft.“<sup>291</sup> Haftet dieser Adjektivkette aus der Frühphase der Meki-Implementierung noch eine gewisse Laszivität an, so wird sich die Dekadenz rasch in organischen Degenerationen manifestieren und zweihundert Seiten später ein Ausmaß erreicht haben, bei dem das Fett die gesamte menschliche Gestalt übernommen und umgeformt hat:

„Ihr Leben [das der Menschen in den Städten] wurde kürzer. Ihre Leiber hingefallen. Die Zähne konnten sie mit zwanzig Jahren schmerzlos mit zwei Fingern aus den Kiefern heben. [...] Die Menschen, die die Zwanzig überlebten, setzten übermäßig Fett an. [...] Bei manchen wuchs das Fett wie ein bösartiger Parasit über sie her, mit zunehmender Gewalt von oben nach unten [...]; der Leib warf sich auf den dreifachen Umfang der Brust, schwankte nicht bei Bewegungen, stand prall in seiner Masse. Schenkel und Füße paketartig zementiert, von Wülsten umwickelt. Darin stampften die Menschen, stöhnten starrten wie Fleischpyramiden.“<sup>292</sup>

Aus dieser „Masse“ der Meki-Gespeisten schält sich vorübergehend eine Stimme heraus, „eine Frau“ singt und schreit:

---

tiv“), zur Süße und zu „jene[r] quantitative[n] Art des Ekels [...], die mit dem Gefühl der (Über-)Sättigung zusammenhängt“; Menninghaus (1999), S. 41. Zur Verknüpfung von Süße, Dekadenz, Verfettung und Weiblichkeit, insb. zur wissenschaftlichen Codierung von Fett als weiblich, vgl. z.B. Nina Mackerts Aufsatz *Women Are Cooler. On the Feminization of Fat* (2018).

289 Ganzes Zitat: „Leicht hätte die Menschheit dieser Epoche ihre Arme und Beine kraftvoll, ja eisern machen können. Aber ohne zu wissen, was sie taten, wählten sie, wie sie herumlagen spielten sich wenig bewegten, die mästende lähmende fette süße Nahrung“; Döblin [1924a], S. 134.

290 Kolnai [1929], S. 49. Ganzes Zitat: „Was die Vermischung und Undifferenziertheit angeht, so denke man etwa an die Fäulnis mit ihrem unendlichen Ausbreitung- und Homogenisierungsdrang; an die Ekelemente der Feuchtigkeit, Breiartigkeit, Klebrigkeit. Auch die ‚Lebensüppigkeit‘ [...] überhaupt trachtet Grenzen zu durchbrechen, alles Umgebende zu durchdringen. Sie steht im schärfsten Gegensatz zu individueller Formung und Abschließung; man vergegenwärtige sich nur den Begriff der ‚Orgie‘, der ‚Unzucht‘, oder aber Dinge wie ‚Geschwulstwachstum‘, wie ‚Plasmodium‘ usw.“

291 Döblin [1924a], S. 96.

292 Döblin [1924a], S. 305.

„Ich bin ein Weib. Meine Eltern haben in London gewohnt, meine Großeltern haben in London gewohnt. Sie kamen aus Afrika oder Amerika, waren stark. [...] Nichts bin ich. Nicht fruchtbar bin ich, nicht laufen kann ich, nicht greifen kann ich, nicht kann ich schlucken. Ich bin lebendig begraben. Ich schreie. Ich schreie.“<sup>293</sup>

Dieser Klagegesang oder dieses Klagegeschrei ist kaum eine Gegenrede zur gewaltigen Wucht der in *Berge Meere und Giganten* erzählten technologisch-industriell-evolutionären Entwicklung, sondern eher ein Gegenlaut, eine Schmerzäußerung und als solche ein letzter, vereinzelter Minimalprotest: „Wenn ich unter die Räder komme, werde ich Au! schreien“, kommentiert das „ich“ am Ende von Müllers *Tropen* seine Rückkehr unter die menschenfressenden Maschinen Europas,<sup>294</sup> bei Döblin steht an dieser Stelle das „Ich schreie. Ich schreie.“

### 7.3.5 Kannibalische Stoffwechselarbeit

In den Meki-Fabriken wuchern die gezüchteten „Fleischmassen“, draußen drängen und türmen sich die gemästeten „Fleischpyramiden“,<sup>295</sup> die Massen von Nahrung und Ernährten sind nun tatsächlich kaum mehr zu differenzieren. Weitere Ähnlichkeitsbeziehungen entfalten sich, wenn man das „lebendig begraben“-Sein der Meki-Gespeisten auf den „Friedhof“ des Meki-Laboratoriums zurückbezieht, wo ebenfalls Menschen lebendig in „Särgen“ liegen.<sup>296</sup> Längst haben sich auch allerhand „abenteuerliche Gedanken“ und Gerüchte über die Vorgänge in den Meki-Anlagen verbreitet.<sup>297</sup>

„Die Schamanen wisperten: In den Riesenanlagen der Mekifabriken ginge es abenteuerlich grauenhaft zu: man triebe Steine Sand Erde Salze in die Höfe der Anstalten [...]; an ungeheure Becken mit halbtoten Pflanzen, Moos und Algen werden die Stoffe geschlämmt, über sterbende Tiere gerieselte. Die lebten immer weiter, immer weiter. [...] Da liegen und zucken Glieder von Menschen, von N[\*\*\*] und Weißen, die hundert Jahre als seien und noch älter. Von dem Geist dieser halbtoten und sterbenden Moose Algen Tiere Menschen, dieser fettzeugenden Därme Lebern Fischrumpfe Schafsmägen, lebten sie. Wie könnten aus Steinen

---

293 Döblin [1924a], S. 306–307.

294 Müller, R. [1915], S. 283.

295 Döblin [1924a], S. 91, 305.

296 Döblin [1924a], S. 307, 85.

297 Döblin [1924a], S. 301. Als keiner einzelnen Person zuordenbare Aussage passt das Gerücht in die Erzählökonomie der Masse in *Berge Meere und Giganten*.

Erde Salzen Kreiden Kieseln Wasser Säuren Luft – Speisen werden, die sie aßen.<sup>298</sup>

Wie den Meki-Gespeisten in dieser rhetorischen Frage ohne Fragezeichen vor Augen gestellt wird, vollzieht sich in den Meki-Fabriken eben kein gleichsam alchemistisches Wunder der Nahrungsmittelschöpfung aus dem Anorganischen,<sup>299</sup> sondern eine elementare Form der Ausbeutung des Lebens. Das Syntheseverfahren Mekis „zwing[t] [...] die Stoffe zusammen“ und lässt das so am Sterben gehinderte organische Material unter Qualen immer weiter arbeiten:

„[D]ie nicht sterbenden Pflanzen und Tiere werden immer gejagt zu arbeiten und nicht nachzugeben. Wie ein Müder, ein rippendürres Geschöpf noch zum Laufen Laufen Laufen gepeitscht wird, es lässt sich treiben, wimmert mit eingesunkenen Augen schon nicht mehr unter den Schlägen, so arbeiten diese erlahmenden Geister. Ob sie nicht schmeckten, wie bitter diese Speisen an manchen Tagen seien.“<sup>300</sup>

„[E]ine neue Ära in der menschlichen Arbeit“<sup>301</sup> hat mit der künstlichen Nahrungsmittelsynthese also tatsächlich begonnen: In den umherlaufenden Reden der Schamanen zeigt sich die Meki-Technologie als eine des Leben-Machens, des Stoffe Zusammenzwingens und der Todes-Verweigerung.<sup>302</sup> Der kannibalische Wertschöpfungsprozess betrifft in der Zukunftsindustrie von *Berge Meere und Giganten* nicht mehr den einzelnen Körper des:der Arbeiter:in in seiner jeweiligen Gesamtheit, sondern hat massenhaft die Organe erreicht, ist bis auf die zelluläre Ebene vorgedrungen. Ganz entgegen dem Meki'schen Versprechen von der Arbeitsminimierung<sup>303</sup> wird in den Nahrungsmittelfabriken sehr wohl harte Arbeit geleistet, sie hat sich nur von den Feldern und Äckern in die Meki-Bassins, und vom Arbeiter:innenkörper auf die Ebene der Stoffwechselarbeit verschoben.

---

298 Döblin [1924a], S. 301–302.

299 Dies ist eine Vorstellung, die die Wissenschaften durchaus umtrieb und die durch die Entwicklung mineralischer Dünger befördert wurde: „[W]enn wir lernen, aus Steinen, dem Unorganischen überhaupt, Brod zu machen, was nicht mehr bezweifelt werden kann, so wird sich ein Fortschritt geoffenbart haben, dessen Folgen unermesslich sind“, so der Agrarwissenschaftler Carl Fraas in seiner *Geschichte der Landbau- und Forstwissenschaft* (1865), S. 349–350.

300 Döblin [1924a], S. 302.

301 Döblin [1924a], S. 92.

302 Die Meki-Technologie ließe sich als das beschreiben, was Foucault in *La volonté de savoir* unter „Macht zum Leben“ fasst: „Man könnte sagen, das alte Recht, sterben zu *machen* oder leben zu *lassen*, wurde abgelöst von einer Macht, leben zu *machen* oder in den Tod zu *stoßen*“; Foucault [1976], S. 165–166.

303 Vgl. Döblin [1924a], S. 92.



### 7.3.6 Das Ende der Gattungsordnung

Die mit der Meki-Technologie erzwungenen Wucherungen zwischen lebendem und totem, organischem und anorganischem Material münden zuletzt in einer allumfassenden Gattungsvermischung. Dies kündigt sich bereits bei der Machtübernahme Marduks an, der, obgleich ein Feind der Technik, selbst ein Emporkömmling der Meki-Anlagen ist: Ihm war es dort gelungen, „eigentümliche Wachstumsveränderungen“ an Tier- und Pflanzenteilen herbeizuführen,<sup>304</sup> und seine erste Amtshandlung als Konsul besteht darin, „zweiundvierzig Gefangene“ von seinem eigenen „Schlage“, nämlich seine ehemaligen Kolleg:innen aus den Laboratorien, in einen menschenfressenden Wald „nahe dem Haupteisweißwerk“ der Meki-Fabriken zu treiben.<sup>305</sup> Das Holz dieser biotechnologisch manipulierten „Pflanzenwesen“ absorbiert alle Tiere und Menschen in Reichweite.<sup>306</sup> Dass Marduks Gefangene sich ihrerseits in die Borke der Bäume zu krallen und zu verbeißen versuchen, kann die feuchten, warmen, ätzend „sabber[nden]“ Bäume nicht aufhalten.<sup>307</sup>

„Das mammutische tiefende krachende Wachsen zerpreßte klemmte malnte manschte die Menschen, knackte die Brustkörbe, brach die Wirbel, schob die Schädelknochen zusammen, goß die weißen Gehirne über die Wurzeln. Die Stämme berührten sich. Wurzel Stamm Krone eine Masse, ein verschmolzener wogender wühlender dampfender Klotz. Oben barst er, zischte. Unten trieb schluckte drang es auf, drang seitwärts bis an die Mauer.“<sup>308</sup>

Diese Vorgänge sind als früher überdeutlicher Hinweis auf die aggressive Energie biotechnologisch manipulierter Vegetation zu verstehen. Darauf konzentriert sich das Science-Fiction-Szenario ab dem sechsten Buch, wenn die Menschen jenes so megalomane wie fantastische Großprojekt in Angriff nehmen, mit dem sich *Berge Meere und Giganten* in eine Literatur des Geoen지니어ings und des Anthropozäns avant la lettre einschreibt:<sup>309</sup> Um dem wachsenden Bevölkerungsdruck Raum zu geben, soll Grönland von seinen Eisflächen befreit und nutzbar gemacht werden. Was nach „Lebensraumgewinnung“ im Sinne Hans Dominiks und Hans Grimms klingt,<sup>310</sup> wird bei Döblin unver-

---

304 Döblin [1924a], S. 139.

305 Döblin [1924a], S. 138.

306 Döblin [1924a], S. 142.

307 Döblin [1924a], S. 141–142.

308 Döblin [1924a], S. 143.

309 Vgl. Dürbeck (2017), S. 79; Willer (2022), S. 283, 301.

310 Hans Dominik hatte in der Zwischenkriegszeit viel Erfolg mit seinen Zukunftsromanen und -erzählungen, die häufig tüchtige, patriotische Ingenieursfiguren in den

hohlen als Gewinnung „ein[es] Land[es] für Deportationen“ bezeichnet: „Es müsse ein neuer Erdteil geschaffen werden. Die Stadtreiche werfen dahin ihren Menschenüberfluß und ihr krankes Material ab.“<sup>311</sup>

Um das grönländische Eis abzuschmelzen, bannt man die proelektrischen Eigenschaften des Turmalinkristalls in ein gigantisches Netz.<sup>312</sup> Den Energien dieses Turmalinschleiers ausgesetzt, verflüssigen sich die Eismassen Grönlands, wodurch – und dies ist der nicht eingeplante Nebeneffekt – längst im Eis versunkenes urzeitliches Leben wieder in Bewegung gerät:

„Es kam ein Schmachten Wüten in die Dinge [...] Langsam regten sich die Gesteine. [...] Die zermürbten Trümmer der Kreidezeit, Knochen Pflanzensplitter fanden wieder Leben.“<sup>313</sup>

Mit der wuchernden Woge der unter der energiereichen Strahlung des Turmalinschleiers zu ungeheurer Größe anschwellenden „Ur-“ bzw. „Untiere“<sup>314</sup> die Europa von Norden her überrollen, findet der Text zu einem Maximum hypertropher Beschreibungskunst. Die sich aufblähenden, einander affizierenden, sich übereinander kugelnden und schnell ihrem eigenen Wachstum erliegenden zähnefletschenden Vogelexsen, Luftmedusen mit gigantischen Mundöffnungen, lebendig gebärenden Pflanzen, Erdmasse in einem Dottersack mit sich schleppenden Wesen, sind instabile Monstren jenseits der Mischform.<sup>315</sup> Sie können gar keine Form oder Gestalt mehr aufrechterhalten, sondern kennen allein das Gesetz ungesunden, hypertrophen Wachstums, der Wucherung also, wobei sie sich ihre ganze Umwelt unterschiedslos zu eigen machen:

---

Mittelpunkt stellen. In *Atlantis* (1925) etwa wird der Golfstrom umgeleitet und so neues deutsches Siedlungsgebiet gewonnen. Weniger von technischem Machbarkeitsoptimismus als von kolonialrevanchistischer Nostalgie ist dagegen Hans Grimms den Nationalsozialist:innen das Stichwort liefernder Roman *Volk ohne Raum* (1926) geprägt, der um verlorene bzw. wiederzuerlangende Expansionsmöglichkeiten Deutschlands im Süden Afrikas kreist.

311 Döblin [1924a], S. 354–355. Der Grönland-Plan ist keinem:r Initiator:in zurechenbar: „Man war noch im ungewissen über Einzelheiten des neuen Plans. Als eines Tages bei einer Beratung in London das Wort Grönland fiel und augenblicklich die Seelen bezwang. [...] Wer das Wort ausgesprochen hatte, war bald vergessen“; Döblin [1924a], S. 355–356.

312 Zu den Eigenschaften des Turmalins vgl. Döblin [1924a], S. 408–410. An der dem Turmalin zugeschriebenen „Energie“ und „elementaren [Kraft]“ wird deutlich, dass auch dieser Text nicht ohne ein „gewissermaßen monistisches Konzept einer vitalistischen Energie“ auskommt; May, M. (2019b), S. 116.

313 Döblin [1924a], S. 487.

314 Döblin [1924a], S. 514, 504.

315 Vgl. Döblin [1924a], S. 484–493, 497–504. Zum Monströsen als Mischung siehe auch II/3.3.2–3.

„Um sie [die kugeligen Wesen] spielte das Geäder unersättlich; wie sie rollten, backten sie an ihren Leib, was sie fassen konnten, versenkten die Adern in das Ergriffene.“<sup>316</sup>

Bei all dem handelt es sich nicht um Launen, Auswüchse oder eine Rache der Natur, sondern um ein technisch provoziertes, künstlich herbeigeführtes Geschehen. Der Turmalinschleier ist eine biotechnologische Waffe, die die Menschheit gegen den Erdball richtet.<sup>317</sup> Mit der Meki-Technologie steht eine klassische Dual Use-Technologie im Zentrum dieses Science-Fiction-Romans. Das in den Meki-Laboratorien gewonnene Wissen über die Verschmelzung von Organischem und Anorganischem findet im Turmalinschleier eine zweite Anwendung. Das „Gewebe“ des Schleiers fesselt die „Stoffe, die der Schiefer aus früheren Erdperioden, aus zerfallenden schmelzenden Leibern hergab“, indem sie auf „lebende Organismen“ aufgetragen werden: „Pflanzen, saftreiche, fette Tiere und Menschen waren der beste Boden, auf dem sich der Stoff anreichern ließ.“<sup>318</sup> Zu dem Stoff aus „schmelzenden Leibern“ und dem Nährboden aus lebendigen Wesen aller Gattungen tritt ein weiterer, dritter Schritt, mit dem sich der Turmalinschleier Lebendiges einverleibt, nämlich die von Menschen geleistete Arbeit beim Knüpfen des kilometerlangen Netzes: Die Finger der Arbeiter:innen „verkohlen“ beim Griff in das Gewebe, ganze Menschen haben sich als braune und schwarze „Flecken“ in das Netz eingebrannt.<sup>319</sup>

Dass die Meki-Technologie mit dem Argument propagiert und in alle Welt exportiert worden war, nur „sehr geringe Arbeitsleistung“ zu erfordern und „eine neue Ära in der menschlichen Arbeit“ einzuleiten,<sup>320</sup> liegt an diesem Punkt der Erzählung lange zurück. Hinter der angeblichen „[E]ntlast[ung]“ der Menschheit<sup>321</sup> verbarg sich schon bei der Nahrungsmittelsynthese in den Meki-Bassins zu endloser Arbeit gezwungenes Fleisch. Das Knüpfen des Turmalinnetzes kommt nun einer Massenvernichtung von Arbeiter:innen gleich:

„Man sorgte dafür, daß aus entfernten Gegenden Arbeiter und Arbeiterinnen in Flugzeugen herankamen. [...] Es betraten morgens um sechs Uhr die ersten achtzig Menschen die Hallen. Um zwölf Uhr mittags lagen auf den Wiesen hinter den Hallen schon dreihundert Leichen. Aber um fünf Uhr nachmittags, als das Netz fertig war und von siebzig Kränen frei in die Luft gezogen wurde, lagen nicht viel mehr als diese drei-

---

316 Döblin [1924a], S. 488.

317 Zur kriegerischen Semantik dieser Vorgänge vgl. z.B. Grätz (2008), S. 312; May, M. (2019b), S. 115.

318 Döblin [1924a], S. 465.

319 Döblin [1924a], S. 465–466.

320 Döblin [1924a], S. 91–92.

321 Döblin [1924a], S. 92.

hundert Leichen und Sterbenden da. Denn von Mittag ab verließ keiner, der das Netz berührte mehr lebend den Raum.“<sup>322</sup>

Der Menschenverbrauch steigert sich noch als der kriegerischen Eskalationslogik folgend gegen das Anrollen der grönländischen Wucherungen weitere, ihnen ebenbürtige Spiegelmonster zur Verteidigung synthetisch geschaffen werden. Die Meki'schen „Menschenversuche[]“ setzen sich fort.<sup>323</sup> Das Verfahren, das alle Mad Science-Register zieht,<sup>324</sup> besteht darin, organisches und anorganisches Material, „Steine und Stämme“, „Tierleiber Pflanzen Gräser“ mithilfe der gebändigten Energie des Turmalins zu einem „wuchernden Teig“ zusammenzurühren.<sup>325</sup>

„In diesen Boden trug man zuletzt Menschen ein. Die Biologen und Physiker der Mekifabriken waren mit den Techniken am lebenden Organismus vertraut.“<sup>326</sup>

Das Ergebnis dieses „Evolutionsexperiment[s]“, in dem sich, wie Wolfgang Schäffner schreibt, „verschiedene Äste der Entwicklungsgeschichte wieder in einer Wachstumsbewegung verbinden“ und sich „alle Grenzen zwischen Gestein, Pflanzen, Tieren, Maschinen und Menschen in einem wuchernden Stoffwechsel auflösen“,<sup>327</sup> sind echte „Kollektivwesen“: „In a very literal sense, the depiction of the giants presents the reader with a ‚collective being‘ (Kollektivwesen) made up by human, animal, and vegetable components.“<sup>328</sup> Die in Swifts *Modest Proposal* vorgeschlagene Nutzbarmachung überzähliger Menschenkörper, das „Making Them Beneficial to the Publick“,<sup>329</sup> wird hier in die Tat umgesetzt: „Du wirst einem nützlichen Zweck dienen“, versichert man dem ersten Menschen, der „vor Entsetzen auf[heult]“ als er in den „Teig“ „eingebacken“ wird:<sup>330</sup> „Dies geschieht, unser Freund, damit die anderen, die oben sind, unsere Männer und Frauen, euch verzehren. Willst du schweigen.“<sup>331</sup>

---

322 Döblin [1924a], S. 466.

323 Döblin [1924a], S. 515.

324 Vgl. May, M. (2019b), S. 120. Vgl. auch Tudors *Monsters and Mad Scientists* (1989), S. 133–157 (= „Mad Science“).

325 Döblin [1924a], S. 514, 516.

326 Döblin [1924a], S. 514.

327 Schäffner (1995), S. 319, 307.

328 Gelderloos (2019), S. 135. Herv. getilgt J.K. In *Der Geist des naturalistischen Zeitalters* (1924) heißt es mit Blick auf den „Gesellschaftstrieb“ des Menschen: „Das Kollektivwesen Mensch stellt als Ganzes erst die überlegene Art Mensch dar“; Döblin [1924c], S. 180.

329 Swift [1729], S. 143.

330 Döblin [1924a], S. 515–516.

331 Döblin [1924a], S. 516. Diese Stimme gehört Delvil, einem Vorantreiber des Gigantenprojekts.

Begegneten schon auf den ersten Seiten von Döblins Roman die Maschinen als mächtige „Saugapparate“<sup>332</sup> und erlagen bereits zu Beginn des 25. Jahrhunderts und noch vor Entwicklung der Meki-Technologie die Arbeiter:innen in Scharen der unheimlichen Anziehungskraft der Maschinen,<sup>333</sup> so wird nun in der Produktion von gigantischen „Turmmenschen“ die Verschmelzung des Humanen mit dem Technischen tatsächlich vollzogen.<sup>334</sup> Was sich in der sexuellen Aufladung der Maschinenspringer:innen-Szene im zweiten Buch bereits andeutete, wird zuletzt mit aller Gewalt umgesetzt: eine „Liebesbegegnung“ von Mensch und Technologie.<sup>335</sup> In der „[C]yborgness“<sup>336</sup> der Mensch-Technik-Hybriden schwimmen nicht nur „die Grenzen zwischen Herstellung und Selbsterstellung“,<sup>337</sup> auch korrespondieren diese Hybridwesen mit der orakelhaften Frage eines Mannes angesichts einer Maschinenspringerin, die ihren nackten „Frauenleib“ in den „eisenschmetternden Leib“ des Apparats warf: „Was ist ein Leib für eine Maschine. Wieviel muß eine Maschine fressen, um ein Mensch zu sein.“<sup>338</sup>

Mit den Giganten gelingt es: In dieser letzten Anwendung der Meki-Technologie können Maschinen tatsächlich fressen und Stoffwechsel betreiben. Das Fressen der Giganten vollzieht sich überall an, in und außerhalb ihres Körpers, wo ihre organischen Bestandteile, Menschen wie Tiere, als Fressapparate und Stoffwechselautomaten arbeiten:

„Wenig und selten wurde Nahrung in ihren Mund, über die hängenden Kiefer gefahren und gestürzt [...]. Ihre Beine [...] gingen in Stränge aufgelöst, ihren Fleischcharakter verlierend, in die Bodenmasse über. Von da strömten Säfte und Nährmassen in ihren Leib. Durch ihre Bauchdecken, in die Weichen wucherten Baumstämme und Tierrümpfe in sie, breiteten sich in dem Gekröse aus, brachen in die Därme ein, verlöteten sich mit ihnen. Tierblut, Pflanzensäfte ergossen sich in die Därme,

---

332 Döblin [1924a], S. 14.

333 Vgl. Döblin [1924a], S. 67–73. „Kosend, in stürmischem Überschwang, glücksschwellend krochen Männer und Frauen an die Maschinen [...]. Das Eisen erschien ihnen beseelt wie ihr eigenes Fleisch“; Döblin [1924a], S. 69. Der Topos menschenfressender Maschinen ist oft sexuell aufgeladen vgl. z.B. Zolas *La Bête Humaine* (1890) oder Ernst Willkomm's *Weisse Sklaven* (1845), wo eine erotische Halluzination an einer Textilmaschine einen Fabrikbesitzer sein Leben kostet.

334 Döblin [1924a], S. 517.

335 Döblin [1924a], S. 69.

336 Craig (2019), S. 246. Vgl. Craig (2019), S. 255–257, wo Craig den Begriff unter Berufung auf Donna Haraway und N. Katherine Hayles auf die Turmmenschen in *Berge Meere und Giganten* anwendet. Vgl. auch Richter (2022), S. 322, der auf die Ähnlichkeit der Döblin'schen Hybridwesen mit jenen Denkfiguren hinweist, an denen Haraway ihren Begriff des „Tentakulären Denkens“ entwickelt.

337 Ripper (2009), S. 215.

338 Döblin [1924a], S. 70–71.

die sich langsam hoben und senkten, wurmartig zusammenzogen und streckten. Dies war die Bewegung, die man in halber Höhe der Menschentürme sah: das langsame Hin und Her der Därme, die sich versteiften hoben und ihren Krampf lösend wieder herunterstiegen. [...] Die Rinder, die aus der Bauchhöhle des Menschenriesen zu springen schienen, ganz wie wollüstig im Freißdrang in die Gräser des Waldbodens unten gewühlt, aber ihre Körper bogen sie nach hinten hoch auf; was sie fraßen, fraßen sie nicht für sich; ihre Hüften und Hinterschinkel sah man nicht mehr; sie waren im Bauch der Turmmenschen verschwunden und mit ihm verbacken. Sie waren mahlende Rinder und ein Mund, den der Riese über ihnen öffnete, eine Röhre aus der er sog.<sup>339</sup>

Dabei sind die „Turmmenschen“ auch „Menschentürme“, in denen es ein „oben“ und ein unten gibt,<sup>340</sup> so dass innerhalb der Giganten mensch-menschliche, kannibalische Verstoffwechslung stattfindet. Die Giganten sind fressende Maschinen und – wie letztlich alles Leben, wie Döblin in seiner naturphilosophischen Schrift *Unser Dasein* (1933) reflektiert – „offene Systeme“, auf die Umwelt bezogene „Greif-, Saug- und Zertrümmerungswesen“.<sup>341</sup> Mit den Mensch-Technik-Hybriden, die trotz ihrer kriegerischen Bestimmung vom Text vor allem als nimmersatte Verdauungsmaschinen, als arbeitende „Därme“ und „Gekröse“ beschrieben werden, überschreitet dieser Science-Fiction-Roman und mit ihm auch das Schreiben Döblins den Zenit seiner Stoffwechsel-Obsessionen.

#### 7.4 Schlussbemerkung

Als Appendix der Maschine drohte der:die Arbeiter:in bei Marx zu enden: Bildeten in der Manufaktur die Arbeiter:innen noch „Glieder eines lebendigen Mechanismus“, so „[existiert] [in] der Fabrik [...] ein toter Mechanismus unabhängig von ihnen, und sie werden ihm als lebendige Anhängsel einverleibt.“<sup>342</sup>

---

339 Döblin [1924a], S. 517–518.

340 Döblin [1924a], S. 519, u. vgl. S. 516.

341 Döblin [1933], S. 70, u. vgl. S. 95–98 (= „Die Person als offenes System“). Vgl. Bultmann (2014), S. 133–136, 141–142. Vgl. die mit dem „Greif-, Saug- und Zertrümmerungswesen“ korrespondierenden Formulierungen in Döblin [1924a], S. 14, 487. Wenn Döblin [1933], S. 28, den eigenen Körper als „Konzern“ und „Überfabrik“ beschreibt, spielt er außerdem auf Fitz Kahns Reihe *Das Leben des Menschen* an, der u.a. das bekannte Schaubild „Der Mensch als Industriepalast“ beilag; vgl. z.B. Stiegler (2016), S. 265–276. Döblin äußerte sich euphorisch über Kahns „systematische bildliche Darstellungen“, etwa das Anzeigen des „Wassergehalt[s] des menschlichen Körpers [...] durch Schraffierung“; Döblin [1922b], S. 193; vgl. Kahn, F. [1922], S. 82, u. Tafel v „Der Mensch als Aquarium“.

342 Marx [1867], S. 445.

Diese ein wenig schiefe Figur der Einverleibung lebendiger Anhängsel kommt der Verschmelzung maschineller und organischer Körper in Döblins *Berge Meere und Giganten* ziemlich nahe. So verwischt die Maschine, je komplexer sie wird und je mehr sie sich verselbstständigt, die Differenz zwischen Lebendigem und Mechanischem – eine Tendenz, die auch Keyserling registriert, wenn er hinter Chicagos fordistisch organisierten Schlachthanlagen das Ziel des „künstliche[n] Mensch[en]“ erblickt.<sup>343</sup>

Die in diesem letzten Kapitel untersuchten literarischen Entwürfe kannibalischer Ökonomien zeichneten sich durch einen starken Zukunftsbezug aus: in Berta Lasks *Obermenschenfresser*-Stück hinsichtlich der Wirkungsabsicht, der Vision einer sich international solidarisierenden Arbeiter:innenschaft, die allein den menschenschlingenden Weltkapitalismus zu Fall bringen kann, bei Hermann Keyserling durch die Reise des Philosophen in das Land der Zukunft, in das junge, vitale Amerika, dessen Märkte, Fabrikhallen und Fließbänder in eine maschinell durchgetaktete, allein auf Effizienz getrimmte Zukunft der Arbeit weisen, bei Alfred Döblin schließlich als Science-Fiction-Epos, das biotechnologische Zugriffe auf lebende Körper als Produktions- und Kriegstechnologie ins 27. Jahrhundert vorerzählt.

Dabei zeigte sich, wie wörtlich die Rede von der Ressource Mensch – vom Menschenmaterial – um 1920 genommen wurde. Vor dem Hintergrund erstens der Vernichtung von Werten in der Inflation und zweitens der fordistischen Standardisierung von Produktions- und Arbeitsabläufen, ist es eine gleichgültige, indifferente Einverleibung (und weniger etwa eine gierige, hemmungslose), die die kannibalischen ökonomischen Figuren der Texte im Untersuchungszeitraum kennzeichnet. In dieser Indifferenz, die Menschen verschlingt wie anderes auch, in dieser profanen Menschenfresserei also, besteht die fatale Unausweichlichkeit der entworfenen Wirtschafts- und Produktionsszenarien. Unterschiedslos frisst Berta Lasks „Obermenschenfresser Weltkapitalismus“ sowohl Großes als auch Kleines, er verschlingt „Maschinen, Häuser, Fabriken, Kirchtürme“, und indisches Proletariat ebenso wie deutsches.<sup>344</sup> Als potenziell Fressbare sind in den Augen des Kapitalismus alle gleich. Unterschiedslos geraten auch in den Texten zu Chicagos Schlachthäusern Menschen wie Tiere ins Getriebe der Fleischindustrie: „[A] hog was just what he had been – one of the packers’ hogs.“<sup>345</sup> Es ist die Sichtbarkeit des Todes und die restlose, maschinelle Verwertung von Tierfleisch bei gleichzeitiger ebenso restloser und maschineller Ausbeutung der menschlichen Arbeitskräfte, die der Figur des Kannibalischen angesichts der Schlachthanlagen Chicagos ihre Plausibilität, ja fast Zwangsläufigkeit verleiht. In Keyserlings technikskeptischer Perspektive tritt der nivellierende Effekt maschineller Logik darin zutage, dass das zu

---

343 Keyserling [1919], S. 814.

344 Lask (1924), S. 8.

345 Sinclair (1906a), S. 376.

verarbeitende Lebewesen nie in seiner individuellen Form und Ganzheit, sondern von Beginn an als standardisiertes Endprodukt wahrgenommen werden muss: Das Rind besteht aus Rinderteilen, das Schwein ist immer schon Wurst. Unterschiedslos wird auch bei Alfred Döblin das organische Material, sei es nun menschlich, tierisch oder pflanzlich, einer ubiquitären Technologie zugeführt. Alles Organische findet seine letzte Bestimmung in der Stoffwechselerbeit. Zusätzlich wiederholt sich diese Indifferenz in *Berge Meere und Giganten* auch auf der Ebene einer kannibalischen Textökonomie, die zum einen das Individuelle im epischen, impersonalen Erzählen der Massen einebnet, und zum anderen – darin besteht die kannibalische Poetologie im Flaubert'schen Sinne – auf eine große Menge unterschiedlicher textlicher Wissensquellen zurückgreift, um diese alle gleichermaßen ungerührt dem eigenen Text einzuspeisen.

Die von Lask, Keyserling und Döblin entworfenen Ökonomien kannibalischer Indifferenz changieren dabei, dies ist der letzte Punkt, zwischen zwei, allerdings nur analytisch zu trennenden Polen der Verwertung des menschlichen Körpers: entweder als Arbeitskraft oder als Rohstoff im engsten Sinne. In Lasks kurzem Stück bleibt dies, trotz des Fokus auf Arbeiter:innen, am abstraktesten, da hier einfach alles von einer riesenhaften Figur verschluckt wird. Hermann Keyserling wiederum zielt in seinem zentralen Argument des Wiederauflebens des Kannibalismus als Steigerung der Sklaverei auf die Verwertung des Menschen als Arbeitskraft – und dies obwohl mit den vorbeiziehenden Rinder- und Schweinekörpern der andere Aspekt, der Mensch als Rohstoff, als Fleischquelle naheliegender gewesen wäre. Bei Döblin schließlich verbinden sich die beiden Aspekte: Mit der Meki-Technologie wird der menschliche Körper zum Rohstoff, indem er Stoffwechselerbeit leistet. Hier hat sich die unfreie Arbeit in die Körper hineinverlagert und ist bis auf die zelluläre Ebene vorgedrungen. Vor dem Hintergrund von Döblins Naturphilosophie erscheint die von der Meki-Technologie erzwungene Stoffwechselerbeit als eine Perversion jener unfreiwilligen Arbeit, die (menschliche) Organismen ohnehin unablässig leisten müssen: Der Organismus verhält sich im Um- und Abbau der eigenen Zellen autokannibalisch, funktioniert dabei aber eben nicht als geschlossenes System, sondern hält sich in permanentem Stoffaustausch mit seiner Umwelt.





### III Fazit

Das Kannibalische ist keine stabile Figur des Anderen. „Iteration und Kehre“,<sup>1</sup> Wiederholung und Varianz oder Wendung gehören zusammen. Auch in Lexika festgehaltene Gewissheiten – etwa dass „Menschenfleisch in Zentralafrika und Ozeanien als Leckerbissen genossen“ wird<sup>2</sup> – müssen permanent beglaubigt, wiederholt und neu hergestellt werden, und so oszilliert das Kannibalische zwischen dem Gültigen und dem Fantastischen, dem Unvorstellbaren und dem selbstverständlich immer schon Gewussten.<sup>3</sup> Der Vorwurf oder die Zuschreibung von Kannibalismus zieht eine Grenze und bringt das Andere hervor: „Bordering is ordering, othering and negotiating difference“.<sup>4</sup> Das Kannibalische als liminale Alteritätsfigur zu verstehen, bedeutet, die Frage der Grenze zu einer Zone zu erweitern. Als Figur, die Eigenes und Anderes in Beziehung setzt, vollzieht das Kannibalische in politisch unruhigen Zeiten besonders viele Wendungen. In der Textproduktion der Schwellenzeit um 1920 durchläuft das Kannibalische nicht nur selbst eine Phase semantischer Pluralisierung und Neukonturierung, sondern ist als erkenntnisleitende Wissensfigur auch seinerseits an der Konfiguration dessen beteiligt, was sich nun noch als gewaltvoll, ekelhaft, wild, barbarisch, deviant oder fremd begreifen lässt. Was an den untersuchten Texten beobachtet werden konnte, ist eine in engstem Zeitraum erfolgende rapide Ausbreitung der kannibalischen Figur über den kolonialen Kontext hinaus, eine Vervielfältigung ihrer Anschlüsse und paradoxe, aber in dieser liminalen Figur selbst angelegte Bewegungen, in denen die Alteritätsfigur zu einem Medium der Aushandlung wird.

#### Kannibalismus als Unfriede: Inner Black Continents

Drei wesentliche Punkte, die mit der Figur des Kannibalischen um 1920 verknüpft werden, hat das erste Kapitel in Angriff genommen: die Verbindung des Kannibalischen mit dem Krieg, die Ursprünglichkeit von Kannibalismus und die Idee eines inneren kannibalischen Potenzials in jedem Subjekt. Der gemeinschaftliche Urvaterverzehr in Sigmund Freuds *Totem und Tabu* ist ein kannibalischer „Anfang“ der Kultur,<sup>5</sup> ein „Ursprung“, der in dem Sinne eine „Urszene“ zu nennen ist, als hier eine „erste[] Gewalt“ mit einem narrativen

---

1 Brandstetter / Peters (2002), S. 10.

2 Thilenius (1920), S. 50.

3 Vgl. Bhabha [1992], S. 66.

4 Rosello / Wolfe (2017), S. 12.

5 Freud [1912/13], S. 172.

Kunstgriff eingeführt wird.<sup>6</sup> Meine Untersuchung zeigte sowohl die selbstbewusste Fiktionalität von Freuds Patrophagieerzählung als auch deren epistemische Verwurzelung in ethnologischen Primitivismustheorien. Generiert ist damit eine zu Weltkriegszeiten überaus resonanzfähige Denkfigur: die des „virtuell[en]“ Inner Black Continents im Zentrum jedes europäischen Subjekts, ein kannibalisches inneres Anderes.<sup>7</sup> Während andere Weltkriegstexte wie Hermann Detzners *Vier Jahre unter Kannibalen* die Gewalt externalisieren, indem sie Spuren kannibalischer Gräueltaten in bewährter Ferne (hier: Deutsch-Neuguinea) vorfinden, sieht Freud in *ZeitgemäÙes über Krieg und Tod* im Hier und Jetzt, auf den Schlachtfeldern Europas einen kannibalischen „Urmenschen“ wiederauferstehen, der keine Hemmung hat, „Wesen der gleichen Art zu töten und zu verzehren“.<sup>8</sup> So ist es auch eine kannibalische Apokalypse, die in Wilhelm Lamszus' Zukunfts- und Antikriegsroman *Das Menschenschlachthaus* dem europäischen Zusammenleben ein Ende macht. Die romantisch-vaterländische Ernte-Metaphorik des Krieges wird bei Lamszus aufgerufen, zum Verstummen gebracht und in industriellen anthropophagen Splatter übersetzt, der die „Schlachtfeld“- zu „Schlachthaus“-Metaphern umschreibt: Die „hungrig fletsch[enden]“ Maschinen des „unersättliche[n]“ Krieges ernten „tausend Tonnen totes Menschenfleisch“.<sup>9</sup>

Mit den Erkenntnissen des ersten Kapitels lässt sich die Frage kannibalischer Alteritätskonfigurationen schärfen: Kannibalische Alterität organisiert sich an drei Achsen: Temporalität, Lokalität und Virtualität. Der temporale Aspekt stand im Vordergrund der Ursprungs- und Endzeiterzählungen und ihrer anachronistischen Zeitenbruchfiguren wiedererstehender kannibalischer „Urmenschen“<sup>10</sup> oder „Neandertalmenschen“.<sup>11</sup> Um 1920 ist es eine weithin geläufige Figur, dass die Zivilisation, wie beispielsweise Hermann Keyserling angesichts der Schlachthäuser Chicagos formuliert, in einer „Spirale der geschichtlichen Entwicklung“ in die „endgültige“ Barbarei zurückstürzen könnte.<sup>12</sup> Auch in Alfred Döblins *Berge Meere und Giganten* wirkt in der fernen Zukunft die paradoxe Bewegung einer „Regression nach vorn“<sup>13</sup> und mit ihr randzeitliche Grausamkeit: das von ihm bereits 1919 anlässlich seines Romans zum Dreißigjährigen Krieg beschriebene „atavistische[] Vergnügen“ der Anthropophagie.<sup>14</sup>

---

6 Wolf, B. (2011), S. 74.

7 Freud [1921], S. 137. Vgl. Freud [1926], S. 241.

8 Freud [1915b], S. 354, 345.

9 Lamszus (1912a), S. 19; Lamszus [1912b], S. 116.

10 Freud [1915b], S. 354.

11 Döblin [1919], S. 58.

12 Keyserling [1919], S. 813, 811.

13 Honold (2013), S. 215.

14 Döblin [1919], S. 58.

Räumliche Alterität spielt in den Texten Freuds und Lamszus' ebenfalls eine Rolle: bei Lamszus als Vision asiatischer Machtübernahme, bei Freud durch einen Umweg. Der „Mensch der Vorzeit“ wird an den zeitgenössischen „Ureinwohner[n] Australiens“ erkundet.<sup>15</sup> Auch andere der untersuchten Texte verschränken temporale und lokale kannibalische Alterität: Das dunkle Tiefland des Kongo ist in Heyes Abenteuerroman *Hatako* von jeder Entwicklung abgeschnitten und bildet gleichsam ein Reservat primitiver alimentärer Sitten, die USA sind das Ziel touristischer Erkundungen der Stätten futuristisch-for-distisch organisierter Fleischverarbeitung, und das postrevolutionäre Russland wird um 1920 zu einem Expeditionsort, an dem Mediziner wie Peter Mühlens und L. M. Rosenstein regrediierte Leichenfresser:innen studieren können.

Kannibalische Potentialität als virtuelle Alterität im eigenen Inneren ist zuletzt eine Figur, auf die sich kaum einer der untersuchten Texte nicht bezieht. Sie kann auf Ebene der Vielen oder des:r Einzelnen angesiedelt und in ganz unterschiedliche Narrative eingebaut werden. Kannibalisches Potenzial aktualisiert sich nicht nur im Krieg, sondern auch in jedem „beliebigen Menschenhaufen“,<sup>16</sup> wie etwa in den wild um sich beißenden Revolutionär:innen in Max Glass' *Die entfesselte Menschheit*. Ebenfalls eine Figur kannibalischer Virtualität ist die von Linke Poot im Theater beobachtete „unreine Lust am Tragödientöten“<sup>17</sup> oder der von Theodor Lessing freigelegte Wehrwolfs-„Trieb“, die „dunkle Heimlichkeit des Zerreißens und Verschlingens“.<sup>18</sup> Auch Richard Herbertz' *Verbrecher-Dämmerung* schätzt so die Straftaten der Kannibalen Fritz Haarmann und Karl Denke ein: „In jedem Einzelnen von uns lebt der ‚Urmensch‘ virtuell fort.“<sup>19</sup>

### Kannibalismus als Entdifferenzierung: Paranoia und Pollution

Das zweite Kapitel verschob den Fokus von Fragen der Alterität und Differenz hin zu jenen Momenten, in denen notwendig Austauschbeziehungen stattfinden. Hier wurde genutzt, dass mit dem Kannibalischen eine alimentäre Figur im Zentrum der Untersuchung steht, also eine Figur, die das Essen betrifft, und damit die stoffliche Aneignung von Welt, das Verwiesen-Sein auf die Welt und den Stoffaustausch. Als alimentäre Figur kann das Kannibalische nie reine Alteritätsfigur sein.

Mit Blick auf Textzeugnisse aus dem „Jahrzehnt der Ernährungskrise“<sup>20</sup> wurde gezeigt, dass die Taxonomie des Essbaren um 1920 als eine besonders

---

15 Freud [1912/13], S. 5–6.

16 Freud [1921], S. 137.

17 Poot [1919a], S. 22.

18 Lessing [1925a], S. 81.

19 Herbertz (1925), S. 71.

20 Hirschfelder (2001), S. 219.

instabile verhandelt wird. In den entsprechenden Krisenerzählungen ist Kannibalismus in unterschiedlicher Weise (latent) präsent: Die ins Kannibalische weisenden alimentären Beunruhigungen um die Verfügbarkeit und Legitimität von Speisen konnten mit dem mit Chad Lavin und Mary Douglas gebildeten Begriffspaar der Starvation Anxieties einerseits und der Pollution Anxieties andererseits erfasst werden. Während die Gefahr des Verhungerns, so sehr sie den eigenen Körper betrifft, doch auch vielfach in externalisierter Form in einem Außenraum temporaler oder lokaler Art verhandelt wurde (der Hungerkannibalismus zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges, der Hungerkannibalismus in Sowjetrußland), so funktionieren dagegen die Pollution Anxieties, also die Vergiftungs-, Verunreinigungs- und Kontaminationsängste, nach dem Muster des Paranoid Horrors. Hans Spieß' Feldpostbriefe – „Ist's Fleisch“?<sup>21</sup> –, die von Leichenbergen und unfreiwilligem Pferdefleischverzehr berichten, verstehe ich als solch eine paranoische kannibalische Prosa, die Grauen und Ekel, „Entsetzen und Abscheu“ sowohl ausdrückt als auch hervorruft.<sup>22</sup>

Pollution und Paranoia beherrschen auch die Diskurse um jene entdifferenzierende Verflüssigung des Sozialen zum „Brei“ als deren Figuration die revolutionäre Masse verhandelt wird und die sich auch auf Ebene der Ernährungsdiskurse in der fixen Idee der Zeit von der „Verwurstung“ zweifelhaften Fleisches wiederfindet. Texte wie Helenefriderike Stelzners *Psychopathologisches in der Revolution* diagnostizieren eine Krise des Sozialkörpers und unterstellen dabei dem gierigen „Reizhunger“ der Massen auch insofern kannibalische Absichten, als die Masse Gerüchte wie das von den zu „Ziegenwurst“ verarbeiteten Kindern mit besonderer Bereitwilligkeit in sich aufnimmt und nachplappert.<sup>23</sup>

Der antirevolutionäre Massendiskurs um 1920 arbeitet stark mit dem politisch besonders wirkungsvollen Affekt des Ekels, mit einem körperlichen und sozialen Entdifferenzierungsekel. Hier zeigte sich die diskursive Mobilität des Kannibalischen als Alteritätsfigur besonders deutlich. So kann man die antirevolutionären Texte dieser Jahre zum Ausgangspunkt nehmen, um die Beteiligung der Figur an unterschiedlichen Feldern politischer Abwertung nachzuvollziehen: Friedrich Hussongs Charakterisierung der deutschen Revolution als kannibalisch, „N[\*\*\*]“-haft und jüdisch ist hier nur ein Beispiel,<sup>24</sup> notorisch sind auch animalisierende und dehumanisierende sowie misophobe und gynophobe Bilder. Als machtvolle Figur des Anderen durchquert das Kannibalische diese unterschiedlichen, jeweils historisch anders gewachsenen Diskurse, nimmt Bilder auf, überträgt sie und kann wechselseitige Verstärkungseffekte produzieren. In der Schwellenzeit um 1920 funktioniert die Figur des Kanniba-

---

21 Spieß [1916–1918], S. 128.

22 Lévi-Strauss [1955], S. 382.

23 Stelzner (1919), S. 400, 405.

24 Hussong (1919b), S. 65. Vgl. Hussong (1919c), S. 87.

lischen als ein Link zwischen kolonialem, rassistischem, antisemitischem, gynophobem, antirevolutionärem und psychopathologischem Diskurs.

### Zirkulation des Kannibalischen

Das dritte Kapitel schloss hier direkt an. Dabei stand mit Theodor Lessings Fallgeschichte *Haarmann. Die Geschichte eines Werwolfs* ein deutscher Kannibale vor einem deutschen Gericht. Insofern als die Rechtsprechung einer Systemlogik der klaren Unterscheidung (schuldig / nicht schuldig, zurechnungsfähig / nicht zurechnungsfähig) folgt, könnte man erwarten, dass an dieser Stelle eine klare Grenze zwischen Eigenem und Anderem, Straftäter und Gesellschaft, Devianz und Normalität gezogen werden kann – das Gegenteil ist der Fall: In psychologischer Erzählweise entwirft Lessing einen Menschenfresser mit bürgerlichem Erscheinungsbild, „sauber und ‚tipp-topp‘“, dessen werwölfischer „Trieb“ mit der brutalisierten, virtuell kannibalischen und „sumpfig[en]“ Inflationenkultur im Einklang steht.<sup>25</sup> Dieser Kultur steht der „Triebtäter“ Haarmann nicht gegenüber, sondern er bildet ihr geheimes Zentrum. In diesem Punkt trifft sich Lessings Fallgeschichte deutscher Nachkriegskultur mit Bertolt Brechts „Traktat“-Fragment über den Serienmörder Karl Denke und den „Denkismus“.<sup>26</sup>

Bei Lessing ist Haarmann nicht nur Kannibale, der Text inszeniert ihn auch als Koch (fast schon als Köchin) und als Händler. Das in Hannover wirkende „Haarmann-System“<sup>27</sup> besteht in dem vom Kannibalen in Begegnung gesetzten Menschenfleischfluss, der darauf hinausläuft, unter den unbescholtenen Bürger:innen der Stadt weitere Kannibal:innen zu produzieren: Haarmann nutzt Fleisch als Währung; unablässig werden Sex, Fleisch und Geld gegeneinander eingetauscht. Das Kannibalische wird so vom Text nicht bewiesen oder festgestellt, sondern durch ausdrückliche Nicht-Identifizierbarkeiten erzählt, wobei Leinefluss, Sumpf und Klosett, die letzten Orte von Haarmanns Einflussgebiet, ein unterirdisch verbundenes feuchtes System der Differenzlosigkeit bilden. Haarmann ist eine liminale Figur: Er ist ein monströses Schwellen- und Mischwesen, „männlich, weibisch und kindisch zugleich“, eine Figur zwischen den Lebensaltern, ein Gattungs- und Geschlechtermonster, Vetula und Werwolf, aber auch „gefräßiger Krake“, „schleimige[s] Quallentier“ und „pflanzenhafte[r] Riesenpolyp[]“.<sup>28</sup> Ein weicher, aufnahmefähiger Körper mit durchlässigen Körpergrenzen zeichnet diese, das Kannibalische entgrenzende Kannibalenfigur aus. Damit ist Haarmann ein Antipode des hypermaskulinen, gestählten Askari-Kannibalen in Heyes *Hatako*-Roman, an dem alle Widrig-

---

25 Lessing [1925a], S. 58, 126.

26 Brecht (1989), S. 11.

27 Katz (1924), S. 32.

28 Lessing [1925a], S. 59, 185, 83.

keiten abperlen. In exakt gegenläufiger Weise entwerfen, so kann man es zuspitzen, Lessing und Heye, deren Texte beide dem politisch rechten Spektrum zuzuordnen sind, „deutsche“ Kannibalen.

### Die Unmöglichkeit des Negativbeweises

An einer Textkonstellation aus Franz Kafkas Spätwerk untersuchte das vierte Kapitel Hunger und Kannibalismus im Schausteller:innenmilieu. Die geschlossene, autorisierte Erzählung *Ein Hungerkünstler* gerät in Unruhe, wenn man zur Kenntnis nimmt, dass für diesen Text eine nachträgliche Überarbeitung zumindest begonnen wurde. Mit dem [*Menschenfresser*]-Fragment schiebt sich eine nicht nur philologische Unschärfe in den Text. Der Auftritt von Kafkas Menschenfresser ist von Beginn an durch Unsicherheiten bestimmt: Was von dem Fragment erhalten blieb, beginnt inmitten eines Satzes; wir wissen also ganz buchstäblich nicht, wo diese Figur herkommt, die, noch bevor sie im Folgenden zwischen den Schwellenfiguren des „Besuchers“ und des „Fremden“ oszilliert, dem Text bereits „verdächtig“ ist.<sup>29</sup> Beschrieben wird, wie sich die Saaldiener als kleine Repräsentanten der Macht des Impresarios um die verdächtige hinzugetretene Figur scharen, wie sich diese durch einen kräftigen Zuruf – „Halloh!“<sup>30</sup> – an den Hungerkünstler behaupten kann, sich an dessen Käfiggitter setzt, ihn an die gemeinsame Vergangenheit erinnert und schließlich ihren Hut lüftet, um ihr rotes Haar zu präsentieren.

Hungerkünstler und Menschenfresser sind einander verwandt. Sie funktionieren als invertierte Spiegelfiguren, die sich aber nicht vollständig ineinander abbilden lassen. Ihre Körperkunst ist auf den Verdacht des Publikums angewiesen und führt in Aporien der Beobachtbarkeit und Beweisbarkeit – Probleme, an denen sich auch Lessings Text abarbeitete. Seit der Frühen Neuzeit ist der europäische Kannibalismuskurs zentral damit beschäftigt, seine Wahrhaftigkeit zu beteuern. Das Sprechen über das Kannibalische unter dem Paradigma der Augenzeugenschaft zieht sich dabei von Hans Staden über James Cook bis zu den Texten um 1920, etwa zu Linke Poot: „Dies alles habe ich gesehen und bin dabeigewesen“; „I have often been asked, [...] if I had actually seen them eat human flesh my self“; „gewisse Dinge glaubt man nicht, ehe man sie sieht.“<sup>31</sup> Kafka geht es um die Kehrseite dieses Diskurses, um die Unmöglichkeit des Negativbeweises: Die gesamte *Hungerkünstler*-Erzählung kreist um den Verdacht verbotener Nahrungsaufnahme, der sich kaum belegen, kaum beobachten, aber ganz sicher nicht widerlegen lässt. Die Unmöglichkeit, Nicht-Essen zu bezeugen und die Unschuld zu beweisen, verbindet die Kontroversen über den Kannibalismus

---

29 Kafka, NSF II, S. 646–647.

30 Kafka, NSF II, S. 647.

31 Staden [1557], S. 283; Cook [1777], S. 294; Poot [1919a], S. 19.

der Anderen mit den Texten Kafkas. Was Hungerkünstler und Menschenfresser nicht essen, können ausschließlich sie selbst „aus eigener Anschauung wissen“.<sup>32</sup>

Kafkas Textkonstellation führt so in einen infiniten Regress des Verdachts. Der Hinzugetretene schwankt zunächst zwischen Besucher und Fremdem, um sich dann mit einem Sprechakt selbst auf die Rolle des altbekannten Fremden festzulegen: „Ja, sagte er, ich bin es, der alte, Dir und vielleicht nur Dir allein wohlgesinnte Menschenfresser. [...]“<sup>33</sup> Zugleich überschreitet er mit seinem auffälligen roten Haar das Register des „Ausstellungsmenschenfressers“.<sup>34</sup> In einer kühnen letzten Bewegung, dem Lüften des Hutes, deterritorialisiert sich das Menschenfresserische vom Mund in die Haare. Kafkas [*Menschenfresser*]-Fragment führt die Figur des verdächtigen Anderen in ein Rabbit Hole der Alteritätsfantasien. Dieser Menschenfresser stellt nicht das Andere, sondern die Unabschließbarkeit der Produktion des Anderen aus. Die Verwandtschaft verschiedener „Anderer“, deren Echo in dem Text vernehmbar ist, lässt sich nicht zu Ende bzw. zum Anfang zurückverfolgen. Es wäre zuletzt nichts anderes als die von Robert Musil nach dem Weltkrieg so skeptisch kommentierte Suche nach ersten Anfangsgründen: Mit diesen „ist es so, wie wenn einer seine Eltern suchen geht: Zunächst hat er zwei und das ist unbezweifelbar; bei den Großeltern sind wir aber schon bei zwei zum Quadrat, bei den Urgroßeltern zwei zur Dritten und so fort in einer mächtig sich öffnenden Reihe“.<sup>35</sup>

### Spektakel und Kompensation

Das fünfte Kapitel verhandelte die Neuauflage klassisch kolonialer Kannibalis- musfiguren in einem Jugend- und Abenteuerroman, der über ein historisieren- des Setting die deutsche Kolonialherrschaft im fiktionalen Raum wiederherstellt. Deutlich haben sich allerdings, dies konnte gezeigt werden, mehrfache Verluster- fahrungen in den Text eingeschrieben: der Verlust des Weltkriegs, der Verlust der „Schutzgebiete“ und der Verlust von Handlungsmacht. Artur Heyes *Hatako, der Kannibale* nutzt das enttabuisierende Moment eines doppelten Abenteuer- raums – den „Afrikas“ und den der Genreliteratur – um eine stereotypisierte Alteri- tätsfigur, den Kannibalen Hatako vom Stamm der kongolesischen „Mjema“,<sup>36</sup> zu einer Identifikationsfigur aufzubauen, die als Kompensationsfigur funktioniert. Um 1920 liegt damit der erste literarische Text vor, der deutsche Leser:innen dazu einlädt, sich mit einer stereotypen afrikanischen Kannibalenfigur zu iden- tifizieren. Hatako tritt als Askari in die deutsche Kolonialtruppe ein und wird im

---

32 Kafka [1922], S. 336–337.

33 Kafka, NSF II, S. 648.

34 Vgl. Kafka, T, S. 130; Kafka, NSF II, S. 64.

35 Musil [1943], S. 1436.

36 Heye (1921), S. 9.



Lauf seiner Bildungsreise zum Protagonisten einer erfolgreichen militärischen Rachehandlung. Sein individuelles Handeln ist schlachtentscheidend, und statt mit Fernwaffen zu hantieren, nutzt er die eigenen Hände und Zähne.

Überdeutlich ist das Kompensationsmoment vor dem Hintergrund des „Kriegskrüppel“-Diskurses: Während verletzte Männlichkeit etwa in Ernst Weiß' *Franta Zlin* und Ernst Tollers *Der deutsche Hinkemann* mit großer Deutlichkeit als solche verhandelt wird, fokussiert sich Heyes Roman ganz auf die Vitalität, Sportlichkeit und Widerstandsfähigkeit seines Helden, die sich nicht zuletzt in der raschen und spurlosen Heilung seiner Kriegsverletzungen beweist. Solange Hatako nur genügend zu essen bekommt, ist er auch gesund: „Die wenige Weiterbehandlung, die der nötig hat, übernimmt am besten der Koch.“<sup>37</sup> An Heyes Roman lässt sich eine regelrechte Fetischisierung des männlichen Kannibalen beobachten. Das vom Text veranstaltete *Spectacle of the Other*<sup>38</sup> wird auf ein leistungsfähiges soldatisches Männerbild hin funktionalisiert: Mit der Synthese aus Kannibale und Askari entwirft der Roman einen so exotischen wie sportlich und militärisch funktionalen, einen so formschönen wie abgehärteten Körper – eine Synthese, die misslingen muss, kann der:die Kannibal:in doch nicht als geschlossener, gestählter Hard Body imaginiert werden, ohne ein wesentliches Moment dieser Figur auszulöschen.

Insofern als das Kannibalische in *Hatako* sicher an den Körper eines Anderen gebunden wird, lässt es sich hier, anders als etwa bei Kafka, Lessing oder Poot, zu Unterhaltungszwecken bestaunen: Dieser Text ist sehr explizit. Dabei kommt nicht einmal *Secure Horror* auf, stellt Hatako doch ausschließlich für seine „schwarzen Brüder“ eine Gefahr dar.<sup>39</sup> Dies ermöglicht es Heyes Roman, die kannibalischen Handlungen so grell zu beleuchten und so pornografisch auszustellen wie kein anderer der hier untersuchten Texte. Lessings Fallgeschichte dagegen zeigt ebenso wie seine Hauptfigur eine gewisse Scheu, „vielleicht [...] ein letztes Restchen menschlicher Scham, das Gräßlichste einzugestehen“ bzw. zu beschreiben,<sup>40</sup> und auch der Bürgerkriegsberichterstatte Linke Poot bezeugt *Kannibalisches* nur mit Widerwillen; er ist einer, der „die Augen zukneift“.<sup>41</sup>

## Der Text als Krypta

Das sechste Kapitel untersuchte mit Linke Poots *Kannibalisches* einen Text, der sich als unheroische Gegenrede zum soldatischen Kannibalismus nach Artur Heye verstehen lässt. Der in mehrere Abschnitte unterteilte Artikel funktio-

---

37 Heye (1922), S. 67.

38 Vgl. Hall (1997).

39 Heye (1922), S. 78.

40 Lessing [1925a], 74.

41 Poot [1919a], S. 20.

niert als Satire und als Bericht aus der Schwellenzeit des Kriegs im Nachkrieg, als Kritik der Gewalt und heroischer Opferdiskurse. Poot führt in *Kannibalisches* einen Beweis von den kannibalischen Zuständen in Berlin-Lichtenberg im März 1919. „Kannibalisch“ ist an dieser Stelle metaphorisch zu verstehen: Das Bild des gegenseitigen Verspeisens unter Angehörigen der gleichen Art wird hinübergetragen in den Bereich des Tötens unter Angehörigen desselben Staates.

Poot entwickelt eine eigene Form anthropophagisch-anthropemischer Poetik,<sup>42</sup> eine Poetik des Einverleibens und des Ausspeisens. Insofern als Poot einen Kannibalismusvorwurf gegen die Mächtigen und die im scheinbaren Frieden waltende „Schlachordnung“<sup>43</sup> erhebt, schreibt er sich in die Tradition kannibalischer Kulturkritik ein, die bis zu Montaignes *Des Cannibales* zurückreicht. Poot vertraut dabei auf das kritische Urteilsvermögen des Ekels: Ekelhaft drängt sich Poots Ohr das Kriegsgeräusch und zuletzt der Schuss einer tödlichen Salve auf, womit er zum unfreiwilligen Ohrenzeugen der innerstaatlichen Kannibalisierung wird. Indem *Kannibalisches* Fragen des Einschlusses als Fragen eines Urteils über Abstoßung oder Aufnahme verhandelt, organisiert auch dieser Text Pollution-Probleme. Zugleich liegt hier ein Text vor, der endokannibalisch funktioniert und in seiner Mitte eine verstorbene Angehörige, Döblins Schwester Meta Goldenberg, eingeschlossen hat. *Kannibalisches* kulminiert auf seinem Höhepunkt in eine Vomitio, funktioniert in seinem Zentrum aber als Krypta. Der Text zeichnet sich also durch eine doppelte Bewegung aus: anthropophage Introjektion einerseits, Kotzrede gegen die kannibalischen Zustände in Berlin-Lichtenberg andererseits.

Ausgehend von der trauernden Inkorporation einer Toten in Linke Poots Text lassen sich auch die anderen in dieser Arbeit untersuchten Texte nach dem Einschluss realer historischer Toter befragen. Insofern als hier Revolutionen und ihre Niederschlagungen, Hunger, Kolonialkriege und das „Schlachthaus“ des Ersten Weltkriegs Gegenstand waren, nimmt deren Anzahl enorme Dimensionen an. Ein einzelnes besonders markantes Beispiel möchte ich herausgreifen, in dem ebenfalls, wie bei Meta Goldenberg, in verschlüsselter Weise eine mit Namen zu bezeichnende historische Person in einen kannibalischen Text eingeschlossen wurde: der von deutschen Kolonialherr:innen im Jahr 1900 exekutierte Chagga-Chief Mangi Meli, nach dessen Human Remains bis heute gesucht wird. Heyes *Hatako-Roman* weist ihm als „König Melis“ die Rolle des Antagonisten zu, der in der finalen Rachehandlung von der Identifikationsfigur getötet wird. In den Geschichtsfälschungen, die diese Szene enthält, besteht die diskursive und zugleich tödliche Gewalt, die in kolonialer Unterhaltungsliteratur wirkt und die nicht zuletzt (und dies im Spektakel des Anderen, der Figur „Hatako“) in

---

42 Vgl. Lévi-Strauss [1955], S. 382–383.

43 Foucault [1996], S. 63.

der asymmetrischen Auslöschung der Spuren des Anderen, nämlich Mangi Meli besteht.<sup>44</sup>

### Kannibalismus als Verwertung, Verarbeitung und Verstoffwechslung

Das siebte und letzte Kapitel nahm das Kannibalische unter ökonomischen Gesichtspunkten in den Blick, wobei Fragen von Feindschaft und Krieg, Liebe und Vereinigung zunächst zurückgestellt wurden. Statt Exo- oder Endokannibalismus stand der ungerührte, profane Kannibalismus im Mittelpunkt, bei dem der Menschenkörper als gewöhnliche Ressource und Rohstoff genutzt wird. Ökonomische Kannibalismusfiguren kommen dennoch nicht ohne Antagonismen aus. Dass die Figur des Kannibalischen insbesondere der Kapitalismuskritik so sehr in die Hände spielt, liegt in der Verfasstheit der Figur selbst: Insofern als sich das Kannibalische durch aggressive Antisozialität auszeichnet, die verbale Verständigung und politische Bündnisbildung verweigert und stattdessen auf die rücksichtslose körperliche Verwertung des:der Anderen setzt, eignet sich die Figur vorzüglich zur Kritik wirtschaftlicher Ausbeutungsverhältnisse, des Verschleißes von Arbeiter:innenkörpern in Fabriken und eines sich alles unterschiedslos einverleibenden Kapitalismus. Noch ausdrücklicher als in anderen Kapiteln ging es hier um Verhältnisse, nicht selten auch um die Verhältnisse verschiedener Fresser:innen oder Fressdynamiken zueinander: Als riesenhaft „große[r]“ gegenüber dem „kleine[n]“ Gargantua tritt etwa die Hyperinflation bei Ernst Weiß auf; ähnlich können auch bei Berta Lask die „Menschenfresser“ vom „Obermenschenfresser“ mühelos und „mit einem Maulaufreißen“ verschlungen werden.<sup>45</sup>

Die untersuchten Texte hatten einen ausgeprägten Zukunftsbezug: So gilt es in Lasks *Der Obermenschenfresser Weltkapitalismus und die Internationale Arbeiterhilfe* der monströsen Titelgestalt durch die internationale Solidarisierung aller kleinen Essbaren das Handwerk zu legen, während aus der technopessimistischen Perspektive von Hermann Keyserlings *Reisetagebuch eines Philosophen* der in Chicago zu besichtigende Fortschritt der Schlachthaus-„Maschinerie“<sup>46</sup> nicht mehr aufzuhalten ist. Chicago als „Hölle mit der offenen Klappe“<sup>47</sup> steht dabei für eine andere Art der Verwertung von Menschenmaterial als der Erste Weltkrieg – obwohl sie sich im Modus der kannibalischen Satire durchaus zusammendenken lassen. Ganz in der Tradition Swifts schlägt Brecht vor, dass die Toten des Weltkriegs die kriegsbedingten Nahrungspro-

---

44 Vgl. Spivak (1988), S. 281; LeGall (2018); Chandler (2023).

45 Weiß [1922], S. 300; Lask (1924), S. 5.

46 Keyserling [1919], S. 812.

47 Kummer [1913], S. 146.

duktionsausfälle doch selbst mit ihrem frisch geschlachteten Fleisch kompensieren könnten.<sup>48</sup> Bei Brecht hat die „Verwertbarkeit des Proletariats“ nur eine „Grenze[]“, nur einen „Fehler“: dass das, was „geessen wurde, seinerseits hinfort kein Essen mehr kaufen könnte.“<sup>49</sup> „Alle Proleten geschlachtete vermehren die Absatzkrise auf dem Fleischmarkt.“<sup>50</sup>

In Alfred Döblins zuletzt am weitesten in die Zukunft ausschweifenden Science-Fiction-Roman *Berge Meere und Giganten* verkompliziert sich die Situation, da hier alles Organische von einer neuartigen Biotechnologie erfasst und zur Stoffwechselerarbeit gezwungen wird. Die Meki-Technologie ist eine Kriegstechnologie und dabei ebenso kannibalisch integrativ und entdifferenzierend wie die großen Schweineschmalzkessel in Chicagos Fleischfabriken bei Sinclair: Ein:e verunfallte:r, in den Kessel gestürzte:r Arbeiter:in ist in dem glatten Endprodukt „Durham’s Pure Leaf Lard“ für die Konsument:innen gar nicht mehr auszumachen.<sup>51</sup> In *Berge Meere und Giganten* sind die Fress- und Verdauungsprozesse maximal offen. Alles kann hier in den Stoffaustausch eintreten: in die „fettzeugenden Därme Lebern Fischrumpfe Schafsmägen“, die in den Meki-Bassins unfreie Arbeit leisten, und in „das langsame Hin und Her der Därme“ der „Menschentürme“, in ihre durchlässigen „Bauchdecken“, in die unter vielem anderen auch „Baumstämme und Tierrumpfe [eingewuchert]“ und „verlötet[]“ sind.<sup>52</sup> Damit ist die Figur des Kannibalischen an ihre Grenze geführt, verliert sie doch in einem Jenseits der Gattungsordnung ihren Sinn.

Die indifferente Einverleibung wiederholt sich in *Berge Meere und Giganten* auf der Ebene einer kannibalischen Textökonomie, die nicht nur das Individuelle im impersonalen Erzählen der Massen einebnet, sondern auch (darin besteht die kannibalische Poetologie im Sinne Flauberts) auf große Mengen unterschiedlicher textlicher Quellen zurückgreift, um diese alle gleichermaßen ungerührt dem eigenen Textkörper einzuspeisen. Das Kannibalische ist hier ein Modus gefräßiger Textmassenproduktion. In der Ambivalenz von Identifikation und Vernichtung besteht nicht nur, wie an Döblins und Poots *Penthesilea*-Reflexion vorgeführt, ein Kernproblem des kannibalischen Liebesdiskurses, sie findet sich auch in den intertextuellen Aneignungsbeziehungen: Fressen wie ein:e Kannibal:in und Lesen, „wie die Flamme das Holz ‚liest‘.“<sup>53</sup> Das Kannibalische ist eine so überdeterminierte wie wandelbare diskursiv mobile kulturelle Figur und eine Figur feindlicher Offenheit. Vielleicht ist sie nichts anderes als eine immer neue und immer andere produktive Verfehlung des Anderen durch dessen Aneignung.

---

48 Vgl. Brecht (1989), S. 15–16.

49 Brecht (1989), S. 11–12.

50 Brecht (1989), S. 11.

51 Sinclair (1906a), S. 117.

52 Döblin [1924a], S. 302, 517–518.

53 Döblin [1921], S. 31.



# Literaturverzeichnis

## Quellen

- Abraham, Karl: Ergänzungen zur Lehre vom Analcharakter. In: Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse, 9/1 (1923), S. 27–47.
- Adorno, Theodor: Der Ur [1932]. In: ders.: Gesammelte Schriften, Bd. 20.2: Vermischte Schriften II. Hg. v. Rolf Tiedemann. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1986, S. 562–564.
- Adorno, Theodor: Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben [1951]. Gesammelte Schriften, Bd. 4. Hg. v. Rolf Tiedemann. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2003.
- Andrade, Oswald de: Manifesto Antropofago. In: Revista de Antropofagia, 1/1 (1928), S. 3, 7.
- Andree, Richard: Die Verbreitung der Anthropophagie. Mit einer Karte und 3 Holzschnitten. Leipzig: Hundertstund & Pries 1874.
- Arnim, Achim / Brentano, Clemens: Frommer Soldaten seligster Tod. In: dies.: Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder, gesammelt von Achim von Arnim und Clemens Brentano [1806/08]. Kritische Ausg., Bd. 1. Hg. u. komm. v. Heinz Rölleke. Stuttgart: Reclam 2006, S. 217–221.
- Benjamin, Walter: Einbahnstraße [1928]. In: ders.: Gesammelte Schriften, Bd. 4/1. Hg. v. Rolf Tiedemann / Hermann Schweppenhäuser. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1991, S. 83–148.
- Benjamin, Walter: Karl Kraus [1931a]. In: ders.: Gesammelte Schriften, Bd. 2/1. Hg. v. Rolf Tiedemann / Hermann Schweppenhäuser. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1991, S. 334–367.
- Benjamin, Walter: Zur Theorie des Unmenschlichen [1931b]. In: ders.: Gesammelte Schriften, Bd. 2/3. Hg. v. Rolf Tiedemann / Hermann Schweppenhäuser. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1991, S. 1106.
- Bilse, Fritz: Afim-Assanga: Die Schwarze Welle. Ein N[\*\*\*]roman von Afim Assanga, bearbeitet und herausgegeben von Fritz Oswald Bilse. Regensburg: Habel & Naumann 1925.
- Blei, Franz: Döblins Wallenstein [1921]. In: Ingrid Bode / Ingrid Schuster (Hg.): Alfred Döblin im Spiegel der zeitgenössischen Kritik. Bern: Francke 1973, S. 89–90.
- Blei, Franz: Das große Bestiarium der modernen Literatur. Berlin: Rowohlt 1922.
- Brecht, Bertolt: Werke, Bd. 17, Prosa 2: Romanfragmente und Romanentwürfe. Hg. v. Wolfgang Jeske. Berlin: Aufbau 1989.
- Brennecke, Hans: Debilität, Kriminalität und Revolution. In: Archiv für Psychiatrie und Nervenkrankheiten, 63/1 (1921), S. 247–260.
- Brunner, Constantin: Vom Einsiedler Constantin Brunner. Potsdam: Kiepenheuer 1924.

- Buchwald, Gustav von: Uralte Erbstücke. Eine kulturwissenschaftliche Skizze. In: Die Gartenlaube. Illustriertes Familienblatt, 8 (1890), S. 250–252.
- Burke, Edmund: Betrachtungen über die Französische Revolution [Reflections on the Revolution in France, 1790]. Aus d. Engl. v. Friedrich Gentz. Hg. v. Ulrich Frank-Planitz. Zürich: Manesse 1987.
- Colón, Cristóbal: Diario de a bordo. Hg. v. Luis Arranz. Madrid: Historia 1985.
- Conrad, Joseph: Heart of Darkness [1899]. Hg. v. John G. Peters. Peterborough: Broadview 2019.
- Conrad, Joseph: The Secret Agent. A Simple Tale [1907]. Hg. v. Roger Tennant. Oxford: Oxford University Press 1989.
- Cook, James: The Journals of Captain James Cook on His Voyages of Discovery. Vol. II: The Voyage of the Resolution and Adventure 1772–1775 [1777]. Hg. v. John Cawte Beaglehole. Cambridge: Cambridge University Press 1961.
- Darwin, Charles: The Descent of Man, and Selection in Relation to Sex. 2 Bde., Bd. 1. London: Murray 1871.
- Detzner, Hermann: Vier Jahre unter Kannibalen. Von 1914 bis zum Waffenstillstand unter deutscher Flagge im unerforschten Inneren von Neuguinea [1920]. 4. unv. Aufl. Berlin: Scherl 1921.
- Dinter, Artur: Die Sünde wider das Blut: Ein Zeitroman [1917]. 10. Aufl. Leipzig: Matthes & Thost 1920.
- Dix, Arthur: Was Deutschland an seinen Kolonien verlor. Berlin: Hobbing 1926.
- Döblin, Alfred: Der schwarze Vorhang. Roman von Worten und Zufällen [1912/19]. In: ders.: Ausgewählte Werke in Einzelbänden. Jagende Rosse. Der schwarze Vorhang und andere frühe Erzählwerke. Hg. v. Anthony W. Riley. Olten: Walter 1981, S. 107–205.
- Döblin, Alfred: Reims [1914]. In: ders.: Ausgewählte Werke in Einzelbänden. Schriften zu Politik und Gesellschaft 1896–1951. Hg. v. Heinz Graber. Olten: Walter 1972, S. 17–25.
- Döblin, Alfred: Der Dreißigjährige Krieg [1919]. In: ders.: Ausgewählte Werke in Einzelbänden. Schriften zu Politik und Gesellschaft 1896–1951. Hg. v. Heinz Graber. Olten: Walter 1972, S. 45–59.
- Döblin, Alfred: Wallenstein [1920]. Ausgewählte Werke in Einzelbänden. Hg. v. Walter Muschg. Olten: Walter 1965.
- Döblin, Alfred: Der Epiker, sein Stoff und die Kritik [1921]. In: ders.: Ausgewählte Werke in Einzelbänden. Schriften zu Leben und Werk. Hg. v. Erich Kleinschmidt. Olten: Walter 1986, S. 25–36.
- Döblin, Alfred: Autobiographische Skizze [1922a]. In: ders.: Ausgewählte Werke in Einzelbänden. Schriften zu Leben und Werk. Hg. v. Erich Kleinschmidt. Olten: Walter 1986, S. 36–37.
- Döblin, Alfred: Metapsychologie und Biologie [1922b]. In: ders.: Ausgewählte Werke in Einzelbänden. Kleine Schriften II: 1922–1924. Hg. v. Anthony Riley. Olten: Walter 1990, S. 182–193.
- Döblin, Alfred: Die Psychiatrie im Drama. „Das Käthchen von Heilbronn“ im Staatstheater, „Penthesilea“ im Deutschen Theater, Andrejews „Gedanke“ in

- der Tribüne [1923]. In: ders.: *Ausgewählte Werke in Einzelbänden. Kleine Schriften II: 1922–1924*. Hg. v. Anthony Riley. Olten: Walter 1990, S. 213–217.
- Döblin, Alfred: *Berge Meere und Giganten* [1924a]. *Ausgewählte Werke in Einzelbänden*. Hg. v. Gabriele Sander. Düsseldorf: Walter 2006.
- Döblin, Alfred: *Bemerkungen zu „Berge Meere und Giganten“* [1924b]. In: ders.: *Ausgewählte Werke in Einzelbänden. Schriften zu Leben und Werk*. Hg. v. Erich Kleinschmidt. Olten: Walter 1986, S. 49–60.
- Döblin, Alfred: *Der Geist des naturalistischen Zeitalters* [1924c]. In: ders.: *Ausgewählte Werke in Einzelbänden. Schriften zu Ästhetik, Poetik und Literatur*. Hg. von Erich Kleinschmidt. Olten: Walter 1989, S. 168–190.
- Döblin, Alfred: *Die beiden Freundinnen und ihr Giftmord* [1924d]. Hg. v. Christina Althen. Frankfurt a.M.: Fischer 2013.
- Döblin, Alfred: *Das Pseudonym* [1926]. In: ders.: *Ausgewählte Werke in Einzelbänden. Schriften zu Leben und Werk*. Hg. v. Erich Kleinschmidt. Olten: Walter 1986, S. 76–77.
- Döblin, Alfred: *Erster Rückblick* [1928]. In: ders.: *Ausgewählte Werke in Einzelbänden. Schriften zu Leben und Werk*. Hg. v. Erich Kleinschmidt. Olten: Walter 1986, S. 108–178.
- Döblin, Alfred: *Berlin Alexanderplatz. Die Geschichte vom Franz Biberkopf* [1929]. *Ausgewählte Werke in Einzelbänden*. Hg. v. Walter Muschg. Olten: Walter 1961.
- Döblin, Alfred: *Gegen die Kulturreaktion! Gegen den Abtreibungsparagrafen! Für Friedrich Wolf!* [1931]. In: ders.: *Ausgewählte Werke in Einzelbänden. Kleine Schriften III*. Hg. v. Anthony Riley. Zürich: Walter 1999, S. 259–261.
- Döblin, Alfred: *Unser Dasein* [1933]. *Ausgewählte Werke in Einzelbänden*. Hg. v. Walter Muschg. Olten: Walter 1964.
- Döblin, Alfred: *Epilog* [1948]. In: ders.: *Ausgewählte Werke in Einzelbänden. Schriften zu Leben und Werk*. Hg. v. Erich Kleinschmidt. Olten: Walter 1986, S. 287–321.
- Döblin, Alfred: *Briefe I [Br I]*. *Ausgewählte Werke in Einzelbänden*. Hg. v. Heinz Graber. Olten: Walter 1970.
- Dostojewskij, Fjodor: *Der Idiot. Roman* [1869]. Aus d. Russ. neu übers. v. Swetlana Geier. Frankfurt a.M.: Fischer 2009.
- Edschmid, Kasimir: *Erzählungsliteratur. III. Deutsche Literatur* [1921]. In: Ingrid Bode / Ingrid Schuster (Hg.): *Alfred Döblin im Spiegel der zeitgenössischen Kritik*. Bern: Francke 1973, S. 92–93.
- Einstein, Carl: *N[\*\*\*]plastik. Mit 119 Abbildungen*. Leipzig: Verlag der weißen Bücher 1915.
- Elias, Norbert: *Über den Prozess der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen* [1939]. 2 Bde. 20., neu durchges. u. erw. Aufl. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1997.



- Engels, Friedrich: Die Lage der arbeitenden Klasse in England. Nach eigener Anschauung und authentischen Quellen [1845]. In: ders. / Karl Marx: Werke, Bd. 2. Berlin: Dietz 1962, S. 225–506.
- Engels, Friedrich: Die englische Zehnstundenbill [1850]. In: ders. / Karl Marx: Werke, Bd. 7. Berlin: Dietz 1990, S. 233–243.
- Erzberger, Matthias: Rede in einer Versammlung der Deutschen Liga für Völkerbund in Berlin am 16. März 1919 [1919]. In: Hans Poeschel (Hg.): Die Kolonialfrage im Frieden von Versailles. Dokumente zu ihrer Behandlung. Berlin: Mittler 1920, S. 81.
- Eulenberg, Albert: Kriegsnervosität. In: Die Umschau, 19 (1915), S. 1.
- Federn, Paul: Zur Psychologie der Revolution. Die vaterlose Gesellschaft. Nach Vorträgen in der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung und im Monistenbund. Leipzig: Anzengruber 1919.
- Fichte, Johann Gottlieb: Zurückforderung der Denkfreiheit von den Fürsten Europas, die sie bisher unterdrückten. Eine Rede [1793]. In: ders.: Fichtes Werke, Bd. VI: Zur Politik und Moral. Hg. v. Immanuel Hermann Fichte. Berlin/Boston: de Gruyter 1971, S. 1–35.
- Flaubert, Gustave: Correspondance II. Juillet 1851–décembre 1858 [C II]. Hg. v. Jean Bruneau. Paris: Gallimard 1980.
- Flaubert, Gustave: Correspondance III. Janvier 1859–décembre 1868 [C III]. Hg. v. Jean Bruneau. Paris: Gallimard 1991.
- Ford, Henry: My Life and Work [1922]. New York: Doubleday 1923.
- Forster, Georg: Reise um die Welt [1777]. Werke in vier Bänden, Bd. 1. Hg. v. Gerhard Steiner. Leipzig: Insel 1971.
- Fraas, Carl: Geschichte der Landbau- und Forstwissenschaft. Seit dem sechzehnten Jahrhundert bis zur Gegenwart. München: Cotta 1865.
- Freimark, Hans: Die Revolution als psychische Massenerscheinung. München: Bergmann 1920.
- Freud, Sigmund: Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie [1905a]. In: ders.: Gesammelte Werke chronologisch geordnet, Bd. 5. Hg. v. Anna Freud u.a. Frankfurt a.M.: Fischer 1968, S. 27–145.
- Freud, Sigmund: Der Witz und seine Beziehung zum Unbewussten [1905b]. Gesammelte Werke chronologisch geordnet, Bd. 6. Hg. v. Anna Freud u.a. Frankfurt a.M.: Fischer 1948.
- Freud, Sigmund: Totem und Tabu. Einige Übereinstimmungen im Seelenleben der Wilden und der Neurotiker [1912/13]. Gesammelte Werke chronologisch geordnet, Bd. 9. Hg. v. Anna Freud u.a. 7. Aufl. Frankfurt a.M.: Fischer 1986.
- Freud, Sigmund: Triebe und Tribschicksale [1915a]. In: ders.: Gesammelte Werke chronologisch geordnet, Bd. 10. Hg. v. Anna Freud u.a. Frankfurt a.M.: Fischer 1963, S. 210–232.
- Freud, Sigmund: Zeitgemäßes über Krieg und Tod [1915b]. In: ders.: Gesammelte Werke chronologisch geordnet, Bd. 10. Hg. v. Anna Freud u.a. Frankfurt a.M.: Fischer 1963, S. 323–340.

- Freud, Sigmund: Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse [1916/17]. Gesammelte Werke chronologisch geordnet, Bd. 11. Hg. v. Anna Freud u.a. Frankfurt a.M.: Fischer 1966.
- Freud, Sigmund: Trauer und Melancholie [1917]. In: ders.: Gesammelte Werke chronologisch geordnet, Bd. 10. Hg. v. Anna Freud u.a. Frankfurt a.M.: Fischer 1963, S. 428–446.
- Freud, Sigmund: Aus der Geschichte einer infantilen Neurose [1918]. In: ders.: Gesammelte Werke chronologisch geordnet, Bd. 12. Hg. v. Anna Freud u.a. Frankfurt a.M.: Fischer 1966, S. 27–157.
- Freud, Sigmund: Massenpsychologie und Ich-Analyse [1921]. In: Gesammelte Werke chronologisch geordnet, Bd. 13. Hg. v. Anna Freud u.a. Frankfurt a.M.: Fischer 1963, S. 71–161.
- Freud, Sigmund: Über einige neurotische Mechanismen bei Eifersucht, Paranoia und Homosexualität [1922]. In: ders.: Gesammelte Werke chronologisch geordnet, Bd. 13. Hg. v. Anna Freud u.a. Frankfurt a.M.: Fischer 1999, S. 195–207.
- Freud, Sigmund: Das Ich und das Es [1923]. In: ders.: Gesammelte Werke chronologisch geordnet, Bd. 13. Hg. v. Anna Freud u.a. Frankfurt a.M.: Fischer 1999, S. 235–289.
- Freud, Sigmund: Die Verneinung [1925]. In: ders.: Gesammelte Werke chronologisch geordnet, Bd. 14. Hg. v. Anna Freud u.a. Frankfurt a.M.: Fischer 1963, S. 9–15.
- Freud, Sigmund: Die Frage der Laienanalyse. Unterredungen mit einem Unparteiischen [1926]. In: ders.: Werke chronologisch geordnet, Bd. 14. Hg. v. Anna Freud u.a. Frankfurt a.M.: Fischer 1963, S. 207–296.
- Freud, Sigmund: Die Zukunft einer Illusion [1927]. In: ders.: Gesammelte Werke chronologisch geordnet, Bd. 14. Hg. v. Anna Freud u.a. Frankfurt a.M.: Fischer 1963, S. 323–380.
- Freud, Sigmund: Warum Krieg? [1933]. In: ders.: Gesammelte Werke chronologisch geordnet, Bd. 16. Hg. v. Anna Freud u.a. Frankfurt a.M.: Fischer 1961, S. 11–27.
- Freud, Sigmund: Der Mann Moses und die monotheistische Religion [1939]. In: ders.: Gesammelte Werke chronologisch geordnet, Bd. 16. Hg. v. Anna Freud u.a. Frankfurt a.M.: Fischer 1961, S. 101–246.
- Gennep, Arnold van: Übergangsriten [Les rites de passage, 1909]. Aus d. Franz. v. Klaus Schomburg / Sylvia Schomburg-Scherff. Mit einem Nachw. v. Sylvia Schomburg-Scherff. Frankfurt a.M.: Campus 1986.
- Glass, Max: Die entfesselte Menschheit. Leipzig: Staakmann 1919.
- Goll, Claire: Amerikanisches Kino [1920]. In: dies.: Der Gläserne Garten. Prosa 1917–1939. Hg. u. komm. v. Barbara Glauert-Hesse. Berlin: Argon 1989, S. 67–69.
- Goll, Claire: Vorwort. In: dies. (Hg.): Die neue Welt. Eine Anthologie jüngster amerikanischer Lyrik. Berlin: Fischer 1921, S. 7–10.
- Graham, George: Life in the Mofussil; or, the Civilian in Lower Bengal, Vol. 2. London: Kegan Paul 1878.

- Grimm, Jacob / Grimm, Wilhelm: Hänsel und Gretel [1812]. In: dies.: Kinder- und Hausmärchen, Bd. 1: Märchen. Mit einem Anh. sämtlicher, nicht in allen Aufl. veröff. Märchen u. Herkunftsnachw. Hg. v. Heinz Rölleke. Stuttgart: Reclam 1980, S. 100–108.
- Gumbel, Emil: Vier Jahre politischer Mord. Berlin: Verlag der Neuen Gesellschaft 1922.
- Haarmann, Friedrich / N.N.: Gespräche in Göttingen, 18. August–25. September 1924 [1924]. In: Michael Farin / Christine Pozsár (Hg.): Die Haarmann-Protokolle. Reinbek: Rowohlt 1995, S. 205–461.
- Haeckel, Ernst: Generelle Morphologie der Organismen. Allgemeine Grundzüge der organischen Formen-Wissenschaft, Bd. 1: Allgemeine Anatomie der Organismen. Berlin: Reimer 1866.
- Hagenbeck, Carl: Von Tieren und Menschen. Erlebnisse und Erfahrungen. Neue wohlfeile Ausg. Textlich vermehrt. Berlin: Deutsches Verlagshaus 1909.
- Hahnemann, Else / Zimmermann, Waldemar: Winke für den Kriegshaushalt. Berlin: Reichsverlag 1915.
- Hamsun, Knut: Hunger [Sult, 1890]. Aus d. Norweg. v. Siegfried Weibel. München: List 1997.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundrisse. Dritter Teil: Die Philosophie des Geistes. Mit den mündlichen Zusätzen [1830]. Werke, Bd. 10. Hg. v. Eva Moldenhauer / Karl Markus Michel. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1986.
- Heichen, Arthur: Deutschlands Zahlungsbilanz. Zugleich Chronik der Auslandsbeziehungen der deutschen Volkswirtschaft. Wiesbaden: Springer 1925.
- Herbertz, Richard: Verbrecher-Dämmerung. Psychologische Deutung und weltanschauliche Perspektiven der jüngsten Mordfälle Haarmann, Angerstein, Denke usw. München: Pechstein 1925.
- Herodot: Historien. Aus d. Altgriech. übers. u. hg. v. Kai Brodersen / Christine Ley-Hutton. Stuttgart: Reclam 2019.
- Hesse, Hermann: Keyserlings Reisetagebuch [1920]. In: ders.: Sämtliche Werke, Bd. 18: Die Welt im Buch III: Rezensionen und Aufsätze aus den Jahren 1917–1925. Hg. v. Volker Michels. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2002, S. 183–186.
- Heye, Artur: Hatako, der Kannibale. Berlin: Safari 1921.
- Heye, Artur: Hatako, der Kannibale, Bd. 2. Berlin: Safari 1922.
- Hindenburg, Paul von: Aus meinem Leben. Leipzig: Hirzel 1920.
- Hink, August: Es muß reichen! Sparsame Volksernährung eine Bedingung unseres Sieges. Mit dem Anhang Süddeutsche Hausmannskost (Kriegskost) von Hilde Hink. Karlsruhe: Braun 1915.
- Hofmannsthal, Hugo von: Die Ironie der Dinge [1921]. In: ders.: Gesammelte Werke, Bd. 9: Reden und Aufsätze 2: 1914–1924. Hg. v. Bernd Schoeller / Ingeborg Beyer-Ahlert. Frankfurt a.M.: Fischer 1979, S. 138–141.
- Holitscher, Arthur: Amerika heute und morgen. Reiseerlebnisse. Berlin: Fischer 1912.

- Hommel, Fritz: Vorwort. In: Moritz Merker: Die Masai. Ethnographische Monographie eines afrikanischen Semitenvolkes. Mit 89 Figuren, 6 Tafeln, 62 Abbildungen u. einer Übersichtskarte. 2. verb. u. vermehrte Aufl. Berlin: Reimer 1910, S. XIII–XXII.
- Huch, Ricarda: Der große Krieg in Deutschland, Bd. 3: Der Zusammenbruch 1633–1650. Leipzig: Insel 1914.
- Humboldt, Alexander von: Menschenfressen, Tagebuch III, Bl. 68V, Eintrag ohne Ort u. ohne Datum [o.D.]. In: ders.: Reise durch Venezuela. Auswahl aus den amerikanischen Tagebüchern. Hg. v. Margot Faak. Berlin: Akademie 2000, S. 346–348.
- Humboldt, Alexander von: Auszüge aus einigen Briefen des Frhrn. Alex. v. Humboldt an den Herausgeber, sowie Al. v. Humboldts nächtliche Scene am Orinoco. In: ders.: Vermischte Nachrichten, Allgemeine geographische Ephemeriden, 22/1 [1807], S. 107–112. Sämtliche Schriften digital, Hg. v. Oliver Lubrich / Thomas Nehrlich, Universität Bern 2021. URL: [https://humboldt.unibe.ch/text/1807-Auszuege\\_aus\\_einigen-1](https://humboldt.unibe.ch/text/1807-Auszuege_aus_einigen-1).
- Humboldt, Alexander von: Die Forschungsreise in den Tropen Amerikas [Relation historique. Voyage aux régions équinoxiales du Nouveau Continent, fait en 1799, 1800, 1801, 1802, 1803, et 1804, par Al. de Humboldt et A. Bonpland, 1814–1825]. Studienausgabe, Bd. II, Teilband 3. Hg. u. komm. v. Hanno Beck. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1997.
- Hussong, Friedrich: Bilderbogen der Revolution. In: Die Gartenlaube. Illustriertes Familienblatt, 4 (1919a), S. 52–53.
- Hussong, Friedrich: Bilderbogen der Revolution II. In: Die Gartenlaube. Illustriertes Familienblatt, 5 (1919b), S. 64–65.
- Hussong, Friedrich: Bilderbogen der Revolution IV. In: Die Gartenlaube. Illustriertes Familienblatt, 7 (1919c), S. 85–87.
- Hussong, Friedrich: Hungerjahre. In: Die Gartenlaube. Illustriertes Familienblatt, 35 (1919d), S. 511–515.
- Hyan, Hans: Massenmörder Haarmann. Eine kriminalistische Studie [1924]. Bonn: Minifanal 2019.
- Jagor, Fedor: Cannibalismus in Bengalen. (Life in the Mofussil II, 35.). In: Zeitschrift für Ethnologie. Organ der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, 16 (1884), S. 72.
- Jannasch, Lilli: Schwarze Schmach und schwarz-weiß-rote Schande. Berlin: Verlag Neues Vaterland 1921.
- Juchacz, Marie: Friedensvertrag und Kolonialarbeit. In: Alfred Mansfeld (Hg.): Sozialdemokratie und Kolonien. Berlin: Verlag für Sozialistische Monatshefte 1919, S. 60.
- Julian, Fritz: Angebliche Menschenfresserei im dreißigjährigen Kriege. Quellenkritische Untersuchung. In: Mitteilungen des Historischen Vereins der Pfalz, 45 (1927), S. 37–92.
- Jung, Franz: Proletarier. Erzählung. Berlin: Malik 1921.
- Jung, Franz: Hunger an der Wolga. Berlin: Malik 1922.

- Jung, Franz: Die Eroberung der Maschinen. Berlin: Malik 1923.
- Jünger, Ernst: Der Kampf als inneres Erlebnis [1922]. In: ders.: Krieg als inneres Erlebnis: Schriften zum Ersten Weltkrieg. Hg. v. Helmut Kiesel. Stuttgart: Klett-Cotta 2016, S. 34–131.
- Jünger, Ernst: Die Materialschlacht [1925]. In: ders.: Politische Publizistik 1919 bis 1933. Hg., komm. u. mit einem Nachwort v. Sven Berggötz. Stuttgart: Klett-Cotta 2001, S. 53–57.
- Kafka, Franz: Ein Bericht für eine Akademie [1917]. In: ders.: Drucke zu Lebzeiten. Schriften, Tagebücher, Briefe. Kritische Ausgabe. Hg. v. Wolf Kittler / Hans Gerd-Koch / Gerhard Neumann. Frankfurt a.M.: Fischer 1994, S. 299–313.
- Kafka, Franz: In der Strafkolonie [1919]. In: ders.: Drucke zu Lebzeiten. Schriften, Tagebücher, Briefe. Kritische Ausgabe. Hg. v. Wolf Kittler / Hans-Gerd Koch / Gerhard Neumann. Frankfurt a.M.: Fischer 1994, S. 201–248.
- Kafka, Franz: Ein Hungerkünstler [1922]. In: ders.: Drucke zu Lebzeiten. Schriften, Tagebücher, Briefe. Kritische Ausgabe. Hg. v. Wolf Kittler / Hans Gerd-Koch / Gerhard Neumann. Frankfurt a.M.: Fischer 1994, S. 333–349.
- Kafka, Franz: Josefina, die Sängerin oder Das Volk der Mäuse [1924]. In: ders.: Drucke zu Lebzeiten. Schriften, Tagebücher, Briefe. Kritische Ausgabe. Hg. v. Wolf Kittler / Hans Gerd-Koch / Gerhard Neumann. Frankfurt a.M.: Fischer 1994, S. 350–377.
- Kafka, Franz: Drucke zu Lebzeiten. Apparatband [DzL:A]. Schriften, Tagebücher, Briefe. Kritische Ausgabe. Hg. v. Wolf Kittler / Hans Gerd-Koch / Gerhard Naumann. Frankfurt/M.: Fischer 1994.
- Kafka, Franz: Nachgelassene Schriften und Fragmente II [NSF II]. Schriften, Tagebücher, Briefe. Kritische Ausgabe. Hg. v. Jost Schillemeit. Frankfurt a.M.: Fischer 1992.
- Kafka, Franz: Nachgelassene Schriften und Fragmente II. Apparatband [NSF II:A]. Schriften, Tagebücher, Briefe. Kritische Ausgabe. Hg. v. Jost Schillemeit. Frankfurt a.M.: Fischer 1992.
- Kafka, Franz: Briefe 1902–1924 [Br]. Hg. v. Max Brod. Frankfurt a.M.: Fischer 1975.
- Kafka, Franz: Tagebücher [T]. Schriften, Tagebücher, Briefe. Kritische Ausgabe. Hg. v. Hans-Gerd Koch / Michael Müller / Malcom Pasley. Frankfurt a.M.: Fischer 1990.
- Kahn, Eugen: Psychopathen als revolutionäre Führer. In: Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie, 52 (1919), S. 90–106.
- Kahn, Fritz: Das Leben des Menschen. Eine volkstümliche Anatomie, Biologie, Physiologie und Entwicklungsgeschichte des Menschen, Bd. 1 [1922]. Stuttgart: Franckh'sche Verlagshandlung 1926.
- Katz, Iwan: Zum Fall Haarmann. Hannover: o.O. 1924.
- Kaus, Otto: Der Fall Haarmann. In: Die Weltbühne, 20/34 (1924), S. 280–284.

- Keller, Ida: Neues Kohlrüben-Kriegskochbuch. Praktische Anweisung zur Bereitung der verschiedensten Speisen von Kohlrüben mit einer Nährgeldwert-Tabelle der gebräuchlichsten Nahrungsmittel. Chemnitz: Friese 1917.
- Keyserling, Hermann: Das Reisetagebuch eines Philosophen [1919]. 2 Bde. 5. Aufl. Darmstadt: Reichl 1921.
- Keyserling, Hermann: Autobiographie. In: Raymund Schmidt (Hg.): Die Philosophie der Gegenwart in Selbstdarstellungen, Bd. 4. Leipzig: Meiner 1923, S. 99–125.
- Klages, Ludwig: Vom kosmogonischen Eros [1922]. In: ders.: Sämtliche Werke, Bd. III, Philosophische Schriften. Bonn: Bouvier 1974, S. 303–497.
- Kleist, Heinrich von: Penthesilea. Ein Trauerspiel [1808]. In: ders.: Sämtliche Werke und Briefe in 4 Bänden, Bd. 2: Dramen, 1808–1811. Hg. v. Ilse-Marie Barth / Klaus Müller-Salget / Stefan Ormanns / Hinrich Seeba. Frankfurt a.M.: Deutscher Klassiker Verlag 1987, S. 143–255.
- Kolnai, Aurel: Der Ekel [1929]. In: ders.: Ekel. Hochmut. Haß. Zur Phänomenologie feindlicher Gefühle. Mit einem Nachwort von Axel Honneth. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2007, S. 7–65.
- Kolumbus, Christoph: Bordbuch. Mit einem Nachwort von Frauke Gewecke und zeitgenössischen Illustrationen. Aus d. Span. v. Anton Zahorsky. Frankfurt a.M.: Insel 1981.
- Kraepelin, Emil: Psychiatrische Randbemerkungen zur Zeitgeschichte. In: Süddeutsche Monatshefte, 16/9 (1919), S. 171–183.
- Krafft-Ebing, Richard von: Lehrbuch der gerichtlichen Psychopathologie mit Berücksichtigung der Gesetzgebung von Österreich, Deutschland und Frankreich [1875]. 3., umgearb. Aufl. Stuttgart: Enke 1892.
- Krafft-Ebing, Richard von: Psychopathia sexualis. Mit besonderer Berücksichtigung der konträren Sexualempfindung. Eine medizin-gerichtliche Studie für Ärzte und Juristen. 14. vermehrte Aufl. [1886/1912]. München: Matthes & Seitz 1984.
- Krämer-Bannow, Elisabeth: Bei kunstsinnigen Kannibalen der Südsee. Wanderungen auf Neu-Mecklenburg 1908–1909, mit wissenschaftlichen Anmerkungen von Prof. Dr. Augustin Krämer. Berlin: Reimer 1916.
- Kroll, Hubert: Die Haustiere der Bantu. In: Zeitschrift für Ethnologie, 60/4–6 (1928), S. 177–290.
- Kubin, Alfred: Die andere Seite. Ein phantastischer Roman. Mit 51 Zeichnungen und einem Plan [1909]. München: Nymphenburger Verlagshandlung 1968.
- Kummer, Fritz: Eines Arbeiters Weltreise. Mit über hundert Abbildungen und einer Karte [1913]. 2. Aufl. Jena: Thüringer Verlagsanstalt 1924.
- Kuttner, Erich: Vergessen! Die Kriegszermalmtten in Berliner Lazaretten. In: Vorwärts, 09.09.1920, S. 1–2.
- Lamszus, Wilhelm: Das Menschenschlachthaus. Bilder vom kommenden Krieg. Hamburg: Janssen 1912a.
- Lamszus, Wilhelm: Ein Prolog zu meinem „Menschenschlachthaus“, ein Präludium zum kommenden Krieg [1912b]. In: Die literarische Werkausgabe des

- Hamburger Friedenspädagogen Wilhelm Lamszus (1881–1965), hg. u. erl. v. Andreas Pehnke. Markkleeberg: Sax 2016, S. 115–116.
- Lamszus, Wilhelm: Das Irrenhaus. Visionen vom Krieg, II. Teil. Hamburg: Pfadweiser 1919.
- Lask, Berta: Vom Wesen der Gewalt [1919]. In: dies.: Unsere Aufgabe an der Menschheit. Aufsätze. Berlin: Syndikalist 1923, S. 47.
- Lask, Berta: Unsere Aufgabe. In: dies.: Unsere Aufgabe an der Menschheit. Aufsätze. Berlin: Syndikalist 1923, S. 48–50.
- Lask, Berta: Der Obermenschenfresser Weltkapitalismus und die Internationale Arbeiterhilfe. Ein Spiel für Menschen oder Marionetten. Berlin: Neuer Deutscher Verlag 1924.
- Lask, Berta: Die Befreiung. Sechzehn Bilder aus dem Leben der deutschen und russischen Frauen 1914–1920. Berlin: Vereinigung Internationaler Verlagsanstalten 1926.
- Lask, Berta: Über die Aufgaben der revolutionären Dichtung [1929]. In: Alfred Klein (Hg.): Zur Tradition der deutschen sozialistischen Literatur, Bd. 1. Eine Auswahl von Dokumenten 1926–1935. Berlin: Aufbau 1979, S. 153–156.
- Laukhard, Friedrich Christian: Leben und Schicksale, von ihm selbst beschrieben. Dritter Theil [1796]. Frankfurt a.M.: Zweitausendeins 1987.
- Lavater, Johann Caspar: Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe [1775–1778]. Eine Auswahl mit 101 Abbildungen. Hg. v. Christoph Siegrist. Stuttgart: Reclam 1992.
- Le Bon, Gustave: Psychologie der Massen [Psychologie des foules, 1895]. Aus d. Franz. v. Rudolf Eisler. 3., verb. Aufl. Leipzig: Kröner 1919.
- Lenin, Wladimir: Der Imperialismus als jüngste Etappe des Kapitalismus [1917]. Hamburg: Verlag der kommunistischen Internationale 1921.
- Léry, Jean de: Unter Menschenfressern am Amazonas. Brasilianisches Tagebuch, 1556–1558. Mit achtunddreißig Abbildungen [Histoire d'un voyage fait en la terre du Brésil, autrement dite Amerique, 1578]. Aus d. Franz. v. Ernst Bluth. Hg. v. Karl H. Salzmann. 2. Aufl. Tübingen: Erdmann 1977.
- Lessing, Theodor: Haarmann. Die Geschichte eines Werwolfs [1925a]. In: ders.: Haarmann. Die Geschichte eines Werwolfs und andere Gerichtsreportagen. Hg. u. eingel. v. Rainer Marwedel. München: DTV 1995, S. 47–205.
- Lessing, Theodor: „Wir haben Sie nicht als Schriftsteller zugelassen.“ Professor Lessing über seinen Ausschluß [1925b]. In: Michael Farin (Hg.): Die Haarmann-Prozesse. 3 zeitgenössische Publikationen mit 22 Fotos sowie verstreute Artikel Theodor Lessings zu den Gerichtsverfahren gegen Fritz Haarmann und Hans Grans, 1924–1926. München: Belleville 2020, S. 413–418.
- Lessing, Theodor: Hindenburg [1925c]. In: ders.: Ich warf eine Flaschenpost ins Eismeer der Geschichte. Essays und Feuilletons. Hg. v. Rainer Marwedel. Frankfurt a.M.: Luchterhand 1986, S. 65–69.



- Lessing, Theodor: Das Lazarett [1929]. In: ders.: Ich warf eine Flaschenpost ins Eismeer der Geschichte. Essays und Feuilletons. Hg. v. Rainer Marwedel. Frankfurt a.M.: Luchterhand 1986, S. 354–386.
- Lettow-Vorbeck, Paul von: Heia Safari. Deutschlands Kampf in Ostafrika. Leipzig: Koehler & Amelang 1920.
- Leutemann, Heinrich: Nordische Gäste. Mit Abbildungen. In: Die Gartenlaube, Illustriertes Familienblatt, 44 (1875), S. 742–744.
- Loerke, Oskar: Der Oger. Hamburg: Hoffmann und Campe 1921.
- Lombroso, Cesare: Der Verbrecher in anthropologischer, ärztlicher und juristischer Beziehung [L'uomo delinquente. In rapporto all'antropologia, alla giurisprudenza ed alle discipline carcerarie, 1876]. Aus d. Ital. v. Moritz Fraenkel. Hamburg: Richter 1887.
- Löns, Hermann: Der Wehrwolf. Eine Bauernchronik [1910]. 69.–78. Tsd. Jena: Diederichs 1919.
- Luxemburg, Rosa: Was will der Spartakusbund? In: Die Rote Fahne, 14.12.1918, S. 1–2.
- Mann, Heinrich: Der Europäer [1916]. In: ders.: Essays und Publizistik. Kritische Gesamtausgabe, Bd. 2: Oktober 1904 bis Oktober 1918. Hg. v. Manfred Hahn. Bielefeld: Aisthesis 2012, S. 212–217.
- Mann, Thomas: Der Doktor Lessing [1910]. In: ders.: Große kommentierte Frankfurter Ausgabe. Werke – Briefe – Tagebücher, Bd. 14.1: Essays I: 1893–1914. Hg. u. textkr. durchges. v. Heinrich Detering. Frankfurt a.M.: Fischer 2002, S. 218–224.
- Mann, Thomas: Betrachtungen eines Unpolitischen [1918]. Große kommentierte Frankfurter Ausgabe. Werke – Briefe – Tagebücher, Bd. 13.1. Hg. u. textkr. durchges. v. Hermann Kurzke. Frankfurt a.M.: Fischer 2009.
- Mann, Thomas: Herr und Hund. Ein Idyll [1919]. In: ders.: Große kommentierte Frankfurter Ausgabe. Werke – Briefe – Tagebücher, Bd. 6.1: Späte Erzählungen 1919–1953. Hg. u. textkr. durchges. v. Rudolf Vaget. Frankfurt a.M.: Fischer 2021, S. 11–116.
- Mann, Thomas: Klärungen. Offener Brief an Hermann Grafen Keyserling [1920]. In: ders.: Große kommentierte Frankfurter Ausgabe. Werke – Briefe – Tagebücher, Bd. 15.1: Essays II: 1914–1926. Hg. u. textkr. durchges. v. Hermann Kurzke. Frankfurt a.M.: Fischer 2002, S. 274–294.
- Mann, Thomas: Von deutscher Republik [1922]. In: ders.: Große kommentierte Frankfurter Ausgabe. Werke – Briefe – Tagebücher, Bd. 15.1: Essays II: 1914–1926. Hg. u. textkr. durchges. v. Hermann Kurzke. Frankfurt a.M.: Fischer 2002, S. 514–559.
- Mann, Thomas: Der Zauberberg. Roman [1924]. Große kommentierte Frankfurter Ausgabe. Werke – Briefe – Tagebücher, Bd. 5.1. Hg. u. textkr. durchges. v. Michael Neumann. Frankfurt a.M.: Fischer 2002.
- Marx, Karl: Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte [1852]. In: ders. / Friedrich Engels: Werke, Bd. 8. Berlin: Dietz 1988, S. 111–207.



- Marx, Karl: Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Bd. 1: Der Produktionsprozess des Kapitals [1867]. Ders. / Friedrich Engels: Werke, Bd. 23. Berlin: Dietz 1998.
- Masereel, Frans: Politische Zeichnungen. Berlin: Reiß 1920.
- Mehring, Walter: Populärwissenschaftlicher Vortrag über den Werwolf oder das Bolschewistenscheusal. In: ders.: Neubestelltes abenteuerliches Tierhaus. Eine Zoologie des Aberglaubens, der Mystik und Mythologie vom Mittelalter bis auf unsere Zeit. Potsdam: Kiepenheuer 1925, S. 114–122.
- Meinhof, Carl: Über M. Merkers „Masai“. In: Zeitschrift für Ethnologie, 36/6 (1904), S. 735–744.
- Merker, Moritz: Die Masai. Ethnographische Monographie eines afrikanischen Semitenvolkes. Mit 89 Figuren, 6 Tafeln, 62 Abbildungen und einer Übersichtskarte [1904]. 2. verb. u. vermehrte Aufl. Berlin: Reimer 1910.
- Montaigne, Michel de: Des Cannibales [1580a]. In: ders.: Essais de Montaigne, Bd. 1. Paris: Charpentier 1862, S. 302–323.
- Montaigne, Michel de: Über die Menschenfresser [Des Cannibales, 1580b]. In: ders.: Essais. Auswahl u. Übersetzung v. Herbert Lüthy. 6. Aufl. Zürich: Manesse 1985, S. 229–243.
- Morgan, Lewis: Ancient Society or Researches in the Lines of Human Progress From Savagery, Through Barbarism to Civilization. London: MacMillan 1877.
- Mühlens, Peter: Die russische Hunger- und Seuchenkatastrophe in den Jahren 1921–1922. Sonderdruck aus „Zeitschrift für Hygiene“, Bd. 99. Berlin: Springer 1923.
- Müller, Robert: Tropen. Der Mythos der Reise. Urkunden eines deutschen Ingenieurs. Herausgegeben von Robert Müller. Anno 1915 [1915]. Werkausgabe in Einzelbänden, Bd. 1. Hg. v. Günter Helmes. 3. überarb. Aufl. Hamburg: Igel 2010.
- Münzenberg, Willi: Brot und Maschinen für Sowjet-Rußland. Ein Jahr proletarischer Hilfsarbeit. Berlin: Verlag der Internationalen Arbeiterhilfe 1922.
- Musil, Robert: Das hilflose Europa oder Reise vom Hundertsten ins Tausendste [1922]. In: ders.: Gesammelte Werke in neun Bänden, Bd. 8: Essays und Reden. 2. verb. Aufl. Hg. v. Adolf Frisé. Reinbek: Rowohlt 1981, S. 1075–1094.
- Musil, Robert: Hasenkatastrophe [1923a]. In: ders.: Gesammelte Werke in neun Bänden, Bd. 7: Kleine Prosa, Aphorismen, Autobiographisches. 2. verb. Aufl. Hg. v. Adolf Frisé. Reinbek: Rowohlt 1981, S. 486–488.
- Musil, Robert: Der deutsche Mensch als Symptom [1923b]. In: ders.: Gesammelte Werke in neun Bänden, Bd. 8: Essays und Reden. 2. verb. Aufl. Hg. v. Adolf Frisé. Reinbek: Rowohlt 1981, S. 1353–1400.
- Musil, Robert: Der Vorstadtgasthof [1924]. In: ders.: Gesammelte Werke in neun Bänden, Bd. 7: Kleine Prosa, Aphorismen, Autobiographisches. 2. verb. Aufl. Hg. v. Adolf Frisé. Reinbek: Rowohlt 1981, S. 630–634.

- Musil, Robert: Der Mann ohne Eigenschaften. Roman. Aus dem Nachlaß [1943]. Gesammelte Werke in neun Bänden, Bd. 4. 2. verb. Aufl. Hg. v. Adolf Frisé. Reinbek: Rowohlt 1981.
- N.N.: Der civilisierte Kannibale. In: Fliegende Blätter, 119/3042 (1903), S. 20.
- N.N.: Gehen wir einer Fettnot entgegen? In: Kölnische Zeitung, 01.10.1915. URL: <https://digital.wienbibliothek.at/wk/periodical/titleinfo/999729>.
- N.N.: De-De-Fleisch. In: Die Zeit, 08.01.1916, S. 113. URL: <https://www.digital.wienbibliothek.at/wk/periodical/pageview/1002161>.
- N.N.: Die Fleischnot in Marburg. In: Marburger Zeitung, 30.09.1917. URL: [https://www.deutschestextarchiv.de/book/view/nn\\_marburger222\\_1917?p=4](https://www.deutschestextarchiv.de/book/view/nn_marburger222_1917?p=4).
- N.N.: Der Untergang der Volkstribunen. Zum Tode Karl Liebknechts und Rosa Luxemburgs. In: Die Gartenlaube. Illustriertes Familienblatt, 5 (1919), S. 66.
- N.N.: Die Gegenvorschläge der deutschen Regierung zu den Friedensbedingungen. Vollständiger amtlicher Text. Berlin: Hobbing 1919.
- N.N.: Protokoll der Vernehmung des Leichenessers Muchin [Samara, den 12.01.1922]. In: Stephan Merl (Hg.): Sowjetmacht und Bauern. Dokumente zur Agrarpolitik und zur Entwicklung der Landwirtschaft während des „Kriegskommunismus“ und der Neuen Ökonomischen Politik. Berlin: Duncker & Humblot 1993, S. 133–135.
- N.N.: Kannibalen. In: Vorwärts, Morgenausgabe, 31.12.1924, S. 7.
- Nielsen, Asta: Die schweigende Muse. Lebenserinnerungen [Den tiende Muse, 1946]. Aus d. Dänischen v. Georg Kemlein. Berlin: Henschel 1977.
- Nietzsche, Friedrich: Zur Genealogie der Moral. Eine Streitschrift [1887]. In: ders.: Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe in 15 Bänden, Bd. 5. Hg. v. Giorgio Colli / Mazzino Montinari. München: DTV 1999, S. 245–412.
- Nitti, Francesco: Die Kannibalen an Rhein und Ruhr. In: Rheinischer Beobachter. Wochenschrift für das deutsche Selbstbestimmungsrecht an Rhein, Saar und Ruhr, 2/23, 03.06.1923, S. 355.
- Novalis: Ergänzungen zu den Teplitzer Fragmenten [1798]. In: ders.: Schriften, Bd. 2: Das philosophische Werk I. Hg. von Richard Samuel. 3., erw. u. verb. Aufl. Stuttgart: Kohlhammer 1981, S. 616–622.
- Oelsner, Konrad Engelbert: Luzifer oder Gereinigte Beiträge zur Geschichte der Französischen Revolution [1797/99]. Leipzig: Reclam 1987.
- Oldfield, Augustus: On the Aborigines of Australia. In: Transactions of the Ethnological Society of London, 3 (1864), S. 215–298.
- Ossietzky, Carl von: Vorwort. In: Wilhelm Lamszus: Das Irrenhaus. Visionen vom Krieg, II. Teil. Hamburg: Pfadweiser 1919, S. 5–10.
- Paasche, Hans: Meine Mitschuld am Weltkrieg. Berlin: Verlag Neues Vaterland 1919.
- Paul, Jean: Selina oder über die Unsterblichkeit der Seele [1827]. In: ders.: Sämtliche Werke, Abt. 1, Bd. 6. Hg. v. Norbert Miller. 4. korr. Aufl. München: Hanser 1987, S. 1105–1236.

- Poot, Linke: Kannibalisches [1919a]. In: Alfred Döblin: Ausgewählte Werke in Einzelbänden. Der deutsche Maskenball. Von Linke Poot. Wissen und Verändern! Hg. v. Heinz Graber. Olten: Walter 1972, S. 10–25.
- Poot, Linke: Dionysos [1919b]. In: Alfred Döblin: Ausgewählte Werke in Einzelbänden. Der deutsche Maskenball. Von Linke Poot. Wissen und Verändern! Hg. v. Heinz Graber. Olten: Walter 1972, S. 25–36.
- Poot, Linke: Der deutsche Maskenball [1920a]. In: Alfred Döblin: Ausgewählte Werke in Einzelbänden. Der deutsche Maskenball. Von Linke Poot. Wissen und Verändern! Hg. v. Heinz Graber. Olten: Walter 1972, S. 94–105.
- Poot, Linke: Zwischen Helm und Zylinder [1920b]. In: Alfred Döblin: Ausgewählte Werke in Einzelbänden. Schriften zu Politik und Gesellschaft, 1896–1951. Hg. v. Heinz Graber. Olten: Walter 1972, S. 170–180.
- Poot, Linke: Hei lewet noch [1921a]. In: Alfred Döblin: Ausgewählte Werke in Einzelbänden. Der deutsche Maskenball. Von Linke Poot. Wissen und Verändern! Hg. v. Heinz Graber. Olten: Walter 1972, S. 114–124.
- Poot, Linke: Von einem Kaufmann und einem Yogi [1921b]. In: Alfred Döblin: Ausgewählte Werke in Einzelbänden. Kleine Schriften I: 1902–1921. Hg. v. Anthony Riley. Olten: Walter 1985, S. 297–306.
- Prinzhorn, Hans: Bildnerie der Geisteskranken. Ein Beitrag zur Psychologie und Psychopathologie der Gestaltung. Mit 187 zum Teil farbigen Abbildungen im Text und auf 20 Tafeln vorwiegend aus der Bildersammlung der psychiatr. Klinik Heidelberg. Berlin: Springer 1922.
- Rathenau, Walther: Von kommenden Dingen. Berlin: Fischer 1917.
- Rheinische Frauenliga: Farbige Franzosen am Rhein. Ein Notschrei deutscher Frauen. Berlin: Engelmann 1923.
- Rosenstein, L. M.: Zur Psychopathologie des extremen Hungers. Anthropophagie und Nekrophagie. In: Krankheitsforschung. Zwanglose Studien zur Pathogenese, 3/2–3 (1926), S. 118–160.
- Saar, Wilhelm von der: Der blaue Schrecken und die schwarze Schmach. Stuttgart: Winkler 1921.
- Sandburg, Carl: Chicago [1914]. Complete Poems. New York: Harcourt 1950, S. 3–4.
- Schauwecker, Franz: Im Todesrachen. Die deutsche Seele im Weltkriege [1919]. 5. Aufl. Halle: Diekmann 1921.
- Scheff, Werner: Der Läufer von Marathon. Ein Sportroman. Berlin: Ullstein 1920.
- Scheurmann, Erich: Der Papalagi. Die Reden des Südseehäuptlings Tuiavii aus Tiavea. Herausgegeben von Erich Scheurmann. Buchenbach: Felsen-Verlag 1920.
- Scheurmann, Erich: Amerikanismus. In: Kunst und Jugend. Deutsche Blätter für Zeichen-Kunst und Werkunterricht, 9/5 (1929), S. 116–117.
- Schiller, Friedrich: Das Lied der Glocke [1800]. In: ders.: Werke und Briefe in zwölf Bänden, Bd. 1: Gedichte. Hg. v. Georg Kurscheidt. Frankfurt a.M.: Deutscher Klassiker Verlag 1992, S. 56–68.

- Schlaikjer, Erich: Amerikanismus. In: *Der Kunstwart und Kulturwart*, 27/2 (1914), S. 102–104.
- Schnee, Heinrich: Dr. Schnee, Gouverneur von Deutsch-Ostafrika. Vor Berliner Pressevertretern im März 1919. Nach der „Post“ vom 29. März 1919 [1919]. In: Hans Poeschel (Hg.): *Die Kolonialfrage im Frieden von Versailles. Dokumente zu ihrer Behandlung*. Berlin: Mittler 1920, S. 82–84.
- Schneider, W. (Hg.): Haarmann vor dem Schwurgericht [1925]. In: Michael Farin (Hg.): *Die Haarmann-Prozesse. 3 zeitgenössische Publikationen mit 22 Fotos sowie verstreute Artikel Theodor Lessings zu den Gerichtsverfahren gegen Fritz Haarmann und Hans Grans, 1924–1926*. München: Belleville 2020, S. 23–127.
- Schneyer, Ludwig: Tatsachen zur N[\*\*\*]frage. In: Bilsle, Fritz: *Afim-Assanga. Die Schwarze Welle. Ein N[\*\*\*]roman von Afim Assanga, bearbeitet und herausgegeben von Fritz Oswald Bilsle*. Regensburg: Habel & Naumann 1925, S. 177–191.
- Schröngamer-Heimdal, Franz: *Kapitalismus. Sein Wesen, seine Wirkung und seine Wandlung zum Wohlstand Aller*. Augsburg: Haas 1919.
- Schweinfurth, Georg: *Im Herzen von Afrika. Reisen und Entdeckungen im zentralen Äquatorial-Afrika während der Jahre 1868–1871. Ein Beitrag zur Entdeckungsgeschichte von Afrika* [1874]. 3., v. Verf. verb. Aufl. Leipzig: Brockhaus 1918.
- Schwitters, Kurt: Nennen Sie es Ausschlichtung. In: *Der Sturm*, 12/4, 05.04.1921, S. 84.
- Serner, Walter: *Kino und Schaulust* [1913]. In: Anton Kaes (Hg.): *Kino-Debatte. Texte zum Verhältnis von Literatur und Film 1909–1929*. München: DTV 1978, S. 53–58.
- Simmel, Georg: *Die Großstädte und das Geistesleben* [1903]. In: ders.: *Gesamtausgabe in 24 Bänden, Bd. 7/I: Aufsätze und Abhandlungen 1901–1908*. Hg. v. Rüdiger Kramme / Angela Rammstedt / Otthein Rammstedt. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1995, S. 116–131.
- Simmel, Georg: *Soziologie der Mahlzeit* [1910]. In: ders.: *Gesamtausgabe in 24 Bänden, Bd. 12/I: Aufsätze und Abhandlungen 1909–1918*. Hg. v. Rüdiger Kramme / Angela Rammstedt. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2001, S. 140–147.
- Simmel, Georg: *Die Krisis der Kultur. Rede, gehalten in Wien, Januar 1916* [1917]. In: ders.: *Gesamtausgabe in 24 Bänden, Bd. 16: Der Krieg und die geistigen Erscheinungen. Grundfragen der Soziologie. Vom Wesen des historischen Verstehens. Der Konflikt der modernen Kultur. Lebensanschauung*. Hg. v. Gregor Fiti / Otthein Rammstedt. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1999, S. 37–53.
- Sinclair, Upton: *The Jungle*. New York: Grosset & Dunlap 1906a.
- Sinclair, Upton: *Der Sumpf. Roman aus Chicagos Schlachthäusern*. Autorisierte dt. Ausg. v. Eduard Ritter [1906b]. 8. Aufl. Hannover: Sponholtz 1922.

- Solf, Wilhelm: Der deutsche koloniale Gedanke. Vortrag des deutschen Botschafters Herrn Dr. Solf, gehalten am 27. April 1924 in der Deutschen Kolonialgesellschaft, Abt. Hamburg. Hamburg: Broschek 1924.
- Spengler, Oswald: Der Untergang des Abendlandes. Umriss einer Morphologie der Weltgeschichte, Bd. 1: Gestalt und Wirklichkeit, Bd. 2: Welthistorische Perspektiven [1918/22]. Ungekürzte Ausg., 11. Aufl. München: DTV 1993.
- Spieß, Hans: Feldpostbriefe [1916–1918]. BHStA/IV, Kriegsbriefe 340, Feldpostbriefe Hans Spieß. In: Bernd Ulrich / Benjamin Ziemann (Hg.): Frontalltag im Ersten Weltkrieg. Ein historisches Lesebuch. Essen: Klartext 2008, S. 127–131.
- Staden, Hans: Warhaftige Historia und beschreibung eyner Landtschafft der Wilden / Nacketen / Grimmigen Menschfresser Leuthen / in der Newenwelt America gelegen / vor und nach Christi geburt im Land zû Hessen vnbekant / biß vff dise ij. nechstvergangene jar / Da sie Hans Stadens von Homberg auß Hessen durch sein eygne erfahrung erkant / vnd yetzo durch den truck an tag gibt [1557]. In: ders.: Warhaftige Historia. Zwei Reisen nach Brasilien (1548–1555). Kritische Ausgabe, Hg. v. Franz Obermeier. Kiel: Westensee 2007, S. 229–288.
- Stehle, Bruno: Die farbigen Fronvögte am Rhein. Eine Tragödie. München: Selbstverlag 1922.
- Stekel, Wilhelm: Störungen des Trieb- und Affektlebens, Bd. 8: Sadismus und Masochismus. Für Ärzte und Kriminologen dargestellt. Berlin: Urban & Schwarzenberg 1925.
- Stelzner, HeleneFriederike: Psychopathologisches in der Revolution. In: Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie, 49 (1919), S. 393–408.
- Stinde, Julius: Aus dem Leben der Hauptstadt. Bei den Menschenfressern. In: Deutsches Montagsblatt, 8/28, 14.07.1884, S. 5–6.
- Swift, Jonathan: A Modest Proposal or Preventing the Children of Poor People in Ireland from Being a Burthen to their Parents, or Country; and for Making Them Beneficial to the Publick [1729]. In: ders.: The Cambridge Edition of the Works of Jonathan Swift, Bd. 14: Irish Political Writings after 1725. A Modest Proposal and Other Works. Hg. v. David Hayton / Adam Rounce. Cambridge: Cambridge University Press 2018, S. 143–159.
- Thilenius, Georg: [Art.] Androphagen. In: Heinrich Schnee (Hg.): Deutsches Koloniallexikon, Bd. 1: A–G. Leipzig: Quelle & Meyer 1920, S. 50–51.
- Toller, Ernst: Der deutsche Hinkemann. Eine Tragödie in drei Akten. Potsdam: Kiepenheuer 1923.
- Tönnies, Ferdinand: Kritik der öffentlichen Meinung [1922]. Gesamtausgabe, Bd. 14. Hg. v. Alexander Deichsel / Rolf Fechner / Rainer Waßner. Berlin / New York: de Gruyter 2002.
- Tucholsky, Kurt: Der rechte Bruder [1922]. In: Ingrid Bode / Ingrid Schuster (Hg.): Alfred Döblin im Spiegel der zeitgenössischen Kritik. Bern: Francke 1973, S. 116–117.
- Tucholsky, Kurt: Vision [1924]. In: ders.: Gesammelte Werke in 10 Bänden, Bd. 3: 1921–1924. Hg. v. Fritz Raddatz. Reinbek: Rowohlt 1995, S. 438–439.

- Unger, Rudolf: Philosophische Probleme in der neueren Literaturwissenschaft [1908]. In: ders.: Gesammelte Studien, Bd. 1: Aufsätze zur Prinzipien- geschichte der Literaturwissenschaft. Berlin: Junker und Dünnhaupt 1929, S. 1–32.
- Vogel, Hans: Eine Forschungsreise im Bismarck-Archipel. Mit einer Ein- führung von Prof. Dr. G. Thilenius, Direktor des Hamburgischen Museums für Völkerkunde. Hamburg: Friederichsen 1911.
- Weininger, Otto: Geschlecht und Charakter. Eine prinzipielle Untersuchung [1903]. 11. unv. Nachdruck. Wien: Wilhelm Braumüller 1909.
- Weiß, Ernst: Franta Zlin [1919]. In: ders.: Gesammelte Werke, Bd. 15: Die Er- zählungen. Hg. v. Peter Engel / Volker Michels. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1982, S. 84–103.
- Weiß, Ernst: Der große und der kleine Gargantua [1922]. In: ders.: Gesam- melte Werke, Bd. 15: Die Erzählungen. Hg. v. Peter Engel / Volker Michels. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1982, S. 300–304.
- Wohltmann, Ferdinand: Zwölf Sätze von Professor Dr. Wohltmann. Im „Tro- penpflanzer“, Januar 1919 [1919]. In: Hans Poeschel (Hg.): Die Kolonialfrage im Frieden von Versailles. Dokumente zu ihrer Behandlung. Berlin: Mittler 1920, S. 123–124.
- Wulffen, Erich: Der Sexualverbrecher. Ein Handbuch für Juristen, Verwaltungs- beamte und Ärzte. Mit zahlreichen kriminalistischen Originalaufnahmen. Berlin: Langenscheidt 1910.
- Wulffen, Erich: Das Weib als Sexualverbrecherin. Ein Handbuch für Juristen, Verwaltungsbeamte und Ärzte. Mit kriminalistischen Originalaufnahmen. Berlin: Langenscheidt 1923.
- Wulffen, Erich: Kriminalpsychologie. Psychologie des Täters. Ein Handbuch für Juristen, Justiz-, Verwaltungs- und Polizeibeamte, Ärzte, Pädagogen und Ge- bildete aller Stände. Berlin: Langenscheidt 1926.
- Wundt, Wilhelm: Völkerpsychologie. Eine Untersuchung der Entwicklungsge- setze von Sprache, Mythos und Sitte, Bd. 10: Kultur und Geschichte. Leipzig: Engelmann 1920.
- Zapolska, Gabriela: Käthe. Der Roman eines Dienstmädchens [Kaśka Kariaty- da, 1887]. Aus d. Polnischen v. N.N. 5. Aufl. Berlin: Oesterheld o.D. [vmtl. 1919/20].
- Zech, Paul: Das Bergwerk. Erlebnisse eines armen Grubenarbeiters, namens Falkberge [1920]. In: ders.: Das törichte Herz. Vier Erzählungen. Berlin: Dietz 1925, S. 193–264.
- Zola, Émile: Germinal [Germinal, 1885]. Aus d. Franz. v. Johannes Schlaf. München: Winkler 1976.
- Zur Mühlen, Hermynia: Was Peterchens Freunde erzählen [1920/21]. In: dies.: Werke, Bd. 3: Erzählungen und Märchen. Ausgew., komm. u. mit einem Por- trait v. Ulrich Weinzierl. Wien: Zsolnay 2019, S. 250–281.
- Zur Mühlen, Hermynia: Licht. Konstanz: See-Verlag 1922.

- Zur Mühlen, Hermynia: Die Posaune des Gerichts [1923]. In: dies.: Werke, Bd. 4: Geschichten und Feuilletons. Ausgew., komm. u. mit einem Portrait v. Ulrich Weinzierl. Wien: Zsolnay 2019, S. 26–27.
- Zur Mühlen, Hermynia: Das Ungeheuer [1924]. In: dies.: Werke, Bd. 3: Erzählungen und Märchen. Ausgew., komm. u. mit einem Portrait v. Ulrich Weinzierl. Wien: Zsolnay 2019, S. 18–25.

## Forschung

- Ablett, Sarah: *Dramatic Disgust. Aesthetic Theory and Practice from Sophocles to Sarah Kane*. Bielefeld: Transcript 2020.
- Allen, Keith: *Hungrige Metropole. Essen, Wohlfahrt und Kommerz in Berlin*. Hamburg: Ergebnisse 2002.
- Allerkamp, Andrea: *Anruf, Adresse, Appell. Figurationen der Kommunikation in Philosophie und Literatur*. Bielefeld: Transcript 2005.
- Allerkamp, Andrea: *Urszenen der Zerreißung. Zur Überschreitung der Gattungsgrenzen in Penthesilea*. In: dies. / Matthias Preuss / Sebastian Schönbeck (Hg.): *Unarten. Kleist und das Gesetz der Gattung*. Bielefeld: Transcript 2019, S. 135–153.
- Al-Taie, Yvonne / Famula, Marta: *Einleitung*. In: dies. (Hg.): *Unverfgbares Verinnerlichen. Figuren der Einverleibung zwischen Eucharistie und Anthropophagie*. Leiden/Boston: Rodopi 2020, S. 1–13.
- Altenhöner, Florian: *Kommunikation und Kontrolle. Gerüchte und städtische Öffentlichkeiten in Berlin und London 1914/1918*. München: Oldenburg 2008.
- Arens, Williams: *The Man-Eating Myth. Anthropology and Anthropophagy*. Oxford: Oxford University Press 1979.
- Arni, Caroline / Saurer, Edith: *Editorial*. In: dies.: (Hg.): *Blut, Milch und DNA. Zur Geschichte generativer Substanzen*. Köln: Böhlau 2010, S. 5–10.
- Baillet, Florence: *Völkerschauen und die Anthropologisierung des Theaters um 1900*. In: *Weimarer Beiträge*, 64/3 (2018), S. 342–359.
- Balke, Friedrich: *Die Kraft des Minimus. Szenarien des Ressentiments bei Nietzsche und Kafka*. In: ders. / Joseph Vogl / Benno Wagner (Hg.): *Für alle und keinen. Lektüre, Schrift und Leben bei Kafka und Nietzsche*. Berlin: Diaphanes 2008, S. 35–53.
- Baratay, Eric / Hardouin-Fugier, Elisabeth: *Zoo. Von der Menagerie zum Tierpark [Zoos. Histoire des jardins zoologiques en Occident (XVI<sup>e</sup>–XX<sup>e</sup> siècle), 1998]*. Aus d. Franz. v. Matthias Wolf. Berlin: Wagenbach 2000.
- Bary, Leslie: *The Tropical Modernist as Literary Cannibal. Cultural Identity in Oswald de Andrade*. In: *Chasqui. Revista de literatura latinoamericana*, 20/2 (1991), S. 10–19.
- Bastert, Bernd / Herz, Lina: *Gold und Kannibalen. ber Echokammern der „Neuen Welt“ in deutschsprachigen Reiseberichten des 16. Jahrhunderts*.



- In: Amelie Bendheim / Jennifer Pavlik (Hg.): „Fake News“ in Literatur und Medien. Fakten und Fiktionen im interdisziplinären Diskurs. Bielefeld: Transcript 2022, S. 105–128.
- Bataille, George: Die Erotik [L'Érotisme, 1957]. Aus d. Franz v. Gerd Bergfleth. Überarb. Ausg. Berlin: Matthes & Seitz 2020.
- Baudis, Dieter: Vom „Schweinemord“ zum „Kohlrübenwinter“. Streiflichter zur Entwicklung der Lebensverhältnisse in Berlin im Ersten Weltkrieg. In: Akademie der Wissenschaften der DDR (Hg.): Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte. Berlin: Akademie 1986, S. 129–157.
- Baudrillard, Jean: Der symbolische Tausch und der Tod [L'échange symbolique et la mort, 1976]. Aus d. Franz. v. Gerd Bergfleth / Gabriele Ricke / Ronald Voullié. Durchges. u. verb. Ausg. Berlin: Matthes & Seitz 2011.
- Baudy, Dorothea: „Kinderfresser“. Ein europäischer Topos zur Verunglimpfung des „anderen“. In: Annette Keck / Inka Kording / Anja Prochaska (Hg.): Verschlungene Grenzen. Anthropophagie in Literatur und Kulturwissenschaften. Tübingen: Narr 1999, S. 257–271.
- Bauer-Wabnegg, Walter: Monster und Maschinen, Artisten und Technik in Franz Kafkas Werk. In: Wolf Kittler / Gerhard Neumann (Hg.): Franz Kafka. Schriftverkehr. Freiburg i.Br.: Rombach 1990, S. 316–382.
- Benmelech, Moti: Back to the Future. The Ten Tribes and Messianic Hopes in Jewish Society During the Early Modern Age. In: Wolfram Brandes / Felicitas Schmieder / Rebekka Voß (Hg.): Peoples of the Apocalypse. Eschatological Beliefs and Political Scenarios. Berlin/Boston: de Gruyter 2016, S. 193–209.
- Berger, John: Why look at Animals? [1977] In: ders.: About Looking. New York: Pantheon 1980, S. 1–26.
- Berghoff, Hartmut: [Art.] Rationierung. In: Gerhard Hirschfeld / Gerd Krumeich / Irina Renz (Hg.): Enzyklopädie Erster Weltkrieg. 2. Aufl. Erneut akt. u. erw. Studienausg. München: Schöningh 2014, S. 787–789.
- Bernhard, Peter: Schule der Weisheit und Bauhaus. In: ders. (Hg.): Bauhausvorträge. Gastredner am Weimarer Bauhaus 1919–1925. Berlin: Gebrüder Mann Verlag 2017, S. 75–80.
- Bhabha, Homi: The Other Question. Stereotype, Discrimination and the Discourse of Colonialism [1992]. In: ders.: The Location of Culture. London: Routledge 1994, S. 66–84.
- Bies, Michael / Mengaldo, Elisabetta: Politik und Ästhetik des „Kapitals“. Eine Einleitung. In: dies. (Hg.): Marx konkret. Poetik und Ästhetik des Kapitals. Göttingen: Wallstein 2020, S. 9–20.
- Bischoff, Eva: The Cannibal Within. White Men and the Embodiment of Evolutionary Time. In: Jeffrey Bell / Claire Colebrook (Hg.): Deleuze and History. Edinburgh: Edinburgh University Press 2009, S. 121–141.
- Bischoff, Eva: Kannibale-Werden. Eine postkoloniale Geschichte deutscher Männlichkeit um 1900. Bielefeld: Transcript 2011.
- Bischoff, Eva: Anachronistische Körper. Konstruktionen von Männlichkeit und Alterität zwischen kolonialem Rassismus, Kriminologie und Psychia-



- trie. In: Claudia Bruns / Michaela Hampf (Hg.): Transfer – Wissen – Differenz. Transnationale und interdiskursive Verflechtungen von Rassismen ab 1700. Göttingen: Wallstein 2018, S. 189–219.
- Blome, Eva: „Schwarze Schmach“ und „Prototyp des zukünftigen Menschen“. Zur Figur des Rassenbastards in der Weimarer Republik. In: Andrea Bartl / Stephanie Catani (Hg.): Bastard. Figurationen des Hybriden zwischen Ausgrenzung und Entgrenzung. Würzburg: Königshausen & Neumann 2010, S. 125–144.
- Blome, Eva: Reinheit und Vermischung. Literarisch-kulturelle Entwürfe von „Rasse“ und Sexualität (1900–1930). Köln: Böhlau 2011.
- Boa, Elizabeth: Kafka. Gender, Class, and Race in the Letters and Fictions. Oxford: Clarendon 1996.
- Böhme, Hartmut: Von Affen und Menschen. Zur Urgeschichte des Mordes. In: Dietmar Kamper / Dirk Matejovski / Gerd Weniger (Hg.): Mythos Neanderthal. Ursprung und Zeitenwende. Frankfurt a.M.: Campus 2001, S. 69–85.
- Boletsi, Maria / Moser, Christian: Introduction. In: dies. (Hg.): Barbarism Revisited. New Perspectives on an Old Concept. Leiden: Brill 2015, S. 11–28.
- Boltanski, Luc: Rätsel und Komplote. Kriminalliteratur, Paranoia, moderne Gesellschaft [Énigmes et complotes. Une enquête à propos d'enquêtes, 2012]. Aus d. Franz. v. Christine Pries. Berlin: Suhrkamp 2015.
- Born, Jürgen: Kafkas Bibliothek. Ein beschreibendes Verzeichnis, mit einem Index aller in Kafkas Schriften erwähnten Bücher, Zeitschriften und Zeitschriftenbeiträge. Überarb. Neuaufl. Düsseldorf: Onomato 2011.
- Bösch, Frank: Gammelfleisch und Sozialismus. „The Jungle“ von Upton Sinclair (1905). In: Dirk van Laak: Literatur, die Geschichte schrieb. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2011, S. 134–150.
- Böttcher, Elisabeth: Antisemitismus und Antiziganismus als beständige Krisenideologien der Arbeitsgesellschaft. In: Charlotte Busch / Martin Gehrlein / Tom Uhlig (Hg.): Schiefheilungen. Zeitgenössische Betrachtungen über Antisemitismus. Wiesbaden: Springer 2016, S. 83–107.
- Brändle, Rea: Anhang. Völkerschauen in Europa zwischen 1900 und den 1960er-Jahren. In: dies.: „Wilde, die sich hier sehen lassen“. Jahrmärkte, frühe Völkerschauen und Schaustellerei. Hg. v. Andreas Bürgi u. mit einem Vorwort v. Hilke Thode-Arora. Zürich: Chronos 2023, S. 131–272.
- Braidotti, Rosi: Nomadic Subjects. Embodiment and Sexual Difference in Contemporary Feminist Theory. 2., überarb. u. erw. Aufl. New York: Cambridge University Press 2011.
- Brandstetter, Gabriele / Peters, Sibylle: Einleitung. In: dies. (Hg.): De figura. Rhetorik – Bewegung – Gestalt. München: Fink 2002, S. 7–30.
- Brandt, Stefan: Introduction. The Canadian Cultural Imaginary and Its Liminal Aesthetics. In: ders. (Hg.): In-Between. Liminal Spaces in Canadian Literature and Culture. New York: Lang 2017, S. 11–31.
- Breuer, Stefan: Die „Konservative Revolution“. Kritik eines Mythos. In: Politische Vierteljahresschrift, 31/4 (1990), S. 585–607.

- Breyer, Till / Eiden-Offe, Patrick / Manova, Dariya / Nickenig, Annika / Skowronek, Thomas / Widder, Roman: Roman und Industrie. In: Joseph Vogl / Burkhardt Wolf (Hg.): *Handbuch Literatur & Ökonomie*. Berlin/Boston: de Gruyter 2019, S. 551–565.
- Breyer, Till / Overthun, Rasmus / Roepstorff-Robiano, Philippe / Vasa, Alexandra: Einleitung. In: dies. (Hg.) *Monster und Kapitalismus*. Zeitschrift für Kulturwissenschaften, 2 (2017), S. 9–14.
- Brittnacher, Hans / May, Markus: [Art.] Kannibalismus / Anthropophagie. In: dies. (Hg.): *Phantastik. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Stuttgart: Metzler 2013, S. 384–391.
- Brittnacher, Hans: *Erschöpfung und Gewalt. Opferphantasien in der Literatur des Fin de siècle*. Köln: Böhlau 2001.
- Brittnacher, Hans: *Phantasmen der Niederlage. Über weibliche Vampire und ihre männlichen Opfer um 1900*. In: Julia Bertschik / Christa Tucza (Hg.): *Poetische Wiedergänger. Deutschsprachige Vampirismus-Diskurse vom Mittelalter bis zur Gegenwart*. Tübingen: Francke 2005, S. 163–183.
- Brittnacher, Hans: [Art.] *Apokalypse / Weltuntergang*. In: ders. / Markus May (Hg.): *Phantastik. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Stuttgart: Metzler 2013, S. 336–343.
- Bruendel, Steffen: *Nachdenken über das Ende. Die Apokalypse als Thema in Kunst und Literatur 1910–1918*. In: Galili Shahar (Hg.): *Texturen des Krieges. Körper, Schrift und der Erste Weltkrieg*. Göttingen: Wallstein 2015, S. 53–84.
- Bruhn, Manfred / Wunderlich, Werner: Vorwort. In: dies. (Hg.): *Medium Gerücht. Studien zu Theorie und Praxis einer kollektiven Kommunikationsform*. Bern: Haupt 2004, S. 7–8.
- Bruns, Claudia: *Kontroversen zwischen Freud, Blüher und Hirschfeld. Zur Pathologisierung und Rassisierung des effeminierten Homosexuellen*. In: dies. / Ulrike Auga / Dorothea Dornhof / Gabriele Jähnert (Hg.): *Dämonen, Vamps und HysterikerInnen. Geschlechter- und Rassenfigurationen in Medien und Alltag*. Bielefeld: Transcript 2011, S. 161–183.
- Bruns, Claudia: *Antisemitism and Colonial Racisms. Genealogical Perspectives*. In: Stefan Vogt (Hg.): *Colonialism and the Jews in German History: From the Middle Ages to the Twentieth Century*. London: Bloomsbury Academic 2022, S. 25–55.
- Buhanan, Kurt: *Humboldt and the Monkeys. On the Friend-Food Distinction*. In: *The German Quarterly*, 87/4 (2014), S. 480–499.
- Bührer, Tanja: *Kriegführung in Deutsch-Ostafrika (1889–1914)*. In: dies. / Christian Stachelbeck / Dierk Walter (Hg.): *Imperialkriege von 1500 bis heute. Strukturen – Akteure – Lernprozesse*. Paderborn: Schöningh 2011, S. 197–215.
- Bultmann, Christof: *Monströse Massen. Zur Ökologie in Alfred Döblins „Berge Meere und Giganten“*. In: Stefan Keppler-Tasaki (Hg.): *Internationales Alfred-Döblin-Kolloquium 2011. Massen und Medien bei Alfred Döblin*. Bern: Lang 2014, S. 127–148.

- Butler, Judith: „But What Ground? What Wall?“. Kafka's Sketches of Bodily Life. In: Franz Kafka. The Drawings. Hg. v. Andreas Kilcher. New Haven: Yale University Press 2022, S. 277–291.
- Cahn, Michael: Paralipse und Homöopathie. Denkfiguren als Objekte einer rhetorischen Lektüre. In: Joseph Kopperschmidt / Helmut Schanze (Hg.): Rhetorik und Philosophie. München: Fink 1989, S. 275–295.
- Campt, Tina: Other Germans. Black Germans and the Politics of Race, Gender, and Memory in the Third Reich. Michigan: University of Michigan Press 2004.
- Carden-Coyne, Ana: Kriegsversehrter. In: Netzwerk Körper (Hg.): What Can a Body Do? Praktiken und Figurationen des Körpers in den Kulturwissenschaften. Frankfurt a.M.: Campus 2012, S. 157–165.
- Cardinal, Agnès: Shadow Playwrights of Weimar: Berta Lask, Ilse Langner, Marieluise Fleißer. In: Elisabeth Woodrough (Hg.): Women in European Theatre. London, Europa, 1/4 (1995), S. 65–73.
- Cardoso, Rafael: White Skins, Black Masks. „Antropofagia“ and the Reversal of Primitivism. In: Uwe Fleckner / Elena Tolstichin (Hg.): Das verirrte Kunstwerk. Bedeutung, Funktion und Manipulation von „Bilderfahrzeugen“ in der Diaspora. Berlin/Boston: de Gruyter 2020, S. 131–154.
- Cermanová, Pavlína: Gog and Magog. Using Concepts of Apocalyptic Enemies in the Hussite Era. In: Wolfram Brandes / Felicitas Schmieder / Rebekka Voß (Hg.): Peoples of the Apocalypse. Eschatological Beliefs and Political Scenarios. Berlin/Boston: de Gruyter 2016, S. 239–256.
- Chandler, Caitlin: Skeletons from Kilimanjaro. East African Families Seek to Reclaim the Remains of Their Ancestors from German Colonial Collections. In: The Dial. 28.03.2023. URL: <https://www.thedial.world/articles/news/issue-3/germany-reparations-tanzania-skeletons-maji-maji-rebellion>.
- Claßen, Isabella: Darstellung von Kriminalität in der deutschen Literatur, Presse und Wissenschaft 1900 bis 1930. Frankfurt a.M.: Lang: 1988.
- Conrad, Sebastian: Deutsche Kolonialgeschichte. München: C.H. Beck 2008.
- Corni, Gustavo: [Art.] Ernährung. In: Gerhard Hirschfeld / Gerd Krumeich / Irina Renz (Hg.): Enzyklopädie Erster Weltkrieg. 2. Aufl. Erneut akt. u. erw. Studienausg. München: Schöningh 2014a, S. 461–464.
- Corni, Gustavo: [Art.] Hunger. In: Gerhard Hirschfeld / Gerd Krumeich / Irina Renz (Hg.): Enzyklopädie Erster Weltkrieg. 2. Aufl. Erneut akt. u. erw. Studienausg. München: Schöningh 2014b, S. 565–567.
- Cornwall, Mark: The First World War. In: Carolin Duttlinger (Hg.): Franz Kafka in Context. Cambridge: Cambridge University Press 2018, S. 167–175.
- Craig, Robert: Monsters and Other Cyborgs: The „Posthuman“ in „Berge Meere und Giganten“. In: Steffan Davies / David Midgley (Hg.): Internationales Alfred-Döblin-Kolloquium Cambridge 2017. Natur, Technik und das (Post-) Humane in den Schriften Alfred Döblins. Bern: Lang 2019, S. 243–259.
- Cronier, Emmanuelle: Food and Nutrition. In: Ute Daniel / Peter Gatrell / Oliver Janz / Heather Jones / Jennifer Keene / Alan Kramer / Bill Nasson (Hg.):

- 1914-1918-online. International Encyclopedia of the First World War. Berlin: Freie Universität Berlin 2021, S. 1–29. DOI: 10.15463/ie1418.11565.
- Därmann, Iris: Wie man wird, was man ißt. Opfermahlzeit, Kannibalismus und Identifizierung bei William Robertson Smith und Sigmund Freud. In: Monika Fludernik / Peter Haslinger / Stefan Kaufmann (Hg.): Der Alteritätsdiskurs des Edlen Wilden. Exotismus, Anthropologie und Zivilisationskritik am Beispiel eines europäischen Topos. Würzburg: Ergon 2002, S. 121–153.
- Darmaun, Jacques: Thomas Manns Polemik mit Theodor Lessing. In: Germanica. Thomas Mann au tournant du siècle, 60 (2017), S. 167–177.
- Davies, Steffan: Historischer Roman: Wallenstein (1920). In: Sabina Becker (Hg.): Döblin-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Stuttgart: Metzler 2016, S. 74–83.
- De Man, Paul: Literature and Language. In: New Literary History. The Language of Literature, 4/1 (1972), S. 181–192.
- De Vries, Gernot: Ostfriesisches Wörterbuch: Hochdeutsch–Plattdeutsch. Leer: Schuster 2000.
- Deleuze, Gilles / Guattari, Félix: Kafka. Für eine kleine Literatur [Kafka. Pour une littérature mineure, 1975]. Aus d. Franz. v. Burkhard Kroeber. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1976.
- Deleuze, Gilles / Guattari, Félix: Tausend Plateaus. Kapitalismus und Schizophrenie II [Mille plateaux. Capitalisme et schizophrénie II, 1980]. Aus d. Franz. v. Gabriele Ricke / Ronald Voullié. Berlin: Merve 1992.
- Derrida, Jacques: „Man muss wohl essen“ oder die Berechnung des Subjekts. Gespräch mit Jean-Luc Nancy [Après le sujet qui vient, 1989]. In: ders.: Auslassungspunkte. Gespräche. Aus d. Franz. v. Karin Schreiner / Dirk Weissmann. Hg. v. Peter Engelmann. Wien: Passagen 1998, S. 267–298.
- Derrida, Jacques: An Interview with Jacques Derrida on the Limits of Digestion. By Daniel Birnbaum / Anders Olsson [1990]. E-flux journal, 2 (2009), S. 1–5.
- Deupmann, Christoph: „Furor satiricus“. Verhandlungen über literarische Aggression im 17. und 18. Jahrhundert. Tübingen: Niemeyer 2002.
- Diezemann, Nina: Die Kunst des Hungerns. Essstörungen in Literatur und Medizin um 1900. Berlin: Kadmos 2006.
- Doanne, Mary: Femmes Fatales. Feminism, Film Theory, Psychoanalysis. New York: Routledge 1991.
- Dominguez Andersen, Pablo: Henny Porten. Weißsein und Blackface im postkolonialen Starkino der Weimarer Republik. In: Visual-History, 15.06.2020, Archiv-Version des Zentrums für Zeithistorische Forschung Potsdam 2020. DOI: <https://doi.org/10.14765/zzf.dok-1777>.
- Dommann, Monika: Bühnen des Kapitalismus. Der Getreidehandel als Wissensobjekt zwischen den Weltkriegen. In: Berichte zur Wissenschaftsgeschichte, 37/2 (2014), S. 112–131.
- Döring, Tobias / Ott, Michael: Urworte. Zur Geschichte und Funktion erstbegründender Begriffe. In: dies. (Hg.): Urworte. Zur Geschichte und Funktion erstbegründender Begriffe. München: Fink 2012, S. 11–19.

- Douglas, Mary: *Purity and Danger. An Analysis of Concepts of Pollution and Taboo* [1966]. With a New Preface by the Author. New York: Routledge 2002.
- Dreesbach, Anne: *Gezähmte Wilde. Die Zurschaustellung „exotischer“ Menschen in Deutschland 1870–1940*. Frankfurt a.M.: Campus 2005.
- Dürbeck, Gabriele: Agentielle Natur in Döblins „Berge Meere und Giganten“ aus Sicht des Material Ecocriticism. In: Claudia Schmitt / Christiane Solte-Gresser (Hg.): *Literatur und Ökologie. Neue literatur- und kulturwissenschaftliche Perspektiven*. Bielefeld: Aisthesis 2017, S. 79–93.
- Düsing, Wolfgang: Der Intellektuelle zwischen Ideologien und Institutionen. Döblins Essayistik in der Weimarer Republik. In: Yvonne Wolf (Hg.): *Internationales Alfred-Döblin-Kolloquium Mainz 2005. Alfred Döblin zwischen Institution und Provokation*. Bern: Lang 2007, S. 153–165.
- Ebner, Timm / Gaderer, Rupert / Koch, Lars / Meilicke, Elena: Es gibt keine Paranoia. In: dies.: (Hg.): *Paranoia. Lektüren und Ausschreitungen des Verdachts*. Wien: Turia + Kant 2016, S. 7–21.
- Eco, Umberto: Die Welten der Science Fiction [I mondi della science-fiction, 1964]. In: ders.: *Über Spiegel und andere Phänomene*. Aus d. Ital. v. Burkhart Kroeber. München: Hanser 1988, S. 214–222.
- Eden, Frank: Sehnsucht nach Freiheit und Abenteuer. Exkurs: Artur Heye. In: Ansgar Häfner / Gottfried Merger (Hg.): *Der Afrikaner im deutschen Kinder- und Jugendbuch. Untersuchungen zur rassistischen Stereotypenbildung im deutschen Kinder- und Jugendbuch von der Aufklärung bis zum Nationalsozialismus*. 2., überarb. Aufl. Hamburg: Ergebnisse 1989, S. 84–86.
- Eiden-Offe, Patrick: *Die Poesie der Klasse. Romantischer Antikapitalismus und die Erfindung des Proletariats*. Berlin: Matthes & Seitz 2017.
- Eissler, W. U.: *Arbeiterparteien und Homosexuellenfrage. Zur Sexualpolitik von SPD und KPD in der Weimarer Republik*. Berlin: Rosa Winkel 1980.
- Ellmann, Maud: *The Hunger Artists. Starving, Writing, and Imprisonment*. Cambridge: Harvard University Press 1993.
- El-Tayeb, Fatima: *Schwarze Deutsche. Der Diskurs um „Rasse“ und nationale Identität 1890–1933*. Frankfurt a.M.: Campus 2001.
- Erwin, Frank: „Sie fressen Menschen, wie ihr scheußliches Aussehen beweist ...“. Kritische Überlegungen zu Zeugen und Quellen der Menschenfresserei. In: Hans Duerr (Hg.): *Authentizität und Betrug in der Ethnologie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1987, S. 199–224.
- Fanon, Frantz: *Schwarze Haut, weiße Masken [Peau noire, masques blancs, 1952]*. Aus d. Franz v. Eva Moldenhauer. Wien: Turia + Kant 2013.
- Fischer, Karsten: „Verwilderte Selbsterhaltung“. Zivilisationstheoretische Kulturkritik bei Nietzsche, Freud, Weber und Adorno. Berlin: Akademie 1999.
- Fischer, Ole: Männlichkeit und Fleischkonsum. Historische Annäherungen an eine gegenwärtige Gesundheitsthematik. In: *Medizinhistorisches Journal*, 50/1 (2015), S. 42–65.
- Föllmer, Moritz / Graf, Rüdiger / Leo, Per: Einleitung: Die Kultur der Krise in der Weimarer Republik. In: Moritz Föllmer / Rüdiger Graf (Hg.): *Die „Kri-*

- se“ der Weimarer Republik. Zur Kritik eines Deutungsmusters. Frankfurt a.M.: Campus 2005, S. 9–41.
- Föllmer, Moritz: Der „kranke Volkskörper“. Industrielle, hohe Beamte und der Diskurs der nationalen Regeneration in der Weimarer Republik. In: *Geschichte und Gesellschaft*, 27/1 (2001), S. 41–67.
- Föllmer, Moritz: The Unscripted Revolution. Male Subjectivities in Germany, 1918–1919. In: *Past & Present. A Journal of Historical Studies*, 240/1 (2018), S. 161–192.
- Foucault, Michel: Vorrede zur Überschreitung [Préface à la transgression, 1963]. Aus d. Franz. v. Hans Gondek. In: Michel Foucault: *Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits*, Bd. 1: 1954–1969. Hg. v. Daniel Defert / François Ewald. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2001, S. 320–342.
- Foucault, Michel: Von anderen Räumen [Des espaces autres, 1967/84]. Aus d. Franz v. Michael Bischoff. In: Michel Foucault: *Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits*, Bd. 4: 1980–1988. Hg. v. Daniel Defert / François Ewald. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2005, S. 931–942.
- Foucault, Michel: Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit, Bd. 1 [Histoire de la sexualité, 1: La volonté de savoir, 1976]. Aus d. Franz. v. Ulrich Raulff / Walter Seitter. 9. Aufl. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1997.
- Foucault Michel: In Verteidigung der Gesellschaft. Vorlesungen am Collège de France (1975/76) [Il faut défendre la société, 1996]. Aus d. Franz v. Michaela Ott. 6. Aufl. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2020.
- Foucault, Michel: Die Anormalen. Vorlesungen am Collège de France (1974/75) [Les anormaux, 1999]. Aus d. Franz. v. Michaela Ott / Konrad Honsel. 5. Aufl. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2019.
- Friederici, Angelika: Castan's Panopticum. Ein Medium wird besichtigt. Heft 10: Völker der Welt auf Castans Bühnen. Berlin: Karl-Robert Schütze 2011.
- Frosh, Stephen: Psychoanalysis, Colonialism, Racism. In: *Journal of Theoretical and Philosophical Psychology*, 33/3 (2013), S. 141–154.
- Fulda, Daniel: „Wann wir die Menschenfresser nicht in Africa oder sonst/sondern vor unser Haustür suchen müssen.“ Hungeranthropophagie im Dreißigjährigen Krieg und der europäische Kannibalismuskurs. In: Hedwig Röckelein (Hg.): *Kannibalismus und europäische Kultur*. Tübingen: Diskord 1996, S. 143–175.
- Fulda, Daniel: Menschenfresser im „modernen Epos“. Die Krise der Geschichte in der historischen Epik um 1900 (Marie Eugénie delle Grazie, Ricarda Huch, Alfred Döblin). In: Hofmannsthal. *Jahrbuch zur europäischen Moderne*, 7 (1999a), S. 345–388.
- Fulda, Daniel: „Das Abmurksen ist gewöhnlich, der Braten ungewöhnlich.“ Döblins kannibalistische Anthropologie. In: Annette Keck / Inka Kording / Anja Prochaska (Hg.): *Verschlungene Grenzen. Anthropophagie in Literatur und Kulturwissenschaften*. Tübingen: Narr 1999b, S. 105–135.
- Fulda, Daniel: Einleitung. Unbehagen in der Kultur, Behagen an der Unkultur. Ästhetische und wissenschaftliche Faszination der Anthropophagie. Mit

- einer Auswahlbibliographie. In: ders. / Walter Pape (Hg.): *Das Andere Essen. Kannibalismus als Motiv und Metapher in der Literatur*. Freiburg i.Br.: Rombach 2001a, S. 7–50.
- Fulda, Daniel: „Versteckter Appetit nach Menschenfleisch“. Faszination und Funktion kannibalistischer Figuren bei Thomas Mann und in der Literatur der Weimarer Republik. In: ders. / Walter Pape (Hg.): *Das Andere Essen. Kannibalismus als Motiv und Metapher in der Literatur*. Freiburg i.Br.: Rombach 2001b, S. 259–300.
- Gahlings, Ute: *Hermann Graf Keyserling. Ein Lebensbild*. Darmstadt: Liebig 1996.
- Gamper, Michael: Kannibalen, Barbaren und höllische Furien. Die Menschenmasse als das Andere der Zivilisation in der deutschen Rezeption der Französischen Revolution. In: *Zeitschrift für Germanistik*, 12/3 (2002), S. 564–580.
- Gamper, Michael: *Masse lesen, Masse schreiben. Eine Diskurs- und Imaginationsgeschichte der Menschenmenge 1765–1930*. München: Fink 2007.
- Gamper, Michael: Körperhelden. Der Sportler als „großer Mann“ in der Weimarer Republik. In: Anne Fleig / Birgit Hübel (Hg.): *Figurationen der Moderne. Mode, Sport, Pornographie*. München: Fink 2011, S. 145–165.
- Gebauer, Gunter: Die Aporie des Ursprungsdenkens. In: Dietmar Kamper / Dirk Matejovski / Gerd Weniger (Hg.): *Mythos Neanderthal. Ursprung und Zeitenwende*. Frankfurt a.M.: Campus 2001, S. 117–121.
- Geisenhanslüke, Achim / Mein, Georg: Einleitung. In: dies. (Hg.): *Schriftkultur und Schwellenkunde*. Bielefeld: Transcript 2008, S. 7–9.
- Geisenhanslüke, Achim: *Schriftkultur und Schwellenkunde? Überlegungen zum Zusammenhang von Literalität und Liminalität*. In: dies. / Georg Mein (Hg.): *Schriftkultur und Schwellenkunde*. Bielefeld: Transcript 2008, S. 97–119.
- Geisenhanslüke, Achim: *Wolfsmänner. Zur Geschichte einer schwierigen Figur*. Bielefeld: Transcript 2018.
- Gelderloos, Carl: *Biological Modernism. The New Human in Weimar Culture*. Evanston: Northwestern University Press 2019.
- Gess, Nicola: *Primitives Denken. Wilde, Kinder und Wahnsinnige in der literarischen Moderne (Müller, Musil, Benn, Benjamin)*. München: Fink 2013.
- Gess, Nicola: *Ethnography and Anthropology*. In: Carolin Duttlinger (Hg.): *Franz Kafka in Context*. Cambridge: Cambridge University Press 2018, 249–256.
- Geyer, Martin: *Verkehrte Welt. Revolution, Inflation und Moderne, München 1914–1924*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1998.
- Geyer, Martin: *Grenzüberschreitungen. Vom Belagerungszustand zum Ausnahmezustand*. In: Stefan Kaufmann / Lars Koch / Niels Werber (Hg.): *Ersster Weltkrieg. Kulturwissenschaftliches Handbuch*. Stuttgart: Metzler 2014, S. 341–384.
- Giedion, Siegfried: *Mechanization Takes Command. A Contribution to Anonymous History*. New York: Oxford University Press 1948.
- Gießauf, Johannes: *Wo der Mensch dem Menschen am besten schmeckt. Betrachtungen zum Bild der Asiaten als Anthropophagen*. In: *Zentralasiatische*



- Studien des Seminars für Sprach- und Kulturwissenschaft Zentralasiens der Universität Bonn, 38 (2009), S. 167–184.
- Gießauf, Johannes: Kinderhaxerl, Jungfernbrüstchen und Mutterkuchen – die beliebtesten Gerichte vor dem jüngsten Gericht. Anthropophagen als Vorboten der Apokalypse. In: Sebastian Fink / Friedrich Pöhl / Robert Rebitsch (Hg.): Die Konstruktion des Kannibalen zwischen Fiktion und Realität. Wiesbaden: Harrassowitz 2017, S. 91–126.
- Ginzburg, Carlo: Spurensicherung. Der Jäger entziffert die Fährte, Sherlock Holmes nimmt die Lupe, Freud liest Morelli. Die Wissenschaft auf der Suche nach sich selbst. [Spie. Radici di un paradigma indiziario, 1979]. In: ders.: Spurensicherung. Aus d. Ital. v. Gisela Bonz / Karl Hauber. Berlin: Wagenbach 2011, S. 7–57.
- Giuriato, Davide: Aktualität des Drastischen. Zur Einleitung. In: ders. / Eckhard Schumacher (Hg.): Drastik. Ästhetik – Genealogien – Gegenwartskultur. Paderborn: Fink 2016, S. 7–19.
- Gohr, Michelle: Do I Have Something in My Teeth? Vagina Dentata and its Manifestations Within Popular Culture. In: Mary Dudy / Breanne Fahs / Sarah Stage (Hg.): The Moral Panics of Sexuality. New York: Palgrave Macmillan 2013, S. 27–43.
- Göktürk, Deniz: Künstler, Cowboys, Ingenieure. Kultur- und mediengeschichtliche Studien zu deutschen Amerika-Texten 1912–1920. München: Fink 1998.
- Graber, Heinz: Nachwort des Herausgebers. In: Alfred Döblin: Ausgewählte Werke in Einzelbänden. Der deutsche Maskenball. Von Linke Poot. Wissen und Verändern! Hg. v. Heinz Graber. Olten: Walter 1972, S. 305–318.
- Grätz, Katharina: Andere Orte, anderes Wissen. Döblins „Berge Meere und Giganten“. In: Sabina Becker / Robert Krause (Hg.): Internationales Alfred-Döblin-Kolloquium Emmendingen 2007. „Tatsachenphantasie“. Alfred Döblins Poetik des Wissens im Kontext der Moderne. Bern: Lang 2008, S. 299–319.
- Greenblatt, Stephen: Filthy Rites. In: Daedalus. Representations and Realities, 111/3 (1982), S. 1–16.
- Greenblatt, Stephen: Marvelous Possessions. The Wonder of the New World. Chicago: University of Chicago Press 1991.
- Grevel, Liselotte: Linke Poot: „Der deutsche Maskenball“ (1921). In: Sabina Becker (Hg.): Döblin-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Stuttgart: Metzler 2016, S. 190–194.
- Gronau, Barbara: Einleitung. In: dies. (Hg.): Szenarien der Energie. Zur Ästhetik und Wissenschaft des Immateriellen. Bielefeld: Transcript 2013, S. 7–11.
- Gronau, Barbara: How to Talk About Energy? Intangible Scenarios as Epistemic Orders. In: dies. / Sabine Huschka (Hg.): Energy and Forces as Aesthetic Interventions. Bielefeld: Transcript 2019, S. 23–39.
- Gronau, Martin: Primitives Essen? Überlegungen zum kulturanthropologischen Beigeschmack klassischer Menschenfresserei. In: Sebastian Fink / Friedrich Pöhl (Hg.): Kannibalismus, eine anthropologische Konstante? Wiesbaden: Harrassowitz 2015, S. 65–100.



- Gross, Babette: Willi Münzenberg. Eine politische Biographie. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1967.
- Grunwald, Henning / Pfister, Manfred: Krisis! Krisenszenarien, Diagnosen und Diskursstrategien. In: dies. (Hg.): Krisis! Krisenszenarien, Diagnosen und Diskursstrategien. München: Fink 2007, S. 7–20.
- Grunwald, Henning: Die „Vertrauenskrise der Justiz“ in der Weimarer Republik. Justiz als Krisendiagnostik. In: ders. / Manfred Pfister (Hg.): Krisis! Krisenszenarien, Diagnosen und Diskursstrategien. München: Fink 2007, S. 177–199.
- Gudehus, Ulrike: Die Entwicklung der Pferdeschlachtung und des Pferdefleischkonsums in Deutschland unter Berücksichtigung der gesetzlichen Änderungen. Dissertation Ludwig-Maximilians-Universität München 2006. DOI: 10.5282/edoc.6157.
- Güll, Reinhard: Der „Schweinemord“ oder die „Professorenschlachtung“. In: Statistisches Monatsheft Baden-Württemberg, 6 (2004), S. 55.
- Gullace, Nicoletta: Barbaric Anti-Modernism. Representations of the „Hun“ in Britain, North America, Australia, and Beyond. In: Pearl James (Hg.): Picture This. World War I Posters and Visual Culture. Lincoln: University of Nebraska Press 2010, S. 61–78.
- Hagner, Michael: Verwundete Gesichter, verletzte Gehirne. Zur Deformation des Kopfes im Ersten Weltkrieg. In: Sander Gilman / Claudia Schmölders (Hg.): Gesichter der Weimarer Republik. Eine physiognomische Kulturgeschichte. Köln: DuMont 2000, S. 78–95.
- Hahn, Judith: Anarchisten, Attentäter und Revolutionäre. Zur Psychopathologisierung „politischer Verbrecher“ zwischen 1880 und 1920. In: Medizinhistorisches Journal, 51/1 (2016), S. 40–71.
- Hahn, Torsten: „Vernichtender Fortschritt“. Zur experimentellen Konfiguration von Arbeit und Trägheit in „Berge Meere und Giganten“. In: ders. (Hg.): Internationales Alfred-Döblin-Kolloquium Bergamo 1999. Bern: Lang 2002, S. 107–129.
- Hahn, Torsten: Fluchtlinien des Politischen. Das Ende des Staates bei Alfred Döblin. Köln: Böhlau 2003.
- Hahn, Torsten: Politische Schriften. In: Sabina Becker (Hg.): Döblin-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Stuttgart: Metzler 2016, S. 195–204.
- Hahnemann, Andy: „Der Tod jagt durch die Straßen...“. Zur Psychopathologisierung der Revolution in Max Glass' „Die entfesselte Menschheit“ (1919). In: Ulrich Kittstein / Regine Zeller (Hg.): „Friede, Freiheit, Brot!“ Romane zur deutschen Novemberrevolution. Amsterdam: Rodopi 2009, S. 41–57.
- Hall, Stuart: When was „The Post-Colonial“? Thinking at the Limit. In: Iain Chambers / Lidia Curti (Hg.): The Postcolonial Question. Common Skies, Divided Horizons. London: Routledge 1996, S. 242–260.
- Hall, Stuart: The Spectacle of The „Other“. In: ders. (Hg.): Representation. Cultural Representations and Signifying Practices. London: Sage 1997, S. 223–290.
- Hamann, Christof / Honold, Alexander: Kilimandscharo. Die deutsche Geschichte eines afrikanischen Berges. Berlin: Wagenbach 2011.

- Haschemi Yekani, Elahe: Großwildjäger. In: Netzwerk Körper (Hg.): What Can a Body Do? Praktiken und Figurationen des Körpers in den Kulturwissenschaften. Frankfurt a.M.: Campus 2012, S. 83–88.
- Haury, Thomas: Antisemitismus in Karl Marx' Frühschrift „Zur Judenfrage“? In: Helmut Lethen / Birte Löschenkohl / Falko Schmieder (Hg.): Der sich selbst entfremdete und wiedergefundene Marx. Paderborn: Fink 2010, S. 161–176.
- Hedinger, Daniel: Gesellschaften ohne Krisen? Einführung. In: Thomas Mergel (Hg.): Krisen verstehen. Historische und kulturwissenschaftliche Annäherungen. Frankfurt a.M.: Campus 2012, S. 147–150.
- Heiden, Anne von der: „Et in Arcadia ego“. Metamorphosen. In: dies. / Joseph Vogl (Hg.): Politische Zoologie. Zürich: Diaphanes 2007, S. 91–118.
- Hein, Claudia: Der Kannibale. In: Lars Friedrich / Karin Harrasser / Daniel Tyradellis / Joseph Vogl (Hg.): Figuren der Gewalt. Zürich: Diaphanes 2014, S. 87–91.
- Hein, Claudia: Die Essbarkeit der Welt. Einverleibung als Figur der Weltbegegnung bei Italo Calvino, Marianne Wiggins und Juan José Saer. Bielefeld: Aisthesis 2016.
- Heinrich, Indra: Drei Perspektiven zum Hunger. Präsentation und Podiumsgespräch an der Staatsbibliothek, 2017. URL: <https://blog.sbb.berlin/drei-perspektiven-zum-hunger-praesentation-und-podiumsgespraech-an-der-staatsbibliothek/>.
- Heinrich-Jost, Ingrid: Linke Poot. Alfred Döblins satirische Kommentare zur Zeit (1919–1922). In: Walter Grab / Julius Schoeps (Hg.): Juden in der Weimarer Republik. Skizzen und Portraits. 2., veränd. Aufl. Darmstadt: Primus 1998, S. 88–106.
- Hirschfelder, Gunther: Europäische Esskultur. Eine Geschichte der Ernährung von der Steinzeit bis heute. Frankfurt a.M.: Campus 2001.
- Höcker, Arne: Epistemologie des Extremen. Lustmord in Kriminologie und Literatur um 1900. München: Fink 2012.
- Hoffmann, Annika: Drogenkonsum und -kontrolle. Zur Etablierung eines sozialen Problems im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2012.
- Hoffrogge, Ralf: Richard Müller. Der Mann hinter der Novemberrevolution. 2. korrigierte u. erweiterte Aufl. Berlin: Dietz 2018.
- Holzmann, Gabriele: Schaulust und Verbrechen. Eine Geschichte des Krimis als Mediengeschichte. Stuttgart: Metzler 2001.
- Honold, Alexander: Berichte von der Menschenschau. Kafka und die Ausstellung des Fremden. In: Hansjörg Bay / Christof Hamann (Hg.): Odradeks Lachen. Fremdheit bei Kafka. Freiburg i.Br.: Rombach 2006, S. 305–324.
- Honold, Alexander: Menschenfresser / Hungerkünstler. Kafkas literarische Schaustellungen des Fremden. In: Ortrud Gutjahr / Stefan Hermes (Hg.): Maskeraden des (Post-)Kolonialismus. Verschattete Repräsentationen „der Anderen“ in der deutschsprachigen Literatur und im Film. Würzburg: Königshausen & Neumann 2011, S. 123–147.

- Honold, Alexander: Exotisch entgrenzte Kriegslandschaften. Alfred Döblins Weg zum „Geonarrativ“ „Berge Meere und Giganten“. In: Nicola Gess (Hg.): *Literarischer Primitivismus*. Berlin/Boston: de Gruyter 2013, S. 211–234.
- Honold, Alexander: *Einsatz der Dichtung. Literatur im Zeichen des Ersten Weltkriegs*. Berlin: Vorwerk 8 2015.
- Honold, Alexander: *Fahrten und Fronten. Umschriften des Abenteuerromans in Kolonialismus und Krieg*. In: Oliver Grill / Brigitte Obermayr (Hg.): *Abenteuer in der Moderne*. Paderborn: Fink 2020, S. 15–50.
- Honold, Alexander: *Zeitschwellen / Schwellenzeiten. Chronische Liminalität bei Kafka*. In: Alexander Kling / Johannes Lehmann (Hg.): *Kafkas Zeiten*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2023, S. 43–56.
- Horn, Eva: *Trauer schreiben. Die Toten im Text der Goethezeit*. München: Fink 1998.
- Horn, Eva: *Leichenschmaus. Eine Skizze zum Kannibalismus in der Psychoanalyse*. In: Annette Keck / Inka Kording / Anja Prochaska (Hg.): *Verschlungene Grenzen. Anthropophagie in Literatur und Kulturwissenschaften*. Tübingen: Narr 1999, S. 297–307.
- Höving, Vanessa / Risthaus, Peter: *Ars metabolica. Zur Einführung*. In: dies. (Hg.): *Ars metabolica. Stoffwechsel und Digestion als literarische und kulturelle Prozesse*. Baden-Baden: Rombach 2023, S. 7–18.
- Howe, Jan / Wiegandt, Kai: *Einleitung*. In: dies. (Hg.): *Trieb. Poetiken und Politiken einer modernen Letztbegründung*. Berlin: Kadmos 2014, S. 7–18.
- Hulme, Peter: *Colonial Encounters. Europe and the Native Caribbean, 1492–1797*. London: Methuen 1986.
- Jäger, Jens: *Bilder aus Afrika vor 1918. Zur visuellen Konstruktion Afrikas im europäischen Kolonialismus*. In: Gerhard Paul (Hg.): *Visual History. Ein Studienbuch*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2006, S. 134–148.
- Jahr, Christoph / Kaufmann, Stefan: *Den Krieg führen: Organisation, Technik, Gewalt*. In: Stefan Kaufmann / Lars Koch / Niels Werber (Hg.): *Erster Weltkrieg. Kulturwissenschaftliches Handbuch*. Stuttgart: Metzler 2014, S. 164–231.
- Jansen, Jan / Osterhammel, Jürgen: *Kolonialismus. Geschichte, Formen, Folgen*. 9., vollst. überarb. u. akt. Aufl. München: C.H. Beck 2021.
- Jones, Mark: *Founding Weimar. Violence and the German Revolution of 1918–1919*. Cambridge: Cambridge University Press 2016.
- Jost, Claudia: *Die Logik des Parasitären. Literarische Texte. Medizinische Diskurse. Schrifttheorien*. Stuttgart: Metzler 2000.
- Jürgens-Kirchhoff, Annegret: *Kunst gegen den Krieg im Antikriegsjahr 1924*. In: John Dülffer / Gerd Krumeich (Hg.): *Der verlorene Frieden. Politik und Kriegskultur nach 1918*. Essen: Klartext 2002, S. 287–310.
- Jurt, Joseph: *Die Kannibalen. Erste europäische Bilder der Indianer – Von Kolumbus bis Montaigne*. In: Monika Fludernik / Peter Haslinger / Stefan Kaufmann (Hg.): *Der Alteritätsdiskurs des Edlen Wilden. Exotismus, An-*

- thropologie und Zivilisationskritik am Beispiel eines europäischen Topos. Würzburg: Ergon 2002, S. 45–63.
- Kaes, Anton: Die ökonomische Dimension der Literatur. Zum Strukturwandel der Institution Literatur in der Inflationszeit (1918–1923). In: Gerald Feldman (Hg.): Konsequenzen der Inflation. Berlin: Colloquium 1989, S. 307–329.
- Kassung, Christian: Fleisch. Die Geschichte einer Industrialisierung. Boston: Brill 2020.
- Kavaloski, Joshua: The Haarmann Case. Remapping the Weimar Republic. In: *The German Quarterly*, 88/2 (2015), S. 219–241.
- Keck, Annette / Kording, Inka / Prochaska, Anja: Vorwort. In: dies. (Hg.): *Ver-schlungene Grenzen. Anthropophagie in Literatur und Kulturwissenschaften*. Tübingen: Narr 1999, S. 7–12.
- Keil, Lars-Broder / Kellerhoff, Sven: Zu diesem Buch. In: dies. (Hg.): *Fake News machen Geschichte. Gerüchte und Falschmeldungen im 20. und 21. Jahrhundert*. Berlin: Links 2017, S. 7–23.
- Keilson-Lauritz, Marita: Theodor Lessing und der Fall Haarmann. In: Elke-Vera Kotowski (Hg.): „Sinnggebung des Sinnlosen“. Zum Leben und Werk des Kulturkritikers Theodor Lessing (1872–1933). Hildesheim: Olms 2006, S. 95–110.
- Kellerer, Sidonie / Nierhoff-Fassbender, Astrid / Perrin-Marsol, Alice / Théofilakis, Fabien: Einleitung. In: dies. (Hg.): *Missverständnis – Malentendu. Kultur zwischen Kommunikation und Störung*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2008, S. 9–19.
- Kenkel, Karen: Das Gesicht der Masse. Soziologische Visionen. In: Sander Gilman / Claudia Schmölders (Hg.): *Gesichter der Weimarer Republik. Eine physiognomische Kulturgeschichte*. Köln: DuMont 2000, S. 206–227.
- Khanna, Ranjana: *Dark Continents. Psychoanalysis and Colonialism*. London: Duke University Press 2003.
- Kiening, Christian: *Das wilde Subjekt. Kleine Poetik der Neuen Welt*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2006.
- Kienitz, Sabine: Re-Konstruktionen. Der Erste Weltkrieg und die „Krise des Körpers“. In: Julia Fleischhack / Kathrin Rottmann (Hg.): *Störungen. Medien, Prozesse, Körper*. Berlin: Reimer 2011, S. 90–108.
- Kienitz, Sabine: Fürs Vaterland? Körperpolitik, Invalidität und Geschlechterordnung nach dem Ersten Weltkrieg. In: Gabriele Metzler / Dirk Schumann (Hg.): *Geschlechter(un)ordnung und Politik in der Weimarer Republik*. Bonn: Dietz 2016, S. 155–179.
- Kilcher, Andreas / Kremer, Detlef: Die Genealogie der Schrift. Eine transtextuelle Lektüre von Kafkas „Bericht für eine Akademie“. In: Claudia Liebrand / Franziska Schößler (Hg.): *Textverkehr. Kafka und die Tradition*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2004, S. 45–72.

- Kilgour, Maggie: The Function of Cannibalism at the Present Time. In: Francis Barker / Peter Hulme / Margaret Iversen (Hg.): *Cannibalism and the Colonial World*. Cambridge: Cambridge University Press 1998, S. 238–259.
- Kilgour, Maggie: Foreword. In: Kristen Guest (Hg.): *Eating their Words. Cannibalism and the Boundaries of Cultural Identity*. Albany: State University of New York Press 2001, S. vii–viii.
- Kittstein, Ulrich / Zeller, Regine: Die Novemberrevolution in der Romanliteratur. In: dies. (Hg.): „Friede, Freiheit, Brot!“. Romane zur deutschen Novemberrevolution. Amsterdam: Rodopi 2009, S. 7–39.
- Klein, Thoralf: Die Hunnenrede (1900). In: Jürgen Zimmerer (Hg.): *Kein Platz an der Sonne. Erinnerungsorte der deutschen Kolonialgeschichte*. Frankfurt a.M.: Campus 2013, S. 164–176.
- Kleinschmidt, Erich: Semiotik der Aussparung. „Vergessendes“ Erzählen bei Alfred Döblin. In: *Jahrbuch zur Kultur und Literatur der Weimarer Republik*, 6 (2001), S. 107–126.
- Kleinspehn, Thomas: *Le Cannibale mélancholique. Orale Gier und die Verflüchtigung des Körpers in der Literatur des 18. Jahrhunderts*. In: Rudolf Behrens / Roland Galle (Hg.): *Leib-Zeichen. Körperbilder, Rhetorik und Anthropologie im 18. Jahrhundert*. Würzburg: Königshausen & Neumann 1993, S. 225–241.
- Kleinwort, Malte: *Der späte Kafka. Spätstil als Stilsuspension*. Paderborn: Fink 2013.
- Klotz, Marcia: *The Weimar Republic. A Postcolonial State in a Still-Colonial World*. In: dies. / Eric Ames / Lora Wildenthal (Hg.): *Germany's Colonial Past*. Lincoln: Nebraska University Press 2005, S. 135–147.
- Koch, Elke: Gog und Magog. Von Ein- und Ausschlüssen im kulturellen Imaginären. In: Laura Auteri / Ingrid Kasten (Hg.): *Transkulturalität und Translation. Deutsche Literatur des Mittelalters im europäischen Kontext*. Berlin/Boston: de Gruyter 2017, S. 85–100.
- Koch, Lars: Krieg und Posthistoire in Alfred Döblins „Berge Meere und Giganten“. In: Andreas Kraft / Natalia Borisova / Susi Frank (Hg.): *Zwischen Apokalypse und Alltag: Kriegsnarrative des 20. und 21. Jahrhunderts*. Bielefeld: Transcript 2009, S. 59–76.
- Koch, Lars: Der Erste Weltkrieg als kulturelle Katharsis und literarisches Ereignis. In: ders. / Stefan Kaufmann / Niels Werber (Hg.): *Erster Weltkrieg. Kulturwissenschaftliches Handbuch*. Stuttgart: Metzler 2014, S. 97–141.
- Köhler, Jasmin: Bauschans Blutung. Tierische Pathografie in Thomas Manns „Herr und Hund“. In: *Thomas Mann Jahrbuch, Schwerpunkt: Thomas Mann und die Krisen der Moderne*, 34 (2021), S. 87–102.
- Kohl, Karl-Heinz: Ureinwohner. Zur Geschichte und Kritik einer aktuellen politischen Kategorie. In: Tobias Döring / Michael Ott (Hg.): *Urworte. Zur Geschichte und Funktion erstbegründender Begriffe*. München: Fink 2012, S. 77–91.

- Koller, Christian: „Von Wilden aller Rassen niedergemetzelt“. Die Diskussion um die Verwendung von Kolonialtruppen in Europa zwischen Rassismus, Kolonial- und Militärpolitik (1914–1930). Stuttgart: Steiner 2001.
- Koller, Christian: [Art.] Deutschland. In: Gabriele Dürbeck / Axel Dunker / Dirk Göttsche (Hg.): Handbuch Postkolonialismus und Literatur. Stuttgart: Metzler 2017, S. 399–402.
- Koller, Christian: Senegalschützen und Fremdenlegionäre. Französische Kolonialtruppen als Projektionsflächen des Weimarer Blicks nach Afrika. In: Christoph Cornelißen / Dirk van Laak (Hg.): Weimar und die Welt. Globale Verflechtungen der ersten deutschen Republik. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2020, S. 107–129.
- Kompisch, Kathrin / Otto, Frank: Bestien des Boulevards. Die Deutschen und ihre Serienmörder. Leipzig: Militzke 2003.
- Kompisch, Kathrin: Der Fall Fritz Haarmann (1924). In: Hannoversche Geschichtsblätter, N.F., 55/56 (2005), S. 97–116.
- Kompisch, Kathrin: Wüstling – Werwolf – Teufel. Medienbilder von Serienmördern in der deutschen Massenpresse 1918 bis 1945. Dissertation Universität Hamburg 2008. URL: <https://ediss.sub.uni-hamburg.de/handle/ediss/2736>.
- Koselleck, Reinhart / Schönplüg, Ute / Tsouyopoulos, Nelly: [Art.] Krise. In: Joachim Ritter / Karlfried Gründer (Hg.): Historisches Wörterbuch der Philosophie, Bd. 4: I–K. Basel: Schwabe 1976, S. 1235–1245.
- Koselleck, Reinhart: [Art.] Revolution. Rebellion, Aufruhr, Bürgerkrieg [1984]. In: ders. / Otto Brunner / Werner Conze (Hg.): Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland, Bd. 5. Stuttgart: Klett-Cotta 2004, S. 653–788.
- Kpao Sarè, Constant: Das postkoloniale Potential der Literarisierung von Völkerschauen in der deutschsprachigen Literatur. In: *Recherches germaniques*, 45 (2015), S. 143–154.
- Kraft, Tobias: Figuren des Wissens bei Alexander von Humboldt. Essai, Tableau und Atlas im amerikanischen Reisewerk. Berlin/Boston: de Gruyter 2014.
- Krause, Frank: Avantgarde, Olfaktion und Vernetzung. „Die Vergiftung“ (1920) von Maria Lazar (1895–1948). In: *Zagreber Germanistische Beiträge*, 32 (2023), S. 97–114.
- Kristeva, Julia: Mächte des Grauens. Versuch über den Abscheu [Pouvoirs de l'horreur. Essai sur l'abjection, 1980], Auszüge, aus d. Franz. v. Michael Wetzel. In: Kikuko Kashiwagi-Wetzel / Anne-Rose Mayer (Hg.): *Theorien des Essens*. Berlin: Suhrkamp 2017, S. 207–222.
- Krobb, Florian / Martin, Elaine: Introduction. Coloniality in Post-Imperial Culture. In: dies. (Hg.): *Weimar Colonialism. Discourses and Legacies of Post-Imperialism in Germany after 1918*. Bielefeld: Aisthesis 2014, S. 9–44.
- Krobb, Florian: Afrikas Zukunft. Jugend- und Abenteuerliteratur in Deutschlands „afrikanischem Jahrhundert“ (ca. 1840–1940). Würzburg: Königshausen & Neumann 2021.

- Kuhlman, Erika: The Rhineland Horror Campaign and the Aftermath of War. In: Ingrid Sharp / Matthew Stibbe (Hg.): *Aftermaths of War. Women's Movements and Female Activists, 1918–1923*. Boston: Brill 2011, S. 89–109.
- Kuss, Susanne: Kolonialismus. In: Gerhard Hirschfeld / Gerd Krumeich / Irina Renz (Hg.): *Enzyklopädie Erster Weltkrieg*. 2. Aufl. Erneut akt. u. erw. Studienausg. München: Schöningh 2014, S. 1024–1028.
- Laak, Dirk van: Deutsche Raum- und Ordnungsvorstellungen nach der erzwungenen „Dekolonisation“. In: Wolfgang Hardtwig (Hg.): *Ordnungen in der Krise. Zur politischen Kulturgeschichte 1900–1933*. München: Oldenburg 2007, S. 95–112.
- Lange, Dietmar: Massenstreik und Schießbefehl. Generalstreik und die März-kämpfe in Berlin 1919. Münster: Edition Assemblage 2012.
- Lange, Dietmar: Schießbefehl für Lichtenberg. Das gewaltsame Ende der Revolution 1918/19 in Berlin. Begleitbroschüre zur gleichnamigen Ausstellung. Berlin: Museum Lichtenberg im Stadthaus 2019.
- Lange, Matthew: *Antisemitic Elements in the Critique of Capitalism in German Culture, 1850–1933*. Oxford: Lang 2007.
- Lange-Kirchheim, Astrid: Madonna – stinkende Hündin – Menschenfresser. Phantasien mütterlicher Allmacht bei Franz Kafka. In: Wolfram Mauser / Irmgard Roebing (Hg.): *Mutter und Mütterlichkeit. Wandel und Wirksamkeit einer Phantasie in der deutschen Literatur*. Würzburg: Königshausen & Neumann 1996, S. 297–315.
- Lange-Kirchheim, Astrid: Franz Kafka „Ein Hungerkünstler“. Zum Zusammenhang von Eßstörung, Größenphantasie und Geschlechterdifferenz (mit einem Blick auf neues Quellenmaterial). In: *Freiburger literaturpsychologische Gespräche, Themenband: Größenphantasien*, 18 (1999), S. 291–313.
- Lange-Kirchheim, Astrid: Das fotografierte Hungern. Neues Material zu Franz Kafkas Erzählung „Ein Hungerkünstler“. In: *E.T.A. Hoffmann-Jahrbuch*, 17 (2009), S. 7–56.
- Largier, Niklaus: [Art.] Pornographie. In: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft. Neubearbeitung des Reallexikons der deutschen Literaturgeschichte*, Bd. 3: P–Z. Hg. v. Jan-Dirk Müller. Berlin/New York: de Gruyter 2003, S. 127–131.
- Laukötter, Anja: Von der „Kultur“ zur „Rasse“ – vom Objekt zum Körper? Völkerkundemuseen und ihre Wissenschaften zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Bielefeld: Transcript 2007.
- Lavin, Chad: *Eating Anxiety. The Perils of Food Politics*. Minnesota: University of Minnesota Press 2013.
- Le Rider, Jacques: (Un)zeitgemäßes zum Krieg: Freud – Schnitzler – Kraus. In: Hans Brittnacher / Gail Hart / Irmela von der Lühe (Hg.): *Kriegstaukel und Pazifismus. Jüdische Intellektuelle im Ersten Weltkrieg*. Frankfurt a.M.: Lang 2016, S. 67–83.
- Leab, Daniel: Total War On-Screen. The Hun in U.S. Films 1914–1920. In: Thomas Schneider / Hans Wagener (Hg.): „Huns“ vs. „Corned Beef“. Rep-



- resentations of the Other in American and German Literature and Film on World War I. Osnabrück: Vandenhoeck & Ruprecht 2007, S. 153–184.
- Lebek, Wolfgang: Kannibalen und Kariben auf der Ersten Reise des Columbus. In: Daniel Fulda / Walter Pape (Hg.): *Das Andere Essen. Kannibalismus als Motiv und Metapher in der Literatur*. Freiburg i.Br.: Rombach 2001, S. 53–112.
- LeGall, Yann: „You Are Welcome to Moshi“: Mangi Meli’s Grandson Visits Berlin to Tell the Story of German Colonial Violence in the Kilimanjaro Region. In: *Tanzania-Network* (Hg.): Habari. Thema: Shared History – Koloniales Erbe als Verantwortung, 4 (2018), S. 9–12.
- Leschke, Rainer: Medientheorie und Krise. In: Uta Fenske / Gregor Schuhen / Walburga Schuhen (Hg.): *Die Krise als Erzählung. Transdisziplinäre Perspektiven auf ein Narrativ der Moderne*. Bielefeld: Transcript 2013, S. 9–31.
- Lévi-Strauss, Claude: *Traurige Tropen* [*Tristes Tropiques*, 1955]. Aus d. Franz. v. Eva Moldenhauer. Berlin: Suhrkamp 1996.
- Lévi-Strauss, Claude: *Wir sind alle Kannibalen* [*Siamo tutti cannibali*, 1993]. In: ders.: *Wir sind alle Kannibalen* [*Nous sommes tous des cannibales*, 2013]. Aus d. Franz. v. Eva Moldenhauer. Berlin: Suhrkamp 2017, S. 149–159.
- Lickhardt, Maren: *Kriegsfolgen und Neuorientierung: Geld und Geschlecht*. In: Stefan Kaufmann / Lars Koch / Niels Werber (Hg.): *Erster Weltkrieg. Kulturwissenschaftliches Handbuch*. Stuttgart: Metzler 2014, S. 419–433.
- Linck, Dirck: *Aufdringliche Singularitäten. Drastik und die Ordnung des Werkes*. In: Davide Giuriato / Eckhard Schumacher (Hg.): *Drastik. Ästhetik – Genealogien – Gegenwartskultur*. Paderborn: Fink 2016, S. 33–53.
- Lindner, Martin: *Der Mythos „Lustmord“: Serienmörder in der deutschen Literatur, dem Film und der bildenden Kunst zwischen 1892 und 1932*. In: Joachim Linder / Claus-Michael Ort (Hg.): *Verbrechen – Justiz – Medien. Konstellationen in Deutschland von 1900 bis zur Gegenwart*. Berlin: Niemeyer 1999, S. 273–305.
- Lindner, Rolf: *Walks on the Wild Side. Eine Geschichte der Stadtforschung*. Frankfurt a.M.: Campus Verlag 2004.
- Lohmann, Hans-Martin: *Schriften zum Thema Krieg und Tod*. In: ders. / Joachim Pfeiffer (Hg.): *Freud-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Stuttgart: Metzler 2013, S. 187–192.
- Lohmüller, Torben: *Das Unbehagen im Frieden. Freud und Scheler über Krieg und Tod*. In: *Revista de Filología Alemana*, 21 (2013), S. 163–182.
- Losemann, Volker: [Art.] *Barbaren*. In: Hubert Cancik / Helmuth Schneider (Hg.): *Der Neue Pauly*, Bd. 2: *Altertum, Ark–Ci*. Stuttgart: Metzler 1997, Sp. 439–443.
- Lüdemann, Susanne: *Metaphern der Gesellschaft. Studien zum soziologischen und politischen Imaginären*. München: Fink 2004.
- Ludwig, Janine: *Amerika, die andere Kultur. Abgrenzung in literarischen Darstellungen des Kaiserreichs und der Weimarer Republik*. In: Karsten



- Dahlmanns / Aneta Jachimowicz (Hg.): *Geliebtes, verfluchtes Amerika. Zu Antiamerikanismus und Amerikabegeisterung im deutschen Sprachraum 1888–1933*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2022, S. 11–25.
- Macho, Thomas: *Lust auf Fleisch? Kulturhistorische Überlegungen zu einem ambivalenten Genuss*. In: Dietmar Kamper / Dirk Matejovski / Gerd Weniger (Hg.): *Mythos Neanderthal. Ursprung und Zeitenwende*. Frankfurt a.M.: Campus 2001, S. 147–162.
- Macho, Thomas: *Wege ins Nirwana? Praktiken des Hungersuizids*. In: *Zeitschrift für Germanistik*, 25/3 (2015), S. 618–634.
- Makropoulos, Michael: *Über den Begriff der „Krise“*. Eine historisch-semantische Skizze. In: *INDES, Zeitschrift für Politik und Gesellschaft*, 1 (2013), S. 13–20.
- Martin, Elaine: *„Die Bestien im Lande“*. Converging Discourses in the „Black Shame“ Campaign. In: dies. / Florian Krobb (Hg.): *Weimar Colonialism. Discourses and Legacies of Post-Imperialism in Germany After 1918*. Bielefeld: Aisthesis 2014, S. 67–87.
- Martus, Steffen / Münkler, Marina / Röcke, Werner: *Schlachtfelder. Zur Codierung militärischer Gewalt im medialen Wandel*. In: dies. (Hg.): *Schlachtfelder. Codierung militärischer Gewalt im medialen Wandel*. Berlin: Akademie 2003, S. 7–18.
- Martus, Steffen: *Ernst Jünger*. Stuttgart: Metzler 2001.
- Marwedel, Rainer: *Theodor Lessing 1871–1933. Eine Biographie*. Darmstadt: Neuwied 1987.
- Maß, Sandra: *Weißer Helden, schwarze Krieger. Zur Geschichte kolonialer Männlichkeit in Deutschland 1918–1964*. Köln: Böhlau 2006.
- Matala de Mazza, Ethel: *Ödipus und die Wilden. Freud über die Urgeschichte der Schuld-Kultur*. In: *KulturPoetik, Themenheft: Kultur und Schuld*, 20/1 (2020), S. 27–41.
- Mattenklott, Gert: *Das gefräßige Auge*. In: Dietmar Kamper / Christoph Wulf (Hg.): *Die Wiederkehr des Körpers*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1982, S. 224–240.
- Mattenklott, Gert: *Gewalt in der Literatur. Im Rückblick auf das Jahrhundert*. In: Bernhard Dieckmann / Michael Wimmer / Christoph Wulf (Hg.): *Das zivilisierte Tier. Zur historischen Anthropologie der Gewalt*. Frankfurt a.M.: Fischer 1996, S. 103–114.
- Mattenklott, Gert: *Mund*. In: Christoph Wulf (Hg.): *Vom Menschen. Handbuch Historische Anthropologie*. Weinheim: Beltz 1997, S. 471–478.
- May, Markus: *Zeit- und Raumstrukturen (Chronotopen / Heterotopien)*. In: ders. / Hans Brittnacher (Hg.): *Phantastik. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Stuttgart: Metzler 2013, S. 583–594.
- May, Markus: *Vorwort. Den Drachen denken. Liminale Geschöpfe als das Andere der Kultur*. In: ders. / Michael Baumann / Robert Baumgartner / Tobias Eder (Hg.): *Den Drachen denken. Liminale Geschöpfe als das Andere der Kultur*. Bielefeld: Transcript 2019a, S. 7–23.

- May, Markus: Die Wiederkehr der Drachen. Zur Dialektik von Natur und Technik in Alfred Döblins „Berge Meere und Giganten“. In: ders. / Michael Baumann / Robert Baumgartner / Tobias Eder (Hg.): Den Drachen denken. Liminale Geschöpfe als das Andere der Kultur. Bielefeld: Transcript 2019b, S. 109–127.
- May, Ulrike: Karl Abraham's Revolution of 1916. From Sensual Sucking to the Oralaggressive Wish of Destruction. In: *The Psychoanalytic Quarterly*, 81/1 (2012), S. 83–109.
- McIsaac, Peter: House of Wax: Anatomical, Pathological & Ethnographic Wax-works from Castan's Panopticum, Berlin, 1869–1922. Object List & Additional Information. Curated by Ryan Matthew Cohn in conjunction with Alamo Draffhouse, 2016. URL: <http://www.astropop.com/morbid/HouseofWaxObjectList.pdf>.
- Mellinger, Nan: Fleisch. Ursprung und Wandel einer Lust. Frankfurt a.M.: Campus 2000.
- Mennell, Stephen: On the Civilizing of Appetite. In: *Theory, Culture & Society*, 4 (1987), S. 373–403.
- Menninger, Annerose: Die Kannibalen Amerikas und die Phantasien der Eroberer. Zum Problem der Wirklichkeitswahrnehmung außereuropäischer Kulturen durch europäische Reisende in der frühen Neuzeit. In: Hedwig Röckelein (Hg.): *Kannibalismus und europäische Kultur*. Tübingen: Diskord 1996, S. 115–141.
- Menninghaus, Winfried: Ekel. Theorie und Geschichte einer starken Empfindung. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1999.
- Mergel, Thomas: Einleitung. Krisen als Wahrnehmungsphänomene. In: ders. (Hg.): *Krisen verstehen. Historische und kulturwissenschaftliche Annäherungen*. Frankfurt a.M.: Campus 2012, S. 9–22.
- Mergenthaler, Volker: Völkerschau – Kannibalismus – Fremdenlegion. Zur Ästhetik der Transgression (1897–1936). Tübingen: Niemeyer 2005.
- Meteling, Arno: Jack the Ripper und die Verschwörung des Raums. Psychogeographisches Mapping bei Alan Moore, Peter Ackroyd und Iain Sinclair. In: ders. / Marcus Krause / Markus Stauff (Hg.): *The Parallax View. Zur Mediologie der Verschwörung*. München: Fink 2011, S. 295–312.
- Meteling, Arno: [Art.] Werwolf, der. In: Christian Kassung / Jasmin Mersmann / Olaf Rader (Hg.): *Zoologicon. Ein kulturhistorisches Wörterbuch der Tiere*. München: Fink 2012, S. 439–442.
- Meteling, Arno: *Monster. Zu Körperlichkeit und Medialität im modernen Horrorfilm*. Bielefeld: Transcript 2015.
- Meyer, Kim: *Das konspirologische Denken. Zur gesellschaftlichen Dekonstruktion der Wirklichkeit*. Weilerswist: Velbrück 2018.
- Michels, Stefanie: *Schwarze deutsche Kolonialsoldaten. Mehrdeutige Repräsentationsräume und früher Kosmopolitismus in Afrika*. Bielefeld: Transcript 2009.

- Miron, Dan: *From Continuity to Contiguity. Toward a New Jewish Literary Thinking*. Stanford: Stanford University Press 2010.
- Mitidieri, Gaetano: *Wissenschaft, Technik und Medien im Werk Alfred Döblins im Kontext der europäischen Avantgarde*. Potsdam: Universitätsverlag Potsdam 2016.
- Morat, Daniel: *Intellektuelle und Intellektuellengeschichte*. In: *Docupedia-Zeitgeschichte*, 20.11.2011. DOI: <http://dx.doi.org/10.14765/zzf.dok.2.279.v1>.
- Moser, Christian: *Kannibalische Katharsis. Literarische und filmische Inszenierungen der Anthropophagie von James Cook bis Bret Easton Ellis*. Bielefeld: Aisthesis 2005.
- Moser, Christian: *Kannibalismus als Metapher des Verstehens. Der Horror-Film im Dialog mit der Ethnographie*. In: Jochen Fritz / Neil Stewart (Hg.): *Das schlechte Gewissen der Moderne. Kulturtheorie und Gewaltdarstellung in Literatur und Film nach 1968*. Köln: Böhlau 2006, S. 55–76.
- Moser, Christian: *Politische Körper – kannibalische Körper. Strategien der Inkorporation in Kleists „Penthesilea“*. In: Rüdiger Campe (Hg.): *Penthesileas Versprechen. Exemplarische Studien über die literarische Referenz*. Freiburg i.Br.: Rombach 2008, S. 253–290.
- Moser, Christian: *Liminal Barbarism. Renegotiations of an Ancient Concept in (Post-)Enlightenment Social Theory and Literature*. In: ders. / Maria Boletsi (Hg.): *Barbarism Revisited. New Perspectives on an Old Concept*. Leiden: Brill 2015, S. 167–182.
- Mounk, Yascha: *The Strange Afterlife of Theodor Lessing*. In: *German Studies Review*, 40/3 (2017), S. 509–526.
- Mülder-Bach, Inka: *Einleitung*. In: dies. (Hg.): *Modernität und Trauma. Beiträge zum Zeitenbruch des Ersten Weltkrieges*. Wien: Wiener Universitätsverlag 2000, S. 7–18.
- Mülder-Bach, Inka: *Am Anfang war ... der Fall. Ursprungsszenen der Moderne*. In: dies. / Eckhard Schumacher (Hg.): *Am Anfang war ... Ursprungsfiguren und Anfangskonstruktionen der Moderne*. Paderborn: München 2008, S. 107–129.
- Müller, Ernst: [Art.] *Masse*. In: *Forum Interdisziplinäre Begriffsgeschichte des Zentrums für Literatur- und Kulturforschung Berlin*, 2018. URL: <https://begriffsgeschichte.de/doku.php/begriffe/masse>.
- Müller-Tamm, Jutta: *Die Denkfigur als wissenschaftsgeschichtliche Kategorie*. In: Nicola Gess / Sandra Janßen (Hg.): *Wissens-Ordnungen. Zu einer historischen Epistemologie der Literatur*. Berlin/Boston: de Gruyter 2014, S. 100–120.
- Münkler, Herfried: *Heroische und postheroische Gesellschaften*. In: *Merkur. Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken*, 61/700 (2007), S. 742–752.
- Mysliwicz-Fleiß, Daniel: *Die Fabrik als touristische Attraktion. Entdeckung eines neuen Erlebnisraums im Übergang zur Moderne*. Köln: Böhlau 2019.
- N.N.: [Art.] *Helenefriederike Stelzner, geb. Westmann*. In: *Ärztinnen im Kaiserreich*. Institut für Geschichte der Medizin und Ethik in der Medizin,

- Charité, Berlin 2015. URL: <https://geschichte.charite.de/aeik/biografie.php?ID=AEIK00709>.
- Nagl, Tobias: Die unheimliche Maschine. Rasse und Repräsentation im Weimarer Kino. München: Boorberg 2009.
- Nesselhauf, Jonas: Was Sie schon immer über Pornographie wissen wollten, aber nie zu fragen wagten: Eine Annäherung in sechs Schritten. In: ders. / Norbert Lennartz (Hg.): Ästhetik(en) der Pornographie. Darstellungen von Sexualitäten im Medienvergleich. Baden-Baden: Nomos 2021, S. 9–73.
- Neumann, Gerhard: Hungerkünstler und Menschenfresser. Zum Problem der Kunst im Werk Franz Kafkas. In: Luc Lambrechts / Jaak De Vos (Hg.): Jenseits der Gleichnisse. Kafka und sein Werk. Bern: Lang 1986, S. 45–76.
- Neumann, Gerhard: Kafka als Ethnologe. In: Hansjörg Bay / Christof Hamann (Hg.): Odradeks Lachen. Fremdheit bei Kafka. Freiburg i.Br.: Rombach 2006, S. 325–345.
- Niehoff, Reiner: Magengrimmen. Alfred Döblins „Wallenstein“. In: Yvonne Wolf (Hg.): Internationales Alfred-Döblin-Kolloquium 2005. Alfred Döblin zwischen Institution und Provokation. Bern: Lang 2007, S. 227–250.
- Nünning, Ansgar: Grundzüge einer Narratologie der Krise: Wie aus einer Situation ein Plot und eine Krise (konstruiert) werden. In: Henning Grunwald / Manfred Pfister (Hg.): Krisis! Krisenszenarien, Diagnosen und Diskursstrategien. München: Fink 2007, S. 48–71.
- Obeyesekere, Gananath: Cannibal Talk. The Man-Eating Myth and Human Sacrifice in the South Seas. Berkeley: University of California Press 2005.
- Oesterreich, Miriam: Bilder konsumieren. Inszenierungen „exotischer“ Körper in früher Bildreklame. München: Fink 2018.
- Oksiloff, Assenka: Picturing the Primitive. Visual Culture, Ethnography, and Early German Cinema. New York: Palgrave Macmillan 2001.
- Oldemeyer, Ernst: Leben und Technik. Lebensphilosophische Positionen von Nietzsche zu Plessner. Paderborn: Fink 2007.
- Orosz, Kenneth: Propaganda in the Colonies (Africa). In: Ute Daniel / Peter Gatrell / Oliver Janz / Heather Jones / Jennifer Keene / Alan Kramer / Bill Nasson (Hg.): 1914-1918-online. International Encyclopedia of the First World War. Berlin: Freie Universität Berlin 2017, S. 1–25. DOI: 10.15463/ie1418.11056.
- Osterhammel, Jürgen: „The Great Work of Uplifting Mankind“. Zivilisierungsmission und Moderne. In: ders. / Boris Barth (Hg.): Zivilisierungsmissionen. Imperiale Weltverbesserung seit dem 18. Jahrhundert. Konstanz: Universitätsverlag Konstanz 2005, S. 363–425.
- Osterhammel, Jürgen: Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts. München: C.H. Beck 2009.
- Ott, Christine: Feinschmecker und Bücherfresser. Esskultur und literarische Einverleibung als Mythen der Moderne. München: Fink 2011.
- Ott, Michael: Urhorde. In: ders. / Tobias Döring (Hg.): Urworte. Zur Geschichte und Funktion erstbegründender Begriffe. München: Fink 2012, S. 135–136.

- Overthun, Rasmus: Das Monströse und das Normale. Konstellationen einer Ästhetik des Monströsen. In: Achim Geisenhanslüke / Georg Mein (Hg.): *Monströse Ordnungen. Zur Typologie und Ästhetik des Anormalen*. Bielefeld: Transcript 2009, S. 43–79.
- Pantenburg, Volker: Faim de Cinéma. Jean-Luc Godard: hungrig. In: Jochen Fritz / Neil Stewart (Hg.): *Das schlechte Gewissen der Moderne. Kulturtheorie und Gewaltdarstellung in Literatur und Film nach 1968*. Köln: Böhlau 2006, S. 25–53.
- Pape, Walter: „Das ist eine harte Rede / wer kan sie hören?“ Metaphorik und Realität der Anthropophagie: Eucharistie, Medizin, Liebe. In: ders. / Daniel Fulda (Hg.): *Das Andere Essen. Kannibalismus als Motiv und Metapher in der Literatur*. Freiburg i.Br.: Rombach 2001, S. 303–339.
- Parr, Rolf: Liminale und andere Übergänge. Theoretische Modellierungen von Grenzzonen, Normalitätsspektren, Schwellen, Übergängen und Zwischenräumen in Literatur- und Kulturwissenschaft. In: Achim Geisenhanslüke / Georg Mein (Hg.): *Schriftkultur und Schwellenkunde*. Bielefeld: Transcript 2008, S. 11–63.
- Pasley, Malcom: Asceticism and Cannibalism. Notes on an Unpublished Kafka Text. In: *Oxford German Studies*, 1/1 (1966), S. 102–113.
- Patrut, Iulia-Karin: Kafkas „Poetik des Anderen“, kolonialer Diskurs und postkolonialer Kanon in Europa. In: dies. / Herbert Uerlings (Hg.): *Postkolonialismus und Kanon*. Bielefeld: Aisthesis 2020, S. 261–288.
- Pekar, Thomas: Das Essen und die Macht. Zum Diätdispositiv bei Daniel Paul Schreber und Franz Kafka. In: *Colloquia Germanica*, 27/4 (1994), S. 333–349.
- Perry, Heather: Onward Kitchen Soldiers! Gender, Food and Health in Germany’s Long Great War. In: dies. / Heather Benbow (Hg.): *Food, Culture and Identity in Germany’s Century of War*. Cham: Palgrave Macmillan 2019, S. 17–43.
- Perry, Heather: „There are no More Cripples!“ Orthopedics and Resiliency in First World War Germany. In: Leo van Bergen / Eric Vermetten (Hg.): *Rethinking Resilience. The First World War and Health*. Leiden: Brill 2020, S. 168–191.
- Person, Jutta: Abnormalität und Irrsinn. Das Spektakel des Hungerkünstlers Succì. In: Torsten Hahn / Jutta Person / Nicolas Pethes (Hg.): *Grenzgänge zwischen Wahn und Wissen. Zur Koevolution von Experiment und Paranoia 1850–1910*. Frankfurt a.M.: Campus 2002, S. 240–254.
- Person, Jutta: *Der pathographische Blick. Physiognomik, Atavismustheorien und Kulturkritik 1870–1930*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2006.
- Pesek, Michael: *Das Ende eines Kolonialreiches. Ostafrika im Ersten Weltkrieg*. Frankfurt a.M.: Campus 2010.
- Pesek, Michael: Making Sense of the War (Africa). In: Ute Daniel / Peter Gatrell / Oliver Janz / Heather Jones / Jennifer Keene / Alan Kramer / Bill Nasson (Hg.): *1914-1918-online. International Encyclopedia of the First World War*. Berlin: Freie Universität Berlin 2017, S. 1–14. DOI: 10.15463/ie1418.11181.

- Peukert, Detlev: Die Weimarer Republik. Krisenjahre der Klassischen Moderne. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1987.
- Pfeifer, Wolfgang: [Art.] Herd. In: ders. (Hg.): Etymologisches Wörterbuch des Deutschen, 1993, dig. u. überarb. Version im Digitalen Wörterbuch der deutschen Sprache. URL: <https://www.dwds.de/wb/Herd>.
- Phleiderer, Martin: Die Erfindung Amerikas aus dem Geist des Jazz. Jazzrezeption in Deutschland zwischen den Weltkriegen. In: Michael Fischer / Christofer Jost (Hg.): Amerika-Euphorie – Amerika-Hysterie. Populäre Musik made in USA in der Wahrnehmung der Deutschen 1914–2014. Münster: Waxmann 2017, S. 39–54.
- Philipski, Sven: Ernährungsnot und sozialer Protest. Die Hamburger Sülzeunruhen 1919. Hamburg: Heinrich Kaufmann Stiftung 2002.
- Phillips, Jerry: Cannibalism qua Capitalism. The Metaphorics of Accumulation in Marx, Conrad, Shakespeare, and Marlowe. In: Francis Barker / Perter Hulme / Margaret Iversen (Hg.): Cannibalism and the Colonial World. Cambridge: Cambridge University Press 1998, S. 183–203.
- Planert, Ute: Der dreifache Körper des Volkes: Sexualität, Biopolitik und die Wissenschaften vom Leben. In: Geschichte und Gesellschaft, 26/4 (2000), S. 539–576.
- Pöhl, Friedrich: Kannibalismus – eine anthropologische Konstante? In: ders. / Sebastian Fink (Hg.): Kannibalismus, eine anthropologische Konstante? Wiesbaden: Harrassowitz 2015, S. 9–49.
- Poignant, Roslyn: Professional Savages. Captive Lives and Western Spectacle. New Haven: Yale University Press 2004.
- Pomplun, Jan-Philipp: Deutsche Freikorps. Sozialgeschichte und Kontinuitäten (para)militärischer Gewalt zwischen Weltkrieg, Revolution und Nationalsozialismus. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2023.
- Poole, Ralph: Der Fall Fritz Haarmann, „Werwolf von Hannover“. Zur Instabilität des Dritten. In: Claudia Breger / Tobias Döring (Hg.): Figuren der/des Dritten. Erkundungen kultureller Zwischenräume. Amsterdam: Rodopi 1998, S. 211–240.
- Poole, Ralph: Zerleiben und Zerschreiben. Von der nekrophagen Lustanhäufung zur seriellen Lektüresucht. In: Annette Keck / Inka Kording / Anja Prochaska (Hg.): Verschlungene Grenzen. Anthropophagie in Literatur und Kulturwissenschaften. Tübingen: Narr 1999, S. 175–202.
- Poole, Ralph: Kannibalische (P)Akte. Autoethnographische und satirische Schreibweisen als interkulturelle Verhandlungen von Herman Melville bis Marianne Wiggins. Trier: Wissenschaftlicher Verlag Trier 2005.
- Pouzet-Duzer, Virginie: Dada, Surrealism, Antropofagia. The Consuming Process of the Avant-gardes. In: L'Esprit Créateur: Old and New, Avant-garde and „Arrière-garde“ in Modernist Literature, 53/3 (2013), S. 79–90.
- Priest, Hannah: Introduction. A History of Female Werewolves. In: dies. (Hg.): She-Wolf. A Cultural History of Female Werewolves. Manchester: Manchester University Press 2015, S. 1–23.

- Przyrembel, Alexandra: Verbote und Geheimnisse. Das Tabu und die Genese der europäischen Moderne. Frankfurt a.M.: Campus 2011.
- Rancière, Jacques: Die Wörter der Geschichte. Versuch einer Poetik des Wissens [Les Noms de l'histoire. Essai de poétique du savoir, 1992]. Mit einem Vorw. zur Neuausgabe v. Jacques Rancière. Überarb. u. erw. Übers. aus d. Franz. v. Eva Moldenhauer. Berlin: August 2015.
- Rduch, Robert: Das Amerika-Bild in der Zeitschrift „Simplicissimus“. In: Geliebtes, verfluchtes Amerika. Zu Antiamerikanismus und Amerikabegeisterung im deutschen Sprachraum 1888–1933. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2022, S. 79–97.
- Reichardt, Sven: Gewalt, Körper, Politik. Paradoxien der deutschen Kulturgeschichte der Zwischenkriegszeit. In: Wolfgang Hardtwig (Hg.): Politische Kulturgeschichte der Zwischenkriegszeit. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2005, S. 205–239.
- Reichholf, Joseph: Urwald. Vom Missverständnis einer unberührten Natur. In: Tobias Döring / Michael Ott (Hg.): Urworte. Zur Geschichte und Funktion erstbegründender Begriffe. München: Fink 2012, S. 61–75.
- Reuß, Roland: ~~Lesen, was gestrichen wurde~~. Für eine historisch-kritische Kafka-Ausgabe. In: ders. (Hg.): Franz Kafka. Historisch-Kritische Ausgabe sämtlicher Handschriften, Drucke und Typoskripte. Einleitung. Basel: Stroemfeld 1995, S. 9–24.
- Ribbat, Ernst: „Menschlicher, kantiger, zottiger“. Karl Kraus und Linke Poot. In: Hartmut Eggert / Gabriele Prauß (Hg.): Internationales Alfred-Döblin-Kolloquium Berlin 2001: Alfred Döblin und die künstlerische Avantgarde in Berlin. Bern: Lang 2003, S. 97–106.
- Richter, Fynn-Adrian: Von Baumstämmen und Steinen. Zur Poiesis von Alfred Döblins „Berge Meere und Giganten“ ausgehend von einer „Natur-Epiphanie“. In: Kristin Platt / Monika Schmitz-Emans (Hg.): Zukunftsromane der Zwischenkriegszeit. Poetisch-politische Imaginationen. Berlin/Boston: de Gruyter 2022, S. 305–325.
- Ripper, Annette: Überlegungen zur Aneignung des Körpers und zum Aspekt der „Bio-Macht“ in Alfred Döblins „Berge Meere und Giganten“. In: Matthias Luserke-Jaqui / Rosmarie Zeller (Hg.): Musil-Forum. Studien zur Literatur der klassischen Moderne, Bd. 30. Berlin/Boston: de Gruyter 2009, S. 194–220.
- Robertson, Emily: Norman Lindsay and the „Asianisation“ of the German Soldier in Australia During the First World War. In: The Round Table, 103/2 (2014), S. 211–231.
- Röckelein, Hedwig: Einleitung. Kannibalismus und europäische Kultur. In: dies. (Hg.): Kannibalismus und europäische Kultur. Tübingen: Diskord 1996, S. 9–27.



- Roerkohl, Anne: Hungerblockade und Heimatfront. Die kommunale Lebensmittelversorgung in Westfalen während des Ersten Weltkrieges. Stuttgart: Steiner 1991.
- Rogowski, Christian: „Heraus mit unseren Kolonien!“ Der Kolonialrevisionismus der Weimarer Republik und die „Hamburger Kolonialwoche“ von 1926. In: Birthe Kundrus (Hg.): Phantasiereiche. Zur Kulturgeschichte des deutschen Kolonialismus. Frankfurt a.M.: Campus 2003, S. 243–262.
- Rogowski, Christian: Black Voices on the „Black Horror on the Rhine“? In: Sara Lennox (Hg.): Remapping Black Germany. New Perspectives on Afro-German History, Politics, and Culture. Massachusetts: University of Massachusetts Press 2016, S. 118–134.
- Rolleston, James: Purification unto Death. „A Hunger Artist“ as Allegory of Modernism. In: Richard Gray (Hg.): Approaches to Teaching Kafka's Short Fiction. New York: Modern Language Association of America 1995, S. 135–142.
- Rosello, Mireille / Wolfe, Stephen: Introduction. In: Johan Schimanski / Stephen Wolfe (Hg.): Border Aesthetics. Concepts and Intersections. New York/Oxford: Berghahn 2017, S. 1–24.
- Ruprecht, Anne / Seekamp, Mirco: Menschenzoo. Das dunkle Erbe des Tierparks Hagenbeck, 24.11.2022. URL: <https://daserste.ndr.de/panorama/archiv/2022/Menschenzoo-Das-dunkle-Erbe-des-Tierparks-Hagenbeck,hagenbeck1448.html>.
- Ruthner, Clemens: Untote Verzahnungen. Prolegomena zu einer Literaturgeschichte des Vampirismus. In: Julia Bertschik / Christa Tuczay (Hg.): Poetische Wiedergänger. Deutschsprachige Vampirismus-Diskurse vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Tübingen: Francke 2005, S. 11–41.
- Ruthner, Clemens: Grenzwertig im Dazwischen. Liminalität als DenkRaum. In: *Ars & Humanitas*, 13/2 (2019), S. 26–39.
- Sander, Gabriele: „An die Grenzen des Wirklichen und Möglichen...“. Studien zu Alfred Döblins Roman „Berge Meere und Giganten“. Frankfurt a.M.: Lang 1988.
- Sander, Gabriele: „Der uralte noch immer traumverlorene Erdteil“. Die Afrika-Thematik in Alfred Döblins Roman „Berge Meere und Giganten“. In: Davies, Steffan / Schonfield, Ernest (Hg.): Alfred Döblin. Paradigms of Modernism. Berlin/Boston: de Gruyter 2009, S. 229–244.
- Sander, Gabriele: Utopischer Roman: „Berge Meere und Giganten“ (1924). In: Sabina Becker (Hg.): Döblin-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Stuttgart: Metzler 2016, S. 83–92.
- Sator, Anna: Berta Lasks „Die Befreiung“ (1926). Betrachtungen zum Verhältnis von Frausein und Revolution. In: *GENDER. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft*, 13/1 (2021), S. 124–137.
- Schäffner, Wolfgang: Die Ordnung des Wahns. Zur Poetologie psychiatrischen Wissens bei Alfred Döblin. München: Fink 1995.



- Scheller, Jörg: Bodybuilder. In: Netzwerk Körper (Hg.): What Can a Body Do? Praktiken und Figurationen des Körpers in den Kulturwissenschaften. Frankfurt a.M.: Campus 2012, S. 41–46.
- Scherpe, Klaus: „Ein Kolossalgemälde für Kurzsichtige“. Das Andere der Geschichte in Alfred Döblins „Wallenstein“. In: ders. / Hartmut Eggert / Ulrich Profitlich (Hg.): Geschichte als Literatur. Formen und Grenzen der Repräsentation von Vergangenheit. Stuttgart: Metzler 1990, S. 226–241.
- Scherpe, Klaus: Krieg, Gewalt und Science Fiction. Alfred Döblins „Berge Meere und Giganten“. In: Hartmut Eggert / Gabriele Prauß (Hg.): Internationales Alfred-Döblin-Kolloquium 2001. Bern: Lang 2003, S. 141–156.
- Scherpe, Klaus: Der Schrecken des Fremden. Ethnologisches Forschen mit Kafka. In: Dagmar Lorenz / Ingrid Spörk (Hg.): Konzept Osteuropa. Der „Osten“ als Konstrukt der Fremd- und Eigenbestimmung in deutschsprachigen Texten des 19. und 20. Jahrhunderts. Würzburg: Königshausen & Neumann 2011, S. 147–160.
- Schiller, Dieter: Frauen im Umkreis der proletarisch-revolutionären Literatur. In: Margrid Bircken / Marianne Lüdecke / Helmut Peitsch (Hg.): Brüche und Umbrüche. Frauen, Literatur und soziale Bewegungen. Potsdam: Universitätsverlag Potsdam 2010, S. 253–284.
- Schmidt, Rudi: [Art.] Fordismus / Massenproduktion. In: Hartmut Hirsch-Kreinsen / Heiner Minssen (Hg.): Lexikon der Arbeits- und Industriesoziologie. 2. überarb. Auflage. Baden-Baden: Nomos 2017, S. 143–148.
- Schmitt-Maaß, Christoph: Kritischer Kannibalismus. Eine Genealogie der Literaturkritik seit der Frühaufklärung. Bielefeld: Transcript 2018.
- Schmitt-Maaß, Christoph: Defäkierende Dichter\*innen. Von einer skatologischen Ästhetik zur Poetik der Textmassenproduktion. In: Vanessa Höving / Peter Risthaus (Hg.): Ars metabolica. Stoffwechsel und Digestion als literarische und kulturelle Prozesse. Baden-Baden: Rombach 2023, S. 141–163.
- Schmitz-Emans, Monika: Kleines Monster-ABC. In: dies. / Kurt Röttger (Hg.): Monster. Essen: Die Blaue Eule 2010, S. 110–126.
- Schneider, Manfred: Kafkas Tiere im Institutionenzoo. In: Günther Ortman / Marianne Schuller (Hg.): Kafka. Organisation, Recht und Schrift. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft 2019, S. 317–338.
- Schneider, Thomas: Pazifistische Kriegsutopien in der deutschen Literatur vor und nach dem Ersten Weltkrieg. In: Hans Esselborn (Hg.): Utopie, Antiutopie und Science-Fiction im deutschsprachigen Roman des 20. Jahrhunderts. Würzburg: Königshausen & Neumann 2003, S. 12–28.
- Schnurbein, Stefanie von: Ökonomien des Hungers. Essen und Körper in der skandinavischen Literatur. Berlin: Nordeuropa-Institut der Humboldt-Universität 2018.
- Schoeller, Wilfried: Alfred Döblin. Eine Biographie. München: Hanser 2011.
- Schöning, Jörg: Unternehmensgegenstand: Exotik. Der Produzent John Hagenbeck. In: ders. (Hg.): Triviale Tropen. Exotische Reise- und Abenteuerfilme aus Deutschland 1919–1939. München: Text + Kritik 1997, S. 111–123.

- Schraml, Wolfgang: Relativismus und Anthropologie. Studien zum Werk Robert Musil und zur Literatur der 20er Jahre. München: Eberhard 1994.
- Schüler-Springborn, Stefanie: Geschlecht und Gewalt. Zur Emotionsgeschichte des Antisemitismus. In: dies. / Jan Süselbeck (Hg.): Emotionen und Antisemitismus. Geschichte – Literatur – Theorie. Göttingen: Wallstein 2021, S. 212–232.
- Schulte-Varendorff, Uwe: Die Hungerunruhen in Hamburg im Juni 1919 – eine zweite Revolution? Hamburg: Hamburg University Press 2010.
- Schulte-Varendorff, Uwe: „Kolonialheld“ oder „Lügenbaron“? Die Geschichte des bayrischen Kolonialoffiziers Hermann Detzner. Hamburg: Diplomatica 2014.
- Schülting, Sabine: Wilde Frauen, fremde Welten. Kolonisierungsgeschichten aus Amerika. Reinbek: Rowohlt 1997.
- Schumann, Dirk: Gewalterfahrungen und ihre nicht zwangsläufigen Folgen. Der Erste Weltkrieg in der Gewaltgeschichte des 20. Jahrhunderts. In: Zeitgeschichte-online, Thema: Fronterlebnis und Nachkriegsordnung. Wirkung und Wahrnehmung des Ersten Weltkriegs, 2004, S. 1–18. URL: <https://zeitgeschichte-online.de/themen/gewalterfahrungen-und-ihre-nicht-zwangs-laufigen-folgen>.
- Schumann, Dirk: Berlin ist nicht Weimar. Die Weimarer Republik und ihre politische Kultur. In: Jahrbuch der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen 2016. Berlin/Boston: de Gruyter 2017, S. 102–121.
- Schüttpelz, Erhard: Die Moderne im Spiegel des Primitiven. Weltliteratur und Ethnologie (1870–1960). München: Fink 2005.
- Schüttpelz, Erhard: Zur Definition des literarischen Primitivismus. In: Nicola Gess (Hg.): Literarischer Primitivismus. Berlin/Boston: de Gruyter 2013, S. 13–27.
- Shojaei Kawan, Christine: Horrormahlzeit, Höllentrunk. Gerüchte und Geschichten um Essen und Trinken. In: Manfred Bruhn / Werner Wunderlich (Hg.): Medium Gerücht. Studien zu Theorie und Praxis einer kollektiven Kommunikationsform. Bern: Haupt 2004, S. 323–353.
- Sicks, Kai: Muskelmänner. Kraftsport und Sportphysiologie um 1900. In: Thomas Brandstetter / Christof Windgätter (Hg.): Zeichen der Kraft. Wissensformationen 1800–1900. Berlin: Kadmos 2008, S. 170–184.
- Sicks, Kai: Der Wille zum Sieg. Populäre Literatur, Sport, Moderne. In: Anne Fleig / Birgit Nübel (Hg.): Figurationen der Moderne. Mode, Sport, Pornographie. München: Fink 2011, S. 167–180.
- Siebenpfeiffer, Hania: „Böse Lust“. Gewaltverbrechen in Diskursen der Weimarer Republik. Köln: Böhlau 2005.
- Siegert, Bernhard: Tier essen – Gott essen – Mensch essen. Variationen des Abendmahls. In: Hendrik Blumentrath / Katja Rothe / Sven Werkmeister / Michaela Wünsch / Barbara Wurm (Hg.): Techniken der Übereinkunft. Zur Medialität des Politischen. Berlin: Kadmos 2009, S. 147–168.

- Siegert, Bernhard: [Art.] Hyäne, die. In: Christian Kassung / Jasmin Mersmann / Olaf Rader (Hg.): *Zoologicon. Ein kulturhistorisches Wörterbuch der Tiere*. München: Fink 2012, S. 192–196.
- Siegert, Bernhard: Waldmenschen, Wolfskinder, Cat People und andere „Tiermenschen“. Kehrbilder der anthropologischen Differenz. In: Lorenz Engell / Christiane Voss (Hg.): *Mediale Anthropologie*. Paderborn: Fink 2015, S. 183–200.
- Smale, Catherine: Performing The „Proletarian Dream“: Women’s Revolutionary Activism in Berta Lask’s „Die Befreiung“ and „Leuna 1921“. In: *Oxford German Studies*, 49/4 (2020), S. 420–435.
- Spiekermann, Uwe: Nahrung und Ernährung im Industriezeitalter. Ein Rückblick auf 25 Jahre historisch-ethnologischer Ernährungsforschung (1972–1996). In: ders. / Andreas Bodenstedt / Susanne Loos / Ulrich Oltersdorf / Dirk Reinhardt (Hg.): *Materialien zur Ermittlung von Ernährungsverhalten*. Karlsruhe: Bundesforschungsanstalt für Ernährung 1997, S. 35–73.
- Spivak, Gayatri: The Rani of Sirmur. An Essay in Reading the Archives. In: *History and Theory*, 24/3 (1985), S. 247–272.
- Spivak, Gayatri: Can the Subaltern Speak? In: Lawrence Grossberg / Cary Nelson (Hg.): *Marxism and the Interpretation of Culture*. Chicago: University of Illinois Press 1988, S. 271–313.
- Sprenger-Seyffarth, Jenny: Public Feeding in the First World War: Berlin’s First Public Kitchen System. In: Heather Benbow / Heather Perry (Hg.): *Food, Culture and Identity in Germany’s Century of War*. Cham: Palgrave Macmillan 2019, S. 75–102.
- Spring, Bernhard: *Bedrohte Feinde. Adelsfiguren im Zeittheater der Weimarer Republik*. Dissertation Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg 2015. DOI: <http://dx.doi.org/10.25673/1453>.
- Stapelfeldt, Johanna: Konferenzbericht, „Monster und Kapitalismus (Interdisziplinäre Nachwuchskonferenz in Berlin vom 7.–9.5.2015)“. In: *Zeitschrift für Germanistik*, 26/1 (2016), S. 145–147.
- Stargardt, Nicholas: *The German Idea of Militarism. Radical and Socialist Critics, 1866–1914*. Cambridge: Cambridge University Press 1994.
- Steier, Christoph: *Hunger/Schrift. Poetologien des Hungerns von der Goethezeit bis zur Gegenwart*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2014.
- Stephan, Inge: „Da werden Weiber zu Hyänen ...“ Amazonen und Amazonenmythen bei Schiller und Kleist. In: dies. / Sigrid Weigel (Hg.): *Feministische Literaturwissenschaft. Dokumentation der Tagung in Hamburg vom Mai 1983*. Berlin: Argument 1984, S. 23–42.
- Stiegler, Bernd: *Der montierte Mensch. Eine Figur der Moderne*. Paderborn: Fink 2016.
- Stockhammer, Robert: *Reisen zwischen Abenteuer und Rasterung. Mit James Cook und Herman Melville im Pazifik*. Paderborn: Fink 2021.
- Storch, Michael: *Anthropologie als Engagement. Studien zu Alfred Döblins Frühwerk*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2022.

- Strasser, Melanie: *Kannibologie. Zu einer Philosophie der Einverleibung*. Berlin: Turia + Kant 2021.
- Streng, Marcel: *Hungernde*. In: *Netzwerk Körper* (Hg.): *What Can a Body Do? Praktiken und Figurationen des Körpers in den Kulturwissenschaften*. Frankfurt a.M.: Campus 2012, S. 101–108.
- Strijbosch, Clara: *On the Evil Side of Creation. Barbarians in Middle Dutch Texts*. In: Maria Boletsi / Christian Moser: (Hg.): *Barbarism Revisited. New Perspectives on an Old Concept*. Leiden: Brill 2015, S. 85–103.
- Strowick, Elisabeth: *Kafkas Hungerkünstler – Ein Märtyrer „in ganz anderem Sinn“*. In: Sigrid Weigel (Hg.): *Märtyrer-Porträts. Von Opfertod, Blutzeugen und Heiligen Kriegern*. München: Fink 2007, S. 223–225.
- Strowick, Elisabeth: *Sprechende Körper – Poetik der Ansteckung. Performativa in Literatur und Rhetorik*. München: Fink 2009.
- Struck, Wolfgang: *Die Eroberung der Phantasie. Kolonialismus, Literatur und Film zwischen deutschem Kaiserreich und Weimarer Republik*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2010.
- Te Heesen, Sabine: *Der Blick in die kannibalische Welt. Anthropophagie in Daniel Dafoes „Robinson Crusoe“, den Reisebeschreibungen zu James Cooks Weltumsegelungen und bei Marquis de Sade*. Freiburg i.Br.: Rombach 2008.
- Theweleit, Klaus: *Männerphantasien, Bd. 1: Frauen, Fluten, Körper, Geschichte, Bd. 2: Männerkörper. Zur Psychoanalyse des weißen Terrors [1977/78]*. München: DTV 1995.
- Thode-Arora, Hilke: *„Blutrünstige Kannibalen“ und „Wilde Weiber“: Extreme Klischees in der Völkerschau-Werbung*. In: Mamoun Fansa (Hg.): *Schwarz-weißheiten. Vom Umgang mit fremden Menschen. Sonderausstellung. Landesmuseum für Natur und Mensch Oldenburg vom 28. September 2001 bis 27. Januar 2002*. Oldenburg: Isensee 2001, S. 90–95.
- Thode-Arora, Hilke: *The Hagenbeck Ethnic Shows. Recruitment, Organization, and Academic and Popular Response*. In: Dominika Czarnecka / Dagnosław Demski (Hg.): *Staged Otherness. Ethnic Shows in Central and Eastern Europe, 1850–1939*. Budapest: Central European University Press 2022, S. 45–75.
- Thomé, Horst: *Weltanschauungsliteratur. Vorüberlegungen zu Funktion und Texttyp*. In: Lutz Danneberg / Friedrich Vollhardt (Hg.): *Wissen in Literatur im 19. Jahrhundert*. Tübingen: Niemeyer 2002, S. 338–380.
- Thompson, Mark Christian: *Kafka's Blues. Figurations of Racial Blackness in the Construction of an Aesthetic*. Evanston: Northwestern University Press 2016.
- Toepfer, Georg: [Art.] *Stoffwechsel*. In: ders.: *Historisches Wörterbuch der Biologie. Geschichte und Theorie der biologischen Grundbegriffe, Bd. 3: Parasitismus – Zweckmäßigkeit*. Stuttgart: Metzler 2011, S. 410–425.
- Torra-Mattenkloft, Caroline: *Poetik der Figur. Zwischen Geometrie und Rhetorik: Modelle der Textkomposition von Lessing bis Valéry*. Paderborn: Fink 2016.
- Tudor, Andrew: *Monsters and Mad Scientists. A Cultural History of the Horror Movie*. Oxford: Blackwell 1989.

- Turner, Victor: *The Ritual Process. Structure and Antistructure* [1969]. 7. Aufl. Ithaca: Cornell University Press 1991.
- Vaupel, Elisabeth: Gewürze aus der Retorte. Vanillin, Kunstpfeffer und Kunstzimt. In: *Kultur und Technik*, 2 (2010), S. 44–50.
- Vedder, Ulrike: Kriegszeichen, Schmerzobjekt, Sammeling: Zähne in der Literatur. In: Hartmut Böhme / Beate Slominski (Hg.): *Das Orale. Die Mundhöhle in Kulturgeschichte und Zahnmedizin*. München: Fink 2013, S. 277–284.
- Vedder, Ulrike: Im Zoologischen Garten der Moderne. In: dies. / Hans Scheuer (Hg.): *Tier im Text. Exemplarität und Allegorizität literarischer Lebewesen*. Bern: Lang 2015, S. 213–234.
- Viveiros de Castro, Eduardo: *Kannibalische Metaphysiken. Elemente einer poststrukturalen Anthropologie* [*Métaphysiques cannibales. Lignes d'anthropologie post-structurale*, 2009; *Metafísicas canibais. Elementos para uma antropologia pós-estrutural*, 2015]. Aus d. Portug. v. Theresa Mentrup. Berlin: Merve 2019.
- Vogl, Joseph / Wolf, Burkhardt: Vorwort. In: dies. (Hg.): *Handbuch Literatur & Ökonomie*. Berlin/Boston: de Gruyter 2019, S. xi–xv.
- Vogl, Joseph: Einleitung. In: ders. (Hg.): *Poetologien des Wissens um 1800*. München: Fink 1999, S. 7–16.
- Vollmer, Jörg: *Imaginäre Schlachtfelder. Kriegsliteratur in der Weimarer Republik. Eine literatursoziologische Untersuchung*. Dissertation Freie Universität Berlin 2003. DOI: <http://dx.doi.org/10.17169/refubium-14070>.
- Voss, Dietmar: Die ethno-poetische Inversion des modernen Kolonialprojekts. Das Fremde als souveräne Zeichenwelt in avantgardistischer Dichtung und „struktureller“ Ethnographie (Robert Müller, Alfred Döblin, Michel Leiris, Claude Lévi-Strauss). In: *Weimarer Beiträge*, 65/4 (2019), S. 485–513.
- Voß, Rebekka: Von Muskeljuden und Rotschöpfen. Forschungsprojekt zu den „Roten Juden“ in der jüdischen Populärkultur. In: *Forschung Frankfurt*, 3 (2011), S. 37–42.
- Voß, Rebekka: Entangled Stories. The Red Jews in Premodern Yiddish and German Apocalyptic Lore. In: *Association for Jewish Studies Review*, 36/1 (2012), S. 1–41.
- Walter, Hannes: „Volksseuche“ oder Randerscheinung? Die „Kokainwelle“ in der Weimarer Republik aus medizinhistorischer Sicht. In: *Zeitschrift für Geschichte der Wissenschaften, Technik und Medizin*, 25/3 (2017), S. 311–334.
- Weidner, Daniel: Zerreißen, Verschlingen, Zerrinnen. Opfer, Abendmahl und Trauerspiel in Kleists „Penthesilea“. In: Günter Blamberger / Ingo Breuer / Wolfgang de Bruyn / Klaus Müller-Salget (Hg.): *Kleist-Jahrbuch*. Stuttgart: Metzler 2012, S. 270–289.
- Weidner, Daniel: Prophet. In: Benjamin Bühler / Stefan Willer (Hg.): *Futurologien. Ordnungen des Zukunftswissens*. Paderborn: Fink 2016, S. 197–207.
- Weinhold, Rudolf: Speisemeidung als Mittel soziokultureller Identifikation: Das Exempel Pferdefleisch. In: Hans Teuteberg (Hg.): *Essen und kulturelle Identität. Europäische Perspektiven*. Berlin: Akademie 1997, S. 403–414.

- Weinkauff, Gina: *Der rote Kasper. Das Figurentheater in der pädagogisch-kulturellen Praxis der deutschen und österreichischen Arbeiterbewegung von 1918–1933*. Bochum: Deutsches Institut für Puppenspiel 1982.
- Weinstein, Valerie: *Homosexual Emancipation, Queer Masculinity, and Jewish Difference in „Anders als die Andern“ (1919)*. In: dies. / Barbara Hales (Hg.): *Rethinking Jewishness in Weimar Cinema*. New York: Berghahn 2021, S. 152–177.
- Weisbrod, Bernd: *Violence and Sacrifice. Imagining the Nation in Weimar Germany*. In: Hans Mommsen (Hg.): *The Third Reich Between Vision and Reality. New Perspectives on German History 1918–1945*. Oxford: Berg 2001, S. 5–21.
- Wetjen, Karolin: *Mission als theologisches Labor. Koloniale Aushandlungen des Religiösen in Ostafrika um 1900*. Stuttgart: Steiner 2021.
- Wildenhahn, Barbara: *„Linke Poot hat sich entschlossen zu sprechen“*. Die poetologische Kooperative der Erzähler „Linke Poot“ und „Alfred Döblin“ in den „Schriften zu Politik und Gesellschaft“. In: Steffan Davies / Ernest Schonfield (Hg.): *Alfred Döblin. Paradigms of Modernism*. Berlin/New York: de Gruyter 2009, S. 144–159.
- Willemsen, Roger: *Es werde Tier! Über das Animalische zwischen Mensch und Monster*. In: Hans Scheuer / Ulrike Vedder (Hg.): *Tier im Text. Exemplarität und Allegorizität literarischer Lebewesen*. Bern: Lang 2015, S. 113–127.
- Willer, Stefan: *Planetarische Zukünfte. Kellermanns „Der Tunnel“ und Döblins „Berge Meere und Giganten“*. In: Kristin Platt / Monika Schmitz-Emans (Hg.): *Zukunftsromane der Zwischenkriegszeit. Poetisch-politische Imaginationen*. Berlin/Boston: de Gruyter 2022, S. 283–304.
- Winter, Martin: *Fleischkonsum und Männlichkeit*. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte, Schwerpunkt: Fleisch*, 71/51–52 (2021), S. 20–25.
- Wipplinger, Jonathan: *The Racial Ruse. On Blackness and Blackface Comedy in Fin-de-Siècle Germany*. In: *The German Quarterly*, 84/4 (2011), S. 457–476.
- Wolf, Burkhardt: *Codierung von Gewalt*. In: Harun Maye / Leander Scholz (Hg.): *Einführung in die Kulturwissenschaft*. München: Fink 2011, S. 73–94.
- Wolf, Merlin: *Die Ideologie von raffendem und schaffendem Kapital*. In: ders. (Hg.): *Irrwege der Kapitalismuskritik*. Aschaffenburg: Alibri 2017, S. 13–33.
- Wyrwa, Ulrich: [Art.] *Kapitalismuskritik*. In: Wolfgang Benz (Hg.): *Handbuch des Antisemitismus. Judenfeindschaft in Geschichte und Gegenwart*, Bd. 3: *Begriffe, Theorien, Ideologien*. Berlin/Boston: de Gruyter 2010, S. 171–172.
- Zantop, Susanne: *Colonial Fantasies. Conquest, Family and Nation in Pre-Colonial Germany, 1770–1870*. Durham: Duke University Press 1997.
- Zechner, Anke: *Willenloses ewiges Leben. Der Zombie als Figur des Exzesses und der Ausgrenzung*. In: Michael Fürst / Florian Krautkrämer / Serjoscha Wiemer (Hg.): *Untot. Zombie – Film – Theorie*. München: Belleville 2011, S. 195–208.
- Zeller, Joachim: *Bilderschule der Herrenmenschen. Koloniale Reklamesammelbilder*. Berlin: Links 2008.

Zimmermann, Elias: Kannibalische Kontrakte. Der vernünftige Menschenfresser in Zeiten prekärer Aufklärung. In: Pop-Zeitschrift (2018). URL: <https://pop-zeitschrift.de/2018/02/19/kannibalische-kontrakteder-vernueftige-menschenfresser-in-zeiten-prekaerer-aufklaerungvon-elias-zimmermann19-02-2018/>.

Zumbusch, Cornelia: Urgeschichte. Erzählungen des Vorvergangenen bei Herder, Engels, Freud und Benjamin. In: Tobias Döring / Michael Ott (Hg.): Urworte. Zur Geschichte und Funktion erstbegründender Begriffe. München: Fink 2012, S. 137–153.

## Personenindex

- Abraham, Karl 298  
Abramowitsch, Scholem Jankew 217  
Adorno, Theodor Wiesengrund 67, 213  
Alighieri, Dante 215  
Andrade, Oswald de 280–281  
Andree, Richard 23, 41–42, 122  
Angerstein, Fritz 121, 144  
Arens, William 16, 205  
Arnim, Achim von 85  
Barlach, Ernst 37  
Bataille George 70  
Bauer, Bruno 307  
Bäumer, Gertrud 99  
Benfey, Philipp 142  
Benjamin, Walter 22, 37, 218, 292–293  
Benn, Gottfried 67, 87  
Bhabha, Homi 25–26, 28, 45, 226–227, 243, 250, 258, 361  
Bilse, Fritz 30–31, 330  
Birnbaum, Karl 176  
Blei, Franz 263, 337  
Bloy, Léon 293  
Bois-Reymond, Emil du 345  
Bonpland, Aimé 234  
Borges, Jorge Luis 312  
Brecht, Bertolt 89–90, 163–164, 365, 370–371  
Brennecke, Hans 99, 107, 125–129, 136, 138  
Brentano, Clemens 85  
Breton, André 215  
Brod, Max 185, 190  
Brosch, Anton 132  
Brunner, Constatin 211, 273  
Buchwald, Gustav von 58  
Bulwer-Lytton, Edward 144  
Bumke, Oswald 176  
Burger, Friedrich 26  
Burke, Edmund 100–101, 104, 135  
Burroughs, Edgar Rice 235  
Carus, Carl Gustav 158  
Casas, Bartolomé de las 18  
Cetti, Francisco 196  
Conrad, Joseph 61, 221, 246, 298–299  
Cook, James 16, 22, 40, 202–204, 366  
Coudenhove-Kalergi, Richard 99  
Cunningham, Robert A. 191  
Dahmer, Jeffrey 170  
Darwin, Charles 59, 63–64  
Deleuze, Gilles 15, 45, 205, 208–209, 212, 218, 288  
Denke, Karl 41–42, 72, 89, 120–121, 144, 146, 154, 163–164, 363, 365  
Derrida, Jacques 237, 275, 291, 306  
Detzner, Hermann 31, 46, 74–76, 233, 362  
Dinglireiter, Senta 31  
Dinter, Artur 308  
Dix, Arthur 31  
Dix, Otto 167, 311  
Döblin, Alfred 38, 46–47, 80–82, 93, 117–118, 130, 142, 167–168, 181, 261–264, 267, 269, 274, 276–278, 282, 287, 290–292, 294–295, 301, 317, 331–359, 362, 369, 371  
Dominik, Hans 352  
Dostojewskij, Fjodor 298  
Douglas, Mary 113, 290, 364  
Dreyfus, Alfred 287  
Dryander, Johannes 202  
Ebert, Friedrich 269  
Eco, Umberto 83–84, 94, 332  
Edel, Max 134  
Edschmid, Kasimir 337  
Einstein, Albert 79  
Einstein, Carl 59  
Elias, Norbert 70  
Ellis, Bret Easton 40, 252  
Engels, Friedrich 298, 306, 323, 329  
Erzberger, Matthias 30  
Eulenberg, Albert 252



- Euripides 13, 274  
 Fanon, Frantz 60, 226, 236, 258  
 Federn, Paul 104  
 Fichte, Johann Gottlieb 101  
 Flaubert, Gustave 337–338, 359, 371  
 Fleischer, Richard 343  
 Ford, Henry 300, 319–320, 327  
 Forster, Georg 22–23, 69, 202–204  
 Foucault, Michel 22, 45, 92, 163,  
 172–173, 177, 226, 265, 277, 321–  
 322, 334, 351, 369  
 Fraas, Carl 351  
 Frazer, George James 57, 70, 90  
 Freimark, Hans 100  
 Freud, Sigmund 23, 46, 52–72, 76–  
 79, 81–82, 86, 90, 93–95, 99, 103–  
 106, 113, 131, 136, 160, 162, 171,  
 200, 226, 243, 275, 290, 361–363  
 Frey, Erich 142  
 Friedrich, Ernst 245  
 Frisch, Efraim 263  
 Frisch, Karl von 193  
 Gennep, Arnold van 57  
 Gentz, Friedrich 100–101, 135  
 George, Stefan 305  
 Géricault, Théodore 14  
 Gerstenberg, Heinrich Wilhelm von  
 215  
 Glass, Max 46, 99, 107–108, 121,  
 262, 363  
 Goethe, Johann Wolfgang von 65  
 Gogarten, Friedrich 99  
 Goldenberg, Meta 269, 290–292,  
 369  
 Goll, Claire 311, 319, 321  
 Goll, Yvan 142  
 Gottfried, Gesche Margarethe 179  
 Goya, Francisco de 88  
 Graham, George 139  
 Grimm, Hans 352–353  
 Grimm, Jacob 14, 208  
 Grimm, Wilhelm 14, 208  
 Großmann, Carl 41  
 Grosz, George 167, 310–311  
 Guattari, Félix 15, 45, 205, 208–209,  
 212, 218, 288  
 Gumbel, Emil 286  
 Haarmann, Friedrich 40–41, 46, 72,  
 120–121, 139–166, 169–183, 219,  
 232, 264, 311, 328, 363, 365  
 Haddon, Alfred 67  
 Haeckel, Ernst 59  
 Halfeld, Adolf 321  
 Hagenbeck, Carl 28, 191–193, 211,  
 213  
 Hagenbeck, John 28  
 Hahnemann, Else 111  
 Hall, Stuart 24, 28, 194, 225–226,  
 232, 236, 258, 304, 368  
 Hamsun, Knut 240  
 Hanstein, Otfried von 26  
 Harrison, Harry 343  
 Hauptmann, Gerhart 37, 94  
 Hayakawa, Sessue 321  
 Hegel, Georg Wilhelm Friedrich 15,  
 291  
 Heichen, Arthur 143  
 Herbertz, Richard 72, 121, 160, 363  
 Herodot 17–18  
 Hesiod 156  
 Herz, Siegfried 195  
 Hesse, Hermann 317  
 Heye, Artur 31, 37, 46, 188, 221–  
 259, 264, 330, 363, 365–369  
 Hindenburg, Paul von 83, 142  
 Hink, August 111  
 Hink, Hilde 111  
 Hirschfeld, Magnus 157, 171  
 Hobbes, Thomas 62–63  
 Höch, Hannah 267  
 Hoerle, Heinrich 245  
 Hofmannsthal, Hugo von 280  
 Holitscher, Arthur 318–319, 329,  
 338  
 Hommel, Fritz 216  
 Huch, Ricarda 118–119  
 Humboldt, Alexander von 20–21,  
 68, 73, 231, 234, 299

- Hussong, Friedrich 119–120, 132–133, 273, 364
- Hyan, Hans 143, 156, 170
- Jagor, Fedor 139
- Jahnn, Hans Henny 37
- Jannasch, Lilli 33
- Jensen, Johannes 191
- Jouffroy, Théodore 215
- Juchacz, Marie 29
- Julian, Fritz 119, 266
- Jung, Carl Gustav 67
- Jung, Franz 46, 97, 99, 124, 311–312
- Jünger, Ernst 37–38, 73, 83, 88, 104, 107, 235, 252–253, 255, 333
- Kafka, Franz 46, 93–94, 185–191, 195–198, 202, 205–220, 256, 366–368
- Kafka, Ottla 187
- Kahn, Eugen 125–127, 176
- Kahn, Fritz 357
- Kant, Immanuel 153, 288
- Karembeu, Christian 192
- Karembeu, Willy 192
- Katz, Iwan 140, 365
- Kaus, Otto 157
- Kautsky, Karl 315
- Keller, Ida 112
- Keyserling, Hermann 47, 86, 99, 301, 316–322, 326–330, 338, 358–359, 362, 370
- Kirchenheim, Arthur von 69
- Klages, Ludwig 67, 248
- Klein, Melanie 16
- Kleist, Heinrich von 53, 102, 247, 265, 273–278, 282–283, 291
- Knackfuß, Hermann 88
- Koch, Georg 199
- Kollo, Walter 143
- Kolnai, Aurel 108, 116, 173–174, 288, 348–349
- Kolumbus, Christoph 18–19
- Kracauer, Siegfried 99
- Kraepelin, Emil 125, 130, 163
- Krafft-Ebing, Richard von 14, 71, 103, 126, 166–169
- Krämer-Bannow, Elisabeth 26, 151
- Krämer, Augustin 26
- Kraus, Karl 268, 292
- Kroll, Hubert 224
- Kubin, Alfred 87–88, 175
- Kummer, Fritz 47, 316, 323–326, 329, 338, 370
- Kuttner, Erich 256–257
- Lagerlöf, Selma 118
- Lamszus, Wilhelm 46, 73, 82–94, 104, 248, 257, 280, 305, 332, 362–363
- Lask, Berta 47, 73, 106, 121, 194, 215, 300–306, 309–316, 320, 358–359, 370
- Laukhard, Friedrich Christian 101
- Lavater, Johann Caspar 173
- Lazar, Maria 168
- Le Bon, Gustave 103, 105, 107, 125–126, 135
- Lenin, Wladimir 302, 305, 313, 315
- Lenzi, Umberto 249
- Léry, Jean de 21–22, 27, 36, 173
- Lessing, Gotthold Ephraim 204
- Lessing, Theodor 37, 40, 46, 72, 139, 141–166, 170–183, 219, 264, 278, 311, 328, 363, 365–366, 368
- Lettow-Vorbeck, Paul von 117, 223, 231, 239
- Leutemann, Heinrich 193
- Lévi-Strauss, Claude 13–14, 289–290, 364, 369
- Liszt, Franz 163
- Livingstone, David 61
- Loerke, Oskar 37, 94
- Lombroso, Cesare 57, 68–69, 71, 103, 118, 126, 157, 167
- Löns, Hermann 118
- Lorenz, Konrad 193
- Löwy, Jizchak 195
- Lublinski, Samuel 141–142
- Luciani, Luigi 196
- Luxemburg, Rosa 37, 99, 132, 305
- MacSwiney, Terence 187

- Mann, Heinrich 46, 73–74, 76–77, 121
- Mann, Thomas 37, 63, 129–130, 141–142, 173, 256, 279–280, 317
- Marx, Hugo 125
- Marx, Karl 298, 306–307, 316, 357
- Masereel, Frans 73, 311
- Mavege, Rudolf 33
- Mayr, Ernst 76
- McCay, Winsor 91
- McDougall, William 105
- Mead, Edward 298, 306, 323, 329
- Mehring, Walter 121–122, 156
- Meinhof, Carl 216–217
- Meiwes, Armin 16
- Meli, Isaria Anael 228
- Meli, Mangi 227–228, 369–370
- Melville, Herman 298
- Merker, Moritz 216–217
- Merlatti, Stefano 196
- Michel, Louise 132
- Montaigne, Michel de 21, 210, 265, 289, 293–294, 297–299, 330, 369
- Mora, Terézia 281
- Morgan, Lewis 68
- Mosse, George 72, 164
- Mühlens, Peter 46, 99, 121–123
- Müller, Fritz 325
- Müller, Robert 297, 300, 350
- Münzenberg, Willi 302, 314
- Musil, Robert 33, 39, 51–53, 67, 95, 167–168, 279–280, 367
- Nachtigal, Gustav 339
- Nansen, Fridtjof 339
- Nichols, Mary Ann 166
- Nielsen, Asta 97, 115
- Nietzsche, Friedrich 70, 76, 129, 153, 159, 162, 186–187, 219–220, 228, 317
- Nitti, Francesco 33
- Nordenskiöld, Adolf 339
- Norris, Frank 319
- Noske, Gustav 269, 284–285
- Novalis 256, 261, 264, 277, 280, 290
- Oelsner, Konrad Engelbert 102, 137
- Oldfield, Augustus 122
- Oppenheim, Hermann 125
- Ossietzky, Carl von 73, 88, 91
- Paasche, Hans 79–80
- Pannwitz, Rudolf 99
- Paul, Jean 78, 95
- Pausanias 156
- Peters, Carl 227
- Picabia, Francis 281
- Pickersgill, Richard 203
- Platon 62, 155
- Poe, Edgar Allan 102, 175
- Poot, Linke 47, 80, 117, 130, 152, 199, 261–295, 311, 317, 324, 327, 338, 342, 363, 366, 368–369, 371
- Prinzhorn, Hans 59
- Quetelet, Adolphe 163
- Rabelais, François 312–313
- Ratatöskr 325
- Rathenau, Walther 273, 327
- Ratzel, Friedrich 339
- Rilke, Rainer Maria 317
- Ritter, Gerhard 32
- Rosenberg, Alfred 36
- Rosenstein, L. M. 121, 123–124, 147, 363
- Saar, Wilhelm von der 33
- Sacco, Riccardo 195
- Sade, Donatien Alphonse François de 159, 171
- Sandburg, Carl 319, 321
- Sandow, Eugen 254
- Schäfer, Heinrich 167
- Schauwecker, Franz 73
- Scheff, Werner 238, 241
- Schenk, Auguste Victoria 195
- Scheurmann, Erich 321, 330–331
- Schiller, Friedrich 102, 118
- Schirmacher, Käthe 32
- Schlaikjer, Erich 321
- Schnee, Heinrich 26, 30, 221, 223
- Schneyer, Ludwig 32
- Schomburgk, Hans 28, 201

- Schrönghamer-Heimdal, Franz 308  
 Schubert, Theresa 15  
 Schuffenhauer, Ida 31  
 Schweinfurth, Georg 224, 339  
 Schwitters, Kurt 168  
 Seneca 13, 274  
 Serner, Walter 144  
 Shakespeare, William 159, 280–281  
 Shelley, Mary 345  
 Simmel, Georg 11, 56, 99, 129, 133, 277, 283  
 Sinclair, Upton 152, 181, 316, 319, 322–326, 358, 371  
 Smith, William Robertson 56, 64, 69  
 Solf, Wilhelm 30  
 Sombart, Werner 305, 307  
 Speiser, Felix 26  
 Spengler, Oswald 67, 150  
 Spieß, Hans 99, 108, 110, 113–115, 364  
 Spivak, Gayatri 12, 44, 315, 370  
 Staden, Hans 27, 202–203, 273, 366  
 Stanley, Henry Morton 61  
 Stehle, Bruno 33  
 Stekel, Wilhelm 171  
 Stelzner, Helenefriiderike 46, 99, 124–128, 130–137, 144, 262, 278, 364  
 Sterne, Laurence 159  
 Stinde, Julius 81, 198–202, 207  
 Succi, Giovanni 195–196, 205–206, 215  
 Sue, Eugène 181  
 Swift, Jonathan 118, 293, 306, 355, 370  
 Tagore, Rabindranath 318, 328, 330  
 Tanner, Henry 196  
 Thilenius, Georg 26–27, 42, 221, 225, 361  
 Thurn und Taxis, Marie von 317  
 Tocqueville, Alexis de 318  
 Toller, Ernst 221, 245, 254, 257, 311, 368  
 Tönnies, Ferdinand 32, 135  
 Troeltsch, Ernst 99  
 Tucholsky, Kurt 103–104, 263, 317  
 Unger, Rudolf 340  
 Varga, Eugen 99  
 Vespucci, Amerigo 14, 103  
 Virchow, Rudolf 192–193  
 Vogel, Hans 26  
 Vogt, Carl 201  
 Voltaire 287  
 Wassermann, Jakob 167  
 Weber, Alfred 317  
 Weinert, Erich 143  
 Weininger, Otto 174  
 Weiß, Ernst 47, 142, 215, 245–246, 256, 312–313, 368, 370  
 Wells, H. G. 343  
 Werner, Anton von 88  
 Wiene, Conrad 27  
 Wilde, Oscar 159  
 Wilhelm II. 91  
 Willkomm, Ernst 329, 356  
 Wohltmann, Ferdinand 30  
 Wolf, Friedrich 282  
 Wulffen, Erich 144, 156, 158, 168–169  
 Wundt, Wilhelm 271  
 Yeats, William Butler 187  
 Zapolska, Gabriela 185, 195, 201, 220  
 Zech, Paul 109–110, 323–324  
 Zimmermann, Waldemar 111  
 Zola, Émile 159, 287, 298, 356  
 Zur Mühlen, Hermynia 46, 106, 311, 324



## Dank

Ich danke Ulrike Vedder für ihre langjährige Unterstützung und die kluge und weitsichtige Betreuung dieser Arbeit. Ich danke Eva Bischoff für ihre Expertise und ihr Engagement bei der Zweitbetreuung. Für Förderung, Zuspruch, Rat und Austausch in den Jahren der Promotion danke ich darüber hinaus Tie Ying Bai, Ute Bettray, Stephan Brändle, Jan Hon, Anna Hordych, Mari Jarris, Kira Jürjens, Anton Kaes, Christiane Köhler, Miriam Köhler, Renate Kroll, Niklaus Largier, Sophia Léonard, Robert Loth, Shao Ping Lü, Chao Lü-Köhler, Ethel Matala de Mazza, Jonas Mirbeth, Daniel Ratz, Lea Reiff, Alexander Schmidt, Stefanie von Schnurbein, Hania Siebenpfeiffer, Lisa Stechert, Jonas Teupert, Joseph Vogl, Roman Widder, Klaus Wiehl, Stefan Willer, Burkhardt Wolf und Mirjam Wulff. Besonders danke ich den Freund:innen und Kolleg:innen, die zuletzt die Lektüre einzelner Kapitel übernahmen: Anatol Heller, Susanne Klimroth, Marius Reisener, Florian Scherübl und Tim Schleinitz.

